Binnen der rothen Tonne.

Erster Band.

Neue belletriſtiſche Werke
ſehr beliebter deutſcher Schriftſteller.

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,

welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guter Leihbibliothek vorräthig zu finden ſind:

Bradden, M. E., Henry Dunbar. Roman. Aus dem Engliſchen. Autoriſirte Ausgabe. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Bradden, M. E., Frau Doctorin. Roman. Aus dem Engliſchen. Autoriſirte Ausgabe. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Hartmann, A., Junker und Bürg[illegible] Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Lewald, Fanny, Die Reiſegefährten. Roman. 2. Ausg. 2 Bde. Geh. 2¼ Thlr. (Dieſes urſprünglich bei J. Guttentag erſchienene, jetzt in meinen Verlag übergegangene Buch koſtete früher 4¾ Thlr.)

Meißner, Alfred, Lemberger und Sohn. Eine Prager Judengeſchichte. Geh. 2 Thlr.

Raabe, Wilhelm (Jakob Corvinus.), Ferne Stimmen. Erzählungen. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Rau, Heribert, Garibaldi, Italiens Held und Schwert. Ein hiſtoriſches Lebensbild. 3 Bde. Geh. 4½ Thlr.

Ring, Max, Neue Stadtgeſchichten. Erzählungen. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Rothenfels, E. v., An der Weichſel. Roman in 2 Bänden. Geh. 2 Thlr.

Schmid, Hermann, Im Morgenroth. Eine Münchener Geſchichte aus der Zeit Max Joſeph's des Dritten. 2 Bde. Geh. 2¼ Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Kinder der Arbeit. Roman. 3 Bde. Geh. 1 Thlr.

Spielhagen, Fr., Die von Hohenſtein. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Spielhagen, Fr., Röschen vom Hofe. Roman. Geh. 1½ Thlr.

Spielhagen, Fr., Vermiſchte Schriften. Erſter Band. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhuſen, Hans, Rouge et Noir. Roman. 2 Bde. Eleg. geh. 3 Thlr.

Die rothe Tonne.

Binnen

der rothen Tonne.

Novellenbuch der Niederelbe.

Von

Heinrich Smidt.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Ex
Bibloth. Regia
Berolinensi.

Inhalt.

1. Die rohe Tonne . . . . . IX.
2. Die alte Liebe . . . . . 1.
3. Vom kleinen Hein . . . . . 123.

Die rothe Tonne.

„Was bedeutet sie und wo finde ich sie?"

Jene Damen und Herren, die auf der Hamburger Dampfschiffsbrücke stehen, werden es Euch sagen, wenn sie heimkommen.

Die Glocke läutet zum ersten Male und einzelne Passagiere beschreiten das Verdeck. Ein zweiter, größerer Strom ergießt sich, als zum zweiten Male die Glocke angezogen wird. Da schlägt es sieben Uhr vom großen Michaelisthurm und der Wachtmann auf der Hafenjacht giebt sechs Glasen an. Es läutet zum dritten Male. Die Spätlinge und Nachzügler rücken ein und als der letzte Ton verhallt, rundet der Dampfer von der Brücke ab und in den Strom hinein.

Der Himmel lacht in Gold und Azur. Ein leiser Südost kräuselt die wallende Fluth. Sonnenschein auf allen Gesichtern. Die Erwartung färbt die Wangen röther: „Was wird kommen? Was werden wir sehen?"

Hinab geht es mit der Ebbe. Zuerst an Altona und den Gärten von Neumühlen und Oevelgönne vorüber; dann längs den lieblichen Höhen von Blankenese, bis die letzte derselben vor der Wedeler Bucht in den

Strom fällt und dieser sich zu einem See ausdehnt. Das Romantische der Fahrt ist vorüber. Berg und Thal liegen hinter uns. Zu beiden Seiten des Stromes dehnen sich die weiten Marschstrecken mit ihren hohen Deichen, über die nur einzelne Bäume und Kirchthürme auf die Vorüberseglenden sehen. Mit dem „Krautsand" entschwindet auch die letzte Insel und das Auge wird durch Nichts gehemmt, wenn es die stolze Bahn durchmessen will, welche der Strom auf seiner Wanderung nach dem Meere durcheilt.

Da kommt die Station Brunsbüttel und das holsteinische Ufer weicht bald soweit zurück, daß es mit dem bloßen Auge nicht mehr erreicht wird. Die Elbe nimmt den Charakter der See an. Ihre Wellen gehen hoch und die weißbefiederten Möven ziehen mit heiserem Krächzen dem Schiffe nach. Während der ganzen Fahrt flog der Dampfer an einer großen Anzahl von Tonnen vorüber, bald weißen, bald schwarzen. Sie sind wie Kreisel geformt, an deren unterster Spitze ein schwerer Anker hängt, der in den Grund gesenkt ist. Er hält die Tonne fest, die sich nun stets um ihre Achse dreht. Diese Marken deuten das Fahrwasser an. Mancher schelmische Matrose sucht den gutmüthigen Binnenländern einzureden, daß in den schwarzen Tonnen die Schuster und in den weißen die Bäcker wohnen. Aber sie glauben es nicht.

Nun kommt Cuxhafen. Auf den verschiedenen Stationen gingen die Strompassagiere ab und zu. Hier entfernen sich die letzten. Als das Boot bei der „alten Liebe" anlegt, strömen sie über die Stege weg, den Gasthäusern zu. Ein Neugieriger fragt: „Die alte Liebe? Was bedeutet sie?" Die nachfolgenden Blätter werden von der halbverschollenen Sage reden. Die alte Liebe! Und sie war doch so jung und hoffnungsreich. Nun liegt sie zu unsern Füßen und wir treten darauf.

Die letzten Strompassagiere verschwinden hinter den Deichen. Die Herrschaften, die nun zurückbleiben, sind die „Passagiere über See" und Helgoland ist ihr Bestimmungsort. Alle diese Damen und Herren zeigen ein doppeltes Gesicht. Das eine glüht von Selbstbewußtsein. Das Heroische des Unternehmens haucht eine leichte Röthe über die Wangen der Damen hin. Das zweite Gesicht zieht sich in die Länge. Es ist sehr bleich und auf der Stirn macht sich eine Vorahnung von Seekrankheit und den dazu gehörigen Unannehmlichkeiten bemerkbar.

Aber das Boot rundet wieder ab und in den Strom hinein. Das letzte Dorf fliegt vorüber und nach diesem die Kugelbaak, das letzte Merkzeichen des Festlandes. Vorüber geht es an der Insel Neuwerk und den Feuerschiffen, vorüber am Lootsgaliot und an der rothen Tonne.

An dieſe letztere heftet ſich das Auge unwillkührlich. Nachdem die ſchwarzen und die weißen kreiſelnden Tonnen verſchwunden ſind, naht eine rothe. Es iſt die letzte ſchwimmende Marke und deutet an, daß ſich hier die Elbe von der Nordſee ſcheidet.

Und wenn die „Paſſagiere über See" nach einiger Zeit heimkommen und nach der rothen Tonne gefragt werden, antworten ſie:

„Es iſt ein Merkzeichen, welches andeutet, daß daſelbſt die Elbe aufhört und die Nordſee anfängt. Auf der Rückreiſe war es umgekehrt."

Aber von Allem, was ihnen diesſeits oder jenſeits der rothen Tonne begegnete, von der Stunde an, da die hohen Deiche emporwuchſen, die das Land verſteckten, bis zu der Stunde, da ſie das Land ganz und gar aus dem Geſichte verloren und an der rothen Tonne vorüberſteuerten, haben ſie nichts vernommen. Entweder war das Wetter ſchön und ſie hatten ſo viel zu ſcherzen und zu lachen, zu ſingen und zu tanzen, daß die Stunden flogen wie Minuten; oder das Wetter war ſchlecht und nicht ungeſtraft wiegt man ſich auf der grünen Fluth, wenn die Stürme brauſen. Thalatta! Thalatta! Der Meergott fordert ſeine Opfer.

O über die Blinden! Welch' ein Schauplatz dehnt ſich aus zwiſchen dem Feſtlande und der rothen Tonne!

Die alte Liebe.

Die alte Liebe.

Die alte Liebe! So heißt die Landungsbrücke zu Cuxhafen, jenes aus Holz und Eisen roh zusammengezimmerte Bollwerk, wo die Fischerböte und die Dampfschiffe anlegen, wo vom frühesten Morgen bis zum späten Abend das Leben in seinen stärksten Pulsen klopft.

Die alte Liebe! Sie ist das A und das O der Cuxhafener. Sie ist ihnen der Anfang und das Ende aller Dinge. Der Eingeborne braucht sie zu seinem Leben so nothwendig, wie die Luft, die er athmet. Und auf den Fremden übt sie eine gleiche magische Kraft. Der Petersburger findet hier seine Newsky-Perspective, der Hamburger seinen Jungfernstieg, der Pariser seine Boulevards und der Berliner seine Linden.

Die alte Liebe! So heißt die Brücke, wie man sagt, von unvordenklichen Zeiten her, und doch ist hier Alles jugendlich-frisch, in der heitersten Ursprünglichkeit.

Mit dem letzten Einsetzen der Fluth, die schlotternden Segel am Mast, gelingt es dem von der See antreibenden Blankeneser Ever, sich der ganzen Länge nach vor die Brücke zu legen und seine Fangtaue hinten und vorne auszuwerfen. Und kaum hat er seine Luken geöffnet, als Große und Kleine mit Körben und Mulden von allen Seiten herbeiströmen, um ihre Einkäufe zu besorgen. Wer hat es ihnen gesagt, daß eine Ladung frischer Fische für sie bereit liegt? Niemand! Kein Ausrufer hat seinen Bierbaß erschallen lassen; keine Trommel wirbelte den Deich entlang. Es liegt in der Luft. Es ist das Arom der Maischolle, das in ihre Stuben dringt und sie hinauslockt an den Deich und auf die Brücke mit den zersplitterten Bohlen.

Keine Seezunge, keine Steinbutte mehr am Bord! Sie werden für die reichen Feinschmecker und für die Gastwirthe aufbewahrt. Nur Maischollen, klein und zierlich, aber springend-lebendig, in unbeschränktester Auswahl.

„Das Stück einen Schilling und auf fünf einen sechsten zu!" Man kann nicht wohlfeiler kaufen.

Es ist dies die Meinung des Fischers, die der Käufer lebhaft bestreitet und die nimmer zur Ausgleichung kommt. Aber haltet den erkauften Segen fest, sonst geht es Euch, wie dem alten Mütterchen, aus

deren Korb der Fisch einen Saltomortale machte, der ihn in den Strom zurück beförderte.

Und während dieses harmlosen Handels um Schillingsfische segeln die stolzen Fregatten und Briggs, dampfen die Steamer aus aller Herren Länder dicht an der Brücke vorüber, bald auf-, bald niederwärts mit ihrer Ladung, die nach Hunderttausenden berechnet wird, mit einer Kajüte und einem Zwischendeck voll Passagieren, reich an Hoffnungen und Erwartungen, in jedem Kopfe ein Luftschloß, das jenseits des Oceans vor dem leisesten Hauche zusammenstürzt.

Das Proviantboot holt aus, um den draußen harrenden Feuerschiffen den ersehnten Mundvorrath zuzuführen. Der kleine „Neuwerk" und der große „Brillant" dampfen ab, um die vollen Schuten des Baggers zu entfernen und sie leer zurück zu bringen. Die Herren Agenten und Schiffsmakler stehen auf dem Lugaus. So bald sie einen fremden Segler erspähen, fliegen sie ihm mit ihren leichten Segelböten entgegen und das erste Geschäft wird auf offener See gemacht.

Brausend kommt der dreimastige „Helgoland," geführt von dem mannhaften Herrmann Otten, der auf seinem Siegesfluge von und nach Helgoland hier einen Augenblick anhält, um an und von Bord zu nehmen und zu geben, was hier seinen Zielpunkt hat. Und

dann dampft er weiter, die flüssige Arena entlang, er selbst allein, denn von den Dampfern aller Nationen, die hier stündlich auf- und abfahren, ist auch nicht Einer, der ihm entfernt die Spitze bieten kann. Sie bleiben alle in seinem Kielwasser zurück.

Noch lebendiger ist es hier, wenn der „Patriot" sich naht, jener Dampfer mit den zierlichsten Formen, den Capitain Nagel so energisch führt und der als Postschiff seine Stunde einhält, als beherrsche er das Element, das ihn trägt. Aber weit bis hinein in das Land steht die harrende Menge, wenn dasselbe Schiff an Sonntagen als Extraboot erscheint, bedeckt mit Festflaggen und Wimpeln, mit voller Musik und Hunderten von fröhlichen Passagieren am Bord. Da ist ein Rufen und ein Jauchzen, ein Willkommen und Händeschütteln, ein Singen und Klingen, das von der Brücke bis in das Hotel Belvedère hineinreicht und darüber hinaus.

Und dieses frische, fröhliche, ungebundene Dasein ist die alte Liebe? Dies Kinderjauchzen, dieses Jünglingsleben, dieses Mannesbewußtsein, das sich in Thaten ausspricht, schritte alt und grau umher, vielleicht mit wackelndem Kopf und den Stab in zitternden Händen? Giebt es einen grelleren Widerspruch, als diesen Namen und diese Thaten? Woher kommt das?

Der laute Markt des Lebens hat keine Antwort auf diese Frage. Das Grübeln und Forschen erlahmt. Erst die Stille der Nacht giebt schweigend den Schlüssel in die Hand des Dichters.

Es ist allmählich still geworden auf diesem nordischen Rialto. Die letzten ungewissen Gestalten, gehüllt in Paletots und Mäntel, verschwinden in dem Dunkel des Abends und finden sich wieder in dem behaglichen Zimmer, wo die Theemaschine ihr eintöniges Lied summt.

Die alte Liebe besitzt nur *eine* Bank und diese ist schmal und kurz. Bei Tage ist es eine Kunst, sich einen Sitz auf derselben zu erkämpfen; allein jetzt ist Platz vollauf, und der Blick des Beobachters schweift ungehindert über den weiten Spiegel des Stromes.

Der letzte Abendschimmer stirbt. Die Nebel brauen aus der Tiefe und ballen sich zu allerlei seltsamen Gestalten zusammen. Die rastlos wandernden Schwestern Ebbe und Fluth begegnen sich zur kurzen Zwiesprach, und ein geheimnißvolles Flüstern klingt aus den zusammenrauschenden Wellen an die Oberfläche hinauf. Der Nordwest, der mit aufgeblasenen Backen den schwesterlichen Streit belauscht, fährt auflachend dazwischen und jagt sie auseinander. Hoch geht die Fluth mit immer wilderem Tosen und wirft ihre Wellen gegen

die Brücke, daß diese zusammenschüttert, und den einsamen Träumer auf der Bank ein leises Fürchten ergreift.

Aber die Mitternachtsstunde erscheint und die Welt der Geister tritt in ihre Rechte ein. Es schweigt der Sturm und die Wellen ruhn. Die Wolken verschwinden in eine unbestimmte Ferne und der Mond wirft sein magisches Licht über die weite, unbewegliche Fläche. Feierliche Stille herrscht rings umher. Der Elbgeist steigt aus der Tiefe und breitet segnend seine Arme aus über den Strom, der seines Reiches Anfang und Ende ist. Wunderbare Melodieen klingen durch die Luft. Und wer im Stande ist, diese Melodieen zu fassen und ihren Sinn zu enträthseln, dem enthüllen sich die Sagen des Stromes in all' ihrer Fülle und unter diesen tönt hell und deutlich das Mährlein von der alten Liebe.

Hart an dem Deiche, der von Cuxhafen nach Ritzebüttel führt, lag auf dem halben Wege das Haus des Mynheer Thomas to Baben. Es hatte zu beiden Seiten einen Hof mit blühenden Linden, der durch ein hohes Gitter von den Nachbarhöfen geschieden war. Mynheer liebte es nicht, daß seine Nachbarn ihm in die Fenster schauten, darum war auch das Haus etwas

rückwärts gebaut und ein breiter Graben, über den eine schmale Brücke führte, trennte es von der Straße.

Aber in einem besuchten Seehafen kann man auf die Länge nicht den Einsiedler spielen, wenn man auch wollte. Die Leute erfahren nach und nach Alles und was sie nicht erfahren, das ergänzen sie nach Gutdünken. Mynheer Thomas to Baben hatte Niemandem seine Lebensgeschichte anvertraut; aber sie ward in den wechselndsten Formen erzählt, bald kurz und mürrisch, wie er selbst sich den Leuten gab; bald breit und nichtssagend, wie das Gesicht seiner Frau Rebekka, bald lieblich und holdselig, wie seine Tochter Magteld mit den goldenen Ringellocken und den lichtblauen Augen.

Es waren nur wenige gesetzte Männer in Cuxhafen, mit denen Mynheer Thomas to Baben Umgang hielt, und ihre Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Geld und ähnliche Angelegenheiten. Er mußte früher, bevor er sich hier niederließ, ein schwunghaftes Geschäft betrieben haben, worauf noch jetzt Manches hindeutete, und wenn er einmal warm wurde, hatte er durchaus kein Hehl, daß er all' sein irdisches Glück der See verdanke, welche ihm Alles, wornach von je sein Herz verlangte, mit verschwenderischer Fülle zuwarf.

Darum hatte sich Thomas to Baben hier in der Nähe des Stromes angebaut, um seine Wohlthäterin stets vor Augen zu haben. Wollte er sich eine Lust gönnen, ging er den Deich entlang bis zur Kugelbaak, den Blick immer auf die wallende Fluth und auf die vorüber segelnden Schiffe gerichtet. Dort stand er eine lange Zeit mit übereinander geschlagenen Armen, in Gedanken seine ganze Vergangenheit durchlaufend, vom ersten Knabenalter an bis zur gegenwärtigen Stunde. Wendete er sich dann zur Heimkehr, malte sich die vollste Zufriedenheit in allen seinen Zügen und er grüßte die Vorübergehenden noch einmal so herablassend, als es auf dem Hinwege geschehen war.

Frau Rebekka nahm an diesen Vergnügungen ihres Eheherrn keinen Antheil. Sie saß in ihrer besten Stube, umgeben von allen Herrlichkeiten Alt-Niederlands, wozu im Winter die blanke, mit hinreichenden glimmenden Kohle gefüllte Feuersorge und der summende Theekessel zu allen Jahreszeiten gehörte. Wenn sie diese Gaben in aller Ruhe genießen konnte, schien sie keine andern Wünsche mehr zu haben. Manchmal mochte es Jemand bedünken, als leuchte ein unbestimmtes Etwas aus den sonst so gleichgültig blickenden Augen, das auf etwas Größeres, Tieferes schließen

lasse; aber es war dies ein Moment, der gedankenschnell entwich, wie er kam.

Zwischen diesen Beiden stand Magteld, das jugendliche blühende Kind mit den goldenen Locken und den blauen Augen. Sie war der Liebling der Aeltern, welche nie einiger waren, als wenn es galt, dem holden Kinde einen Wunsch zu gewähren, oder ihr einsames Leben durch irgend etwas Ungewöhnliches aufzufrischen. Sie durfte sich ihren Umgang nach Belieben unter den jungen Mädchen des Ortes wählen. Bezeigten die lebenslustigen Dirnen auch wenig Lust, sich in das stille Haus des einsamen Niederländers einschließen zu lassen, war dagegen Magteld desto häufiger in den Häusern ihrer Freundinnen zu finden und gab sich ohne Rückhalt einer offenen, lebensfrischen Heiterkeit hin. Es war die harmlose Ruhe eines unbefangenen Herzens, welches der glühende Sonnenstrahl der Liebe noch nicht zu des Lebens Glück und seinen unendlichen Schmerzen wach küßte.

Eine Schönheit, wie die Magteld's, konnte nicht lange unbemerkt bleiben und manche Anträge, versteckte und offene, gelangten an den Vater, der sie gelassener aufnahm, als man nach seinem ganzen Wesen hätte vermuthen sollen. Aber die harmlose Maid verstand alle diese verblümten und versteckten Anspielungen nicht,

die von den jungen Brüdern und Vettern ihrer Gespielinnen ausgingen, und hüpfte lachend davon.

Abermals war ein solcher Antrag aus einem achtbaren Hause dem Vater zu Händen gekommen und dieser blickte fragend auf seine Frau.

„Will sie ihn?“ fragte Frau Rebekka nach einer Pause.

„Ich weiß es nicht.“

„Dann frage sie, Thomas. Und wenn sie Nein sagt, schicke ihn fort.“

„Sie sagt immer Nein!“ unterbrach er die Frau verdrießlich. „Ich habe es nun satt. Sie ist alt genug zum Heirathen.“

„Willst Du sie zwingen?“ fragte Frau Rebekka, den Mann fest ansehend, und in ihren Augen zeigte sich jenes räthselhafte Etwas, das sie so wunderbar belebte. „Willst Du sie zwingen, wie einst die Mutter gezwungen wurde?“

„Nein!“ entgegnete Mynheer Thomas nach einer Pause fast weich. „Zwingen will ich sie nicht.“

„Dann ist es gut!“ sprach Frau Rebekka und fiel wieder in die frühere kalte Gleichgültigkeit zurück.

Gleich darauf stand Thomas to Baben draußen auf dem Deich und begann seine gewohnte Wanderung nach der Kugelbaak. Das Gespräch mit seiner Frau,

ſo kurz es war, hatte ihn doch ungewöhnlich aufgeregt, und der ſonſt ſo kalte Niederländer lieh unwillkührlich ſeinen Gedanken Worte:

„Zwingen! Hm! Ich zwinge Niemand. Aber die arme Rebekka bildet es ſich ein und kann den Gedanken nicht los werden, obgleich ſchon mehr als dreißig Jahre darüber hingegangen ſind. Sie hat es freiwillig gethan. Sie hat mir die Hand gereicht und geſagt: Nehmt mich hin, ich will Euer Weib ſein. Da freite ich ſie und kann nicht ſagen, daß mir das Glück, wonach ich mich ſehnte, beſonders zum Heile ausgeſchlagen iſt. Es iſt ſtill und traurig geweſen in dem Hauſe immerdar. Erſt als wir nach vielen Jahren die Magteld bekamen und als ich hierher zog, dicht an die See, wo kein Wald iſt und wo das Horn des Jägers nicht klingt ....“

Er hielt plötzlich inne. Ein Gemiſch von Wuth und Schmerz malte ſich auf ſeinem Geſicht und er beſchleunigte unwillkührlich ſeine Schritte.

„Burkhard Daun!“ rief er mit lauter Stimme und die friſch aufſtürmende Briſe trug ſeine Worte auf die See hinaus. „Burkhard Daun, Du biſt mir zeitlebens ein böſer Geiſt geweſen. Und ich hoffe ſtark, Du biſt es *geweſen*. Gebe Gott, daß wir uns niemals wiederſehen.“

Die brausenden Wellen in seinem Innern hatten sich noch lange nicht gelegt, als Thomas to Baben am Abend in sein stilles Haus am Ritzebütteler Deich zurückkehrte.

Es ist kaum möglich, daß in einem Stranddorfe zwei Knaben gefunden werden können, deren Lebensverhältnisse sich in allen Dingen so sehr glichen, als die von Burkhard Daun und Thomas to Baben. Ihre Väter trieben gemeinschaftlich das Fischerhandwerk. Sie besaßen nur ein Boot und eine Hütte. Der spärliche Verdienst reichte kaum hin, das Nothwendige für sich und die Knaben zu beschaffen, allein sie waren herzinnig vergnügt dabei. Beide hatten keinen andern Wunsch, als daß die Freundschaft der Väter auf die Söhne forterben und diese mit denselben Netzen fischen und unter demselben Dache ruhen möchten, wie sie — die Alten — es so lange und mit solcher Lust gethan.

Aber es schien nicht, als ob der Herzenswunsch der Väter sich erfüllen sollte. Ein Zwiespalt eigener Art offenbarte sich in den beiden jungen Herzen, der zu einem tiefen Abgrunde zwischen ihnen ward.

Schon in frühester Jugend gab sich diese Verschiedenheit kund, die mit den Jahren an Stärke zu-

nahm. Wenn die Stürme toseten und die Wellen auf den Strand niederschlugen, daß der Boden weithin erdröhnte, jauchzte Thomas laut auf und stürmte fort. Je höher die Wellen gingen, je wilder die Brandung rauschte, je lustiger wurde er und sang mit ihnen um die Wette. Er lief der heranrauschenden Fluth entgegen, ließ sie über sich hinwegströmen und schüttelte lachend die Tropfen aus den triefenden Haaren. Und nie kam er wieder von einem solchen Streifzuge heim, ohne daß die See ihm von ihrem Ueberflusse eine Gabe hinwarf, die er freudig ergriff, so unbedeutend sie mitunter war, und sie im Triumph nach Hause trug. Dann empfing ihn ängstlich zagend der Freund, und rieb ihm mit zitternder Hand die vor Frost fast erstarrten Glieder Er schalt auf die böse See und verwünschte sie zu ewigen Tagen, bis Thomas mit lautem Gelächter diesem Auftritt ein Ende machte.

Unfern von dem Dorfe und in dem Rücken desselben erhob sich ein mit Moos und Heidekraut bewachsener Sandhügel. Auf der Spitze desselben stand Burkhard manche Stunde und schaute nach binnenwärts, wo ein dunkelblauer Streifen den Horizont umgränzte. Und das war der Wald, dessen Wipfel wunderbare Melodieen sangen, wenn der Sturm sich vom Binnenlande aufmachte und der See zuflog. Kam Burkhard

dann von seinem Hügel herab, spottete der Thomas ihn aus und schalt auf die dummen Bäume, die in der Erde festgewachsen wären und nicht mit dem Winde fortlaufen könnten, sondern sich tüchtig von ihm zerzausen und sich Alles gefallen lassen müßten. Aber Burkhard stahl sich von der Seite des scheltenden Freundes weg und eilte in den Wald, dessen Quellen ihm entgegenzogen, dessen Bäume ihm mit ihren Zweigen winkten und dessen zwitschernde Bewohner ihn mit leisen Flügelschlägen umkreiseten, bis sich Vergangenheit und Zukunft von ihm trennten und er nur allein in der magisch-grünen Gegenwart mit seinem vollen, jugendlichen Herzen lebte und webte. Oft kam er am späten Abend, oder gar erst bei dem Anbruch des Tages heim, eine Melodie auf den Lippen, wie er sie den Vögeln ablauschte, einen Kranz von Laub und Blumen im Haar, den er, kaum wußte er zu sagen, wie, um die Stirn geflochten. Die ganze Seele war voll von bunten Träumen, womit, ihm unbewußt, die Fee des Waldes ihn umspann. Des Hänselns war dann kein Ende, bis die Geduld des jungen Waldgängers riß und er sich gegen den tyrannischen Freund auflehnte, der ihn mit Gewalt beherrschen wollte. Der Scherz und das bewußtlose Spiel der Knaben wurde mit den Jahren allmählich zum

Ernſt und die Zwei, welche ſich brüderlich zur Seite ſtehen ſollten, ſtanden ſich bald in faſt unnatürlicher Schroffheit einander gegenüber.

Da trat ein furchtbares Ereigniß ein, welches plötzlich allen Träumen und Spielen ein Ende machte und Beiden das Leben in der ernſteſten Geſtalt zeigte. Mit vielen andern Schiffern und Fiſchersleuten waren die beiden unzertrennlichen Gefährten Daun und to Baben auf den Fiſchfang gegangen. Mit dem Eintritt der Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus und am folgenden Abend erſcholl die Trauerkunde, daß ſie mit vielen Andern verunglückt ſeien. Des Jammerns und Wehklagens wurde kein Ende. Es gab faſt kein Haus im Dorfe, worin nicht der Tod irgend eines Verwandten betrauert wurde. Von Dieſem war ein Vater, von Jenem ein Bruder oder Sohn gegangen, um nicht wiederzukehren.

Thomas und Burkhard waren verwaiſt. Jedermann im Dorfe hatte mit ſeinem eigenen Schmerz zu thun und fand wenig Zeit und Luſt, ſich um das Unglück der Anderen zu bekümmern. Als die Wenigen, welche dem Unwetter entronnen waren, eidlich erhärtet hatten, daß die Fiſcher Daun und to Baben vor ihren ſichtlichen Augen ertranken und das Fahrzeug derſelben geſunken ſei, ging der Vorſtand des Dorfes zu den

Knaben, gab ihnen Kunde von dem Vorgefallenen und ermahnte sie, auf eigenen Füßen zu stehen, da die Zeit des Spielens jetzt ein Ende habe, worauf er etwas Rechtes gethan zu haben glaubte und sich entfernte.

Burkhard und Thomas gingen Hand in Hand dem Strande zu und sahen auf die noch immer grollende und tobende See. Beide wußten, was sie verloren, und eine dunkle Ahnung stieg in ihnen auf, daß sie das Verlorne niemals wieder gewinnen würden. Da bewältigte der Schmerz die Knaben. Sie brachen in Thränen aus und Beide hielten sich fest und innig umschlungen.

Aber ein Schmerzens-Ausbruch, wie heftig er auch ist, dauert nicht ewig. Thomas machte sich sanft von dem Spielgefährten los und sagte:

„Wir müssen nun daran denken, wie wir uns selbst forthelfen. Der Voigt hat uns ermahnt; allein zu essen wird er uns nichts geben und im Hause ist nichts."

„Ich gehe in den Wald!" sagte Burkhard. „Dort wachsen Beeren die Fülle und wir werden vollauf zu essen haben."

„Mit Deinem Wald und Deinen sauren Beeren!" fuhr Thomas dazwischen. „Ich halte mich an die See, die giebt etwas Besseres her."

„Was?“ rief Burkhard und sein Gesicht röthete sich vor Zorn. „Du sprichst von der See? Von dem Ungeheuer sprichst Du, das eben erst unsere Väter tödtete und uns zu unglücklichen Waisen machte? Ich verabscheue sie und sehe sie nicht mehr an mein Lebelang.“

„Sie wird sich nichts daraus machen,“ entgegnete Thomas rasch. „Wenn Du mit ihr schiltst und sie verachtest, wird sie Dich anfassen und Dich schütteln, daß Du es sobald nicht vergißt. Das macht sie immer so.“

Der Streit der Knaben war im Wachsen und nahm so sehr überhand, daß sie sich im größten Zorn trennten und Burkhard schwur, er wolle nie wieder etwas von einem Jungen wissen, der so schlecht sei, ein treuloses Element zu lieben, das eben erst seinen Vater tödtete.

Und als Burkhard dies gesagt hatte, eilte er fort, schnurgerade mitten in das Land hinein und hielt nicht eher an, als bis er im Walde war, wo am plätschernden Quell die Hütte des Holzwärters stand, die er so oft mit sehnsüchtigen Augen betrachtet hatte. Bald mahnte ihn der Hunger, und als er einen Platz fand, wo Beeren die Fülle standen, sammelte er eifrig ein, aber vorerst nur von der Hand in den Mund.

Der Holzwärter, der ihn seit einiger Zeit beobachtete, trat näher und schalt ihn, daß er nehme, was ihm nicht gehöre, ohne einen Erlaubnißschein vom Förster zu haben. Aber als nun Burkhard treuherzig sein Unglück schilderte, half der Alte ihm selbst sammeln, flocht ihm ein Paar Körbchen von Zweigen und Binsen, that die süße Last hinein und schickte ihn mit einem Stück Brod und einem „Gott helfe weiter!“ heim.

In dem Stranddorfe selbst war eine nicht ungewöhnliche Bewegung. In der Nähe ankerte eine holländische Handelsbrigg und deren Eigner machte sich am Lande mancherlei Gewerbe. Seine Anliegen waren so unbedeutend, daß darum kein vernünftiger Seemann die Fahrt unterbricht. Die Schiffer in der Kneipe schüttelten die Köpfe und der Pfiffigste unter ihnen wollte herausgebracht haben, es sei nur ein leerer Vorwand, um das eigentliche Vorhaben zu verbergen. Ein Krieg komme in das Land und mit ihm stände eine Blokade bevor. Das Dorf liege in einer versteckten Bucht, die wegen ihres flachen Strandes von großen Schiffen nicht befahren werden könne, und ein gescheuter Kerl käme leicht auf den Gedanken, ob hier nicht ein passender Ort für ein einträgliches Schmuggelgeschäft sei.

Den Männern fiel ein Stein vom Herzen, als

ihnen diese Auslegung ward. Sie bauten darauf sogleich die kühnsten Hoffnungen und hatten so wenig für etwas Anderes Sinn, daß sie einen Knaben, der von dem Einen zu dem Andern mit flehenden Worten lief, hart abwiesen und ihn zum Teufel gehen hießen.

Der fremde Handelsmann, der von den Seinigen Mynheer Gerritz genannt wurde, verwies den Männern ihre Härte, ließ sich erklären, wer der Knabe sei, und winkte ihn mit den Worten zu sich:

„Thomas to Baben, komme hierher und erzähle mir Deine Geschichte."

Der Knabe gehorchte und als er endete, sagte Mynheer Gerritz zu einem Manne, der sein erster Steuermann war:

„Wenn die See einem solchen Jungen in einer Nacht Alles nimmt, woran sein Herz hängt und er ihr dann noch nicht gram wird, sondern nur begehrt, ihr zu dienen, dann sollte ich meinen, wäre auf einen solchen Jungen etwas zu bauen und ich bin nicht abgeneigt, ihm am Bord meines Schiffes eine Stelle zu geben und zu sehen, was aus ihm zu machen ist."

Der Steuermann stimmte seinem Patron in allen Stücken bei und Mynheer Gerritz sagte dem Knaben, daß er ihn für eine Reise zur Probe an Bord nehmen

wolle. Darüber war der Thomas über die Maßen vergnügt und des Jubels war kein Ende.

Um diese Zeit war es, als Burkhard, in jeder Hand ein Binsenkörbchen voll Beeren und ein Stück von des Holzwärters grobem Brode in der Tasche, aus dem Walde zurückkam und sich über die Herrlichkeiten freute, die er in das verödete Haus brachte. Aber sein Muth sank bald von seiner Höhe, als er das Glück des jungen Freundes sah, der die duftenden Beeren achselzuckend betrachtete und den Antheil an dem groben Brode hochmüthig ausschlug. Mynheer Gerritz, dem sehr daran gelegen schien, bei dem Volke am Strande sich einen guten Namen zu machen, hatte nicht sobald von dem Schicksal des zweiten Knaben gehört, als er sagte:

„Es wäre Schade und fast eine Sünde, ein Paar Jungen, die durch die eigenthümlichsten Umstände mitsammen verknüpft sind, zu trennen. Darum dehne ich mein Erbieten, das ich dem Thomas gethan, auch auf diesen Burkhard aus und nehme Zwei für Einen an Bord, wenn die Gemeinde, der sonst doch diese Kinder zur Last fallen, damit einverstanden ist."

Eine solche Großmuth von Seiten eines ganz Unbekannten war im Dorfe noch nicht erhört worden. Der Voigt ergoß sich in die lebhaftesten Danksagungen

gegen den großmüthigen Herrn und die ganze Gemeinde stimmte in solcher Einhelligkeit bei, daß Burkhard gar nicht daran denken durfte, sich den Wohlthaten, die ihm wider seinen Willen zu Theil werden sollten, zu entziehen und noch selbigen Tages mit sammt dem Thomas an Bord gebracht ward. Am andern Morgen lichtete die Handelsbrigg ihren Anker und Burkhard blickte mit thränenfeuchten Augen auf den dunklen Waldessaum, der immer schmaler ward und endlich hinter den Wolken verschwand. Das heimische Dorf aber sahen Beide nicht wieder.

Nun vergingen viele Jahre. Burkhard hatte sich zur See niemals besonders hervorgethan und wurde verächtlich von einer Ecke in die andere geschoben, was ihm den erzwungenen Beruf gerade nicht angenehmer machte. Thomas dagegen hatte eine Leidenschaft für das ruhelose Element an den Tag gelegt, welche ihn auch das Schwierigste spielend überwinden ließ. Er wurde der Liebling Aller und Mynheer Gerritz und sein Steuermann prophezeiten ihm eine große Zukunft.

Einmal that der Burkhard einen ungeschickten Fall, der ihn mindestens für Jahr und Tag, wenn nicht auf immer, für den Seedienst unfähig machte. Er wurde mit dem Ersparten vom Schiffe entlassen und

erhielt durch die Vermittlung seines ehemaligen Capitains einen kleinen Posten als Schreiber bei dem Hafenmeister, der ihm ein dürftiges Auskommen sicherte. Hier verbrachte Burkhard seine Tage, während sein Freund Thomas, von der See fortdauernd begünstigt, bald das Commando eines eigenen Schiffes erhielt und sich von seinem bisherigen Patron, der sich längst zur Ruhe gesetzt hatte, trennte.

Das Landleben bekam dem Herrn Gerritz schlecht. Seitdem er nicht mehr zur See thätig war, verfiel er auf allerlei Liebhabereien und Speculationen, die ihm, da sie zum Oeftern schlecht ausfielen, vieles Geld kosteten. Er mußte sich mehr und mehr einschränken, und es ward Zeit, inne zu halten, wollte er nicht seinen gänzlichen Ruin herbeiführen. Er wurde mürrisch, lag im Hader mit der ganzen Welt und ließ, wenn er niemand anders hatte, seinen Groll an seiner jungen Tochter Rebekka aus, die ihm nur mit Thränen Widerstand leistete. Sie war schön diese Rebekka und von allen jungen Leuten, die dies bemerkten, war Burkhard Daun nicht der Letzte. Aber wie durfte der arme Schreiber es wagen, seine Augen zu der Tochter des reichen Gerritz zu erheben? Er verschloß seine Empfindungen im tiefinnersten Herzen.

Nun geschah es, als er einst in der Garküche sein bescheidenes Mahl einnahm, daß ein Gast ihm zurief:

„In dieser deutschen Zeitung, die mir in die Hände geräth, sehe ich Euern Namen groß und deutlich gedruckt. Das Andere kann ich aber nicht lesen. Seht zu, ob Ihr besser damit fertig werdet."

Mit diesen Worten empfing Burkhard Daun die Zeitung und erblickte ein gerichtliches Proclam, wornach die Erben des in einem Schiffbruche umgekommenen Schiffers Daun sich wegen einer Erbschaft melden sollten, die ihnen zugefallen sei. Es war Alles auf das Deutlichste angegeben und ein Irrthum nicht möglich. Ein naher Verwandter seines Vaters hatte diesem sein Eigenthum vermacht. Es bestand aus einem Hause, nebst einem Acker und einem Stück Forst, groß genug, um eine Familie ehrlich durch die Welt zu bringen. Nach einem Vierteljahre war Burkhard Daun zu der Gewißheit gekommen, daß ihm dies Erbe zugesprochen war und er dasselbe antreten könne, sobald es ihm selbst beliebe.

Die Kluft zwischen Burkhard Daun und Herrn Gerritz, der unterdessen wieder ein Paar schwere Niederlagen erlitten, war jetzt nicht mehr so unausfüllbar und Burkhard trug den Kopf höher, wenn ihm die schöne Rebekka in der Kirche, oder sonst wo begegnete.

Er grüßte sie freundlich und sein Gruß ward in gleicher Weise erwiedert. Es dauerte nicht lange, bis es sich herausstellte, daß Beide sich verstanden und über ihr Geschick entschieden hatten, noch ehe sie zehn Worte mit einander wechselten.

Und als Beide mitsammen herzinnig und herzeinig waren, faßte sich der Burkhard ein Herz, trat vor den stolzen Gerritz hin und bat ihn um die Hand seiner Tochter, dieweil ihm Rebekka das Herz bereits freiwillig schenkte.

Hei, wie es da bei dem stolzen Mynheer zum Dache herausbrannte! Man konnte nicht genug Wasser finden, um die Wuth zu dämpfen, die sich nach allen Seiten hin verbreitete. Burkhard ließ den ersten Zorn austoben und hielt ihm wacker Stand, bis allmählich dem Meister Gerritz die Besinnung zurückkehrte. Er mußte sich gestehen, es sei nicht mehr an der Zeit, so ungebehrdig aufzutrumpfen, und es stehe ihm besser an, klein beizugeben. Aber es mit dürren Worten auszusprechen, konnte er nicht über sich gewinnen; darum brummte er unterschiedliche Worte ohne Sinn vor sich hin und polterte zur Thür hinaus, ohne seine eigentliche Absicht kund zu thun. Die beiden jungen Leute schöpften daraus für sich die besten Hoffnungen und trennten sich mit einem vielsagenden Händedruck.

Da erschien Thomas to Baben, als junger Capitain von einem Streifzuge an der Küste von Afrika heimkehrend, wo er einen einträglichen Tauschhandel getrieben und eine seltene Ladung von Goldstaub und Elfenbein an sich gebracht hatte. Keinen Augenblick säumte er, seinen alten Meister Gerritz aufzusuchen, und ward von diesem mit offenen Armen empfangen. Kaum hatte Thomas die schöne Rebekka gesehen, als er in heißer Liebe zu ihr entbrannte und schwur, er werde Alles daran setzen, sie für sich zu gewinnen. Ein willkommenerer Schwiegersohn konnte nicht gefunden werden und Mynheer Gerritz griff mit beiden Händen zu. Aber er wollte sich den Schein der Unpartheilichkeit bewahren und sagte:

„Gern nähme ich Euch zum Sohne an, aber mein Rechtsgefühl verbietet mir, Euch die Hand meiner Tochter ohne Weiteres zuzusagen. Es hat sich noch ein zweiter Bewerber eingefunden und dieser ist niemand anders, als Euer ehemaliger Kamerad, der Burkhard Daun. Morgen früh um die zehnte Stunde findet Euch wieder hier ein und ich will Euch eine entscheidende Antwort geben."

Als Thomas sich zu der bestimmten Zeit einstellte, traf er seinen Spielgefährten Burkhard, den er mit einem vornehm-nachlässigen Kopfnicken begrüßte und

von diesem auf eine gleiche Weise abgefertigt ward. Herr Gerritz ließ nicht lange auf sich warten und sagte zu ihnen ohne weitere Einleitung:

„Ihr werbt Beide um meine Tochter Rebekka. Ihr seid mir gleich lieb und werth und ich gönne sie dem Einen so gern, wie dem Andern. Weil uns aber damit nicht geholfen ist, stelle ich eine Bedingung. Wer von Euch Beiden diese erfüllt, soll meine Tochter haben und der Andere mag sich trösten, so gut er kann."

Beide betheuerten, Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, um des verheißenen Glückes theilhaftig zu werden. Mynheer Gerritz ließ sie nicht lange in Ungewißheit über seine Lage und sagte, daß ihm Derjenige ein willkommener Schwiegersohn sein werde, der seine verwickelten Angelegenheiten derartig in Ordnung bringe, daß er mit Ehren vor den Leuten bestehen könne.

Da sank dem armen Burkhard das Herz. Er begriff, daß er nicht im Stande sein würde, mit dem ihm zugefallenen bescheidenen Erbe auch nur den zehnten Theil der gestellten Bedingung zu erfüllen. Thomas aber war mit den größten Versprechungen zur Hand und gelobte, diese im Laufe der nächsten Tage zur Gewißheit werden zu lassen.

„Dann seid Ihr mein vielgeliebter Schwiegersohn," sagte Herr Gerritz, und rief alsbald seine Tochter, um sie mit seinem Entschlusse bekannt zu machen. Erschrocken hörte Rebekka den strengen Ausspruch des Vaters und warf sich ihm zu Füßen. Burkhard ergriff seine Hand und beschwor ihn, keinen Entschluß zu fassen, der zwei Menschen für ihre Lebenszeit unglücklich mache. Aber was Beide immer sagten, das war tauben Ohren gepredigt. Mynheer Gerritz hörte nicht darauf, sondern sagte abweisend:

„Was wollt Ihr? Lege ich Jemandem einen Zwang auf? Ich handle nach meiner Ueberzeugung und suche mich vor dem gewissen Untergang zu retten; das ist rein menschlich und wird mir von Niemandem verdacht werden. Mit Euch, Herr Burkhard, habe ich nichts mehr zu schaffen. Du aber, meine Tochter Rebekka, höre mich aufmerksam an. Es ist mein erstes und mein letztes Wort in dieser Sache und Du kannst nach eigener Ueberzeugung handeln. Ich bin ein ruinirter Mann. Da steht Herr Thomas, der mich retten will, damit ich bei Ehren bleibe und in meinen alten Tagen keinen Mangel leide. Er verlangt dafür zur Belohnung Deine Hand und verspricht Dir ein glückliches, sorgenfreies Leben, was ich Dir nicht zu gewähren vermag. Nun wähle."

Aber Rebekka war nicht im Stande, die von dem liebloſen Vater verlangte Antwort zu ertheilen. Sie ſank ohnmächtig hin und Burkhard entfernte ſich bleich, mit geſchloſſenen Lippen, die Hände gegen die convulſiviſch arbeitende Bruſt gepreßt. In der Thür wendete er ſich um und die Hand drohend gegen Thomas erhebend, ſagte er:

„Sei verdammt zur ewigen Herzensleere für den Mord, den Du an unſerer jungen Liebe begehſt. Der Gedanke daran ſoll Dich quälen bei Nacht und bei Tage und es wird kein Frieden und keine Verſöhnung ſein, als nur durch die Liebe, die Du vernichtet haſt, und die vor Dir flieht, wenn Du ihre Spur zu betreten wagſt.“

Thomas lachte hinter dem Fliehenden her. Aber es fröſtelte ihn bei dem eiſigen Gelächter, das er aufſchlug, und er konnte ein leiſes Zittern nicht unterdrücken.

Am andern Morgen trat Mynheer Gerritz zu ſeiner Tochter, als ſie ihrem Burkhard einen letzten Liebesgruß zu ſchreiben im Begriff war, und hielt der armen Rebekka einen Beutel mit Gold vor Augen, den ihm Thomas ſchickte.

Acht Tage ſpäter war die Verlobung. Sie fand vor vielen Zeugen ſtatt und Jeder konnte an Eides-

statt aussagen, daß Jungfrau Rebekka unaufgefordert ein lautes Ja gesprochen und mit dem Verlobten vor Aller Augen die Ringe gewechselt habe. Allein Niemand sagte, das Lächeln, welches dieses „Ja!" begleitete, habe mehr dem Lächeln einer Sterbenden, als dem einer glücklichen Braut geglichen. Und Keiner wollte wissen, daß der Mund, der das verhängnißvolle Wort gesprochen, sich den ganzen Tag nicht wieder öffnete.

Von dem Burkhard aber hörte man seit dem Tage nichts weiter. Er hatte seinen Dienst in der Schreibstube aufgegeben und wurde in der Stadt nicht wieder gesehen.

Sommer war es und einer der schönsten und reichsten, den der gütige Himmel seit lange auf die kalte Erde herabsandte. Die Elbdeiche grünten mit den Feldern und den Wiesen um die Wette. Die Bäume seufzten unter der Last des reifenden Obstes und am Strande entfaltete sich ein fröhliches Leben. Noch gab es keine aus Holz und Eisen bestehende Landungsbrücke mit dem duftenden, poetischen Namen; noch war hier keine Badeanstalt, welche Kurgäste von nahe und fern anlockte. Aber auch ohne Vorsichtsmaßregeln und ohne Bequemlichkeiten am Strande stürzten sich die kühnen

Schwimmer in die kühlende Fluth und all' das Jungvolk, hoch und niedrig, wenn es nach dem Strande ging, oder von demſelben zurück kam, warf einen ſehnſüchtigen Blick nach den Fenſtern in dem Hauſe mit den blühenden Linden, ob ſie nicht die ſchöne Tochter des Mynheer Thomas to Baben erblickten und von ihr einen freundlichen Gegengruß bekämen. Aber die junge Schöne ließ ihre Anbeter ungehört verzweifeln. Sie war eifrig mit ihrem Putze beſchäftigt. Es war bereits hoch am Mittage und ihre Freundinnen erwarteten ſie mit Ungeduld, denn heute war das Kinderfeſt in Brookswalde.

Mit lachendem Geſicht flog ſie in die Stube und in die Arme der Mutter, welche ſie mit der innigſten Zärtlichkeit an ſich drückte. Dann fiel ſie dem Vater um den Hals, gab ihm einen herzigen Kuß und ſagte:

„Nun, wie gefalle ich Euch? Bin ich nicht artig geputzt und kann ich mich nicht ohne Furcht ſehen laſſen, ſelbſt wenn die Töchter des ehrenfeſten Herrn Amtmanns draußen im Walde ſein ſollten? Ihr antwortet mir wieder nicht? Meine Luſtigkeit iſt Euch nicht recht? Und ich zeige ſie Euch doch nur, damit Ihr nicht ſtets ſo ernſthaft darein ſchauen ſollt."

„Liebe Magteld!" ſagte die Mutter und drückte die Hand des Kindes.

„Ja, Mütterchen, es iſt ſchon gut. Aber es iſt doch auch gar zu traurig, daß Ihr Euch nirgend ſehen laßt. Die andern Dirnen werden von ihren Aeltern mitgenommen und ich muß immer allein gehen.“

„Ich gehe in keinen Wald!“ unterbrach ſie Thomas to Baben kurz, und Magteld verſetzte:

„Du haſt es mir geſagt, wenn ich gleich nicht begreife, weshalb. Was hat Dir denn der Wald ge than, daß Du ihn nicht leiden kannſt? Es iſt doch ſo ſchön draußen.“

Der Vater antwortete nicht, aber ſeine Stirn umdüſterte ſich und eine unheimliche Gluth zuckte im Auge, ſo daß Magteld faſt vor dem eigenen Vater erſchrak und ſich entfernen wollte.

„Magteld!“ ſagte der Vater und winkte ihr zu bleiben. „Du biſt mir noch die Antwort auf meine geſtrige Frage ſchuldig. Der reiche Kornhändler Brümmer hat für ſeinen Sohn, den Steuermann, um Deine Hand angehalten.“

Sie erröthete und ſpielte verlegen mit den Bändern ihrer Schürze. Der Vater ſah es und ſagte:

„Ich warte auf Deine Antwort.“

„Sie ſchweigt!“ ſagte Frau Rebekka. „Das iſt Antwort genug.“

Thomas to Baben hielt nur mit Mühe an ſich und ſagte ſcharf:

„Das iſt abermals ein ehrenwerther Freier, den Du ausſchlägſt. Wohin denkt eigentlich die Jungfer, daß ihr Keiner von Allen gut genug iſt? Wer ſoll es denn endlich ſein?“

„Der Aermſte, Vater!“ ſagte ſie entſchloſſen, „wenn er im Stande iſt, dies Herz zu gewinnen und zu machen, daß es ihm entgegenſchlägt. Das iſt mir bisher noch bei keinem der jungen Männer begegnet, die ſich hierorts um mich bewarben, und bei des Herrn Brümmers langem Gottfried, der mich immer anſieht, als wäre ſein letztes Stündlein gekommen, nun vollends nicht.“

Sie konnte ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken, dann aber ergriff ſie die Hand des Vaters, küßte ſie und ſprach mit dem Tone wahrhafter Empfindung:

„Ich ſage es Dir, Vater, wenn der Rechte gekommen iſt; Dir zu allererſt. Es ſoll Nichts in dieſem Herzen vorgehen, wovon ich Dir nicht Rechenſchaft ablege. Jetzt iſt es aber darin ganz ſtill und ich wüßte nicht, was ich Dir vertrauen ſollte.“

„Es ist gut, Magteld," sagte der Vater, ruhiger geworden. „Ich glaube Deinen Versicherungen und will auch diesen Freier abweisen. Aber Eines sage ich Dir: mißbrauche meine Geduld nicht. Wähle nicht so lange, bis Dir keine Wahl mehr übrig bleibt. Und wenn Du wählst, richte Deinen Sinn auf Keinen, den ich Dir nicht geben will, nicht geben darf. Schließe Deine Augen, wenn sie unter den grünen Bäumen wandeln . . ."

Frau Rebekka sah ihren Mann mit einem durchdringenden Blicke an und dieser sprach darauf kurz ab:

„Wir reden nicht weiter davon. Ich wiederhole es Dir, Magteld, daß ich Dich nicht zwingen werde. Aber ich sage Dir auch, daß ich mir kein Jawort abtrotzen lasse für einen Eidam, der mir nicht genehm ist. Und wenn er bis über die Ohren im Golde säße und er wäre mir nicht genehm, wirst Du ihn in alle Ewigkeit nicht bekommen."

„Um Gotteswillen, was bedeutet das nur Alles?" fragte Magteld fast erschrocken und sah auf den Vater, der ihr den Rücken zukehrte und unverwandt zum Fenster hinausschaute. „Ich weiß ja, daß Du verlangst, ich soll nur einen Seemann heirathen und ich will Dir auch gern gehorsam sein. Nun sieh' mich aber auch an und nicke mir zu, sonst habe ich nicht

den Muth, fortzugehen und bleibe lieber zu Hause, als daß ich mich draußen unter den fröhlichen Menschen mit einem traurigen Gesicht sehen lasse."

Mynheer Thomas to Vaben wandte sich zögernd zu seiner Tochter, gab ihr die Hand und sagte, sie mit einiger Freundlichkeit anblickend:

„Es ist schon gut. Wir wissen, wie wir zusammen stehen und wollen ehrlich zu Werke gehen."

„Geh', mein Kind," sagte die Mutter, ihr die Wangen streichelnd und sie küssend. „Geh', kleine Magteld, und komme am Abend recht fröhlich zurück."

Zögernd verließ Magteld die Stube, einen Zug der Trauer in ihrem Angesicht. Als sie aber draußen die lachenden Freundinnen erblickte, die ihr erwartungsvoll entgegen eilten, schwand der melancholische Zug und fröhlich schwatzend traten sie mitsammen die Wanderung an, die längs blumigen Gärten und durch wallende Kornfelder führte.

Da liegt Brookswalde! Ein liebliches, anmuthiges Gehölz; ein künstliches Werk auf öder Haide, von frommen Händen gepflanzt und gepflegt, aber so fest und dicht in einander verwachsen, daß man die Kunst vergißt und Nichts erblickt, als die sprossende Natur in ihrer alten Herrlichkeit.

Hei! Welch' ein ursprüngliches, jugendliches Leben entfaltet sich unter diesen grünen Laubdächern. Ein kleiner Jahrmarkt baut sich auf, bestehend aus allerlei Kindertand und Spielwerk. Es klingt die Fiedel und die Flöte lacht. Im Busch und im Grase singt und springt es und schäkert und kichert und Niemand weiß, wer fröhlicher ist, die kleinen Kinder oder die großen.

Der Vogel von Holz schwebt auf der Spitze einer schwankenden Stange. Die kleinen Schützen mit der Armbrust zielen bedächtig, als gälte es, den Meisterschuß des Tell zu thun. Und wenn der Bleibolzen gegen den Vogel anprallt und einzelne Splitter umherfliegen, dann jauchzt die muntere Schützenschaar, als wäre ein glänzender Sieg erfochten, oder der gewandte Meister hätte den gefährlichsten Landesfeind aus dem dichtesten Pulverdampf herausgeholt und das Reich vom Untergange gerettet. Der Vater des jungen Helden wächst um einen halben Fuß; er sagt keine Silbe, aber von der Stirn liest man ihm die stolzen Worte ab:

„Es ist mein Sohn!"

„Das muß wahr sein, Nachbar," nahm ein guter Freund die Rede auf. „Euer Matthes kann es noch einmal weit bringen."

„Geht wohl noch hin!" entgegnete nachlässig hin-

geworfen der Vater. „Glaube, er hat es von mir. Schoß in meiner Jugend, daß es eine Luſt war.“

„Ihr habt nicht nur geſchoſſen, ſondern auch getroffen!“ entgegnete der gefällige Nachbar und der geſchmeichelte Vater gab demſelben die Hand, indem er ſagte:

„Laßt uns ein wenig an die Schenke treten und ein Glas mitſammen trinken. Es iſt warm heute und ein kühler Tropfen Jedermann willkommen.“

Der Nachbar ließ es ſich nicht zwei Mal ſagen und auf den kleinen Matthes deutend, ſchwatzte er weiter:

„Laßt es ihn ſo forttreiben und ich ſtehe Euch dafür, daß er den Wolfgang Daun überholt, der weit und breit für den beſten Schützen gilt, obgleich ich es nicht finden kann.“

Zwei Andere hatten das Geſpräch gehört und Einer von ihnen ſagte lachend:

„Meiſter Lautrup iſt ein Maler, der ſein Handwerk verſteht.“

„Warum?“ fragte der Andere.

„Er tunkt ſeinen breiteſten Pinſel in Honigſeim und ſalbt damit einen andern Pinſel, der vor Hochmuth berſtet, das ganze Geſicht ſo derb ein, daß ihm

die Augen übergehen. Sie werden eine gute Zeche herantrinken."

Ein fröhlicher Gesang ertönte und von allen Seiten rief es:

„Da kommen die Jäger! Die Jäger kommen! Nun wird der Spaß erst recht losgehen."

Das lustige Jägerlied fand sein Echo im Walde und das Waldhorn begleitete die Melodie. Vier bis fünf junge Bursche, die Jagdtasche über der Schulter, den Eichenzweig am Hute und die Büchse im Arm, erschienen auf dem Schauplatz und wurden von allen Seiten als die Helden des Tages begrüßt. Unfern von dem Schießstande der Knaben hatten sie den ihrigen und mancher lockende Gewinn war heimzubringen vom fröhlichen Jägerfest. Alsbald fanden sich auch die Gleichgesinnten zu ihnen. Die Lust war im vollen Gange und nur Eines war zu verwundern, daß nämlich Derjenige unter ihnen, der sonst der Lustigste und Ausgelassenste war, fern von dem Gewühl an einer einsamen Stelle saß und die allgemeine Fröhlichkeit nicht zu bemerken schien. Das wurmte die Andern, die den guten Kameraden nicht entbehren wollten, und Rudolf, der am vertrautesten mit ihm war, trat an ihn heran und sagte:

„Hollah, Wolfgang Daun, was ist es heute mit

Dir? Sitzest da wie ein Geestbauer, dem der Buchweizen verhagelt ist, und machst ein Gesicht, als ob Du nicht bis vier zählen kannst."

„Laß mich, Rudolf! Es ist mir nicht sonderlich lustig im Herzen."

„Hast wohl rechte Ursache, traurig zu sein!" spottete Rudolf. „Wolfgang, das Glückskind, wie sie Dich nennen, sitzt in Brookswalde auf einem Baumstumpf und fängt Grillen. Warum bist Du denn hinausgegangen mit den Fröhlichen, wenn Du keine Lust zum Lachen hast? Willst Du uns etwa den Spaß verderben?"

„Nein, nein!" rief Wolfgang Daun und sprang auf. „Das ist es nicht. Vergieb, es ist mein böser Geist, der einmal wieder über mich gekommen ist und meinem alten Oheim Burkhard schon so manche schlimme Stunde verursachte. Es zischelt und brodelt mir vor den Ohren, daß ich mich nicht zu lassen weiß . . ."

Rudolf unterbrach ihn lachend: „Ich weiß es schon. Nun, sieh' mich nur nicht so grimmig an, daß ich über Etwas lache, was doch des Lachens werth ist. Wir wissen es allseitig zur Genüge, daß Du Deinen Lebensberuf verfehlt hast. Freilich triffst Du, wenn Du nur die Büchse anlegst, aber dennoch bist Du zum

Jäger verdorben und hätteſt eigentlich ein Seemann werden ſollen. Kann es Deinem Oheim Burkhard nicht verdenken, daß er grimmig wird, wenn er ſolchen Unſinn hört. Du ein Matroſe! Ein Kerl, der ſtatt des ſchmucken grünen Rockes eine ſchmutzige Theerjacke auf dem Leibe trägt."

„Und doch iſt es ſo!" ſagte Wolfgang mit gepreßter Stimme. „Ich fühle es immer und immer in mir aufſteigen, wenn ich es auch noch ſo tief begraben wähne. Ich werde dieſes Gefühl nur mit meinem letzten Athemzuge los."

Rudolf wandte ſich verdrießlich ab, als von dem Schießſtande her ein verworrenes Rufen ertönte.

„Sie verlangen nach Dir," ſagte Rudolf, den Arm des Freundes faſſend. „Du biſt am Schuß und wirſt ihnen doch nicht den Triumph bereiten, zu ſagen, Du habeſt Deinen Schuß ausfallen laſſen, aus Furcht, Du könnteſt fehlen? Das wäre ein Schimpf für uns."

„Das ſoll Niemand ſagen!" rief Wolfgang Daun, ſich aufraffend. „So lange ich die Büchſe noch in meiner Hand halte, ſo lange weiß ich auch mit ihr umzugehen und Keiner ſoll mir den Platz ſtreitig machen, den ich mit Ehren zu behaupten hoffe."

Schnell eilte er dem Schießſtande zu, wo eben ein

Anderer sich bereit machte, für den Wolfgang Daun einzutreten. Er zog denselben mit einiger Hast zurück und sagte rasch hingeworfen:

„Nimm Dir Zeit, mein Junge. Was Du für mich geschossen hättest, möchte kaum des Pulvers werth sein, das Du auf die Pfanne geschüttet hast. Wollen sehen, was sich thun läßt, wenn gleich Sonne und Wind mir nicht besonders wohl wollen."

In der That brach in diesem Augenblicke die Sonne grell durch das vom Winde geschüttelte Laub und schlug blendend gegen die Scheibe. Wolfgang Daun nahm seine Büchse, untersuchte flüchtig das Schloß und legte an.

Die Aufmerksamkeit der Anwesenden war ungetheilt. Nur ein leises Flüstern unterbrach die erwartungsvolle Stille. Alle Augen waren auf den jungen Jägersmann gerichtet. Man beobachtete jede seiner Bewegungen.

Da hallte der Schuß durch den Wald. Der Merker zeigte mit seinem Stab auf die Scheibe und ein allgemeiner Jubelruf erhob sich an allen Ecken und Enden:

„Das war ein Meisterschuß! Mitten in das Schwarze! Keiner hat es ihm vorgemacht und Keiner wird es ihm nachthun! Hurrah hoch!"

Kein Ende nahm das Rufen und war im Zunehmen bei jedem Schritte, den der junge Jäger vorwärts that. Bald wußte es ganz Brookswalde, daß Wolfgang Daun den besten Schuß gethan. Ein fröhlicher Kreis von Freunden und Bekannten drängte sich glückwünschend um ihn und kam ihm mit vollen Bechern entgegen."

„Dank Euch Allen!" rief er, unwillkührlich fortgerissen von der allgemeinen Lust. „Was macht Ihr denn für Aufhebens von einem Schuß, der mir zufällig glückte? He, Rudolf, warum lachst Du? Nun ja doch! Es ist ein herrliches Ding um die Jägerei und ich will ihr treu bleiben, nicht nur um des Oheims, sondern auch um Deinetwillen. Ist es so recht?"

„Das ist ein Wort!" rief Rudolf plötzlich aus. „Daran will ich mich halten in guten, wie in bösen Tagen. Und der das bricht, der ist ein Lump. Nun sollst Du aus dem silbernen Becher trinken, den Du Dir erschossen hast, und wenn es zum Tanze geht, bekommst Du zur Tänzerin die schönste Dirne, die im Walde zu finden ist. Wollen das gleich besorgen.

„Das ist schon besorgt," sagte ein alter Waidmann, der auf dem Schießplatz die Oberaufsicht führte. „Wir haben den Becher mit dem edelsten Weine gefüllt, der hieroris aufzutreiben ist, und damit er dem Sieger

beſſer munde, haben wir die ſchönſte Dirne gebeten, daß ſie ihm denſelben kredenze und mit ihm den Ehrentanz thue. Macht Platz für die Jungfrau Magteld und ihre Begleiterinnen."

Die Genannte trat vor, mit geſenkten Augen, den Becher in der Hand. Sie blieb dicht vor dem Sieger ſtehen und ſagte leiſe:

„Verſtattet mir, daß ich dem Wunſche der Freunde folge, die mich erwählt haben . . ."

Sie ſchlug die hellen Augen zu ihm auf und ſah ihn groß an.

In demſelben Moment war es, als habe Magteld eine Erſcheinung, die alle ihre Sinne gefangen nähme. Keines Wortes mächtig, ſtand ſie ihm gegenüber, Zeit und Raum vergeſſend, als gäbe es nur dieſen einen Gegenſtand auf Erden und keinen Andern neben ihm. Und Wolfgang ſah nur auf ſie allein. Er verſchlang ihre Geſtalt mit ſeinen Blicken und das Leuchten der Augen bekundete, daß Herz und Sinn gefeſſelt ſeien für die kurze Erdennacht.

Das gab ein Geflüſter und Gekicher unter den Umſtehenden. Sie ſtießen ſich unter einander an und wieſen mit den Fingern auf die ſeltſamen Zwei, die nicht zu begreifen vermochten, welche himmliſche Macht ſich vor ihren ſichtlichen Augen offenbarte. Der Ru-

dolf sprach ein schnelles Wort mit dem alten Waidmann, der die Aufsicht bei den Schießständen führte. Dieser rüttelte den Wolfgang aus seinem Sinnen auf und sagte ermahnend:

„Seid Ihr ein Schütz, der fast gar nicht zielt und doch den schwarzen Punkt in der Scheibe trifft, und laßt Euch nun niederwerfen, ohne daß ein Wort aus Eurem Munde geht, der doch sonst nicht zugewachsen ist? Seht Ihr denn nicht den blinkenden Becher mit dem funkelnden Wein in der Hand der schönen Maid? Greift zu, junger Mensch, sagt Euern Spruch, leert den Becher bis zur Nagelprobe und dann fort mit Euch zum Tanze, sonst kommen Euch die Andern zuvor und Ihr könnt hintendrein hopsen. Habe all' mein Lebstage keinen jungen Mann gesehen, der so unbeholfen ist, wenn er Wein trinken und ein schönes Mädchen küssen soll."

Bei diesen Worten, die von manchem derben Ruck begleitet wurden, schrak Wolfgang Dann aus seinen Träumen auf. Er sah der Freunde und Genossen lachende Gesichter, den grünen Wald und das gaffende Volk umher, das kaum noch seine Ungeduld in Schranken hielt. Mit einem tiefen Athemzuge trat er nahe an Magteld heran, flüsterte ihr einige Worte zu, so leise, daß auch die Nächststehenden

nicht im Stande waren, Etwas davon zu verstehen, drückte seine Lippen auf ihre Stirn und leerte dann den Becher in einem Zuge. Die schöne Gestalt bebte in seinen Armen; sie sah ihn an mit Thränen in den Augen; aber ihr Mund blieb geschlossen, und als er mit ihr im Tanze dahinschwebte, flogen die übrigen Paare unter lautem Lachen und Scherzen hinter ihnen drein.

„Das bedeutet Etwas!" sagte Rudolf der Jäger zu dem alten Waidmann und dieser holte zu einer langen Geschichte aus die mit einer Waldnymphe anfing und mit einer Teufelsbeschwörung endete. Zwei alte Theerjacken aber, die um die halbe Windesrose gesteuert waren und sich hier mit einer spärlichen Ration vor Anker gebracht hatten, sahen dem Spiele der Jugend von weitem zu und der Eine sagte:

„Das gönne ich ihm!"

„Wem gönnst Du etwas?" fragte der Andere ungläubig, denn er wußte aus Erfahrung, daß sein alter Maat nicht gern etwas missen mochte.

„Dem alten Thomas to Baben!" fuhr Jener fort. „Da läuft eine von den Landratten, die er Alle über die Maßen verachtet, mit seiner schönen Dirne davon und ich meine, er wird sie sobald nicht loslassen. Wenn der alte hochmüthige Narr, der

andern Leuten nicht das Weiße im Auge gönnt, es sähe, ich glaube, er kriegte das Gallenfieber."

„Hast ein schwarzes Herz, Maat! Das macht Dein dickes Blut!" entgegnete Jener. „Solche Verwünschungen passen für einen Heidenkerl, aber nicht für einen Christen."

„Was Herz und Blut! Was Heide und Christ!" polterte Jener weiter. „Der alte Thomas to Baben ist mehr Heide, als alle Türken in der Welt und darüber hinaus. Komm' mit! Wir wollen sehen, was vollends aus der Geschichte wird, damit wir etwas zu erzählen haben, wenn wir nach der Schenke zum Engelsmann gehen."

„Sie gingen selbander weiter, um Stoff zu sammeln für die Kneipe und sich damit einen freien Trunk zu erwerben. Sie sahen, wie fern vom Tanzplatze die beiden jungen Leute Hand in Hand unter den Bäumen auf- und abgingen, in deren Zweigen die Vögel ihr Abendlied sangen und die Dämmerung sich friedlich einheimte.

„Magteld heißest Du?" sagte Wolfgang. „Mit diesem Namen werde ich von jetzt ab Alles nennen, was mir auf Erden lieb und theuer ist. Magteld heißt für mich jetzt mein Leben und meine Seligkeit. Sein

Klang ist meine Wonne; wo er erschallt, ist mein Paradies."

„Du mußt das nicht sagen, Wolfgang," sagte sie bittend. „Ich bin ein fröhliches Kind gewesen, das an nichts dachte bis zu dieser Stunde, da ich Dich sah, und bei'm ersten Herzschlage Dir angehörte. Du heißest Wolfgang. Ich habe den Namen nie vorher gehört und nun ich ihn kenne, ist es mir, als hätte ich nie einen andern vernommen. Lieber Wolfgang!"

„Liebe, liebe Magteld!" sagte er und drückte sie zärtlich an sich. „Ich meine, Magteld heißt Mathilde und Mathilde hieß meine gute Mutter."

Beide gingen schweigend weiter.

„Wie ist mir die Sonne des Glückes so herrlich aufgegangen!" sagte Wolfgang feurig nach einer Pause.

„Und in Nebel und Wolken wird sie untergehen!" entgegnete Magteld, von einer trüben Ahnung erfaßt.

Wolfgang sah überrascht zu ihr auf. Sie sprach leise weiter:

„Bist Du nicht ein Jägersmann, dessen Heimath der Wald ist?"

Er nickte ihr zu und sie sagte: „Ich bin eines Seemanns Tochter, und mein Vater haßt den Wald

und alle Menschen, die darin athmen. Er wird unserer jungen Liebe fluchen und ich werde sterben."

„Du wirst leben!" rief Wolfgang lebhaft. „Du wirst leben, als mein liebes, theueres Weib und ich werde Dir einen Himmel auf Erden bauen, darin die Liebe Königin ist. Wenn Dein Vater den Wald haßt, drehe ich dem Walde den Rücken um Deinetwillen. Kann er die Jäger nicht leiden, ziehe ich den grünen Rock aus und fahre mit beiden Armen in die blaue Rundjacke und lasse mich am Bord hänseln und stoßen, bis ich etwas Rechtes geworden bin; Alles um Deinetwillen."

Sie sah ihn mit ihren leuchtenden Augen an und fragte lebhaft:

„Das wolltest Du?"

„Ich will es, so mir Gott helfe!" sagte er feierlich, die Hand zum Himmel hebend. „Und den Stern, der dort zu unsern Häupten glüht, nehme ich zum Zeugen meines Schwures."

„Ach, Du lieber, lieber Wolfgang!" rief sie laut und sank an seine Brust. In ihrem Innern aber verflogen in diesem e i n e n Moment alle finsteren Wolken und wandelten sich in eine helleuchtende Abendröthe.

„Magteld! Magteld!" rief es von mehreren

Seiten und erschrocken fuhren die Beiden aus ihren Liebesträumen empor.

„Magteld! Magteld!“ rief es von Neuem. „Es ist die höchste Zeit zum Aufbruch. Wenn Du nicht gleich kommst, gehen wir ohne Dich.“

Es waren die Stimmen der Freundinnen, welche sie riefen. Keine Sekunde war zu verlieren. Ein flüchtiges Wort des Abschiedes, ein langer, inniger Kuß und fort war sie, wie ein aufgescheuchtes Reh.

Da stand der Jägersmann und sah ihr nach, die Füße wie im Boden festgewurzelt. Sein Herz klopfte hörbar, seine Augen netzten sich und als er endlich aufsah und sich an einer andern Stelle fand, als wo ihn die Geliebte verließ, wußte er kaum zu sagen, wie er dahin gekommen war.

Da vernahm er das Rollen eines Wagens und eine kräftige Männerstimme, die ein lustiges Waidmannslied sang. Als er sich vollends gesammelt hatte, wurde er inne, daß es die Stimme seines Oheims sei, und rief dem fahrenden Sänger entgegen:

„Oheim Burkhard! Oheim Burkhard! Seid Ihr es, der singend und klingend die nächtliche Straße zieht?“

„Bin es, junger Wolfgang!“ antwortete der alte Herr und ließ das Gefährt halten, das er so schnell

verließ, als es die podagriſtiſchen Beine geſtatten wollten. „Komme daher, um den jungen Sieger zu begrüßen, und halte es für ein gutes Zeichen, daß wir uns hier auf offener Straße begegnen, wo ſo viele Nebenwege beiher laufen, daß ein Fehlgang leicht möglich war.“

„Wie konntet Ihr aber wiſſen?“ fragte Wolfgang und Jener fiel ihm in die Rede:

„Der Rudolf hat mir einen Boten geſendet und weil die Thiere gerade müſſig im Stalle ſtanden, dachte ich, eine kurze, raſche Bewegung wäre ihnen nützlich. Nun aber laſſe uns Arm in Arm eine Strecke Weges fortſchlendern und erzähle mir, wie Alles gekommen iſt.“

Das that nun der Wolfgang. Er ſprach Anfangs raſch und mit großer Lebendigkeit, dann aber, als er zu der Erſcheinung des jungen Mädchens kam, bei deren Anblick ſein Herz zu ſchlagen begann und ihm die Augen übergingen, ſtockte die Zunge und er brachte kein vernünftiges Wort über die Lippen. Dem alten Herrn ſchien dieſe Sprache nicht fremd zu ſein und lachend fuhr er nach einiger Zeit dazwiſchen:

„Gefangen! Gefangen! Der Gimpel hat die Leimruthe nicht geſehen und kann nun nicht davon loskommen, wie ängſtlich er auch mit den Flügeln ſchlägt. Und wenn ich mich recht auf dergleichen verſtehe, iſt

es ihm auch gar nicht um die Freiheit zu thun und er bleibt gern in dem Netze hängen."

„Ja, Oheim Burkhard, so ist es!" rief Wolfgang lebhaft. „Je fester die Schnur sich zuzieht, die mich hält, je lieber ist es mir und ich begehre nichts weiter, als in ihrem Dienste zu leben und zu sterben."

„Ist es etwa eine Königstochter aus irgend einem Mährchen? Ein verloren gegangenes Grafenkind, oder so etwas dergleichen, daß Du von Dienst und Sklavenketten faselst? Dergleichen giebt es bei uns nur in den Liedern und Du wirst doch wissen, in wen Du Dich bis über die Ohren verliebt hast, Du Teufelsbursche?"

„Lacht nicht über mich, Oheim Burkhard," sagte Wolfgang kleinlaut, „wenn ich Euch sage, daß ich nichts weiter von ihr weiß, als daß sie Mathilde, wie meine selige Mutter heißt. Wo sie zu Hause ist, was ihre Aeltern sind und was sonst wohl ein vorsichtiger Bursche zu erfahren sucht, ehe er ein Wort mit der Dirne spricht, die ihm wohlgefällt, davon weiß ich nichts. Es ist mir nicht eingefallen, darnach zu fragen. Von mir weiß sie auch nur, daß ich Wolfgang heiße, und daß ich ein Jäger bin, hat sie gehört und gesehen. Das Einzige, was ich weiß . . ."

Er stockte. Der Oheim, der sich dabei nichts Arges dachte, sagte fröhlich:

„Nun? Und dieses Eine? Darf ich es nicht wissen, mein Junge?“

„Ich vermuthe, daß es Euch nicht gefallen wird, was ich weiß.“

„Ist es etwa eine Prinzessin Habenichts?“ fuhr der Alte lachend fort. „Hm! Es wäre mir gerade nicht lieb, aber ich werde mich nicht darum grämen, denn wir sitzen warm und haben manchen schönen Thaler im Sack!“

„Das meine ich nicht, Oheim Burkhard, denn darauf kenne ich Euch. Aber der Stand des Vaters wird Euch nicht gefallen, denn dieser ist, daß ich es Euch kurzweg sage, ein Seefahrer.“

„Einer vom blauen Wasser!“ rief der alte Burkhard aus und der Ton der Stimme ließ genugsam erkennen, wie sehr ihm dies zuwider war. Er fluchte und wetterte nach Waidmannsart, daß Wolfgang, der sich umsonst bemühte, ihn zum Schweigen zu bringen, ihn endlich gewähren ließ und seinen Träumen nachhing. Jetzt aber rief der alte Herr laut:

„Nun taugen wir nicht länger auf der Landstraße neben einander. Ich setze mich auf den Wagen und Du magst hintendrein traben. Einer vom blauen

Waſſer! Wollte, ich wäre daheim geblieben, dann hätte ich dieſes Wort nicht gehört.“

Der Wagen rollte mit dem alten Burkhard davon. Als Wolfgang ſpäter anlangte, herrſchte im Hauſe die tiefſte Ruhe. Nirgends ein Laut; nirgends ein Fünkchen Licht.

„Mit dem neuen Tage kommt die Erkenntniß und der Oheim wird ſich beſinnen!“ ſagte Wolfgang, ſich beruhigend, als er in ſeine Kammer ging. Aber es war ihm nicht beſonders fröhlich zu Sinne, als er es ſagte, denn er kannte ſeinen Oheim und es dauerte lange, ehe der Schlaf beſänftigend über ihn kam.

Der folgende Tag verſtrich unter den gewohnten Beſchäftigungen. Als es zum Feierabend ging, ſtand Wolfgang, zu einer längeren Wanderung gerüſtet, auf dem Hofe. Es litt ihn nicht länger daheim. Da hörte er die Stimme des Oheims, der ihn bei Namen rief.

„Mag es ſich denn entladen, je eher, je lieber!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Es wird ein heißer Kampf werden, den ich mit den Vorurtheilen des alten Mannes zu beſtehen habe, allein ich kämpfe für meine Liebe. So mag ſich das Spiel in dieſer Stunde entſcheiden.“

Entſchloſſen ſuchte er den Oheim auf und ging mit ihm in dem breiten Baumgang auf und ab. Beide

waren sehr ernst und gemessen. Endlich sagte der Oheim:

„Mein Junge! Ich fühle, es ist ein großes Opfer, was ich von Dir fordere, aber ich muß es verlangen; Gott helfe mir; ich kann nicht anders. Du mußt dieser Liebe entsagen."

„Ihr verlangt das Unmögliche, Oheim!" rief Wolfgang leidenschaftlich.

„Ich weiß, was ich fordere und von Wem!" sprach Burkhard und drückte dem jungen Manne die Hand. „Ich stand allein und verlassen in der Welt, als ich das bescheidene Erbe fand, das unter meinen Händen zu unser Aller Freude gewachsen ist. Und auf dem Erbe fand ich Dich, den kleinen zarten Knaben, den der ferne Verwandte mir zugleich mit seinem Hab' und Gut hinterließ. Ich schloß mich an Dich an, mein Junge, mit all' der Liebe, deren mein Herz fähig war."

„Das thatet Ihr!" fiel Wolfgang feurig ein. „Ihr seid mein zweiter Vater. Was ein wirklicher Vater nur für den geliebten Sohn thun kann, das thatet Ihr zwiefach für mich Und wenn jemals . . ."

„Es ist nicht das, was ich sagen wollte," unterbrach Burkhard Daun den jungen Mann. „Du weißt besser, daß ich es nicht liebe, von Dem zu sprechen, was ich für Andere that. Aber indem ich für Dich schaffte

und sorgte, habe ich mich so in Dich hineingelebt, daß ich nicht mehr ohne Dich sein kann. Du bist mein erster Gedanke am Morgen und mein letzter am Abend. Wenn ich Dich nicht sehe, fehlt mir der Sonnenschein; wenn ich den Ton Deiner Stimme auch nur von Weitem höre, ist es still und ruhig in mir. Ich kann nicht ohne Dich sein, Wolfgang. Es wäre um die letzte Freude meines Lebens geschehen, wenn ich mich von Dir trennen müßte."

„Wer denkt daran, Oheim? Meine Mathilde wird Euch lieben, wie ich Euch liebe und ein neues, junges Leben wird unter diesen Bäumen aufblühen."

„Du trägst ein unbestimmtes Sehnen in die Ferne mit Dir umher, Wolfgang," sagte der Oheim nach einer Pause. „Mit aller Liebe ist es mir niemals gelungen, diese Sehnsucht nach jenen fremden Ländern und Meeren in Dir zu dämpfen. Ich habe sie nur zurückgedrängt, nicht getödtet. Und nun kommst Du zu mir mit Deiner vollen heißen Liebe zu einem Seemannskinde."

„Was kann Magteld dafür, daß ihr Vater einem Stande angehört, dem Ihr nicht hold seid?" sagte Wolfgang hart.

Der Oheim hielt einen Augenblick an sich, dann sprach er langsam:

„Gut denn! Ich will auch dieses Opfer bringen und die Siegel der Vergangenheit lösen. Setze Dich zu mir auf diese Rasenbank und höre mich an. Vernimm die Geschichte meiner Jugend und meiner Leiden."

Burkhard Daun erzählte. Als er geendet hatte, stand er auf und sagte:

„Du weißt jetzt Alles. Mein Sinn bleibt fest und unwandelbar. Wähle zwischen mir und Deiner jungen Liebe, denn das sage ich Dir: Eher wandelt sich Feuer in Wasser, als daß ich mein Wort breche. Keine Gemeinschaft mit Einem von Denen, die das treulose Element mit dem treulosen Kiele pflügen. In Deine Hand lege ich Dein Geschick und das meinige. Siehe zu, wie Du den Knoten lösest, oder zerschneidest."

Wolfgang war sich selbst überlassen. Mit der Jugendgeschichte seines Oheims im Kopfe und der jungen, sich vor Sehnsucht verzehrenden Liebe im Herzen, wanderte er vor sich hin. Er achtete nicht auf Weg und Steg. Wie ein Träumender ging er seine Straße und schrak fast zusammen, als er das Brausen der Elbe hörte, die, von der mächtigen Fluth getrieben, gegen den Deich schlug und von demselben zurückprallte. Aber es war ein freudiger Schreck. War er nun doch

dort, wo sie ihre Heimath hatte; athmete er doch eine Luft mit der Geliebten.

Näher kam er dem Hafenorte und das frische Leben, das in demselben herrschte, ergoß sich um ihn her.

Mehrere junge Männer, welche gestern zum Freudenschießen in Brookswalde gewesen waren, erkannten ihn wieder und begrüßten ihn mit aufrichtiger Freude.

„Ein Meister von alter Erfahrung und mit einem jugendlichen Kopfe!" sagte Einer von ihnen. „Er hat gestern zwei Preise gewonnen, statt des einen, der ihm bestimmt war."

Die Andern stimmten bei. Wolfgang sah sich fragend um und Jener fuhr fort:

„Nun, ist es etwa nicht wahr? Habt Ihr nicht den schönen Becher gewonnen, mit dem besten Weine gefüllt und das Herz der Jungfrau dazu, die Euch aus dem Becher zutrank? Wollt Ihr es leugnen?"

Wolfgang glühte. Ein Anderer aus dem Kreise sagte:

„Neider genug habt Ihr und ich gehörte gewiß dazu, wenn ich nicht schon meinen Theil vorweg hätte. Aber mit dem Vater werdet Ihr einen harten Strauß zu bestehen haben, denn wie ich weiß, hat der

alte Thomas to Baden den härtesten Kopf in ganz Cuxhafen."

Dieser Name schlug wie ein kreischender Mißton an sein Ohr:

„Was sagtet Ihr? .. Thomas to Baden nanntet Ihr den Mann ..."

„Nun freilich!" entgegnete Jener lachend. „Von dem Vater der schönen Magteld spreche ich, mit der Ihr gestern schwatztet und tanztet nach Herzenslust. Nun, hier geschieht etwas, was über meinen Horizont hinausgeht. Thut schön mit der reichsten Dirne im Orte und weiß nicht einmal ihren Namen. Einen ersten Preis habt Ihr gestern heimgebracht. Gelingt es Euch, auch diesen zweiten zu erwerben, seid Ihr geborgen. Aber dazu gehört etwas mehr, als zielen und losdrücken. Nun Adjes und viel Glück, Wolfgang."

Die jungen Männer gingen davon. Wolfgang Daun blieb allein. Er stand unfern von dem Hause des stolzen Mannes, der seines Oheims erbitterter Gegner war, und sah die schöne Magteld am Fenster. Das Erkennen war gegenseitig. Das Herz des Jünglings schlug der Geliebten in vollen Schlägen entgegen.

Liebe findet ihre Wege. In dem schattigen Garten einer Freundin trafen sich Beide. Allabendlich fand

Wolfgang die Spur der Geliebten und trennte sich erst spät von diesem glückseligen Orte. Die Gelübde ewiger Liebe und Treue waren gewechselt; der Bund auf Tod und Leben geschlossen.

Am vierten Tage nach dem Freudenschießen stand Wolfgang bleich und ernst vor dem Oheim. Dieser hörte ihn schweigend an. Keine Miene verrieth die tiefe Bewegung in dem Herzen des alten Mannes, der seine letzte Lebenshoffnung begrub. Eine kurze peinliche Stille herrschte, als Wolfgang endete; dann sagte Burkhard Daun mit eisiger Kälte:

„Du hast gewählt und ich bin viel zu stolz, um Dir Deinen Entschluß auszureden. Folge dem Stern, der Dich unwiderstehlich in den Abgrund führt. Thomas to Baden! Das ist die Klippe, woran Du scheiterst. Wir trennen uns in dieser Stunde, um uns nie wieder zu begegnen. Ich verbiete Dir, mich jemals aufzusuchen. Uebertrittst Du diesen Befehl, soll mein Fluch Dich von meiner Schwelle jagen. Fort mit Dir auf Nimmerwiedersehn."

Burkhard Daun stürmte fort. Er wollte die Thränen verbergen, die ihm unwillkührlich über die Backen rollten. Betäubt von tiefem Schmerz starrte Wolfgang ihm nach und sprach leise vor sich hin:

„Das ist das Opfer, welches ich Dir bringen konnte, Magteld! Mögest Du nie in meinen Augen lesen, wie schwer es mir geworden ist.“

In einer Seitenstraße, die sich durch ein von Bäumen halb verstecktes Kornfeld weiter schlängelte, stand eine Hütte. Sie war alt und baufällig, doch ward sie sauber gehalten und die kleinen Fensterscheiben waren eben so hell und blank, wie die breiten Spiegelscheiben in dem Prachthause des reichen Seefahrers.

In dieser Hütte wohnte Jakob Reem, ein alter eisgrauer Schädel, mit einem kindlichen Geiste darin. Außer dem bescheidenen Dache, das ihn beherbergte, besaß er ein handliches Boot mit den nöthigen Segeln, einige Netze und Angelschnüre und einen genügsamen Sinn, der ihn niemals eine Entbehrung fühlen ließ. Seine Jugend- und Mannesjahre hatte er auf weiten Reisen verbracht. Er war heimisch gewesen in der eisumstarrten Straat David, welche der Grönlandsfahrer nur mit klopfendem Herzen durchschifft, und hatte dem Sumpffieber seinen Tribut gezahlt, das auf Java, an den Ufern des Jakatra, den Europäer rittlings anfällt und ihn mit glühenden Ketten an das Schmerzenslager fesselt. Und nun im Alter hauſete er in Frieden hinter dem heimathlichen Deiche, Jedem hülf-

reich, der seinen Beistand anrief, und von Keinem, wer es immer sei, Etwas fordernd oder erwartend, stets nur auf sich selbst rechnend; dem eignen Kopfe und den eignen Armen vertrauend.

„Willkommen, mein Sohn!“ redete er Wolfgang an, der in der Dämmerung bei ihm eintrat. „Nun ist es bald jährig, daß wir uns kennen, und ich meine, wir bedauern es Beide nicht, daß wir zusammen gekommen sind.“

„Ich nicht, Jakob Reem! Ich nicht!“ entgegnete Wolfgang lebhaft. „Und wenn Ihr ebenso gesonnen seid, werdet Ihr mich auch ferner als Euern treuen Schüler um Euch dulden.“

Jakob Reem lächelte. Indem sein Auge wohlgefällig über den jungen Mann hinglitt, sagte er:

„Allmählich hat sich das heiße Blut abgekühlt und will sich zur Ruhe begeben. Hei, wenn ich denke, wie Du glühtest und übersprudeltest, als Du zum ersten Male bei mir eintratst. Der Hut mit dem Eichenzweig flog in den einen und der grüne Rock in den andern Winkel. Alles brannte lichterloh an Dir, daß ich glaubte, die Flammen müßten jeden Augenblick zum Dache hinausschlagen.“

„Meine Hoffnungen hatte ich begraben,“ sagte

Wolfgang schwermüthig. „Ich glaubte an Nichts mehr auf der Welt und wäre am liebsten gestorben.“

Der alte Seemann sah den jungen Mann fest an und sagte langsam:

„Mein Sohn, es stirbt sich nicht so leicht. Die Leiden des Herzens, welche Du keine Stunde ertragen zu können glaubtest, haben mein Haar gebleicht und mich siebenzig Jahre alt werden lassen. Ein Menschenherz kann viel ertragen an Leid und Kummer und schlägt noch immer, wenn ein anderes, das die Freude tödtete, längst still steht.“

„Ihr seid ein liebes, frommes Herz,“ sagte Wolfgang, dem alten Manne die Hand reichend, der ihn im Seewesen unterrichtete und ihm behülflich war, auf größeren und kleineren Schiffen den Dienst zu lernen. „Ihr habt mich geführt, wie kein wirklicher Vater seinen einzigen Sohn treuer führen kann, und wenn ich einmal ein tüchtiger Seemann werde, habe ich es Euch allein zu danken. Was für einen Grund habt Ihr doch nur, daß Ihr mich so lieb gewonnen und in Euer Herz eingeschlossen habt?“

„Weil ich gleich sah, daß Du eine schmucke Rundjacke abgeben würdest und weil ich Dich der See lieber gönnte, als dem dunklen Walde, den eigentlich vor lauter Bäumen kein Mensch finden kann. Das blaue

Wasser braucht solche flinke Gesellen, welche des kreuz und quer durchpflügen, und ich denke, Du sollst noch manchen lieben Tag darauf herum schwimmen. Da ich selbst nicht mehr etwas Rechtes thun kann, muß ich für einen Stellvertreter sorgen."

Jakob Reem sprach diese Worte in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte. Aber das Herz saß ihm auf der Zunge und die Stimme begann unwillkührlich zu zittern, als er langsamer sprach:

„Rücke mir näher, ganz nahe. Ich will Dir Etwas vertrauen."

Wolfgang saß dem alten Manne gegenüber und hielt dessen Hände. Jakob Reem fuhr fort:

„Wir waren in der Mittellandssee und kamen in eine große Stadt. Den Namen weiß ich nicht mehr, aber sie war sehr alt und es standen viele vornehme Schlösser darin. Vor den Thoren befanden sich die Erbbegräbnisse der Grafen und Herren, wie in Hamburg auf den Kirchhöfen von Sanct Petri und Nicolai die Erbbegräbnisse der reichen Kaufleute stehen. Vor einem derselben saß ein Wächter und zeigte uns zwei goldene Statuen, welche ein Liebespaar vorstellten. Dies hatte sich im Leben so lieb gehabt, wie nur zwei Menschen sich lieben können. Aber die Väter haßten sich und schwuren, die ganze Stadt solle in Feuer auf-

gehen, ehe die Heirath zu Stande käme. Nun, es ist auch nichts daraus geworden; aber die jungen Herzen brachen und ruhen jetzt neben einander in dem großen steinernen Gewölbe. Als die Väter dies klägliche Ende vor sich sahen, kam die Reue über sie und sie versöhnten sich. Vor der Grabespforte aber stellten sie die beiden Statuen auf und ein frommer Mönch machte ein langes Gedicht aus dieser herzbrechenden Geschichte und der Wächter am Grabe sagte es uns zur Erbauung Aller Wort für Wort vor. Es ist auch niedergeschrieben und in großen Büchern gedruckt, damit sich jedes verhärtete Menschenherz daran spiegeln mag."

„Und weiter, Jakob Reem?" drängte Wolfgang den alten Mann. „Euere Geschichte ist noch nicht zu Ende."

„Nein, mein Sohn, das ist sie nicht und wird auch nicht enden, so lange es junge Herzen voll Liebe und alte Herzen voll Haß giebt. Man stellt nur nicht an jedem Grabe, wo solche Opfer ruhen, goldene Statuen auf. Es gab auch eine Geschichte von einer jungen, wohlhabenden Bauerntochter und einem armen Matrosen. Der Dirne Herz war weich wie Wachs und konnte dem Sturme nicht widerstehen. Sie war noch nicht neunzehn Jahre alt, als sie auf dem Kirchhofe zu

Döse begraben ward. Der Matrose war schon zäherer Natur. Er mochte es anfangen, wie er wollte, das Herz hielt fest zusammen und schlug und hämmerte bald auf dem Eise in Norwegen, bald im stillen Ocean. Und höre, Jungkerl, es hämmert und schlägt noch immer, wenn er mit seinem weißen Kopfe an dem Kirchhofe von Döse vorübergeht und das Mondlicht auf eine bestimmte Stelle fällt."

Thränen erstickten die Worte des alten Mannes. Er sank mit seinem Kopf an die Brust des Jünglings und dieser drückte ihn fest an sich und küßte ihm die Stirn. Es war eine feierliche Stille in der Hütte des alten Jakob Reem.

Als Beide in der späten Nacht von einander mit einem stummen Händedruck Abschied nahmen, blieb Wolfgang Daun vor dem Hause seiner Geliebten stehen und zu deren Fenster aufblickend, sagte er:

„Werden wir einst in derselben Gruft neben einander schlafen? Oder muß ich, wie der alte Jakob Reem, viele Jahre an Deinem Todtenhügel vorüber gehen und die alten Wonnen fühlen und den alten Schmerz? Aber diese Ungewißheit ertrage ich nicht länger und diese Heimlichkeit bringt mich in Schimpf und Schande. Morgen schleiche ich mich zum letzten

Male zu Dir und ehe ich meine neue Reise antrete, ist unser Schicksal entschieden."

Wolfgang Daun sagte es und er hielt Wort. Als er am andern Abend mit Magteld in dem einsamen Garten zusammentraf, schloß er ihr sein ganzes Herz auf. Unter Thränen und Küssen suchte sie seinen Entschluß wankend zu machen, als sie aber begriff, daß ihr dies nicht gelingen werde, trocknete sie ihre Augen und sagte, ihm die Hand reichend:

„Folge Deinem Herzen. Was Du willst und thust, ist immer das Rechte und ich würde Dich um dieser Festigkeit willen noch mehr lieben, wenn dies möglich wäre. Aber Du sollst mich Deiner werth finden und ich will Dir den Weg bereiten, soviel ich kann. Morgen früh im hellen Tageslicht sehen wir uns wieder und Du kannst meinem Vater Alles sagen, wie es Dir um das Herz ist."

Es war noch früh, als Magteld die Mutter aufsuchte und sie mit stillem Weinen in ihre Arme schloß. Frau Rebekka war nicht wenig erschrocken, als sie die Erregtheit des geliebten Kindes gewahrte. Sie verlor ihre ganze Ruhe und bat mit der innigsten Mutterssorge, sie möge doch nur reden und ihr Herz erleichtern.

Magteld sprach. Aber je länger und eindring-

sicher sie zu ihrer Mutter redete, je furchtsamer wurde diese und konnte sich der Fieberschauer nicht erwehren. Frau Rebekka hatte ihre Fassung ganz und gar verloren und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Als darauf der Vater eintrat und sah, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgehe, begehrte er in seiner harten Weise, sogleich Alles zu wissen.

Frau Rebekka vermochte nur mit einem Thränenstrom zu antworten. Magteld aber, die etwas von dem festen Sinn des Vaters geerbt hatte, sagte zu diesem:

„Ich will Dir Alles offen und ehrlich gestehen, Vater ....“

Als sie bei diesen Worten den Vater fest anblickte und in dessen zornfunkelnde Augen schaute, schlug sie die ihrigen nieder und wußte sich nicht zu rathen. Thomas to Baben antwortete mit seiner rauhen Stimme:

„Das erwarte ich. Und wenn ich aus Deinem Munde etwas von Dem hören werde, was sich draußen die Menschen zuflüstern und wovor ich meine Ohren nicht habe verschließen können, dann gnade Gott Dir und uns Allen.“

„Um Gotteswillen, was wird das, Mann?“ rief Frau Rebekka auffahrend. Er gebot Ruhe und sagte:

„Sie soll reden!“

„Ich will es!“ entgegnete sie fest. „Die rechte Stunde ist gekommen, und ich habe versprochen, ihm die Wege zu bereiten. So möge mir Gott gnädig und barmherzig sein. Vater! Mutter! Ich liebe! Und ich kann von dem Manne nicht lassen, dem ich mein Herz zu eigen gab. Es gehört ihm im Leben, wie im Tode.“

Sie war in die Kniee gesunken und streckte flehend die Hände nach dem Vater aus:

„Sei gnädig und barmherzig, wie Gott im Himmel gnädig und barmherzig ist mit uns Allen; sonst muß ich sterben.“

Thomas to Baben riß sie vom Boden auf, sah sie mit seinen blitzenden Augen an und sagte:

„So ist es wahr, daß Du Dich an einen Kerl weggeworfen hast, der wie ein fauler, träger Hund den armen Thieren nachschleicht und ihnen Fallen stellt? Und ist es wahr, daß dieser Mensch .... ich bringe den Namen nicht über die Zunge! Der Haß und der Zorn ersticken mich.“

„Wolfgang Daun heißt er und war ein Jägersmann,“ sagte sie. „Mir und Dir zu Liebe ist er ein Seefahrer geworden und hat sich von seinem alten

Oheim getrennt, um Deine Freundschaft und meine Liebe zu gewinnen."

„Das weißt Du Alles ..?" fragte der Vater und das Wort stockte ihm im Munde. Magteld aber fuhr fort:

„Ich wußte es und baute darauf meine Hoffnung. Ich glaubte, daß der Herrgott Dein Herz anrühren und Dir die Augen öffnen werde. Ich hoffte, daß die junge Liebe groß und stark genug wäre, um den alten Haß zu ersticken. Ich glaube und hoffe es noch und flehe in meiner Noth zu Dir ...."

„Genug!" rief Thomas to Baben mit seiner mächtigen Stimme, daß Frau Rebekka, die schützend zu ihrer Tochter getreten war, unwillkührlich erbebte. „Du sollst empfinden, wie ich strafe, und meine Strenge soll eine Abbitte sein für alle Güte und Schwäche, welche ich Dir gegenüber bis auf den heutigen Tag bewiesen habe. Was aber jenen erbärmlichen Gesellen betrifft, der sich wie ein Dieb in mein Haus stiehlt ..."

„Beschimpfe ihn nicht, Vater!" rief die Tochter, sich ermannend. Aber Wolfgang Daun, der kurz vorher eingetreten war, sagte:

„Ich spreche für mich selbst, Magteld, und möge mir Gott Besonnenheit verleihen, daß ich das rechte

Wort finde. Herr Thomas to Baben, ich ſchleiche mich nicht als ein Dieb in Euer Haus, ſondern betrete es offen und ehrlich vor Aller Welt Augen am hellen Tage. Ich komme zu Euch mit einer Werbung. Wenn Ihr mich angehört habt, könnt Ihr mich abweiſen und meines Weges gehen heißen. Aber mich zu ſchelten und mich zu beſchimpfen, habt Ihr kein Recht und ich werde jede Ungehörigkeit mit dem gebührenden Ernſte zurückweiſen."

„Ich will doch ſehen, wie weit dieſe Frechheit geht," ſagte im höchſten Zorne der Vater. Jener aber fuhr fort:

„Ich löſe das Wort, das ich mir ſelbſt gab, wenn ich gleich nach Dem, was ich ſehe, begreife, wie vergeblich Alles iſt, was ich Euch ſagen kann."

„Ihr könnt dieſe Worte ſparen!" ſagte Thomas to Baben, ſich bezwingend, mit eiſiger Kälte. „Nehme den Sermon, den Ihr mir zugedacht habt, für genoſſen an und will mit der Antwort nicht warten laſſen."

Frau Rebekka befand ſich in der größten Spannung. Sie ſah mit einer Miſchung von Furcht und Staunen auf den jungen Mann, der den Namen Desjenigen trug, auf den ſie einſt ihres Lebens ganze Hoffnung und ihr irdiſches Paradies baute. Als ſie

die Stimme des jungen Mannes hörte, glaubte sie, es sei dieselbe Stimme, die einst wie eine fromme Melodie tief in ihr Herz drang, und als sie die jugendlich-kräftige Gestalt erblickte, glaubte sie den Mann zu sehen, an dessen Hand sie durch das Leben zu gehen hoffte, an dessen starke Schulter sie sich gelehnt haben würde in den Tagen der Noth und des Kummers. Es war in diesem Augenblicke nicht die alte Frau, die ein Leben voll Kummer und Eiseskälte niederbeugte; es war die jugendlich-kräftige Rebekka Gerritz, die auf ein Wort wartete, das sie in den Himmel erheben, oder tief in den Abgrund schleudern sollte.

Thomas to Baben achtete nicht auf das Behaben seines Weibes, sondern suchte und fand die härtesten und schärfsten Worte, womit er das Begehren des jungen Mannes abwies, daß dieser bei jedem neuen Laut zusammen zuckte, der aus dem Munde des gereizten alten Mannes ging. Dann aber, als jede Schranke übersprungen war, erhob er sich im edlen Zorn und rief:

„Ihr weiset mich nicht ab, wie man einem ehrlichen Manne eine Bitte abschlägt, die man ihm nicht gewähren kann oder will. Ihr behandelt mich wie einen gemeinen Verbrecher, dessen Nähe besudelt und für den jede Erniedrigung noch eine Ehre ist. Wahret Euere Zunge! Ich bin nicht gewillt, diese Schmä-

hungen länger gelassen zu ertragen, und wenn Ihr fortfahrt ..."

Da brauſete Thomas to Baben gewaltig auf und mit hochgehobenen Händen trat er dem jungen Mann entgegen:

„Du unterſtehſt Dich, mir in meiner eigenen Wohnung zu drohen? Noch einen Laut und ich zerſchmettere Dir Deinen Hirnſchädel, Du nichtsnutziger Burſche!"

Vielleicht hätte der erzürnte Alte ſein böſes Wort wahr gemacht; allein in dieſem Augenblicke fühlte er ſeinen Arm gehalten und als er ſich mit einem Fluche losreißen wollte, blickte er in das zornglühende Geſicht ſeines Weibes. Ihre Augen ſprühten, daß ihn eine Furcht überkam und mit unſicherer Stimme fragte er ſie:

„Was willſt Du?"

„Rühre ihn nicht an!" befahl ſie feſten Tones. „Ungehindert ſoll er ſich entfernen. Der Schlag, der auf ihn niederfällt, trifft mich zum Tode."

Magteld eilte zur Mutter und hielt ſie mit beiden Armen umſchlungen, als wollte ſie dieſe gegen einen Zornesausbruch des Vaters ſchützen. Dieſer aber ſah voll Erſtaunen auf die Frau, welche ſonſt ſtets in dumpfer Gleichgültigkeit neben ihm herging und jetzt,

mit einem Male, einer Löwin gleich, ihr Kind vertheidigte.

Mynheer to Baben wußte nicht, wie ihm geschah; allein es gelang ihm, sich zu fassen, und wie oft nach einer wilden Sturmbö eine fast ängstliche Stille eintritt, sagte er nach einer Pause mit eisiger Kälte:

„Ei, wer hätte gedacht, daß der Bursche in diesem Hause eine so warme Theilnahme finden würde? Da darf ich nicht zurückbleiben und will mein Wort auch dazu geben."

Er achtete nicht auf den Eindruck, den diese überraschende Wendung auf Magteld und Rebekka hervorbrachte, und sagte zu Wolfgang Daun:

„Hört, Herr Jägersmann! Ihr habt Euer altes Gewerbe aufgegeben und die blaue Rundjacke angezogen?"

„Das habe ich, Herr!" entgegnete dieser rasch. „Und wenn Ihr meinen Betheuerungen Gehör geben wollt . . ."

„Ihr sollt Nichts betheuern, noch geloben," entgegnete Thomas to Baben kalt. „Ihr habt nur ruhig anzuhören, was ich Euch sagen will. Euer jetziger Herr und Meister, der Jakob Reem, dem Ihr als Knecht dient, wie man sagt, hat Euch die Mündung der Elbe schauen lassen und Ihr wißt Bescheid von den Banken und Untiefen . . ."

„Ja, Herr, ich kenne sie . . ."

„Hören sollt Ihr, nicht reden, habe ich Euch gesagt!" unterbrach ihn der Alte mit erhobener Stimme. „Wenn die Ebbe das Vogelsand blank legt, streckt es seinen Rücken hoch aus der Elbe empor und giebt den Robben Gelegenheit, sich zu sonnen. Nun ist es an Euch zu zeigen, daß Ihr in Euerm Walde etwas lerntet. Nehmt Euere jungen Bäume auf den Rücken und den Spaten in die Hand; grabt die schwachen Wurzeln tief in den Sand und wenn es so weit ist, daß die Robben in dem Schatten Eurer Linden und Buchen ruhen können, wie bei Euch binnenwärts der Hirsch und das Reh im Forst, dann kommt wieder und es soll eine fröhliche Hochzeit geben. Bis dahin aber meidet diese Schwelle, wenn Euch Euer Leben lieb ist; denn, so wahr Gott lebt, ertappe ich Euch bei dem Jungfernraube, schlage ich Euch todt."

Wolfgang Daun wollte aufbrausen, als das eisige Gelächter des Alten an sein Ohr schlug, aber der bittende Blick der Geliebten, die flehend ihre Hände nach ihm ausstreckte, hatte eine solche Gewalt über ihn, daß er seinen Zorn bezwang und, ohne ein Wort zu entgegnen, das Haus verließ, in welchem ihm ein so tiefer Schmerz bereitet wurde.

In großer Niedergeschlagenheit langte er bei Jakob

Reem an. Dieser versuchte nicht, ihn zu trösten, sondern deutete nur an, daß die Reise nach Westindien, welche er ihm ausmachte, in den nächsten Tagen angetreten werden solle und daß er ihm eine Gelegenheit bereitet habe, womit er nach Hamburg und an Bord gelangen könne.

„Und wenn Du jenseits der rothen Tonne bist, mein Sohn," setzte er hinzu, „wirf Deinen Gram über Bord und laß den Hoffnungswimpel vom großen Maste wehen. Der alte Gott lebt noch."

Und Wolfgang folgte dem Winke des Meisters.

Die Zeit ging ihren gewöhnlichen Gang. Auf Sturmesflügeln lief sie vor dem Glücklichen her; mit bleiernen Schwingen zog sie hinter den Bekümmerten drein. Seine Tage und Nächte wollten nicht enden. Eine westindische Reise war beendet und eine zweite begann. Der junge Seemann, der sich dem selbstgewählten Beruf mit seltener Treue hingab, stand überraschend schnell am Ziel seiner Wünsche. Er betrat als Kajütenoffizier das Halbdeck und sah eine glückverheißende Zukunft vor seinen Blicken sich gestalten. Aber im Herzen war es still und eine bittere Empfindung machte ihn fühllos für jedes freudige Ereigniß.

Die Morgensonne ging im Nebel auf. Er hoffte nicht mehr auf einen glückbringenden Abend.

Während Wolfgang Daun fern von seiner Heimath war, lebten Manche dort, die sich mit seinem Schicksal beschäftigten und für eine glückliche Wendung desselben Sorge trugen. Es wohnte unter vielen andern Ehrenmännern daselbst ein angesehener Mann, der mit Glücksgütern gesegnet war und bei Allen wegen seiner Rechtschaffenheit in großem Ansehen stand. Er hieß Jens Radelef und stammte aus einem ehrbaren Hause in den sogenannten Vierlanden, die ein kostbares, gemeinsames Besitzthum der Städte Hamburg und Lübeck sind.

Marie und Doris hießen seine Töchter und diese hatten mit Magteld eine herzinnige Freundschaft geschlossen, die im Wachsen begriffen war, seitdem das Unglück über die Jungfrau kam und ein böser Nachtfrost ihre junge Liebe im Beginn des Lenzes tödtete. Herr Jens Radelef empfand das innigste Mitleid mit dem armen Mädchen und eines Tages, als sie gar trübselig darein schaute, nahm er sie bei der Hand und sagte:

„Magteld, ich will Dir Etwas erzählen und wenn es geschehen ist, soll um diese bleichen Lippen ein freudiges Lächeln spielen. Ich kenne einen jungen See-

mann, der ein braver Burſche iſt und wohl verdient, daß ſich eine helfende Hand nach ihm ausſtreckt. Ich nenne ſeinen Namen nicht, Magteld, aber ich glaube, Du kennſt ihn ohnedies und wirſt es gerne ſehen, wenn er einmal hierher kommt. Nun habe ich eine Brigg auf den Helgen ſetzen laſſen, ein ſtattliches Fahrzeug, das fertig iſt zum Ablaufen, und ich ſuche für dasſelbe eine Pathin, welche ihm den Namen giebt, unter dem es in der Welt umherſchwimmen ſoll. Was meinſt Du, Magteld? Möchteſt Du wohl das Schiff taufen, das ich dem jungen Seemann gebe, deſſen Namen ich nicht nenne, und den Du doch ſo gut kennſt?“

Da warf ſich Magteld in die Arme des wackern Jens Radelef. Ihre Thränen floſſen häufig und ihre Aufregung war ſo groß, daß der Ehrenmann faſt erſchrak und ſie nur mit Mühe zu beruhigen vermochte.

Am andern Morgen begann Herr Jens Radelef ſein längſt vorbedachtes Werk. Er war nicht damit zufrieden, ſein Schiff, welches er einem jungen talentvollen Seemann zugedacht hatte, durch die Geliebte deſſelben taufen zu laſſen; er wollte auch ein allgemeines Friedens- und Verſöhnungsfeſt feiern. In ſeiner Seelengüte glaubte er, er dürfe es nur wollen, ſo werde ſich Alles nach ſeinem Herzenswunſche fügen.

Der ehrliche Jens Radelef griff in seine eigene Brust und meinte, alle andern Herzen schlügen für Menschenglück und Menschenwohl, wie sein eigenes. Er irrte sich schon oft der gute Jens Radelef und sein thörigtes Herz wollte doch noch immer nicht zur Erkenntniß kommen.

Jetzt waren die Vorbereitungen getroffen. Der Schiffsbauherr hatte an den Niederländer Mynheer Thomas to Baben das Ersuchen gestellt, er möge gestatten, daß seine Tochter die neue Brigg taufe, und darauf eine zusagende Antwort erhalten. Damit hatte er sich aber nicht begnügt, sondern war, ohne ein Wort darüber zu verlieren, ein paar Meilen in das Land hinein auf die hohe Geest gefahren, wo das Besitzthum des Burkhard Daun lag, mit dem er im Geschäftsleben öfter zusammenkam und den er wohl leiden konnte. Es ward ihm nicht leicht, die Bedenklichkeiten zu überwinden, welche seine Einladung hervorrief. Burkhard Daun hatte durchaus kein Hehl, daß ihm Alles von Grund des Herzens zuwider sei, was irgend mit der See in Berührung stände, und nur die Versicherung, daß er durch seine Gegenwart ein gutes Werk stiften helfe, war stark genug, das Vorurtheil zu überwinden und eine zusagende Antwort herauszulocken. Hiermit gab sich Jens Radelef zufrieden und hütete sich wohl,

auf eine nähere Erklärung einzugehen, die das mühsam Erbaute wieder über den Haufen werfen könnte. Und als Burkhard Daun neugierig hin und her fragte, um den Grund einer eigenthümlichen Einladung zu erfahren, schützte Jener solche Eile vor und gab seinem Kutscher so dringende Befehle, das Einspannen zu beschleunigen, daß Burkhard Daun nicht wußte, was er sagen sollte und dem rasch davon fahrenden Besuch kopfschüttelnd nachsah.

Der festliche Tag brach an. Es war ein mildfreundlicher Julimorgen, der die Erde mit seinem schönsten Lächeln begrüßte. Der Werft wurde mit Blumen, Laubgewinden und Flaggen verziert und auf dem Deck der Brigg Alles hergerichtet, um die Gäste nach Würden zu empfangen.

Herr Thomas to Baben erschien mit Frau und Tochter genau zur vorgeschriebenen Stunde und betrat das Verdeck am Steuerbord. Zur selbigen Zeit erschien Burkhard Daun auf dem Fallreep am Backbord.

Die Zeit ändert viel. Zwanzig Jahre üben eine gewaltige Macht über den äußern und den innern Menschen. Thomas to Baben und Burkhard Daun standen sich gegenüber. Sie erkannten sich nicht, allein Beide fühlten, daß sich irgend Etwas in ihrer Nähe befand, was sie verletzend berührte. Sie sahen sich

an und schlugen ihre Augen gleichzeitig nieder; sie vermieden es, sich näher zu kommen; eine ungewisse Scheu zwang sie, sich so fern als nur möglich zu bleiben.

Der Geistliche erschien und verlieh der Feier die ächte Weihe durch seine festliche Ansprache. Als der Segen über Kiel und Mast gesprochen war, trat Herr Jens Radelef mit einem Becher voll edlen Weines an Magteld heran und sagte:

„Nun, Jungfrau, mahne ich Euch an Euer Versprechen, daß Ihr dieses Schiff taufen und den Namen nennen mögt, den es mit Gottes Hülfe in allen Ehren führen soll, so lange noch ein Splitter davon übrig ist. Leert diesen Becher über das Steuer aus und endet somit das Fest, wozu wir Alle hier in Gottes Namen versammelt sind."

„Das will ich gern thun, lieber Herr," sagte Magteld, den Becher nehmend. „Und damit ich mein Werk ohne Tadel verrichten möge, sollt Ihr mir sagen, wie Ihr es genannt haben wollt."

„Ich will, daß es genannt werden soll: die alte Liebe. Es ist die alte Liebe gemeint, die bereits auf Erden war, als der erste Mensch geschaffen ward, und die dennoch jung blieb mit allen ihren Leiden und Freuden, allen ihren Hoffnungen und Schmerzen, bis auf den heutigen Tag. Die alte Liebe, die jeder gute

Mensch im Herzen trägt und die noch von dem Morgenrothe der Jugend überstrahlt wird, wenn der letzte Stern am Firmament erlöscht. Die alte Liebe, kleine Magteld, die allen Hindernissen trotzt und nur in dem Diesseits erliegt, um jenseits in hoher Verklärung neu zu erstehen."

„Das walte Gott!" sagte der Pastor und Magteld trat an das Steuer, goß den vollen Becher darüber hin und sagte:

„So sei getauft, mein gutes Schiff, und heiße „die alte Liebe," auch dann noch, wenn Deine Nägel rosten und Deine letzten morschen Bretter zusammenbrechen. Trage den Namen, den ich Dir gebe, in Treuen und laß Alle, die an Deinen Bord kommen und Dir dienen, Dir treu und gewärtig sein, dann wird mitten in dem Kampfe mit den Elementen der Friede in Dir wohnen und Dich über den Wassern erhalten."

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, als sie das sagte. Alle sahen auf die Jungfrau, welche diese Worte mit Begeisterung gesprochen hatte. Magteld aber, fortgerissen von dem feierlichen Ernste der Stunde und getrieben von einer innern Stimme, der sie nicht zu widerstehen vermochte, rief laut über das Halbdeck hin:

„Und wenn ein Tag kommt, da Du von der Erde verſchwindeſt; wenn ſie Deine ſtolzen Wände einreißen und Dich auf den Grund des Meeres ſenken, ſoll doch Dein Name nicht vergehen! Die alte Liebe ſoll bleiben zu allen Zeiten, zum Gedächtniß, daß die Treue fortdauert über Grab und Tod in alle Ewigkeit.“

Alle Anweſenden waren ergriffen von der Feierlichkeit des Augenblicks, am meiſten aber Burkhard Daun und Thomas to Baben, deren innere Erregtheit ſich auf den Geſichtern wiederſpiegelte. Sie ſahen zu einander herüber und hinüber und eine Ahnung, daß ſie ſich kannten und ſich einſt im Leben nahe ſtanden, ſchien ſie mächtig zu ergreifen. Aber ehe noch die innerſte Bewegung zum Ausbruch kam, erhob ſich der Schiffsbauherr, Jens Radelef, und lenkte mit einigen Worten die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf ſich ſelbſt, indem er ſagte:

„Wollt nun ſo geneigt ſein, Damen und Herren, die mir die Ehre erweiſen, bei meinem Schiffe Pathenſtelle zu vertreten, einen Ehrentrunk zu thun und mit mir auf das Wohl des jungen Täuflings ein Glas zu leeren.“

Dies wurde mitnichten verſchmäht. Eine Schaar von muntern Schiffsjungen verbreitete ſich über das Verdeck, die vollen Gläſer herumreichend und die Schenk

kannen in der Hand, um die leer gewordenen Gläser wieder frisch zu füllen. Dabei wurde mancher Trinkspruch hergesagt, mancher gute Wunsch gesprochen und soviel angeklungen und gejubelt, daß der Schiffsbauherr vollauf zu thun hatte, für allen guten Willen zu danken, und zum Schlusse sprach:

„Nun muß das gute Schiff auch einen Herrn haben, der es regiere in Sturm und Wetter, bei Regen und Sonnenschein. Und Niemandem zum Leide, Allen zur Hoffnung und guten Erwartung ernenne ich zum Capitain der alten Liebe den jungen Seemann Wolfgang Daun, der ehestens aus der Havannah hier erwartet wird und mit diesem Schiffe seine erste selbstständige Reise machen soll. Wer mir darin beistimmt, der nehme sein Glas zur Hand und stoße mit mir an in der Hoffnung, daß ich eine gute Wahl getroffen habe."

Das geschah unter freudiger Zustimmung der ganzen Gesellschaft, denn Keiner hatte Etwas gegen den neuen Capitain einzuwenden, von dem die Meisten nichts wußten, und die ihn kannten, gönnten ihm das gewonnene Glück. In der allgemeinen Lust ward es nicht bemerkt, daß Zwei am Bord waren, welche durch diese Ernennung unangenehm berührt wurden. Die Meisten sahen mit Theilnahme auf Jungfrau Magteld,

die, als sie den Namen ihres Geliebten nennen hörte, sich an die Brust des wackern Freundes warf und ihren Thränen freien Lauf ließ.

Thomas to Baben und Burkhard Daun suchten sich zu entfernen, aber es wollte ihnen nicht gelingen; denn weder an dem Steuerbords-, noch an dem Backbords-Fallreep war ein Boot zu finden und mißmuthig stiegen sie hinunter in das Zwischendeck, um dem Tumulte, der ihnen lästig ward, aus dem Wege zu gehen. Es hatte aber Keiner von ihnen auf den Andern geachtet.

Darum, als Beide, in dem dämmernden Lichte, das in den untern Räumen herrschte, einander plötzlich gegenüber standen, sahen sie sich mit blitzenden Augen an und Jedem ward es klar, daß er seinem Feinde in das Auge schaue. Sie waren keines Wortes mächtig, aber ihre Blicke glühten unheimlich und ihre Finger krallten sich krampfhaft in einander.

D erschien ein Dritter auf dem einsamen Schauplatze. Es war ein stiller, bescheidener Mann, der wenig in Verkehr mit den Reichen und Vornehmen stand und sich in seinem Hause, wie in seinem Boote, in friedlicher Zurückgezogenheit glücklich fühlte. Das war Jakob Reem, der in jungen Jahren so manches

bittere Leid erfuhr und es im hohen Alter noch nicht vergessen hatte.

„Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her?“ polterte Thomas to Baben, während Burkhard Daun bei dem Ton dieser Stimme sich eines Schauers nicht erwehren konnte. „Wer hat Euch gerufen?“

„Es kommt wohl manchmal Einer zu Jemandem ungerufen, Mynheer, der Anfangs nicht gerne gesehen ist, und wenn sie nachher scheiden, geschieht es in Frieden und in aller Ruhe. Das ist der Fall, wenn der Tod an unser Bett tritt, und wir setzen uns gegen ihn zur Wehre. Aber es hilft uns nichts. Er lullt uns in den Schlaf und nimmt uns mit sich fort.“

„Wer ist der Mann?“ fragte Burkhard Daun sich selbst, während Thomas to Baben störrisch schwieg. Jakob Reem aber sagte:

„Ich bin ein einfacher Mann, der wenig unter Menschen geht, und es ist nicht der Mühe werth, sich um mich zu bekümmern. Aber Ihr Beide seid angesehene Leute, die bei sich daheim in hoher Achtung stehen und die ich wohl kenne. Weil uns nun der Zufall hier unten zusammen führt, wo es still ist, wie im Grabe, während über unsern Köpfen das junge Leben brausend dahin fährt, möchte ich ein Wort mit Euch reden. Und um Eurer selbst willen bitte ich

Euch, laßt es nicht auf den Boden fallen, weil es aus dem Munde eines geringen Mannes kommt, sondern bedenkt es wohl und laßt es in Euern Herzen eine Stätte finden."

„Was könnt Ihr sagen?" fragte Burkhard Daun zögernd, während Thomas to Baben die Lippen fest geschlossen hielt.

„Ihr seid als Knaben in Feindschaft auseinander gegangen," sagte Jakob Reem. „Ihr habt Euch gemieden Euer Lebelang und trefft nun unerwartet auf diesem schmalen Raume zusammen. Meint Ihr, daß dies ein Zufall sei? Was Ihr heute gesehen und gehört habt, griff Euch an das Herz. Es berührte Euer Heiligstes, denn es handelte sich um Diejenigen, die Gott der Herr Euch am nächsten stellte und für deren Glück Ihr ihm verantwortlich seid. Ich kenne Euch Beide und Euer Leben liegt ohne alle Hülle vor mir da. Was Ihr erduldet habt, Burkhard Daun, das habe ich auch erduldet, nur noch unverdienter und härter. Aber ich habe mich nicht störrisch gegen den Willen Gottes aufgelehnt, sondern mich in Demuth seiner Allmacht gebeugt; darum ist mir Gott auch barmherzig gewesen und hat mir Frieden und Herzensfreudigkeit geschenkt, daran ich mich in meinem hohen Alter aufrecht halte. Und was Ihr Euerm

Freunde thatet, Thomas to Baben, das ist mir auch geschehen von einer andern Hand, und diese andere Hand ist verdorrt und verwelkt, weil sie starr und regungslos blieb, als sie sich zur Versöhnung und zum Frieden öffnen sollte. Den Jüngling, den Ihr verstießet, nahm ich auf und sprach zu ihm in der Einfalt meines Herzens und Gott der Herr hat es wohl mit ihm gemacht. Und die Jungfrau, die dort oben in Kummer und Thränen des Ausganges harrt, ist ein liebes, frommes Kind, das erst an dem Eingange in das Leben steht und auf den Sommer hofft. Werft nicht mit eigensinnigem Stolze den erkältenden Frost auf die jungen Blumen, die ihr Leben schmücken sollen. Es ist eine Sünde, deren Ihr Euch theilhaftig macht und die Ihr nicht wegbeten könnt, wenn Ihr auch noch hundert Jahre lebt. Geht hinüber nach Döse und fragt bei den Aeltesten in der Gemeinde nach dem reichen Bauer, der in Verzweiflung gestorben ist, weil er die Liebe seines jungen Kindes umbrachte. Es ist ein bitterer Tod gewesen und ich wollte den Vater Magteld's und den Oheim meines lieben Wolfgang vor einem solchen Ende bewahren."

Jakob Reem glich einem der wandernden Apostel, die einst der Herr unter dem niedern Volke erweckte, damit sie in alle Welt gingen und die Heiden lehrten

und ihnen das Evangelium verkündeten. Sein Antlitz glühte von edler Begeisterung und in seinen Augen strahlte ein Funken höherer Erkenntniß, ohne daß er selbst zu wissen schien, von welcher Macht er beseelt wurde. Aber die Herzen, an die er pochte, wurden ihm nicht aufgethan. Sie blieben hart wie Marmor, aus welchem kein Mosesstab den kühlenden Wasserstrahl lockte.

Als nun der alte Mann sah, wie all' sein Bemühen fruchtlos war und er in seinem Geiste fühlte, daß die traurige Geschichte, die er selbst in seinen jungen Tagen erlebte, sich hier wiederholen werde, wurde er über die Maßen traurig und sagte tief bekümmert:

„So gehe ich denn mit um so schwererem Herzen, als ich voll freudiger Hoffnung hierher kam und Euch zur Versöhnung stimmen wollte. Möge Gott nicht mit Euch in's Gericht gehen, wenn der Tag der Vergeltung kommt. Ich hätte nie geglaubt, daß eine solche Herzenshärte in irgend einem Menschen wohnen könnte. Wollt Ihr denn nimmer Frieden haben, Ihr starren, unversöhnlichen Männer?"

Burkhard Daun sah flüchtig zu dem ehemaligen Freunde hinüber, als erwarte er, von dessen Lippen

ein Wort zu hören. Aber Thomas to Baben wandte sich ab und sagte mit scharfem Tone:

„Nein!“

„Nein!“ wiederholte Burkhard Daun und Beide entfernten sich, ohne sich eines Blickes zu würdigen. Jakob Reem sah ihnen nach und mit der umgekehrten Hand über die Augen fahrend, sagte er:

„Ich dachte es gut zu machen und habe vielleicht die Gluth noch mehr geschürt, statt sie zu löschen. Gottes Wille geschehe.“

Vergessen war der festliche Tag der Taufe von allen Theilnehmern, nur nicht von Denen, die auf eine so wunderbare Weise von demselben berührt wurden. Magteld gedachte träumend und wachend der alten Liebe und als ihr die Kunde zu Ohren kam, der junge Capitain sei erschienen, um den Dienst auf der neuen Brigg anzutreten, schlug das jugendliche Herz mächtiger in der Brust. Der Vater duldete nicht, daß sie sich irgend wohin begab, wo sie mit Wolfgang Daun zusammentreffen konnte. In trauriger Einförmigkeit vergingen die Tage. Begraben und vergessen schien Alles. Da vernahm sie ein Wort, das für immer jede schwache Hoffnung zerstörte, die vielleicht noch in ihrem Herzen schlummerte. Ein Fremder war bei dem

alten Thomas to Baben erſchienen, um ſich bei ihm nach Etwas zu erkundigen. Durch einen Zufall war von der neuen Brigg und deren jungem Capitain die Rede. Als der Name ihres Geliebten genannt wurde, ſah Magteld ihren Vater mit flehenden Blicken an. Der Vater verſtand dieſen Blick und entgegnete kalt: „Wenn auf Vogelſand die Linden blühen.“ Der Fremde, der nicht wußte, was er aus dieſen Worten machen ſollte, war nicht wenig verwundert und entfernte ſich, ohne Etwas darauf zu entgegnen. Aber Magteld hatte die Meinung des Vaters wohl verſtanden und es ſtarb nun auch die letzte ihrer Hoffnungen. Sie ſah den heißgeliebten Freund vor ihrer Abreiſe nicht wieder; ſie empfing nur durch ihre Freundin Marie Radelef ſeinen letzten Gruß: „Die alte Liebe dauert über Grab und Tod hinaus!“

„Das ſoll ſie auch!“ ſprach Magteld vor ſich hin und ſcheute nicht die rauhen Herbſtwinde, die zu ſtürmen begannen, ſondern verweilte ſtundenlang auf dem hohen Deiche und ſah den vorüberziehenden Schiffen nach, die ſich beeilten, vor dem herannahenden Winter die offene See zu gewinnen. Und als einſt in der dämmernden Nachmittagsſtunde eine leicht beſegelte Brigg von Hamburg kam, die dicht an dem Deiche hinſteuerte und bei deren Anblick ihr wohl und

weh im Herzen ward, daß es freudig zu schlagen begann und sie sich der Thränen nicht erwehren konnte, da stand Jakob Reem ihr zur Seite und sagte:

„Es ist sein Schiff. Und da oben auf der Galerie steht er und hält das Sprachrohr in der Hand. Er will uns ein letztes Lebewohl zurufen, aber der Wind verweht es und wir werden es nicht hören."

„Lebe wohl! Lebe wohl!" rief sie in die brausende Fluth hinein und war so freudig erregt, als hätte er diesen Gruß vernommen und ihn zehnfach erwiedert. „Ich will Dir ein sichtbares Zeichen hinaussenden auf die See, das soll Dir verkünden, daß ich Deiner stets in Treuen gedenke und daß ein liebendes Mädchen zu Gott um Deine glückliche Heimkehr bittet."

Mit diesen Worten gab sie dem alten Jakob Reem die Hand und kehrte in das Haus des Vaters zurück, wo neue Sorge ihrer harrte, denn die geliebte Mutter war erkrankt und der Arzt schaute gar bedenklich darein.

Unermüdlich sorgend, harrte Magteld die langen Tage und Nächte an dem Lager der geliebten Kranken aus und suchte das flüchtige Leben aufzuhalten. Wenn aber der Abend zu dämmern begann, stieg sie hinauf in ihre Kammer. Sie zündete die Lampe an, stellte sie an das Fenster und sagte: „Trage meinen Gruß

zu ihm hinaus auf die brausende See. Sage ihm, daß ich seiner gedenke bei Tage und in der Nacht, und wenn er heimkehrt, wird Dein glimmender Funke ihm Zeugniß geben, daß die alte Liebe, jugendlicher Hoffnung voll, seiner harrt."

Dann aber kehrte sie wieder an das Krankenbett der Mutter zurück.

Frau Rebekka bedurfte der treuen Pflege nicht lange. Das arme Herz, das so Vieles ertragen hatte, und dann allmählich erstarrte in freudenloser Ehe, hörte auf zu schlagen.

Thomas to Baben stand tief erschüttert an dem Sterbebette der Frau, die durch ihn so wenig des Glückes erfahren hatte und welcher er so manchen schweren Kummer bereitete. Er beugte sich zu ihr nieder, um ihren letzten Seufzer zu empfangen. Er faltete ihre Hände in einander und sprach mit bebenden Lippen: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Dann aber fuhr er mit einem unterdrückten Schrei risch in die Höhe. Ihm war es, als hätte er den Namen „Burkhard Daun" leise an sein Ohr schlagen hören.

Seit dem Tode seiner Frau wurde Thomas to Baben noch schroffer und unzugänglicher, als vorher. Manche Tage vergingen, ohne daß er ein Wort sprach,

und seine einsamen Spaziergänge dehnten sich immer länger aus. Magteld schien wenig darauf zu achten. Sie wartete des Haushaltes mit unermüdlichem Fleiße und zündete Abends ihre Lampe an, welche ihren Gruß dem Freunde entgegentragen sollte, wenn er heimkehrte zu der Elbmündung, wo Liebe und Freundschaft ihn mit klopfendem Herzen erwarteten.

Aber ein Monat überholte den andern, ohne daß von der alten Liebe und ihrem jungen Capitain die geringste Kunde einlief. Ein Jahr verging und ein zweites, aber Keiner konnte sagen, was aus dem Schiffe geworden war. Die ersten Orte seiner Bestimmung hatte er glücklich erreicht. Günstige Fahrten zu Anfang erregten freudige Hoffnung für die folgenden Reisen. Darauf lief eine Kunde ein, daß Wolfgang Daun ein günstiges Anerbieten angenommen habe und nach den ostasiatischen Gewässern abgesegelt sei. Nun hörte aber auch jede weitere Nachricht auf. Alle Bemühungen, über den Verbleib des Schiffes etwas Gewisses zu erfahren, blieben fruchtlos und selbst die Beharrlichsten mußten sich am Ende gestehen, daß an dem Gerüchte, wornach es mit Mann und Maus verloren ging, nicht mehr zu zweifeln sei.

Während diese Ungewißheit wie eine Gewitterschwüle auf Jedermann lastete, der irgendwie dabei

betheiligt war, erhob sich ein anderes Gerücht, welches die Bewohner von Cuxhaven in nicht gewöhnlicher Weise aufregte. Anfangs wagte es sich nur mit einiger Schüchternheit an die Oeffentlichkeit. Es waren einzelne hingeworfene Worte, unbestimmte Notizen, für die kein Mensch eine Bürgschaft übernehmen konnte und wollte. Allein nach und nach vereinigten sich die verschiedenen Gerüchte zu einem Ganzen und es war nicht mehr zu bezweifeln, daß der Erste, welcher die Nachricht brachte, die Wahrheit sprach: „Der ehemalige Seefahrer und jetzige Kaufmann Thomas to Baben ist von einem auswärtigen Bankerott hart betroffen und wird sich schwerlich halten können." Die Befürchtungen wurden zur Gewißheit. Mynheer to Baben hatte sich seinen Mitbewohnern stets von einer schroffen Seite gezeigt, darum erweckte sein Unglück ihm nur geringe Theilnahme. Die Meisten hörten es an, als die gleichgültigste Sache von der Welt, und Manche sagten achselzuckend:

„So geht es, wenn die Leute nicht mit Dem zufrieden sind, was sie haben, sondern sich auf ihre alten Tage noch mit gewagten Speculationen befassen. Es geschieht dem hochmüthigen Hans schon recht."

Es war eine trübe Zeit, die über den stolzen Niederländer hereinbrach; die wenigen Bekannten, die

er hatte und die der Eigennutz bei ihm erhielt, fielen ab und er blieb nun ganz auf sich beschränkt. Nur der wackere Jens Radelef versuchte es, sich ihm zu nähern und seine Hülfe anzubieten; allein Thomas to Baben wies ihn hochmüthig zurück, da dieser Mann es war, der den Neffen seines Feindes in Schutz nahm und gegen ihn in eine offene Verschwörung trat. So schied nun auch der Letzte von der ungastlichen Schwelle.

Und wie die Meinungen der Menschen mit der Schnelligkeit des Windes wechseln, das offenbarte sich nicht blos in Bezug auf Mynheer Thomas to Baben, sondern auch seine Tochter, die sonst von Allen gepriesene und gesuchte Schöne, mußte diese bittere Erfahrung machen. Da erschienen Mehrere, welche sich einst eifrig um ihre Gunst bewarben und es für das größte Glück erachtet hätten, wären ihre Bewerbungen angenommen worden. Sie konnten es nicht verschmerzen, abgewiesen zu sein, und trugen es ihr auf jede Weise nach. Sie zuckten die Achseln, wenn von der Jungfer Habenichts die Rede war, und Einer sagte so laut, daß Jeder es hören konnte:

„Früher trug sie den Kopf höher, als eine Senators Tochter und das Beste war ihr nicht gut genug. Jetzt nähme sie wohl mit dem Geringsten vorlieb, wenn er

Ernst machte. Aber ihr kommt Keiner mehr und sie bleibt sitzen, was ihr gar nichts schaden kann."

Magteld fühlte den Scorpionstich im Herzen. Es giebt stets dienstfertige Seelen, die gern eine unwillkommene Botschaft überbringen, wobei sie vor Bedauern zerfließen und sich insgeheim an dem Schmerz des armen Opfers erquicken. Sie lächelte den falschen Freundinnen zu, die sich mit Betrübniß von ihr losrissen, um sie ihrem gerechten Schmerz zu überlassen. Es war das Lächeln des Todes, das diese blassen Wangen noch einmal flüchtig erröthen machte.

Da trat der Vater eines Morgens mit verdüsterten Mienen in die Wohnstube und sagte zu seiner Tochter:

„Zu Martini muß eine Veränderung im Hause vorgehen. Wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben."

Magteld sah ihn fragend an und er fuhr zögernd fort:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dir allein unbekannt sein sollte, was die ganze Welt weiß und worüber sie spottet. Es ist nicht kindlich, daß Du den Vater zwingen willst, Dir sein Unglück stückweise vorzurechnen."

„Du thust mir Unrecht, Vater," entgegnete sie. „Ich halte mit Niemandem Umgang und weiß von Nichts. Was Du aber befiehlst, wird ohne weiteres Fragen von mir pünktlich befolgt werden."

„Ich bin ruinirt!“ fuhr er mit dumpfer Stimme fort. „Falsche Freunde verleiteten mich zu gewagten Speculationen und nun ich in der Klemme sitze, ziehen sie sich zurück. Mein Vermögen ist hin und also die größte Sparsamkeit vonnöthen. Ich will arbeiten, so viel ich kann, um Etwas aus dem Schiffbruche zu retten.“

„Ich will Dir gehorchen,“ sagte Magteld. Sie sah den alten, schwerbetroffenen Mann mit tiefer Betrübniß an und sprach:

„Du armer Vater. Im innersten Herzen fühle ich es, wie schwer dieser Verlust Dich trifft. Du hattest nur dies Eine.“

Thomas to Baben verstand den eigentlichen Sinn der zuletzt gesprochenen Worte nicht und sagte:

„Und wirst Du nicht eben so sehr von dem Unglücke betroffen, als ich? Ist es nicht auch Dein Vermögen, das uns verloren geht?“

„Ich hatte schon lange nichts mehr zu verlieren,“ entgegnete sie. „Um meinetwillen brauchst Du Dich nicht zu sorgen und zu quälen.“

„Wenn Deine Mutter das hätte erleben müssen,“ sprach er weiter. „Weiß ich denn, ob sie mir nicht auch mein Haus nehmen und es öffentlich an den

Meiſtbietenden verkaufen? Dieſen Schimpf überlebe ich nicht."

„Und haſt Du Dir Nichts aus dem Schiffbruche retten können?" fragte Magteld, von Mitleid bewältigt.

„Ich mir? Aus eigner Kraft? Nein. Aber ein Anderer vielleicht .... Bedingungsweiſe glaube ich wohl .... Allein ich ſage nichts. Ich verlange von Niemandem etwas. Mein Verſprechen, das ich Deiner ſterbenden Mutter gab ...."

Thomas to Baben hielt inne. Magteld, die es fühlte, daß ſich hier etwas Geheimnißvolles offenbaren wollte, konnte ſich des Zitterns nicht erwehren und ſah angſtvoll zu dem Vater auf. Dieſer nahm den Hut und ſagte:

„Ich muß einen Gang thun. Es könnte ſein, daß unterdeſſen Jemand käme, der mit mir zu ſprechen begehrte. Laß ihn nicht fortgehen. Höre ihn an, wenn er auch Dir vielleicht etwas zu ſagen hätte. Ich weiß nicht, ob er es thut; aber es könnte ſein, er thäte es und verlangte eine Antwort. Dann gieb ſie ihm, Magteld; offen und ehrlich!"

„Vater!" rief ſie aus und eine namenloſe Angſt bemächtigte ſich ihrer. „Was wollen dieſe geheimnißvollen Worte bedeuten? Wie kann ich eine Antwort geben? ...."

Thomas to Baben unterbrach sie: „Handle nach Deiner Ueberzeugung und nach Deinem Gewissen, mehr wird von Dir nicht verlangt."

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ das gequälte Mädchen in banger Furcht zurück. Sie horchte ängstlich auf jeden Schritt, der von außen her ertönte, und fuhr bei dem leisesten Geräusch zusammen.

Nach einer Weile trat die Magd ein und sagte fast erschreckt:

„Es steht ein Mann draußen, der mit Mynheer zu sprechen wünscht. Als ich ihm sagte, daß Mynheer ausgegangen sei, meinte er, er könne es auch mit der Jungfer Magteld ausmachen; ich solle sie nur rufen."

Magteld zitterte: „Kennt Sie den Mann?"

„Ja, Jungfer Magteld. Es ist der Hans Frohn aus Groden; ein schwer reicher Mann, aber auch eben so ungeschlacht, stolz und hochmüthig, als ob er, ich weiß nicht was für ein vornehmer Herr wäre. Da höre ich ihn schon auf der Treppe. Was wird die Jungfer von Dem Alles zu hören haben."

Die letzten Worte sprach die Magd schon draußen. Magteld faltete unwillkührlich die Hände und betete leise:

„Allmächtiger Gott und Du, lieber Herr Jesus mein, sei mir gnädig und barmherzig und gehe nicht mit mir in das Gericht."

Hans Frohn, der feiste Kornwucherer aus Groden mit dem breiten, vollen Gesicht und den verschwommenen Augen trat ein. Ein dummes Lachen verzerrte die feiste Physiognomie noch mehr und er sagte kurzab:

„Komme doch der Jungfer nicht ungelegen? Habe mit dem Vater zu sprechen und höre, daß er ausgegangen ist, was er hätte bleiben lassen können, da er wußte, daß ich kommen würde. Nun, wir Zwei werden auch wohl mit einander fertig."

„Ich weiß nur wenig von den Geschäften des Vaters, Herr Frohn."

„Das glaube ich Ihr!" entgegnete dieser mit einem rohen Lachen. „Ist auch nicht sonderlich viel damit. Nun, nun, Sie braucht nicht gleich ein verdrießliches Gesicht zu machen. Alle Welt weiß ja, daß der Bankerott vor der Thür ist."

„Womit habe ich es verdient," unterbrach ihn Magteld empört, „daß Er mich auf eine so verletzende Weise anredet?"

„Sie ist wohl empfindlich, Jungfer to Baben?" fragte Hans Frohn verwundert. „Ich muß Ihr nur sagen, daß Ihr das gar nicht wohl ansteht und absonderlich gegen einen Mann, der Hülfe zu bringen entschlossen ist."

„Hülfe?“ fragte Magteld und sah den Mann staunend an.

„Es kommt darauf an, ob die Bedingungen, die ich stelle, genehm sind,“ sagte Hans Frohn. „Und da das meistens von Ihr abhängt . . .“

„Von mir?“ rief Magteld, von einem jähen Schreck ergriffen.

„Sie ist nicht jung mehr und unverheirathet,“ fuhr Jener rücksichtslos fort. „Der Vater wollte hoch mit Ihr hinaus und zum Mindesten sollte es ein Capitain sein mit einem Schiffe, so groß, wie ein Bauernhof. Das war damals; jetzt giebt er es billiger.“

Magteld wollte sich entfernen. Hans Frohn vertrat ihr den Weg und sagte:

„Gehe Sie jetzt nicht weg. Es wäre unklug, wenn sie es thäte. Ihr Vater braucht Hülfe. Ein Wildfremder wird kein Narr sein und sein Geld hingeben, wo Nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren ist. Mit einem Schwiegersohn ist es schon anders. Ich bringe ihm einen solchen Schwiegersohn.“

Der Bauer sah Magteld mit einem Blicke an, der ihr wie ein glühendes Eisen in die Brust fuhr, so daß sie auf einen Stuhl sank.

„Sie verwundert sich,“ sagte Hans Frohn, „daß Einer, der Kisten und Kasten voll hat, bei einem

Mädchen anklopft ... Nun, reiße Sie doch die Augen nicht so weit auf! Was wird Sie erst sagen, wenn Sie hört, daß ich selbst dieser Schwiegersohn sein will?"

Magteld entgegnete nichts. Ihre Augen schlossen sich; ihre Sinne schwanden.

Hans Frohn ward ungehalten. Er machte seinem Verdruß über solche Zimperlichkeit mit einigen derben Worten Luft und rief die Magd herein. Bald darauf erschien auch der Vater. Beide Männer hatten noch eine kurze, nicht allzu höfliche Unterredung mit einander, worauf der Kornhändler von Groden in den bereit stehenden Wagen stieg und davon fuhr.

Allmählich wich die Ohnmacht, welche Magteld befangen hielt. Der grauenvolle Traum schwand und die grauenvollere Wirklichkeit umgab sie wieder. Sie sah den Vater vor sich stehen und rief verzweiflungsvoll:

„Ist es denn möglich?"

„Du weißt Alles. Der Mann, der eben hier war und Dich zur Ehe begehrt, hat mich in Händen. Wenn er will, kann ich mich halten und bleibe, was ich bin. Läßt er mich fallen, bin ich für immer verloren. Meine Ehre und meine Schande hängen von Deiner Wahl ab. Ich sage Dir nichts weiter und

will keine Zusage von Dir erzwingen. Thue aus eigenem Antriebe, was Du vor Deinem Gewissen verantworten kannst."

Er entfernte sich. Magteld warf sich in die Kniee und jammerte händeringend:

„Mutter! Mutter! Erbarme Dich meiner und rufe mich zu Dir."

Kathrin, die rüstige Magd, hatte ihren Dienst in dem Hause des Mynheer to Baben verlassen und war zu einer Herrschaft in Ritzebüttel gezogen, mit der sie nach Hamburg ging; von dort war sie erst seit Kurzem wieder in die Heimath zurückgekehrt. Hier stand sie eines Abends vor der Thür und hielt Zwiesprach mit einer guten Freundin.

Beide schrieen zu gleicher Zeit erschreckt auf, als ein mit vier Pferden bespannter Wagen an ihnen vorüber fuhr, auf dessen Hauptsitz ein feister Mann mit ausgespreitzten Armen und Beinen saß. Das Gefährt hatte die Richtung nach Groden eingeschlagen.

„Wer war das?" fragte die Kathrin erschreckt.

„Siehst Du denn mit Deinen gesunden Augen nicht, wer dicht vor Dir steht, oder geht?" fragte Jene. „Wer soll es denn anders gewesen sein, als der dicke Prahlhans, der Hans Frohn aus Groden?

Er wird froh sein, daß er seinen Willen nun doch durchsetzt."

„Aber wie ist das nur gekommen?" fragte Kathrin. „Die kleine Magteld ist doch eigentlich gar keine Frau, auf die ein solcher Mann, wie der Hans Frohn, ein Auge wirft."

„Von Hause aus ist es der reine Eigensinn gewesen; Rechthaberei und was weiß ich!" war die Antwort. „Er hänselte die jungen Leute, die von der Jungfer Magteld abgewiesen wurden, sagte, sie hätten keine Courage und es wäre ihnen schon ganz recht, daß sie mit langer Nase abziehen müßten. Der grobe Mensch trieb es so weit, daß das junge Volk hitzig ward und es einen gefährlichen Streit setzte. Die Köpfe erhitzten sich immer mehr und Einer sagte, er wolle tausend Thaler in die Elbe werfen, wenn Hans Frohn nicht zum Hause hinaus geworfen würde, sobald er als Brautwerber erschiene. Da fing dieser an zu fluchen und vermaß sich hoch und theuer, er wolle das kleine, blasse Ding heirathen, oder sein ganzes Hab und Gut hinter den tausend Thalern herwerfen."

„Gott behüte und bewahre uns!" schrie Kathrin auf. „Das ist ja ein wahrer Heidenkerl!"

„Nun hat auch der Hans Frohn mit dem Herrn zu Baden gesprochen und von ihm seine Tochter be-

gehrt; der aber hat ihn zum Teufel scheeren heißen. Darauf ist Hans Frohn wüthend geworden und hat geschworen, es dahin zu bringen, daß er ihn um Gotteswillen bitten müsse, sein Schwiegersohn zu werden. Bald nachher ist es geschehen, daß Herr to Baben in's Unglück kam; da hat der Hans Frohn mit beiden Händen zugegriffen, und das Andere kann man sich wohl denken."

„Aber das arme Mädchen? Ward sie denn nicht gefragt? Wie ist es nur zugegangen, daß sie einwilligte?"

„Das ging wohl ganz natürlich zu. Sie haben dem armen Kinde so Vieles vorgeschwatzt, bis sie endlich mürbe geworden ist. Ich höre, der Herr Pastor hat auch seinen Senf dazu gegeben und ihr in der Kinderlehre laut zugerufen: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden." Die ganze Gemeinde hat sich gekreuzigt und gesegnet, als sie das arme Kind ohnmächtig aus der Kirche und in das Küsterhaus getragen haben, wo man ihr eine Ader geschlagen hat. Darauf ist sie krank geworden und hat sehr lange mit Tod und Leben gerungen. Und als sie wieder genesen war ..."

„Was wurde dann?" fragte Jene.

„Da hat sie in Alles gewilligt und nur gebeten, daß man ihr Zeit lassen möge, sich zu fassen. Es ist

ein langes Hin- und Herreden gewesen und es hat manches harte Wort gesetzt, bis der Hans Frohn sich dazu verstanden hat, ein halbes Jahr zu warten. Nun, das halbe Jahr ist glücklich vorüber und die Trauung soll am nächsten Sonntage stattfinden. Der Küster aus Groden war gestern bei meiner Herrschaft, die auch mit zur Hochzeit geladen ist. Es soll hoch hergehen, sagen die Leute."

„Ich möchte nichts von allen diesen Herrlichkeiten hören und sehen!" sagte die Kathrin. „Das arme Geschöpf! Sie war immer gut mit Unsereiner und hat mir Manches zu Liebe gethan. Muß nun so ein alter Kerl ...."

Sie schaute gar böse darein und sagte dann zu der Freundin, die sich zum Gehen anschickte:

„Weißt Du sonst nichts von ihr?"

„Gar nichts. Seitdem sie das Jawort vor Zeugen ausgesprochen hat, ist sie so gut, wie stumm. Man muß ihr jedes Wort abfragen. Nach ihrem Liebsten, den Wolfgang Daun, fragt sie nicht. Sie wird es wohl endlich glauben, daß er umgekommen ist, wie man ihr so lange gesagt hat. Aber ich weiß, daß sie an seinen Oheim, den Burkhard Daun, einen langen Brief geschrieben hat. Und ich weiß auch, daß der alte Mann bei'm Lesen laut geweint und schwere

Verwünschungen gegen den Thomas to Baben ausgestoßen hat. Nun wird es aber doch nachgerade Zeit, daß ich zu Hause komme. Gute Nacht, Kathrin, und laufe am Trautage nicht gegen Dein Versprechen in die Kirche. Mir ahnt nichts Gutes."

Die Mägde trennten sich. Es wurde Abend. Die breitästigen Linden, die um das Schloß zu Ritzebüttel standen, schüttelten sich, von dem kühlen Nachthauche berührt. Es war ein melancholisches Flüstern, das die schlafenden Vögel aus ihren Träumen aufschreckte.

Magteld war in ihre einsame Kammer getreten. Sie hatte dem reichen Hans Frohn ihr Jawort gegeben und den Vater vom Untergange gerettet. Morgen sollte sie in der Kirche zu Ritzebüttel getraut werden, und dann in das Haus ihres Gatten nach Groden ziehen. Zum letzten Male hatte sie die Geschäfte in dem Hause des Vaters besorgt; jetzt streckte sie ihre Hand nach der Lampe aus, welche sie allabendlich anzuzünden und an das Fenster zu stellen pflegte, wie sie es dem scheidenden Freunde gelobte. Vom Frost geschüttelt, zog sie die Hand zurück und sagte:

„Nein! Nicht mir will es geziemen, Dir den frommen Dienst zu leisten, da ich Dir das Gelübde der Treue brach und einen Anderen freie. Vergieb der Schuldigen, die ihren Eid mit Füßen tritt und

ihres feierlichen Gelübdes spottet. Mein Herz bricht, indem ich dem Gebote der Pflicht gehorche. Ich werde meine Schuld mit dem Tode büßen und jenseits des Grabes werde ich Dich wiedersehen."

Die Lampe brannte nicht in dieser Nacht und der Führer einer von Helgoland heransegelnden Brigg würde umsonst geforscht haben, hätte er von dem Opfer gewußt, das treue Liebe seit Jahren unverdrossen brachte.

Der Tag brach an und der Hafenort begann sich festlich zu schmücken. Von den Schiffen auf der Rhede und in dem Hafen, sowie von den Dächern der Häuser wehten die festlichen Flaggen und die Musik machte sich auf, um vor dem Hause der Braut einen Choral zu spielen, denn Herr Thomas to Baben und sein Schwiegersohn Hans Frohn waren vielvermögende Leute, denen sich Jeder gern gefällig zeigte, um bei vorkommender Gelegenheit dafür desto lauter anpochen zu dürfen.

Von Ritzebüttel her erschallte festliches Geläut. Der Bräutigam erschien vierspännig, mit großen Blumensträußen auf der Brust und am Hute. Marie und Doris befestigten als Brautjungfern den Kranz in den Haaren der Braut und Herr Jens Radelef geleitete den Brautvater die Treppe hinab. Herr Thomas to Baben betrat jede Stufe mit wankenden Knieen.

Immer größer ward die Zahl der Neugierigen, die sich vor dem Brauthause sammelte, um eine Jungfrau zu sehen, die mit roth geweinten Augen und bleichen Wangen an den Altar trat. Ganz Cuxhafen war auf eine Stelle zusammengedrängt und nur Wenige blieben auf dem Deiche, oder in dessen Nähe, um die aufsegelnden Schiffe zu beobachten und unter diesen eine Brigg, welche mit vollen Segeln heranschoß.

Unter diesen Wenigen war Einer, der dies Fahrzeug genauer ansah und gleichsam zu sich selbst sagte:

„Will gerade keinen Eid darauf schwören, aber ich glaube fest und sicher, daß die Brigg da unseres Herrn Radelef's alte Liebe ist, die Wolfgang Daun commandirt. So lange vergeblich ersehnt und nun gerade an dem heutigen Tage. Es konnte kaum wunderbarer kommen! Hei! Steht da oben auf dem Kamm des Deiches nicht der alte Jakob Reem? Er hält die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. He! Halloh! Seid Ihr es, Jakob Reem? Wartet ein Bischen. Habe Euch Etwas zu fragen."

„Kann es mir denken, was Ihr fragen wollt!" sagte Jakob Reem, als Jener vor ihn hintrat. „Es ist eine traurige Begebenheit. Da geht die Brigg vor

Anker und die Mannschaft macht Anstalt, die Jolle seitlängs zu bringen. Nun wird er gleich hier sein. Der Aermste! Aus meinem Munde soll er das Unglück nicht erfahren. Sein Oheim ist vor einer Stunde gekommen. Der alte Mann glaubt, er könne jetzt ein Unglück hindern, das er selbst mit verschuldete. Hört, Nachbar! Die Jolle stößt schon ab. Wenn der Capitain landet und Euch anspricht, sagt es ihm nicht geradezu. Er hätte den Tod davon. Ich kenne ihn darauf."

Jakob Reem ging. Der Andere blieb zurück und sagte:

„Warum sollte ich auch? Der Wolfgang Daun war ein braver Junge, und ich bin auch einer; da werde ich ihm doch keinen Kummer bereiten. Er wird es schon früh genug erfahren."

Unterdessen war die Jolle herangekommen. Der Capitain sprang an das Ufer, schwenkte grüßend den Hut und äußerte seine Verwunderung über alle Staatsflaggen, die, von der Sonne hell beschienen, lustig im Winde flatterten.

„Guten Morgen, Landsmann. Was giebt es hier für eine Festlichkeit?"

„Eine Hochzeit, Capitain."

„Viel Glück dem Brautpaar. Was sind es für Leute? Ich bin hierorts ziemlich bekannt."

„Glaube kaum, daß Ihr von dem Bräutigam Etwas wißt, der nicht von hier ist. Er heirathet in seinen ältern Tagen ein junges Mädchen. Diese war eigentlich einem Seemann verlobt, aber der blieb lange aus und gilt für verloren ..."

„Und nun bricht sie ihm die Treue und tritt mit einem Andern an den Altar?" entgegnete Wolfgang Daun erregt. Er beschleunigte seine Schritte und sagte leise vor sich hin:

„Magteld! Das hättest Du nicht gethan!"

Der junge Capitain war allein. Der Mann, der ihn bei der Landung empfing und die ersten Worte mit ihm wechselte, blieb absichtlich zurück. Er wollte es nicht sein, der ihm die Trauerbotschaft offen darlegte.

Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes, das Alle, die es erlebten, mit bangem Schauer erfüllte. Abermals erscholl, von der Brise getragen, das Geläut von Ritzebüttel her; aber nicht in feierlich-andachtsvoller Weise die gläubige Gemeinde an den Altar rufend. Es waren die dumpfen, ernsten Klänge, welche dem Erdenpilger auf seinem letzten Lebenswege das Geleite geben. Zu gleicher Zeit senkte sich hier eine

Flagge und dort eine aus luftiger Höhe herab, aber nur, um sich gleich darauf wieder zu erheben und von halber Stange zu wehen, als ein Zeichen der Trauer, dem Andenken eines Abgeschiedenen geweiht. Und Menschen kamen von Ritzebüttel her, erst einzelne, dann mehrere zusammen; regellos durcheinander laufend, Einige von ihnen stumm und starr, Andere laut sprechend und mit den Armen in der Luft fechtend, aber Alle mit dem Ausdrucke des Entsetzens in dem Gesicht.

„Schütze uns Gott und sei uns gnädig und barmherzig! Was will das bedeuten?" rief Capitain Wolfgang Daun mit lauter Stimme mitten in das unheimliche Geschwirr hinein.

„Das wißt Ihr nicht?" schallte es aus der Menge zurück. „Der hochmüthige Thomas te Baben, dem das Bankerottwerden sauer ankam, hat seine Tochter, die Magteld, an den Kornwucherer Hans Frohn in Groden verhandelt. Heute war die Hochzeit und als das arme Kind an dem Altar das Jawort aussprechen sollte, fiel sie, vom Schlage getroffen, nieder. Denke wohl, daß es der Mühe werth ist, die Flaggen auf halber Stange zu ziehen."

Aber Wolfgang Daun sah und hörte nichts mehr. Wie eine Bildsäule stand er regungslos. Jakob Reem, der seinen Liebling von fern überwachte, trat herzu

und nahm ihn in seine Arme. Willenlos ließ der starke junge Mann sich von dem schwachen Greise wegführen.

In dem großen Wohngemache lag Magteld, die geknickte Lilie, bleich und regungslos, im hochzeitlichen Schmucke, die Myrthe im Haar. Der Vater stand daneben. Niemand wagte es, in die Nähe des Mannes zu kommen, der ein thierisches Geheul ausstieß, wenn sich Jemand der Leiche näherte. Dann erhob er beide Arme, wie zum Angriff, als wollte er es wehren, daß Jemand sie berühre, oder gar entferne. Er war nicht klar mit seinen Gedanken.

Wolfgang Daun erschien am Eingange des Zimmers und schrie im Tone des tiefsten Schmerzes:

„Magteld!“

Bei dem Tone dieser Stimme kreischte Thomas to Baben laut auf und hob die Arme empor. Als er aber den jungen Seemann vor sich sah, der sich mit überströmenden Augen der Leiche näherte und ihn erkannte, wendete er sich zusammenschauernd ab und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Jakob Reem, der am Eingange stehen geblieben war, wandte sich einem Manne zu, der die Treppe hinan stieg, und sagte mit verhaltenem Athem:

„Herr Burkhard Daun, wenn Ihr Euern Neffen

ſehen wollt, müßt Ihr Euch gedulden. Er kniet neben der Leiche ſeiner Geliebten und betet."

Der alte Herr wollte ſich nicht zurückhalten laſſen, aber Jakob Reem ergriff ſeine Hand und ſagte ernſt:

„Hört doch nur, was ich Euch melden will, damit dem erſten Unglück nicht ein zweites folgt. Euer Neffe iſt, wie mir der Steuermann ſagte, in Indien ſchwer krank geweſen und befindet ſich in einem ſtets aufgeregten Zuſtande. Stört ihn nicht, bis er ausgebetet hat. Gönnt ihm Zeit, ſein großes Unglück zu erkennen."

Es blieb lange ſtill in dem weiten Gemache, welches noch alle Spuren einer hochzeitlichen Feier an ſich trug.

Endlich erhob ſich Wolfgang Daun, küßte die Stirn der bleichen Magteld und ſagte:

„Fahre wohl, Geliebte! Wir ſehen uns bald wieder. Im Leben trennten ſie uns, der Tod wird uns vereinigen."

Er ging hinaus. Sein Oheim rief ihn bei Namen und breitete die Arme aus; aber er achtete nicht darauf und ſchritt ſtumm an ihm vorüber. Mit großer Bewegung betrat Burkhard Daun das Wohngemach. Er ſtand dem Geſpielen ſeiner Kindheit gegenüber. Zwiſchen Beiden lag die todte Magteld.

„Thomas!" ſagte Burkhard tief ergriffen. „Wie

kommen wir wieder zusammen? Beide am Rande des Grabes und zwischen uns eine Leiche."

Herr Thomas to Baden sah starr auf den Mann, der vor ihm stand. Er mußte sich erst besinnen. Er rieb sich die Stirn und sagte endlich mit einem tiefen Athemzuge:

„Als wir uns das letzte Mal sahen, sagten wir Nein!"

„Du sagtest es und ich sprach es Dir nach!" entgegnete Burkhard Daun.

Jakob Reem, der die Beiden nicht aus den Augen ließ, trat jetzt näher und sagte:

„Ihr säetet den Haß, darum hat Euch die Liebe verlassen. Schon einmal trat ich an Euch heran und bat um Frieden. Ihr hörtet nicht auf mich, sondern gingt stolz aneinander vorüber, um zwei Herzen zu brechen, die sich innig liebten. Das ist der Fluch, den der Haß mit sich führt. Wollt Ihr noch länger auf dieser Schreckensbahn wandeln?"

Beide waren tief erschüttert, allein Keiner von ihnen konnte oder wollte das Wort ergreifen. Sie betrachteten sich im dumpfen Schweigen.

Jakob Reem sah tiefbekümmert auf die Beiden und sagte:

„Ich bin ein armer Mann und weiß wenig von

den Dingen dieser Welt; aber die Demuth und die Barmherzigkeit haben keine Wohnung bei Euch gefunden. Ihr seid arm mit all' Euerm Reichthum und ich möchte nicht mit Euch tauschen, weder hier auf Erden, noch dort, wenn wir vor unserm ewigen Richter erscheinen. Gott bessere es!"

Mit einem Blicke der innigsten Trauer sah Jakob Reem nochmals auf die Leiche und wendete sich zum Gehen, als ein junger Matrose, der zu der Besatzung der alten Liebe gehörte, eintrat und laut ausrief:

„Jakob Reem! Mein armer Herr verlangt nach Euch. Kommt schnell, ehe es zu spät ist."

„Um Gotteswillen!" rief der erschrockene Alte. „Wo ist er?"

„Noch im Hause. Als er aus dieser Stube kam, wäre er beinahe die Treppe hinabgestürzt. Es ist das alte Uebel, das ihm von der Batavia-Pest geblieben ist. Eilt Euch!"

So schnell es ihm möglich war, eilte der erschrockene alte Mann hinter dem Matrosen her. Burkhard Daun und Thomas to Baben folgten ihm unaufgefordert.

Bei ihrem Eintritt erhob sich Wolfgang Daun von seinem Lager, das man ihm eiligst herrichtete:

„Hierher, Jakob Reem! In Deinen Armen will ich sterben.“

„Und in den meinigen!“ rief der Oheim mit vor Thränen erstickter Stimme.

Jakob Reem stand seinem jungen Freunde sorgsam bei. Er hielt ihn in seinen Armen und Wolfgang sah auf die tief schwer erschütterten Alten, die an seinem Lager standen. Ein Zug unendlicher Trauer flog über das blasse Gesicht und mit großer Anstrengung sagte er:

„Ihr habt ein Grab gegraben, tief und breit. Laßt uns darin neben einander ruhen. Begrabt mit uns zugleich Euern Haß und haltet die alte Liebe in Ehren.“

Da brach die Eisrinde, welche bis dahin zwei Herzen umschloß. Ihre Thränen flossen und sie reichten sich die Hand.

„Amen!“ sprach Wolfgang Daun und sah den Jakob Reem lächelnd an:

„Du sagtest mir einmal: es stirbt sich nicht so leicht und ein Menschenherz kann Vieles ertragen, ehe es bricht. Nun ist das meinige doch gebrochen, weil das ihrige zu schlagen aufhörte. Aber ich werde an ihrer Seite ruhen und darum Frieden .. Frieden!“

Das Haus des Thomas to Baben umschloß zwei Leichen an einem Tage.

Es begab sich zu dieser Zeit, daß der Verkehr zu Cuxhafen so sehr im Wachsen begriffen war, daß die Mittel, welche zu seiner Förderung bereit standen, nirgends mehr ausreichten. Am schwierigsten war es mit dem Landen und es wurden mancherlei Vorschläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Am meisten und dringendsten bestand man auf den Bau einer festen Brücke. Es schwebten darüber viele Verhandlungen und es wurde ein Langes und Breites gesprochen, Nöthiges und Unnöthiges, wie es im deutschen Vaterlande ein gar liebsamer Brauch ist.

Um diese Zeit kam Herr Burkhard Daun in die einsame Wohnung des durch so schwere Opfer wiedergewonnenen Freundes und sagte:

„Laß Dir sagen, daß der Jens Radelef bei mir war und mir erklärt hat, er sei dem Schiffe gram, welches Deine Magteld taufte und Wolfgang wacker führte. Täglich und stündlich würde er dadurch an die traurige Begebenheit erinnert, darum wolle er es los sein um jeden Preis; möge es kaufen, wer immer wolle. Das aber, meine ich, dürfen wir nicht leiden.“

„Wir werden es nicht hindern können!“ entgegnete Thomas to Baben.

„Sollen wir zugeben,“ fuhr Burkhard Daun lebhafter fort, „daß ein Schiff welches einen für mich so bedeutungsvollen Namen führt und das so liebe Hände gepflegt und behütet haben, in den Besitz eines rohen Gesellen geräth, der seinen Spott damit treibt und es vielleicht zu einem unehrlichen Gewerbe verwendet? Eher wollte ich meinen letzten Thaler daran setzen, als daß ich es dahin kommen ließe.“

„Und was wolltest Du mit dem Schiffe beginnen?“ fragte Thomas to Baben.

„Ich wollte es dazu gebrauchen, die alte Liebe zu Ehren zu bringen und ihren Namen dem Volke zu erhalten bis an das Ende aller Tage. Der Bau selbst mag der Zeit zum Opfer fallen und vergehen; der Name aber, der sich fest an das Andenken unserer Kinder klammert, soll nicht verloren gehen.“

„Darauf schlage ich ein!“ sagte Thomas to Baben lebhaft. „Weiß ich auch nicht, wie es geschehen soll, was Du sagst, will ich doch, daß es geschehe und hier ist meine Hand, noch heute kaufen wir die alte Liebe um jeden Preis.“

In dem hohen Rathe der Weisen war unterdessen der Bau einer Brücke beschlossen und es ward festge-

ſetzt, daß man zur Befeſtigung des Unterbaues einige unbrauchbare Fahrzeuge erſtehen und in die Tiefe ſenken wolle. Es fanden ſich nur die geeigneten Schiffe nicht in hinreichender Anzahl.

Da erſchienen in der Verſammlung die beiden Freunde Thomas to Baben und Wolfgang Daun und der Erſtere nahm das Wort:

„Hier bringen wir den Kaufbrief, woraus Ihr erſehen mögt, daß das Schiff „die alte Liebe" unſer wohlerworbenes Eigenthum iſt. Wir geben es in Euere Hände, damit Ihr es zu dem beabſichtigten Bau verwendet, unter der Bedingung, daß dieſe Brücke den Namen des Schiffes für alle Zeiten führen ſoll."

Das vermochten die Herren nicht zu faſſen und ſahen ſich untereinander an. Burkhard Daun aber ſagte mit einem ſchmerzlichen Lächeln:

„Damit wollen wir ſagen, daß die alte, ächte Liebe, wie tief ſie auch begraben werde, ob in der Erde, oder in den Wellen, ſtets in ihrer jugendlichen Schönheit wiedergeboren wird von Geſchlecht zu Geſchlecht. Und dies ſoll unſer Andenken ſein an Wolfgang und Magteld."

Da begriffen die Herren, wie es gemeint ſei. Sie nahmen die dargebotene Gabe und verſprachen, die Bedingung zu erfüllen. Die verwaiſeten Greiſe

kehrten heim, den treuen Jakob Reem in der Mitte.

Die Nacht iſt vorüber und der Elbgeiſt verſinkt in die Tiefe. Die Morgenröthe verjagt die mondbeglänzte Nacht. Der Dichter erhebt ſich von ſeiner Bank und wirft den letzten Blick auf Jakob Reem's Hütte. Ihr Alle aber wißt es nun, weshalb die Brücke „die alte Liebe" heißt.

Haltet ihr Andenken in Ehren!

Vom kleinen Hein.

Der kleine Hein.

Wer iſt es?

Frage ſtromauf und ſtromab: Es ſind nur Wenige, die es Dir ſagen können. Aber wo es iſt, das wiſſen Viele noch von ihren Kinderzeiten her. Sie zeigen mit den Fingern darauf und ſagen: „Da!“

Von Altona ab entwickelt ſich ſtromabwärts am rechten Ufer ein Panorama, das die lieblichſten Landſchaftsbilder aufrollt, bis es in dem reizenden Blankeneſe gipfelt. Aber kaum liegen die Höhen des Köſter- und des Baurberges dem Schiffe ſeitlängs, als ſich die Gegend wie mit einem Zauberſchlage ändert. Ein hohes, unfruchtbares Sandufer läuft den Strand entlang, ohne Haus, ohne Baum, ohne ein Zeichen fröhlichen Lebens, nur von niedrigem Buſchwerk, oder von ſchmalen Grasflecken unterbrochen, bis endlich bei der Oaſe Schulau, welches der Vorort von Wedel und ſeinem Roland iſt, der Wanderer, der zufällig hierher ver-

schlagen wird, leichter aufathmet, weil er Bäume und Menschen findet.

Inmitten dieses Weges am Strande, wo zur Nachtzeit das Rauschen der Wellen doppelt schaurig klingt, weicht das hohe Sandufer zurück. Es spaltet sich auseinander und bildet ein kleines Thal. Hier erheben sich ein Haus und ein Schuppen. Ein Helgen, auf dem eine halbfertige Galeas liegt, giebt Kunde von einem Werft. Ein Dutzend laubreiche Bäume umgrünen dasselbe. Weithin, stromauf und stromab nennen die Leute dieses Plätzchen „Zum kleinen Hein," weil der erste Erbauer dieses Werftes ein Mann von winziger Statur gewesen ist, der den Namen Hein führte. Aber der eisgraue Schiffer am Strande, der es hört, schüttelt lächelnd mit dem Kopfe, denn er weiß, daß der Name des kleinen Hein hier schon gang und gäbe war, als der Baum, aus dessen Stamm der Helgen zusammen gezimmert ward, der die halbfertige Galeas trägt, noch ruhig in seinem Walde stand und sich harmlos sonnte.

Das alte Ha[illegible] ist erfüllt von der Gestalt des kleinen Hein und v[illegible]em Liede, das in seiner Jugend auf dem Strome und am Strande erklang. Laßt es voll und kräftig austönen!

I.

Gleich hinter Schulau greift die Elbe tiefer in das holſtiſche Land hinein und bildet die Wedeler Bucht. Sie gleicht an ſtillen Abenden einem Landſee, der wie ein metallner Spiegel im Sonnenglanze ruht. Sie ſtürmt und brandet zur Herbſt- und Frühlingszeit und ſchüttelt die Dreimaſter, die ſtöhnend vor ihren Ankern reiten, als wären es lecke Boote, die vor Wind und Wellen ſteuerlos treiben.

Ein langgeſtreckter Ever mit hohem Maſt und ſchmalem Raaſegel, wie ſolche an dem Strande von Finkenwerder und da herum heimiſch ſind, ſchwamm inmitten der Bucht. Zwei Männer ſaßen darin, die ihre Netze bei dem Schimmer der Abendröthe in den Strom ſenkten und um einen geſegneten Fang für den nächſten Frühmorgen beteten.

„Nun topp und Feierabend!“ ſagte der Eine und ſchlang das Tau, an welchem das Netz hing, um den Holznagel, der auch das Ankertau hielt. „Wollen unſere Mahlzeit halten und einen Schluck dazu trinken.“

„Trinke Dir zu, Jochen-John,“ ſagte der Andere, eine Flaſche darreichend und einen Korb auf die Segelducht ſtellend. „Hier iſt Brod und eine getrocknete

Makrele. In diesem Papier ist Salz und Trinkwasser giebt es außenbords vollauf."

„Gut, Nachbar Drittau," entgegnete Jochen-John. „Dann halten wir einen Abendschmaus, als ob wir bei der Frau Wirthin im Blankeneser Fährhause wären. Was meinst Du zu einer Wanderung dahin am nächsten Sonntage?"

„Wäre mir wie Wanderung und Fährhaus," entgehnete der alte Drittau verdrießlich. „Haben mir an meinem Hofe das Gitter eingerissen und meine Kohlpflanzen zertreten. Muß das am Sonntag wieder ausflicken."

„Sehe mir Einer die Bosheit!" sagte Jochen-John und nahm noch einen bedächtigen Schluck. „Wer kann Dir den Schabernack gespielt haben?"

„Wer anders," fuhr der alte Drittau auf, „als die Hunde, welche schon lange die beiden Stromufer unsicher machen. Ist ihnen nicht genug, die unbewachten Fahrzeuge, die vor ihren Ankern liegen, zu überfallen und auszuplündern; sie gehen nun schon an das Land, um zu stehlen und wo das nicht angeht, treiben sie ihren Unfug."

Jochen-John schüttelte den Kopf und sah nachdenklich vor sich hin:

„Höre, Maat, das ist nicht klar. Habe wohl

gehört, wenn die Leute von drüben aus dem Hannöverschen zu uns kommen, daß sie erzählen, welcher Unfug bei ihnen getrieben wird, und daß es an der Este, der Lühe und der Schwinge nicht geheuer ist. Aber hier bei uns im Holsteinischen ist es nicht der Fall gewesen. Uns hat noch Keiner die jungen Pflanzen zertreten, oder die kleinen Birnbäume abgesägt. Warum bist Du nun der Erste?"

„Vielleicht, weil ich ein Hannoveraner bin!" platzte Drittau heraus, und Jochen-John ließ vor Schrecken die kurze Thonpfeife fallen, die er eben stopfte. Das Wort traf, wie ein gut abgeschossener Pfeil. Der Drittau war drüben aus Estebrügge gebürtig und hatte dort weder Glück, noch Stern. Er sammelte seine Habseligkeiten, zog nach Schulau hinüber und hier fing es an, ihm erträglich zu gehen. Und nun mit einem Male . . . .

Jochen-John konnte von dem Gedanken nicht loskommen. Er suchte seinem Gefährten die Grillen auszureden und ihm selbst fuhren sie immer wieder durch den Sinn. Darum ergriff er begierig die Gelegenheit, die sich bot, von dem Gespräch loszukommen. Er sprang auf, blickte nach Westen und rief:

„Was ist das für ein Landsmann, der mit solcher

Eile gegen den Strom rudert, daß der Schaum am Buge hoch aufbrandet?"

„Vielleicht Einer von den verdammten Flußpiraten!" entgegnete rasch der alte Drittau und ballte unwillkührlich die Faust. „Soll nur an mich herankommen, der Hund!"

Jochen-John hielt einen Augenblick einen scharfen Lugaus und sagte dann:

„Ereiferst Dich umsonst, alter Maat. Ist weder ein Räuber, noch ein Mordbrenner, sondern der brave kleine Hein, der von seiner Tagesfahrt nach Hause kommt. Da haben wir ihn schon seitlängs. Guten Abend, Meister Hein! Behaltene Heimkehr und gute Rüst zur Nacht."

Meister Hein rief ein Gleiches zurück und Jochen-John fuhr fort, indem Jener mit Rudern inne hielt:

„Wir haben unsere Netze ausgeworfen und Ihr habt eine gesegnete Hand. Darum schlagt ein Kreuz darüber, wenn Ihr auch gut lutherisch seid, und wünscht uns einen vollen Fang."

„Ein halber Fang thut es auch, Landsmann. Ein halber Fang."

Mit diesen Worten setzte er die Ruder wieder ein und fuhr, vom wachsenden Abendgold umleuchtet, mit fliegender Eile stromauf.

Jochen-John griff wieder nach der Pfeife und sagte halb zu sich selbst:

„Mag es denn ein halber Fang sein. Es läßt sich auch eine Handvoll Schillinge daraus lösen.“

Sein Maat war von dem Zusammentreffen wenig erbaut und sagte:

„Damit meint er Dich!“

„Was soll das bedeuten?“ fragte Jochen-John zurück, und Drittau entgegnete:

„Der halbe Fang ist für Dich und ich kann mit leerer Hand abziehen, weil ich ein Hannoveraner bin.“

„Nun höre auf mit Deinem Gespensterschnack, sonst wird mir ganz unheimlich. Ich wickle mich in meine Decke, ziehe die wollene Kappe über die Ohren und schlafe in Gottes Namen ein; dann magst Du soviel Narrheiten in Deinem Kopfe ausbrüten, als Du immer kannst. Mich soll es nicht kümmern.“

Jochen-John machte sein Wort wahr. Er kroch unter das Vorderpflicht und schlief schon nach wenigen Minuten den Schlaf der Gerechten. Aber sein Maat konnte sich noch lange nicht beruhigen. Mit der wachsenden Dunkelheit nahmen seine finstern Träumereien eine immer bedenklichere Richtung und bereits begann der erste Tagesschimmer im Osten aufzu-

dämmern, als er in einen kurzen, unruhigen Schlaf fiel.

Es waren ihrer noch Mehrere, denen an jenem Abende ſich der Schlaf nicht fügen wollte, als ſie ihn riefen. Namentlich ging es lebhaft her in dem Kruge zu Schulau, welcher hart an dem Vorſprunge liegt, der mit feſtem Fuße eine Strecke weit in die Elbe hineinſchreitet. Der Krug war zu allen Tageszeiten beſucht, am meiſten aber gegen Abend, wenn die Fiſcher und Jollenführer heimkamen und die von der andern Seite her ſich verſpätet hatten. Sie wollten dann nicht bei einbrechender Dunkelheit über den Strom und zogen es vor, die halbe Nacht bei dem Glaſe zu ſitzen und den Reſt derſelben in der Scheune des Wirthes zu verſchlafen.

„Nun, Hans-Ohm!“ ſagte der Wirth zu einem alten Gaſte, der weitläufig mit ihm verwandt war. „Ihr thätet auch gut, aufzubrechen, denn das Bett iſt für Eure alten Knochen beſſer, als die Streu in meiner Scheune. Die Sonne iſt weg und ehe wir es uns verſehen, wird es dunkel.“

„Darum eben, Jungklaus,“ entgegnete der Alte bedächtig. „Habe mich verſäumt und bleibe nun ganz und gar hier, denn die Nacht iſt Niemandes Freund.

Wirst schon einen Krug Elmshörner Bier und ein Abendbrod an mich wenden müssen, wenn Du auch noch drei Mal geiziger wärst, als Du wirklich bist. Kannst es wieder einbringen, wenn Du bei mir versprichst."

„Wie Ihr wollt, Hans-Ohm," sagte der Wirth verdrießlich. Ist sonst ein handliches Wetter und Ihr habt ein ganzes Firmament voll Sternen über Euch, die Euch beschirmen."

„Nicht doch, Jungklaus," sprach Hans-Ohm bedächtig. „Wohnst dicht an der Elbe und kennst ihre Kniffe nicht? Noch vor einer Stunde lag hier ein Schiff vor Anker, mit rother Flagge, hellbraunem Anstrich und weißen Segeln. War der Wiederschein im Wasser auch hellbraun, weiß oder roth? Alles zusammen ein schmutziges Grau und darum haben wir noch vor Mitternacht Sturm und Regen. Laß also die Eier recht fett braten und schneide den Schinken nicht zu dünn, sonst schmeckt er mir nicht."

Der Wirth wollte Einwendungen machen, allein Hans-Ohm sagte abweisend:

„Wird jetzt Mode, die Kohlgärten zu zerstampfen und die Gitter einzureißen. Könnte sich Einer bei dieser Gelegenheit auch an meinen alten Kopf vergreifen, Vetter. Also noch einen recht vollen Krug

und dann höre, was sich die Leute von drüben her erzählen; voraus der Buxtehuder mit dem großen Maule. Was sagtet Ihr, Landsmann? An seinem eigenen Zopfe hing er sich auf?"

„Stille da!" rief ein Anderer. „Laßt ihn seine Geschichte ruhig zu Ende erzählen. Sage, Buxtehuder, wem passirte das Alles?"

„Meinem Bruder!" entgegnete der Gefragte. „Er kam in seiner offenen Jolle von Hamburg mit allerlei Gut am Bord und hatte ein Glas über den Durst gethan. Gerieth bei'm Ausgang der Ebbe auf den Sand und konnte erst mit der Fluth wieder abkommen; darum zog er die Ruder ein und legte sich zum Schlafen nieder. Fuhr früher auf Ostindien, mein Bruder, und trug von daher noch seinen holländischen Zopf. Auf ein Mal fühlte er einen Ruck und wollte aufspringen, aber er konnte nicht. Der Zopf war mit einem Blaffernagel an der Ducht festgesteckt und auf dem Munde klebte ihm ein Pechpflaster. Einer der verdammten Flußpiraten sprang in dem Boote umher, warf die ganze Ladung in die Elbe, gab dem angenagelten armen Teufel einen Fußtritt zum Abschied und war auf und davon."

Abermals schrieen Alle durcheinander. Diejenigen, welche die Geschichte glaubten, und diejenigen, welche

sie nicht glaubten, standen sich im offenen Kampfe gegenüber. Der Wirth wollte schlichten und vermitteln; aber es half ihm nichts und Hans-Ohm sagte begütigend:

„Laß nur! Das Alles frißt der Mond auf. Weißt Du denn nicht, wenn ein schweres Abendgewölk am Himmel steht und der Mond darüber aufgeht, daß das Gewölk in sich zusammenbricht und nach allen vier Winden auseinander stäubt? Dies Geschwätz ist nichts, als ein taubes Gewölk und der Mond, der es auffrißt, ist Dein Branntwein. Wenn die Köpfe schwer sind, brechen die Beine zusammen; aber die Piraten bleiben obenauf."

„Es ist erschrecklich!" sagte der Wirth, die Hände über den Kopf zusammenschlagend. „Warum hängt man denn die Mordbrenner nicht auf?"

„Weil man sie noch nicht hat!" sagte Hans-Ohm. „Da erzählen sie noch eine Geschichte. Wollen doch hören, wie sie lautet."

„Ist es auch gewiß?" fragten Mehrere, die um einen Mann herumstanden, der kurz vorher eingetreten war.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen. Der Bargmöller aus Brockdorf hat es erzählt und das ist ein wahrheitsliebender Mann. Es war in der Dämmerung,

als eine große Schute, mit Heu beladen, von Julssand abstößt und nach der festen Wall hinüber will, als sie von einem Kerl in einer Ruderjolle angehalten wird. „„Ihr Hannoverschen könnt lachen, daß Euer Heu so gut gerathen ist, sagte er. Die da drüben im Dänischen bekommen es nicht so gut binnen. Ist es denn auch wirklich so trocken, als es aussieht?““ Mit den Worten greift der Kerl, der sich eben Feuer für seine Pfeife anschlug, mitten in das hochgethürmte Heu hinein und schreit, die Hand zurückziehend, laut auf: „„In Deinem Heu steckt der Teufel oder das Feuer! Grüße Deine Landsleute, die Hannoverschen, von mir. Ich lasse ihnen allen zusammen nur einen Hals wünschen und einen Strick für diesen Hals dazu.““ Damit fuhr er lachend weiter. In demselben Augenblicke schlug schon die helle Flamme aus dem Heuhaufen und griff so plötzlich um sich, daß der Schiffer, wenn er nicht verbrennen wollte, über Bord springen und sich durch Schwimmen retten mußte.“

Diese neue Geschichte, welche mit Zittern und Zagen angehört wurde, rief eine dritte und vierte hervor. Die zunächst erzählte wurde immer von der folgenden übertroffen und zuletzt häufte sich das Entsetzen und der Schrecken über alle Unthaten zu Wasser und zu Lande in solchem Maaße, daß den Hörern die

Haut schauderte und Mancher die Haare auf dem Kopfe kriechen fühlte. Da schrie Einer mit mächtiger Stimme in das wüste Geschrei hinein:

„Haltet die ungewaschenen Mäuler! Ist denn das Unglück, welches sich hier und da auf der Elbe begiebt, nicht schon groß genug, daß Ihr es noch mit Euern Lügengeschichten aufputzen müßt? Fürchtet Euch der Sünde, die Ihr damit begeht und dabei flucht und schwört, damit die Leute Euern Aufschneidereien desto eher Glauben schenken sollen. Seht Euch vor, daß Euch auf dem Zuhauseweg nicht ein Theil von dem Unheil, das Ihr mit der Zunge zusammenschürt, über den Kopf kommt. Gott läßt sich nicht spotten und um ein Menschenleben ist es bald geschehen."

Diese Worte brachten eine gute Wirkung hervor. Es ward still und der Handelsjude Moses, der hier zur Nachtruhe einkehrte, kam ungehänselt davon, was sonst in einer Schenke voll halbtrunkener Bauern und Schiffer nicht stets der Fall war. Er warf seinen Packen auf die Ofenbank, setzte sich daneben und sagte zu dem Wirthe:

„Gebt mir einen vollen Krug vom besten. Ich muß den alten Körper pflegen. Er hat es nöthig."

„Hast wohl Deinen Schnitt gemacht, Jude?" fragte Hans Ohm, „weil Du es so hoch giebst?"

„Nichts habe ich gemacht!“ entgegnete Moses achselzuckend. „Die frommen, christlichen Handelsleute in Wedel wollten mich bringen um mein Eigenthum und ich hätte keinen Schilling bekommen, wenn nicht ein braver Mann mir zu meinem Rechte verholfen hätte.“

„Hast Du einen Schlaukopf gefunden, der die andern Schlauköpfe prellte?“

„Wei! Was thue ich mit den Advokaten?“ rief Moses abwehrend. „Sie pressen die Citrone aus und werfen die Schaale unter den Tisch. Mir hat geholfen ein Mann, der nicht einmal wollte nehmen einen Dank von mir, und dieser Mann ist gewesen der kleine Hein. Ich habe ihm gewunschen Gottes Segen, als er ist mit mir gegangen aus Wedel, und er hat es nicht annehmen wollen, sondern gesagt, indem er fortlief: „„Recht muß Recht bleiben und dafür muß Keiner danken.““ Nun, geruhsame Nacht und möge Jeder, der in Noth ist, einen Helfer finden, wie ich im kleinen Hein gefunden habe, der mir hat geholfen zu meinen drei Species und vierzehn Mark acht Schillinge grob Courant.“

Der Jude streckte sich auf die Ofenbank und schloß die Augen. Vergessen waren alle Mord- und Brandgeschichten bei der Erinnerung an den kleinen Hein.

Alle kannten ihn und waren seines Lobes voll. Er war freundlich und zuthunlich mit Jedem und mit Rath und That zur Hand, wenn ihn Einer darum ansprach. Der Zauber, den die Milde und Barmherzigkeit auf die stürmischen Gemüther übt, bekundete sich auch hier. Die wilden Wogen legten sich und mit einem Handschlage schieden die Männer, die entweder heimgingen, oder in der Scheune ihr Nachtlager aufschlugen, wo sie der erste Sonnenstrahl noch im tiefsten Schlafe fand.

Zur selben Zeit regten sich auch die beiden Fischer, die mit ausgeworfenen Netzen in der Wedeler Bucht trieben. Jochen-John schüttelte den Schlaf von sich und stieß den alten Drittau an, der risch in die Höhe fuhr, denn er träumte eben von seinen ausgerissenen Kohlpflanzen.

„Wollen an unser Werk!“ sagte Jochen-John und griff mechanisch nach dem Tau, an welchem sein Netz hing. Beide zogen an und eine reichliche Beute an Butten und Quappen lohnte die gehabte Mühe. Jochen-John rieb sich vergnügt die Hände und sagte zu seinem Maaten:

„Nun kommst Du!“

Verdrossen streckte der alte Drittau die Hand nach seinem Netze aus. Jochen-John kam ihm zuvor und,

rasch die Leine nach sich ziehend, wäre er beinahe hintenüber gestürzt, denn diese baumelte lose über Bord. Sie war mitten durchgeschnitten und das daran hängende Netz verloren. Jochen-John schrie vor Schreck laut auf und der alte Drittau sagte:

„Ein halber Fang thut es auch, hat der kleine Hein gesagt, und sein Wort ist wahr geworden. Gieb Acht, Maat. In der vergangenen Nacht zertraten sie meine Kohlpflanzen und es wird nicht lange dauern, dann zertreten sie mich selbst."

Und mit einer Thräne im Auge begann er sein Werk.

An der Stelle, wo der Helgen mit der halbfertigen Galeas auf dem Rücken lag, stand unter den Bäumen ein bescheidenes, mit Rohr und Brettern gedecktes Haus, an dessen Eingang man eine weite Aussicht über den Strom hatte. Hier wohnte der Mann, der keinen Gegner kannte, dem Jeder wohlwollte, und dem Viele, denen er in der Noth beistand, zu großem Danke verpflichtet waren. Anfangs hatten sich die Leute gewundert, daß er sich in dieser abgelegenen Gegend anbaute, die so sandig war, daß ein mit Sorgfalt angelegtes Gärtchen erst nach vieler Mühe gedeihen wollte; aber allmählich gewöhnten sie sich daran. Auch

zerbrachen sie sich den Kopf darüber, wie Jemand selbst leben und noch Andern Etwas abgeben könne, ohne daß man ihn ein Geschäft betreiben sah. Aber auch davon schwieg das Volk, als der Moses einmal auf dem Fährhofe zu Blankenese erzählt hatte, der kleine Hein habe früher im Kornhandel ein gutes Stück Geld erworben und lasse sich nun die Zinsen schmecken. Es hatte sich's Mancher davon mitschmecken lassen und es war ihm jedes Mal gut bekommen.

Das Haus selbst war so einfach im Innern, wie es von Außen schien. Eine große Stube lag nach hinten hinaus, die zum allgemeinen Aufenthaltsorte diente. Daneben befand sich die Schlafkammer des Hausherrn. An der Thür, welche in dieselbe führte, stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Jedem sein Recht!" In dem Vorderhause befanden sich links und rechts vom Flur die Küche und die Vorrathskammer, nebst den Verschlägen, worin der Knecht und die Magd schliefen. Diese Beiden bildeten den Hausstand des kleinen Hein. Sie waren nicht von hier gebürtig und zu gleicher Zeit mit dem Herrn in das Land gekommen. Da die Magd fast stocktaub und der Knecht so maulfaul war, daß er nur selten einen Laut hervorbrachte, wußte Niemand etwas von ihnen und Jedermann sah sie von der Seite an, wenn sie etwa zu Wedel

auf den Jahrmarkt kamen, um ihre Einkäufe zu machen.

In der Küche, die nur von einem halbrunden Fenster sparsam erhellt wurde, dunkelte es bereits. Die Magd stand am Feuer, das unter dem eisernen Grapen langsam fortschwebte, und stocherte die Thranlampe auf, die einen matten Schein von sich warf. Sie hörte nicht, daß die Thür sich öffnete und der Knecht mit einer tüchtigen Tracht Holz und Torf eintrat, die er mit lautem Gepolter dicht hinter ihrem Rücken fallen ließ.

Aufschreiend, fuhr sie zusammen und sagte, mit dem Finger drohend:

„Hans Ungeschickt! Wo ist der Herr?"

Da der Knecht nicht sprechen mochte und die Magd nicht hören konnte, bediente sich Ersterer der Zeichensprache und deutete mit der Hand hinter sich.

„Also noch draußen und im Boote vermuthlich? Der wird auch nicht eher ruhig, bis die Spitzbuben ihm den Schädel entzwei schlagen. Was macht er nur immer draußen, da er es doch hier innen so gut haben kann?"

Sie schien auf eine Antwort zu warten. Als diese nicht erfolgte, nahm sie den Deckel von dem

eisernen Grapen, dessen kräftig-duftenden Inhalt sie mit dem schweren Holzlöffel tüchtig umrührte.

„Was giebt es?“ fuhr sie nach einer Pause auf, indem sie bei dieser Beschäftigung gestört ward, und sah den Knecht vor sich, der statt aller Antwort auf den eisernen Grapen zeigte.

„Essen will Er? Und die Schüssel wohl recht voll? Lasse Er sich nur den Appetit vergehen. Ehe der Herr nicht zu Hause kommt, setzt es keinen Bissen. Versteht Er mich?“

Der Knecht, der Anfangs freundlich drein schaute, machte bei der letzten Erklärung ein sehr verdrießliches Gesicht und setzte sich brummend in einen Winkel. Die Magd fuhr in ihrer Arbeit fort, und hatte abermals nicht gehört, daß die Thür sich öffnete. Diesmal war es der Herr. Er schüttelte sie derb an der Schulter und rief:

„Was hockt die faule Magd am Feuer und hat nicht Acht darauf, wenn der Herr in's Haus tritt? Thu' Dein Werk, wie es sich ziemt, oder . . .“

Erschrocken sah die Magd in das Antlitz des zürnenden Herrn. Sie verstand seine Worte nicht, aber sie errieth dieselben und hockte am Feuer nieder. Der kleine Hein betrachtete die zitternde Magd einen Augenblick. Der Zorn verwandelte sich in ein mit

leidiges Lächeln und er sagte, auf den Knecht deutend, der sich aus seinem Winkel erhob:

„Nimm Dir den da zum Beispiel. Er träumt auch, aber er vergißt nicht, seine Schuldigkeit zu thun. Nun schüssele auf! Ich bin hungrig."

Der kleine Hein ging in die Hinterstube. Gleich darauf erschien die Magd mit der vollen Schüssel und der Knecht mit dem schäumenden Bierkruge. Alle Drei setzten sich an den Tisch und in größter Eile, ohne einen Laut zu sprechen, ward die Mahlzeit begonnen und beendet.

Der Tisch war abgeräumt. Während der Mahlzeit hatte sich das Wetter auffallend geändert. Der Wind ist ein schneller Vogel. Am schnellsten ist er, wenn er aus den hannoverschen Niederungen nach den holsteinischen Höhen hinüberfährt. Eine Südwestbö hatte sich aufgethan und begann in der Wedeler Bucht zu rumoren. Ein Reisender, der über den Strom wollte, hatte bei der wachsenden Dämmerung keinen Fährmann finden können. In seiner Bedrängniß bemächtigte er sich eines Kahns und griff nach dem Ruder. Der Fahrens nicht besonders kundig, gerieth er in's Treiben. Die Südwestbö that das ihrige und warf den Kahn unweit von dem kleinen Hein an den

Strand. Das Fahrzeug kenterte und der Reisende gewann mit vieler Mühe festen Fuß.

Knecht und Magd waren nahe daran, sich in ihre Verschläge zurückzuziehen, als es gegen die Hausthür schlug. Der kleine Hein, der ein scharfes Ohr hatte, trat aus der Stube und befahl dem Knechte, zu öffnen. Der Reisende aus dem gekenterten Kahn erschien, am ganzen Leibe triefend, auf der Schwelle und bat mit flehender Stimme um ein Obdach.

„Der Nothleidende ist immer willkommen," sagte der kleine Hein in der ruhigen Weise, die er innerhalb seiner vier Pfähle zeigte. „Tretet dort in die Küche, wo das Feuer eben neu aufprasselt, und wärmt Euch. Ich will Euch trockne Kleider senden.

Bald nachher erschien der Reisende vor seinem Wirthe, dankte für den empfangenen Beistand und erzählte sein Abentheuer.

Der Mund des kleinen Hein verzog sich zu einem spöttischen Lächeln, indem er sagte:

„Warum vertrautet Ihr Euch einem hannöverschen Flachboote an? Es ist unsicher und treulos, wie Alles, was von drüben kommt."

Die Magd hatte unterdessen die Reste der Mahlzeit gebracht und der Fremde that sich gütlich, wobei er sich mit seinem Wirthe unterhielt. Als er den

letzten Trunk gethan hatte, deutete der kleine Hein auf die Kammerthür und sagte:

„Nun geht da hinein und legt Euch schlafen. Wenn Ihr ausgeruht seid, geht Ihr morgen in zwei Stunden nach Hamburg, wo Ihr zu Hause gehört."

„Verhüte Gott, Herr, daß ich Euch Eures Bettes berauben sollte. Ich befinde mich auf dieser breiten Bank recht wohl."

„Seht Ihr nicht," fragte der kleine Hein, „was an jener Thür geschrieben steht? Jedem sein Recht! Hier im Hause empfängt Jeder, was ihm zukommt, und dem Schiffbrüchigen gebührt die beste Lagerstätte, die im Hause zu finden ist. Gute Nacht!"

Der kleine Hein sprach die letzten Worte mit solcher Bestimmtheit, daß der Reisende sich stillschweigend fügte. Sein Gastfreund schloß die Thür und sagte, indem er die Lampe löschte und sich der Länge nach auf die Bank streckte:

„Jedem sein Recht! Dir, dem müden Wanderer, und allen Andern."

In dem Hause ward es still. Aber draußen wurde es stürmischer, als zuvor. Die lichthellen Farben des ankernden Schiffes hatten einen grauen Schatten geworfen, erzählte Hans-Ohm. Die Elbe forderte ihr althergebrachtes Recht.

II.

Was vorherging.

Das war in dem geſegneten Theile der Kehdinger Marſch, zwiſchen den Kirchſpielen Aßel und Drochters, welches man den Gauenſiek nennt. Inmitten der reichen Gehöfte, woſelbſt die Herrenleute reſidirten, wie der Edelmann auf ſeinem Schloſſe, lagen zwei Käthner häuſer. Eines davon bewohnte der Hannes Peterſen, das andere der Detlev Bomann. Beide hielten gute Nachbarſchaft. Sie gingen von Haus zu Haus und halfen ſich in den Tagen der Noth. An Feierabenden wanderten ſie über Feld und hielten ab und zu eine beſcheidene Einkehr; nicht in den vornehmen Landesherbergen der beiden ſtolzen Kirchſpiele, ſondern in dem räucherigen Kruge, der unweit der Ritſcher Mühle ſtand. Mit den kurzen Pfeifen im Munde, den Bierkrug zwiſchen ſich, ſaßen ſie ſich ſchweigend gegenüber und nur manchmal trat ein vereinzeltes Wort, das für Jeden eine ſonderliche Bedeutung hatte, auf ihre Lippen.

„Dein Junge, der Hein, wächſt tüchtig heran, Hannes,“ ſagte Detlev Bomann und blies den Dampf behaglich von ſich weg.

Hannes Petersen machte es eben so und gab zur Antwort:

„Geht an. Er sieht Deiner Metta schon über den Kopf weg."

„Nicht mehr als billig, Nachbar. Manneshand oben! Das ist, wie Pastor Hollander sagt, die Weltordnung."

Es entstand nach diesen wichtigen Mittheilungen eine Pause; dann fragte Hannes Petersen hastig:

„Deine Metta ist ein dralles Ding. Hat ein Paar Backen wie ein Pisangapfel im Spätherbst. Willst wohl hoch mit ihr hinaus?"

„Ein Bauernsohn klopft an keines Käthners Thür, wenn er auf die Freite geht," sagte Detlev Bomann gelassen. „Glaube auch, daß es mir nicht einmal' recht wäre. Die Metta ist ohnedies ein hochfahrendes Ding, der es in meinem Hause zu enge wird. Muß den Daumen darauf drücken."

„Müssen das enge Haus weiter machen!" fuhr Hannes Petersen mit einem pfiffigen Lächeln dazwischen.

Detlev Bomann sah ihn fragend an, indem er sagte:

„Wer soll es weiter machen?"

„Mein Junge, denke ich. Er hat das Zeug dazu.“

„Was will der Hein werden?“

„Nichts Anderes, als was ich bin, Nachbar. Wenn ich einmal die Augen zumache, kriegt er das Haus, den Garten und ein Stück Feld. Deine Metta bekommt eben so viel von Dir. In zweien Häusern und in zweien Gärten wäre schon mehr Platz für die Metta.“

„So ist es gemeint?“ sagte Detlev Bomann, den Nachbar freundlich anblickend. „Wollen sie sich denn?“

„Glaube es!“ antwortete Hannes Petersen. „Wenn Deine Metta des Abends zum Melken geht, ist mein Junge nie weit und trägt ihr den Eimer bis an das Heck.“

„Dann wollen wir es mitsammen überlegen,“ sagte Detlev Bomann, ihm die Hand gebend. „Und wenn es Gottes Wille ist, können die Beiden am nächsten Drochtersmarkt zum Tanze gehen.“

„Und wir sehen sie tanzen!“ lachte Hannes Petersen fröhlich. „Darauf wollen wir noch einen Schluck nehmen. Und wenn ich zu Dir als Brautwerber komme, ziehe ich die blaue Jacke mit den silbernen Knöpfen an.“

Sie zahlten ihre Zeche und Detlev Bomann sagte

im Gehen, mit derselben Heiterkeit auf den angeschlagenen Ton eingehend:

„Lasse es aber vorher austrompeten, damit ich, mit der Mütze in der Hand, am Heck stehe und Dir den Willkommen biete. Gute Nacht, Hannes Petersen. Thue, was Dir gut dünkt; mir ist es recht. Und wenn es ein Paar glückliche Menschen mehr giebt, will ich gerne die Augen schließen und Platz machen. Nochmals gute Nacht."

Kaum hatte am andern Morgen der Hannes Petersen einige Worte mit seinem Sohne gesprochen, als der Hein laut aufschrie und einen Lärmen vollführte, daß der Alte sich lachend mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Zur Mittagszeit aber machte er ein feierliches Gesicht, fuhr in die blaue Sonntagsjacke mit den silbernen Knöpfen, ging zu dem Nachbar hinüber und hielt einen langen Zwiesprach mit diesem. Zur Zeit der Abenddämmerung stand ein junges Paar im Garten unter dem breitästigen Apfelbaume. Es ließ sich von den Blüthen beregnen und sah sich in die hellen Augen. Ein stattliches Paar, der Hein Petersen und die Metta Bomann. Die beiden Kirchspiele hatten lange kein schöneres gesehen."

„Gottlob, daß ich Dich habe!" sagte Hein und drückte ihre beiden Hände.

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Und auf dem Drochtersmarkt wird es weltkundig!“ sagte er lachend.

„Drochtersmarkt!“ fiel sie ihm in das Wort. „Da ist es herrlich. Auf dem Drochtersmarkt wird getanzt einen ganzen Tag und eine ganze Nacht.“

Der Hein schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Höre, Metta, das gefällt mir nicht. Als ich sagte: Gottlob, daß ich Dich habe, nicktest Du blos mit dem Kopfe, und als ich sagte, daß auf dem Drochtersmarkt unsere Verlobung gefeiert werden solle, hast Du nichts als Tanz und Narretheien im Kopfe. Für zwei junge Leute, die es ehrlich meinen, ist eine Verlobung ein ernstes Ding.“

Sie gab ihm die Hand und sagte mit tiefem Erröthen:

„Du hast wohl recht. Sei mir nicht böse. Es fuhr mir so durch den Sinn. Hat doch auch schon der Pastor in der Kinderlehre einmal zu mir gesagt: Ich sei ein flüchtiges Ding. Du mußt das so genau nicht nehmen, Hein Petersen.“

Er gab ihr einen Kuß und sagte herzlich:

„Ich denke nicht mehr daran; freue mich, daß ich Dich zur Frau kriege und sage Dir tausend Mal

gute Nacht. Ehe ich morgen früh auf das Feld hinausgehe, klopfe ich bei Dir an das Fenster."

Der ersehnte Markttag kam heran. Die Väter hatten am Vorabende desselben Alle, die zu der beiderseitigen Freundschaft gehörten, zur Verlobung bitten lassen. Es wurde gegessen und getrunken, Heil und Segen gewünscht und von der Hochzeit gesprochen, dann gingen die Meisten nach Hause. Braut und Bräutigam verließen die Wenigen, die noch hinter dem Kruge saßen, und Hein Petersen umarmte die Metta, indem er aus vollem Herzen rief:

„So bist Du nun vor Gott und aller Welt meine Braut!"

„Und Du bist mein Bräutigam."

„Weihnachten ist Hochzeit und dann ziehst Du zu mir in's Haus."

„Wir wollen eine tüchtige Wirthschaft anfangen, Hein Petersen. Du sollst Dein Wunder erleben. Habe mir das recht schon ausgedacht."

„Ich meinte, es könnte Alles so bleiben, wie es vom Großvater her gewesen ist. Mir hat es immer gut gefallen. Wir hatten unser Brod."

„Du bist mit Allem zufrieden, und läßt es Dir ruhig gefallen, wenn die Bauernsöhne vornehm auf Dich herabsehen. Solltest es ihnen lieber gleich thun."

„Wie macht man es, wie ein reicher Bauer zu leben, wenn man nur eines Käthners Sohn ist, Metta?“

„Ich will es Dir klar machen, Hein Petersen. Mein Vater hat mir gesagt, sobald die Hochzeit vorbei ist, giebt er uns sein Anwesen. Ich sollte es eigentlich nicht verrathen, aber Du weißt es nun einmal, und Dein Vater zieht zu dem meinigen. Das habe ich Alles ausgekundschaftet.“

„Du hast Dir viele Mühe gegeben, Metta.“

„Der Vater sagt mir Alles. Wir haben dann zwei Gärten, doppelten Acker und doppelten Viehstand. Es soll mit der Käthnerei schon ein Ende nehmen. Mein Vater hat ein gutes Stück Geld gespart. Es steht bei einem sichern Mann in Stade oder in Freiburg. Das wird gekündigt. Dein Vater hat auch einen Sack voll Kassendrittel. Wir können von all' dem Gelde ein tüchtiges Stück Land kaufen und in zwei Jahren haben wir so gut unsern Bauernhof zusammen, als die Nagels, die Smoltens und die Sylvesters, die jetzt für uns kein Auge und kein Ohr haben.“

Hein Petersen wußte nicht, was er sagen sollte. Er hörte das junge Mädchen an, die ihm eine Zukunft erschloß, in welcher nur von Reichthum und Wohlleben die

Rede war, das mit dem Augenblicke wuchs und zuletzt so anschwoll, daß für Haus und Herz nicht der geringste Raum übrig blieb. Er wollte der Metta am Verlobungsabende kein hartes Wort sagen, aber er fühlte sich bedrückt, und als endlich Metta sagte, daß sie eine Cariole anschaffen werde, mit eben solchen vergoldeten Engeln und Rosen, als die Frau Leideckerin habe, die sich alle Sonntage nach der Kirche cariolen lasse, sagte er rasch:

„Nun höre auf, sonst verlangst Du noch einen Halbwagen, wie ihn der Herr Hofmedikus in Stade hat. Der Vater ruft; ich soll mit ihm nach Hause gehen. Gute Nacht, Metta, und wenn Du einen guten Rath von mir annehmen willst, jage den Hochmuthsteufel aus Deinem Kopfe, sonst richtet er ein Unglück darin an und das möchte uns theurer werden, als Dein Bauernhof, der in der Luft hängt. Gute Nacht, Metta. Morgen hole ich Dich zur rechten Zeit ab, um nach dem Markte zu gehen, weil es nun doch nicht anders sein soll."

Hein Petersen ging, ohne seine Braut zu küssen. Metta blieb verdrießlich zurück. Sie war ihrem Bräutigam gut, aber die eigentliche, herzinnige Liebe, die in ihm wohnte, empfand sie nicht, und sie hätte auch irgend einen Andern mit vollen Taschen geheirathet,

wenn er sich um sie beworben hätte. Sie war hoch hinaus mit ihren Gedanken, die Metta Bomann.

Hei! Drochtersmarkt! Die Sommerfreude des Kehdinger Landes von dem Außendeiche an bis tief hinein an die Wettern, wo die Moorleute aus ihren räucherigen Hütten treten und lustig zu Markte ziehen. Weiß glänzen die Zelte im Sonnenlicht. Die hölzernen Pferde im Carroussel und das abgemagerte Kameel, mit dem Affen auf dem Rücken, fliegen um die Wette in einem Kreise umher. Da sind Schänken mit der Fiedel und der Trompete und den vollen Bierfässern für die Knechte und Mägde. In einem stattlichen Hause bringen sich Diejenigen unter, die für etwas Rechtes gelten wollen, und suchen sich in gezuckertem Wein und heißem Punsch zu überbieten. Aber auf der Landesherberge haben die Herrenleute mit ihren Weibern und Töchtern Quartier genommen und führen dort ausschließlich das Regiment. Es wagt sich nicht leicht Einer in diesen Kreis, der nicht dahin gehört, und wenn er es thut, wird er so lange schief angesehen, bis er freiwillig sich entfernt und Gott dankt, daß er draußen ist.

Metta Bomann war mit ihrem Bräutigam Hein Petersen zu Markte gegangen und die Väter mar-

schirten hinterdrein. Die grünen und rothen Cariolen fuhren an dem jungen Paar vorüber und es minderte durchaus nicht den Verdruß der Dirne, daß ihr Bräutigam sie damit gutmüthig neckte. Sie ging hierhin zum Tanze und dorthin, aber nirgend wollte es ihr gefallen. Den beiden Alten wurde es endlich zuviel und sie sagten, halb ärgerlich, halb lachend: „Macht, was Ihr wollt; wir bleiben hier sitzen.“ Und damit faßten sie Posto.

„Und wir könnten einmal nach dem Jakob Röfing hinüber sehen!“ sagte Metta halblaut, denn sie traute sich nicht recht, mit der Sprache herauszugehen.

Jakob Röfing war der Wirth in der Landesherberge. Diese ist in den Kirchspielen der Hannoverschen Marschen ein stattliches Gebäude, woselbst auch die Gemeinde-Versammlungen und die Gerichtstage abgehalten werden. Er war ein hochmüthiger Hans, dieser Jakob Röfing, und dünkte sich kaum weniger, als die reichen Bauern, die bei ihm einkehrten.

„Was fällt Dir ein?“ sagte Hein Petersen verdrießlich. „Dort haben wir nichts zu suchen und lieber gehe ich ganz und gar nach Hause.“

Die Metta machte ein finsteres Gesicht. Zwischen ihren Augenbrauen zog es sich zusammen, als ob ein Unwetter losbrechen sollte. Aber sie besann sich zur

rechten Zeit eines Bessern und gab klein bei. Die Wolke des Unmuthes schwand. Die Augen leuchteten hell und herzige Worte flossen von den Lippen. Und sie war dreifach schön die Metta, wenn sie lustig war. Der Hein empfand es oft und an diesem Abend auf dem Markte zu Drochtersen doppelt. Er gab ihren Bitten und Liebkosungen zärtlich nach und sagte:

„Gut. Wir wollen hingehn. Aber Du wirst sehen, es kommt nichts Gutes dabei heraus und wir wären besser davon geblieben."

Die Metta lachte ihn an und scheuchte das letzte Bedenken hinweg, indem sie ihm mit der Hand über die Stirn fuhr und ihm einen Kuß gab. Arm in Arm betraten sie die große Diele in der Landesherberge, wo sechs Stader Hautboisten einen englischen Walzer spielten, und im Umsehen waren sie mitten unter den Tanzenden.

In den hintern Stuben saßen die Vollbauern mit ihren Weibern bei'm abendlichen Trunk und sahen von ferne dem Tanze des jungen Volkes zu. Die edlen spanischen und portugiesischen Weine waren dort heimisch, wie auf den rheinischen Dörfern der Schoppen, und auf den Kartenblättern lagen neben den silbernen Kassendritteln die goldenen Pistolen. König Pharao war in diesen Räumen zu Hause.

Ein alter Bauer nahm einen bedächtigen Schluck aus dem Kelchglase, das mit goldschimmerndem Madeira gefüllt war, und sagte zu seinem Nachbar:

„Wer ist der Jungkerl, der eben seine zwanzig Pistolen verspielt hat und sich nun zum Champagner hinsetzt, als ob es gar nichts wäre? Hätte ja auch Champagner trinken können. Was ist es für Einer?"

„Das ist der junge Herr von Bossel aus Neuhaus," war die Antwort. „Er heißt Franz, wie sein Vater, und hat dessen brottes Wesen ganz und gar."

„Hat er es denn dazu?"

„Das will ich meinen. Wo seid Ihr in der Marsch groß geworden, daß Ihr die Bossels von Neuhaus nicht kennt? Zwei freie Bauernhöfe haben sie im Freiburgischen, ein großes Moor an der Oste und dabei treiben sie einen Kornhandel, als hätten sie kein anderes Geschäft auf Erden. Der junge Mensch kann jeden Abend hundert Pistolen verspielen; man merkt es seinem Beutel nicht an."

Der Bauer verzog bei diesem Berichte das breite Maul zu einem Lächeln und war zuletzt ganz Sonnenschein.

„Ein respektabler junger Mann!" sagte er, aufstehend. „Habe einen Vetter in Neuhaus und will ihn anreden."

Aber ehe es ihm noch gelang, seinen Vorsatz auszuführen, sprang der junge Franz von Bossel auf, warf die leergetrunkene Champagnerflasche um und lief nach der Hausdiele, wo unter den Tänzern eine unruhige Bewegung entstand.

Der Walzer, dem sich Hein und Metta bei ihrem Eintreten sofort angeschlossen hatten, war vorüber. Ein hochaufgeschossener Vollbauernsohn, der sich ihnen zunächst befand, hatte sich über Beide geärgert und fuhr auf Hein Petersen los. Dieser hielt den ersten Sturm aus und sagte dann ziemlich gelassen:

„Ich weiß nicht, wie Einer Etwas vor dem Andern voraus haben will in einem Hause, wo wir mit gleichem Gelde zahlen müssen. Geht Ihr Euern Weg und laßt mich den meinigen gehen, dann kommen wir in Frieden auseinander."

Der Lärm wurde größer. In einem Raume, wo die Trinker tanzen und die Tänzer trinken, geht nicht leicht ein scharfes Wort unbeachtet verloren. Der Käthnersohn aus Ritsch und der reiche Gutsbesitzersohn aus Neuhaus trafen zusammen und waren bald hart an einander. Um Beide bildete sich ein dichter Kreis, der mit steigender Spannung des endlichen Ausganges harrte.

Metta war in großer Angst. Sie machte sich

von den jungen Leuten los, welche sie zurückhalten wollten, drängte sich durch den dichten Kreis und riß Hein Petersen am Arm zurück:

„Du sollst Dich nicht schlagen. Wir wollen nach Hause gehen. Ach, dieses Unglück! Wer hätte das gedacht?“

„Ich habe es Dir vorher gesagt!“ entgegnete Hein Petersen. „Nun gehe ich nicht vom Platze, bis ich mein Recht habe. Ich verlange von Niemandem Etwas, was mir nicht gebührt; aber von meinem Rechte lasse ich mir Nichts nehmen.“

„Wer ist die Dirne?“ fuhr Franz von Bossel auf und warf trotzig den Kopf in den Nacken. Die Metta sah ihm gerade in das Gesicht und entgegnete rasch:

„Metta Bomann heiße ich, wenn Ihr es durchaus wissen müßt, und da steht Hein Petersen, mein Bräutigam. Er ist ein starker Bursche, der Nichts auf sich sitzen läßt, darum rathe ich Euch im Guten, haltet Frieden mit ihm, sonst geht es Euch schlecht.“

„Sehe mir Einer die Dirne an!“ rief Franz von Bossel lachend. „Ich glaube, die wäre sogar im Stande, meinem Herrn Vater Trotz zu bieten, was Keine wagte, so lange er noch die Beine rühren konnte. Höre, Metta Bomann; es gefällt mir, daß Du keine

Furcht vor mir haſt. Mag es wohl leiden, wenn Eine tüchtig aufbegehrt. Die Dirnen ſind ſonſt leicht kirre und furchtſam den ſchmucken Burſchen gegenüber."

„Wenn Ihr Euch für einen ſchmucken Burſchen haltet," ſagte Metta ſchnippiſch, „ſo bin ich eine hübſche Dirne und es geht in Eins hin."

Franz von Boſſel lachte laut auf und näherte ſich der Metta auf eine Weiſe, die nicht mißzudeuten war, indem er ausrief: „Bevor ich das zugebe, muß ich Dich erſt näher anſehen!" Aber ehe er noch den Arm um ihren Leib ſchlingen konnte, ſtand Hein Peterſen dicht vor ihnen und ſagte warnend:

„Hand von der Dirne! Sie iſt mein."

„Was unterſteht ſich der Flegel?" fragte Franz von Boſſel im hohen Ton. „Weißt Du, Burſche, wer ich bin und was Du biſt?"

„Ihr ſeid wahrſcheinlich irgend ein reicher Hans, der mit dem Gelde ſeines Vaters in der Taſche klimpert," ſagte Hein Peterſen, mit Mühe an ſich haltend „Ich bin nur eines armen Käthners Sohn, den Ihr über die Achſeln anzuſehen gewohnt ſeid. Aber in dieſem Dinge ſind der Tagelöhner und der Vollbauer ſich gleich. Keiner hat vor dem Andern etwas voraus."

Ein Murren, das ſich erhoben hatte und raſch

zunahm, gab Kunde von der Stimmung, die unter den Leuten herrschte, welche die Gruppe umdrängten. Es mochte dem jungen Uebermuth bedenklich erscheinen, seinen Gegner noch zu reizen, und er fand es geräthener, einzulenken. Aber die schöne Dirne, die sein Herz schlagen und ihm den Kopf heiß machte, wollte er auch nicht fahren lassen und setzte Alles daran, in ihrer Nähe zu bleiben.

„Wir wollen keine Narren sein und uns die Köpfe blutig schlagen, wobei nichts herauskommt," sagte er, sich bezwingend, zu Hein Petersen. „Mir fällt es nicht ein, Dir Deine Dirne abspänstig zu machen. Aber ansehen kann ich sie doch und einen Tanz mit ihr wirst Du mir auch nicht verwehren. Das ist mein Recht und darauf bestehe ich."

„Und wenn ich es nicht haben will?"

„Dann müßt Ihr Beide hinaus."

„Warum?"

„Wenn eine Dirne einen Tanz versagt," nahm ein Dritter das Wort, „darf sie mit keinem Andern tanzen und muß den Tanzboden verlassen. So ist es Herkommen hier und daran halten wir fest."

„Das thun wir!" stimmten Viele bei und Franz von Bossel fragte, seine funkelnden Augen auf die Metta Bomann gerichtet:

„Sage, schöne Metta, willst Du mir einen Tanz schenken? He? Einen tüchtigen Geschwindwalzer, oder einen Galopp, worin wir den Leuten zeigen können, was wir gelernt haben?“

Die Metta, welche halb mit Scheu, halb mit Wohlgefallen auf den jungen Franz schaute, sagte rasch:

„Wenn ich dadurch den Frieden erhalten kann, will ich, wohl mit Euch tanzen.“

Hein Petersen trat dazwischen und sagte abwehrend:

„Und ich will es nicht leiden.“

„Du willst es nicht leiden?“ fragte Metta und wurde feuerroth vor Schaam, daß ihr in Gegenwart so vieler Menschen Etwas verboten wurde. „Höre, Hein Petersen, noch bist Du nicht mein Mann und hast mir also nichts zu verbieten. Wenn Du Deinen Kopf aufsetzen willst, setze ich auch den meinigen auf und nun gerade will ich mit dem Herrn tanzen.“

„Das ist recht, Dirne!“ lachte Franz von Bossel. „Lasse Dir im Brautstande nichts gefallen, desto besser hast Du es nachher in der Ehe.“

Er trat an den Musikantentisch, warf einen großen dänischen Thaler darauf und rief:

„Den schnellsten und lustigsten, den Ihr habt.

Der Franz von Bossel und die schöne Metta wollen zeigen, was sie können."

Dahin flogen sie im Tanze. Hein Petersen wollte es hindern; aber die Umstehenden, die ihre Freude an dem Lärmen hatten, hielten ihn theils mit Güte, theils mit Gewalt zurück. Kein anderes Paar hatte sich Jenen angeschlossen; sie walzten ganz allein, der ausschließliche Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Hein Petersen folgte dem Paar mit seinen Augen. Es kochte in ihm und er suchte umsonst, seiner Erregtheit Herr zu werden. Einer aus seiner Umgebung flüsterte ihm zu:

„So geht es, wenn die Vollbauern und die Käthner zusammen kommen. Was, zum Teufel, hattest Du hier zu suchen? Was willst Du nun Anderes machen, als wie ein begossener Hund vom Platze gehen, wenn der Unband seinen Willen gehabt hat?"

Hein Petersen sah den Fragenden mit blitzenden Augen an und sagte:

„Mein Recht will ich. Und wenn ich es hier nicht kriege, werde ich es mir holen, wo ich kann und weiß."

„Dann suche Dir nur den Advokatenschreiber Willig auf," entgegnete Jener. „Wenn irgend ein Mensch in unsern Marschen lebt, der aus Tag Nacht

macht und umgekehrt, ist er es. Und wenn es überhaupt geschehen kann, daß in einem Streite, den ein Vollbauer anfängt, der Tagelöhner sein Recht kriegt, wird er es Dir verschaffen. Aber ehe das geschieht, fallen Ostern und Pfingsten mit dem heiligen Christ zusammen."

Der Walzer war zu Ende und Metta Bomann hing athemlos an dem Arm ihres Tänzers. Hein Petersen hatte sich losgemacht und forderte sie mit scharfen Worten auf, mit ihm zu kommen.

„Bist Du bei Troste?" entgegnete Franz von Bossel. „Glühend, wie sie ist, soll sie in die kalte Nachtluft hinaus? Sie könnte den Tod davon haben. Im Uebrigen ist es das Recht des Tänzers, dem Mädchen, mit dem er tanzte, einen Trunk anzubieten, und da Du so sehr für Dein Recht besorgt bist, wirst Du mir das meinige nicht verkümmern wollen. Komm, Metta! Wir wollen uns etwas auffrischen und Dein Bräutigam kann mit uns trinken, dann geht Alles ehrlich und ehrbar zu."

Franz von Bossel führte die sich nur leicht sträubende Dirne an den nächsten Tisch. Jakob Rösing, der seine reichen Gäste keinen Augenblick aus den Augen ließ, hatte den erhaltenen Wink verstanden und stellte eine Flasche Champagner auf den Tisch. Hei,

wie die Metta zusammenfuhr, als der Pfropfen knallend in die Luft flog! Wie sie nicht wußte, was sie sah und hörte, als der weiße Gischt in den langen Liliengläsern schäumte und wie ein wollüstiger Schauer durch ihre Glieder flog, als sie die ersten Tropfen dieses Zaubertrankes über ihre Lippen brachte.

„Frisch, noch eins, Metta!“ sagte Franz einschenkend. „Das schmeckt beinahe so süß, als ein Kuß von den süßesten Lippen. Trink', Dirne, und stoße mit mir an auf gute Freundschaft. Es ist schon der Mühe werth, den Franz von Bossel zum Freunde zu haben.“

Metta Bomann folgte der Aufforderung und leerte das Glas in einem Zuge. Hein Petersen, der sich nur von der Uebermacht bisher zurück halten ließ, sprang wüthend an den Tisch. Der heiße Grog, den er an der Schenke in sich hineingegossen hatte, that seine Wirkung. Er ließ die geballte Faust so schwer niederfallen, daß Flaschen und Gläser durcheinander klirrten.

„Zum letzten Male frage ich Dich, ob Du mit mir nach Hause gehen willst, oder nicht?“

Metta Bomann sah erschrocken auf den Halbtrunkenen und konnte kein Wort über die Lippen bringen. Franz von Bossel trat für sie ein und sagte lachend:

„Sie wird nicht thöricht sein und mit einem Halbtrunkenen die Dorfstraße entlang torkeln. Besser, Du setzest Dich zu uns und machst Deinen Rausch voll. Da hast Du ein Glas.“

Hein Petersen ergriff das ihm dargebotene Glas und warf es dem jungen, übermüthigen Gesellen, der ihn so arg verhöhnte, in's Gesicht:

„Verdammt der Tropfen, den ich von Dir annehme! Gieb mir die Dirne los, rathe ich Dir im Guten, oder ich vergreife mich an Dir!“

„Betteljunge!“ schrie Franz von Bossel, der über den ihm geschehenen Schimpf außer sich war. Er griff nach seiner Reitpeitsche und den Hein Petersen mit dieser um die Ohren schlagend, knirrschte er:

„Betteljunge! Da hast Du Deinen Bettelpfennig!“

Aber kaum berührte die Peitsche das Gesicht des Käthnersohnes, als dieser, wie ein wild gewordener Bär auf den Jungherrn zusprang und ihn mit den Händen an der Kehle packte. Die Nägel krallten sich fest in das Fleisch und Franz von Bossel wäre dem Angriff des Wüthenden erlegen, wenn nicht schleunige Hülfe herbeigekommen wäre. Man trennte die beiden Wüthenden. Hein Petersen lag am Boden und suchte sich loszuwinden. Der Jungherr stieg auf den Tisch und rief nach dem Büttel und dem Schließer. Metta Bomann

sank tief erschüttert in Ohnmacht und ein Paar mitleidige Frauen führten sie in eine nahe gelegene Stube.

Jakob Rösing, der Wirth zur Landesherberge, die zugleich die höchste Gerichtsstube des Dorfes war, hatte nach dem Kirchspielsboten geschickt und dieser, der zugleich der Gerichtsdiener war, erschien mit dem nöthigen Beistande.

„Was soll's?" fragte er gravitätisch, sich auf seinen langen Stock stützend.

„Greift den Mann da, Jürgen," sagte Jakob Rösing. „Er hat den Marktfrieden gebrochen und gehört in's Loch, bis weiter über ihn verfügt wird. Wasser und Brod, nicht zu reichlich, und ein Bund Stroh. Und schließt von Außen fest zu. Er ist ein verwegener Gesell und könnte ausbrechen wollen."

„Das Handwerk wird ihm gelegt werden!" sagte Jürgen der Kirchspielsbote, und winkte seinen Helfershelfern. Hein Petersen wich der Uebermacht. Seine Kräfte verließen ihn und er ließ Alles über sich ergehen. Nur ein dumpfes Stöhnen gab Kunde von den Empfindungen, die sein Inneres bewegten.

Jakob Rösing trat zu Franz Bossel und sagte ganz unterwürfig:

„Dem Taugenichts soll sein Recht werden, auf welches er pocht, darauf könnt Ihr Euch verlassen.

Ich habe mit eigenen Augen die Beleidigung gesehen, die er Euch anthat, und habe Zeugen vollauf. Den bringen wir nach Celle in's Zuchthaus, wenn nicht noch weiter. Ihr aber, Herr von Bossel, seid gewiß ermüdet und wollt Euch ausruhen. Oben habe ich eine ruhige Stube . . ."

„Gut, Jakob Röfing! Das nehme ich an. Satan von einem Kerl! Er hat mir die Kehle so fest zugedrückt, daß ich noch nicht ordentlich Athem holen kann. Gute Nacht, Leute; gute Nacht."

Er stieg, von dem Wirth geleitet, in das obere Stockwerk hinauf.

Von dem unerwarteten Lärmen aus ihren behaglichen Zechgelagen aufgestört, verließen die Herrenleute sammt ihren Frauen und Töchtern in größter Verstimmung die Landesherberge und riefen nach ihren Pferden. Auch in den übrigen Schänken verstummten allgemach die Fiedel und die Clarinette und das aufgeregte Volk wankte singend und lärmend auf den verschiedenen Wegen heim.

Drochtersmarkt war vorüber.

Am andern Morgen herrschte große Verwirrung überall. Hannes Petersen und Detlev Bemann hatten Abends vergeblich nach den Kindern geforscht und

traten endlich den Heimweg an, in der Meinung, daß Beide nach Hause gegangen wären. Aber eine große Angst kam über die alten Männer, als sie die Ihrigen nicht fanden. Der Eine lief zu dem Andern und auf dem halben Wege begegneten sie sich.

„Sind sie bei Dir?“ fragte Detlev Bomann und Hannes Petersen antwortete:

„Ich glaubte, sie wären bei Dir. Gott gebe, daß ihnen kein Unglück zugestoßen ist.“

Unter Klagen und Stöhnen ging die Nacht vorüber. Am Morgen kam die Leideckerin in ihrer bunten Cariole, um welche Metta sie so oft beneidete, bei dem Detlev Bomann vorgefahren. Sie brachte ihm die Tochter, die sich von dem gehabten Schrecken nur nothdürftig erholt hatte und sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dabei erzählte die Frau von den Ereignissen des gestrigen Abends so Vieles und brachte Alles so wirr und verworren durcheinander, daß dem Hannes Petersen angst und bange wurde und er ausrief:

„Ich will nach Drochters und meinen Sohn holen. Wenn er Etwas wider die Ordnung gethan hat, ist er gewiß dazu gereizt worden; denn selbst fängt er nicht an; darauf kenne ich ihn.“

„Das thut, Hannes Petersen,“ sagte die Leideckerin,

indem sie wieder in ihre Cariole stieg. „Allein ich glaube, daß Ihr den Sohn nicht frei kriegen werdet. Der Franz von Bossel ist ein eigensinniger Herr und der Advokat Völkert sagte heute Morgen bei der Abfahrt, wenn es klug angefangen würde, käme Euer Junge in Jahr und Tag nicht los."

„Das wollen wir sehen!" sagte Hannes Petersen und machte sich sofort auf den Weg. Aber die Leideckerin hatte wohl Recht gehabt. Es half ihm nichts, daß er, wie der Bauer dort zu Lande sagt, von Herodes nach Pilatus ging. Er wurde von dem Advokaten und seinem Schreiber mit Achselzucken auf den nächsten Gerichtstag vertröstet und erlangte es nur mit vieler Mühe und reichlichem Gelde, daß er von dem Kirchspielboten Jürgen die Erlaubniß erhielt, in seiner Gegenwart den Sohn zu sehen.

„Ich that nichts Unrechtes, Vater," sagte Hein Petersen ruhig. „Kein ehrlicher Kerl hätte es anders gemacht und darum sehe ich dem Gericht ohne Herzklopfen entgegen. Dort muß es ja an den Tag kommen. Was sagte Euch die Metta?"

„Nichts!" entgegnete Vater Hannes. „Wir haben sie gefragt, was wir konnten, der Detlev Bomann und ich; aber es war kein Wort aus ihr herauszubringen."

„Sie konnte Euch auch nichts sagen, außer etwas

Unrechtes und das thut die Metta nicht, darauf kenne ich sie," sprach Hein Petersen mit einem trüben Lächeln. „Hätte sie von dem Hochmuthsteufel gelassen, der die Klaue nach ihr ausstreckte, wäre es nicht dahin gekommen; aber alles Warnen ging in den Wind. Ich will es Euch haarklein erzählen, Vater . . ."

„Nichts da!" warf der Kirchspielbote dazwischen. „Das kann ich nicht zugeben. Ich habe mich — was schon wider meine Amtspflicht ist — von Euch verleiten lassen, Euch zusammen zu bringen. Es geschah aus Menschenliebe, damit der Vater sieht, daß dem Sohne nichts fehlt und daß ihm keine Ueberlast geschieht. Weiteres aber darf nicht mit einem Gefangenen, der criminalisch sitzt, auch nicht in Gegenwart von Zeugen gesprochen werden."

Hannes Petersen wollte auffahren, allein der Sohn sagte:

„Bezähmt Euch, Vater, und laßt dem Rechte seinen Lauf. Ich habe nichts gethan, als was mir zu thun gebührte. Und wenn sich heute dieselbe Geschichte ereignete, würde ich kein Haar breit anders handeln, als gestern. Wenn mich etwas verdrießt, ist es, daß Ihr nun die Arbeit allein thun müßt und Euere alten Knochen nicht ruhen könnt. Grüßt die Metta von mir und sagt ihr, ich vergäße Alles, weil ich sie gar so

lieb hätte. Sie soll nur von dem Hochmuthsteufel lassen. Hört Ihr, Vater Hannes; sagt ihr das und prägt es ihr recht fest ein, daß sie demüthig wird und bescheiden, wie es einer niedern Magd zukommt, sonst wird es ihr Unglück und unser Aller."

Vater und Sohn trennten sich. Als Hannes Petersen nach Hause kam und zu dem Nachbar hinüberging, um die Botschaft des Sohnes auszurichten, that sie ganz erbärmlich und schwur hoch und theuer, daß sie unschuldig und sich keines Unrechtes bewußt sei. Es kostete viele Mühe, von ihr zu erfahren, was denn eigentlich am Abend vorher geschehen war. Als sie es unter Weinen und Schluchzen mittheilte, hatten die Väter große Ursache, den Aussagen des Hein Petersen Glauben zu schenken und der Metta ihren Leichtsinn, der die schlimmsten Folgen haben könnte, hart zu verweisen.

Es war an demselben Morgen zu einer ziemlich späten Stunde, als der junge Herr Franz von Bossel in der Landesherberge zu Drochters aus dem Rausche erwachte, den er sich am Abend vorher angetrunken. Es bedurfte einiger Zeit, bevor er sich die Ereignisse klar machte, dann aber schlug er ärgerlich mit der Faust auf den Tisch und sagte:

„Der verdamm[illegible] Kerl! Warum drückte ich ihm

nicht gleich den Hirnschädel ein? Hätte es schon um mich verdient. Aber was nicht ist, kann noch werden, und die Dirne, die Metta, oder wie sie heißt, nehme ich ihm vor der Nase weg, ohne daß er nur mucksen darf. Wozu braucht ein dummer Kossäthenjunge solche schmucke Braut? Für Seinesgleichen laufen genug mit dem Melkeimer auf den Kuhweiden umher. Wer kratzt da an der Thür? Herein!"

Die Thür öffnete sich und herein trat ein dürres, in einen blauen Oberrock geknöpftes Männchen. Er blieb auf der Schwelle stehen, wie ein Fragezeichen, dem der Punkt verloren ging, und klammerte sich fest an ein Aktenstück, das er unter dem linken Arm hielt. Auf den barschen Zuruf des Herrn trat das Männchen näher und sagte, sich abermals verneigend:

„Einen schönen Empfehl von dem Advokaten Völkert, meinem Prinzipal, und er schickt hier die Rechnung, sammt den Belägen, von denen er gestern mit dem jungen Herrn von Bossel sprach."

„Gut. Lege Er es nur dorthin; ich will es nachher ansehen und meinem Vater darüber schreiben. Läßt mir Sein Prinzipal sonst noch Etwas sagen?"

„Meint Herr von Bossel die Geschichte mit dem Käthnerssohne aus Ritsch, so wäre darüber Manches mitzutheilen."

„Dann gebe Er es von sich. Was soll Er mir bestellen? Hm! Sein Prinzipal hätte auch selbst kommen können. Er wird von uns für seine kleinen Dienste gut genug bezahlt."

„Würde auch gewiß seiner Schuldigkeit nachgekommen sein," sagte der Schreiber geschmeidig. „Aber er hat einen bösen Stockschnupfen bekommen und läßt sich durch mich gebührend entschuldigen. Ueberdieß — meint Herr Völkert — ließe sich auf dem gewöhnlichen Wege nicht viel thun. Es müßten schon manche Nebenstraßen eingeschlagen werden und da wäre nun ich — meint Herr Völkert nochmals — der rechte Wegweiser."

„Nun, so spreche Er von der Leber weg!" rief Herr von Bossel während des Ankleidens.

„Das will ich mit des jungen Herrn Erlaubniß thun und bitte nicht ungütig zu nehmen, wenn ich zu meiner Information einige Fragen vorlege. War gestern Abend auf eine halbe Stunde in der Landesherberge und habe Dies und Das bemerkt, worüber ich eine nähere Auskunft bedarf. Es war dort die schöne Metta Bomann aus Ritsch . . . ."

„Das ist die Dirne, mit der ich Champagner trank!" rief Franz von Bossel lebhaft. „Ich habe noch keine gesehen, die so schnell gelernt hätte, Cham-

pagner zu trinken, als diese. Und tanzen kann sie! Tanzen, wie die Komödianten in Hannover. Aber was geht das Ihn an?"

„Ich entnehme daraus," entgegnete der Schreiber, „daß der junge Herr die Metta gern hätte und sie dem Bauerlümmel nicht gönnt, für den sie auch viel zu gut ist . . ."

„Aber es ist seine Braut. He?"

Der Schreiber hielt einen Moment inne und sagte dann:

„Bin hierorts zu Hause. Mein Vater war der Schneider Willig und wir kennen alle Menschen in der Runde, der Vater und ich. Die Metta Bomann ist ein leichtes, hoffährtiges Ding, die trotz ihrer Brautschaft herum zu bringen ist, wenn ihr der gehörige Sand in die Augen gestreut wird."

„Hier in der Marsch giebt es keinen Sand."

„Wir könnten eine Fuhre von der Geest herunter kommen lassen," sagte der Schreiber, mit den Augen blinzelnd.

„Er scheint mir ein pfiffiger Bursche zu sein und möchte auch wohl einigen Sand in die Augen gestreut haben?" sagte Franz von Bossel und legte eine Doppelpistole auf den Rand des Tisches.

Das Goldstück war blitzschnell verschwunden und der Schreiber antwortete geschmeidig:

„Für solche Diäten geht man durch Feuer und Wasser. Was mir Herr von Bossel befiehlt, soll blindlings geschehen und ich stehe von jetzt ab zu Dero alleiniger Verfügung, da mein Prinzipal mir zu dem Zwecke, Euch zu bedienen, einen unbeschränkten Urlaub ertheilt hat. Merkt der Herr nun, warum der Advokat nicht selbst gekommen ist?"

„Gut das, Mosje. Ich nehme Seine Dienste an . . . Wie heißt Er?"

„Willig, zu dienen. Und nicht nur dem Namen nach, sondern in der That bin ich willig zu Allem, was meinem Patron nützlich werden kann. Und um dem Herrn kräftig dienen zu können, muß ich wieder auf den nichtsnutzigen Kerl, den Hein Petersen, zurückkommen. Ich spreche gerade heraus, wie die Sache liegt, Herr. Mir ist genau bekannt, was geschah und wie der Bursche in das Loch kam. Nun, Herr, wenn er auch sonst nichts taugt, hat er doch nur sein Recht geübt, als er seine Braut für sich verlangte, und geschlagen hat er Euch erst, als Ihr . . . ."

Franz von Bossel unterbrach den Schreiber, der ihn beschuldigte, statt ihm beizustehen. Willig ließ den Sturm ausrasen und sagte:

„Dies soll nur dazu dienen, dem Herrn klar zu machen, was geschieht, wenn es nach dem alten Schlendrian geht. Wir müssen den Burschen zuletzt laufen lassen, wenn er drei Tage wegen Bruch des Marktfriedens gesessen hat. Damit ist Euch aber nicht gedient. Darum meint Herr Völkert . . . ."

„Was meint er?" fuhr Franz von Bossel ungeduldig dazwischen und Willig antwortete:

„Oder vielmehr, ich meine. Der Herr Prinzipal will mit der ganzen Geschichte nichts zu thun haben, von wegen der Verantwortung und wenn sie ihm den Reinigungseid zuschieben, den er schwören muß, daß er in dem ganzen Handel nicht verwickelt war."

„Komme Er endlich zum Ziele!" rief mit steigender Ungeduld Franz von Bossel.

„Bitte den werthen Herrn, sich ganz auf mich zu verlassen. Stehe jetzt in Dero Sold und Brod und Dero Intereſſen sind die meinigen," entgegnete Willig geschmeidig. „Ehe ich aber einen wirksamen Rath geben und ihn zur That werden lassen kann, muß ich Mancherlei erwägen, was noch nicht klar vor meinen Augen liegt. Bitte daher um ein wenig Geduld. Zur Zeit der Abenddämmerung komme ich wieder und hoffe dann die Angelegenheit vollends in's Reine zu bringen."

Schreiber Wittig hielt Wort. Zur bestimmten Stunde erschien er bei dem jungen Herrn von Bossel, der sich mit ihm einschloß, und die geheime Unterredung, welche Beide mit einander hatten, wollte kein Ende nehmen. Als endlich der Schreiber um zehn Uhr Abends die Treppe herabkam und der Wirth der Landesherberge, Jakob Rösing, neugierig an ihn herantrat, sagte er:

„Gute Nacht, Meister Rösing, und laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis wir uns wiedersehen. Ich gehe morgen mit einer Extrajolle nach Hamburg und habe Lust, daselbst eine Zeit lang nach meinem Belieben flott zu leben. Mein bisheriger Prinzipal, der Herr Völkert, hat mich entlassen, und da es mir auf dem Lande nicht mehr gefällt, will ich es in der großen Stadt versuchen. Brauchen dort auch Schreiber bei den Advokaten und wenn Ihr meines Beistandes bedürftig wäret . . . Nun, gute Nacht, Meister Rösing. Morgen um sechs Uhr kommt die Fluth und ich habe noch nichts eingepackt."

Mit diesen Worten ließ der Schreiber den Gastwirth stehen. Aber er ging nicht nach Hause, um das Einpacken zu besorgen, das ihm eben noch dringend nothwendig erschien, sondern er suchte das kleine Haus, in dessen Keller sich das Gefängniß befand. In diesem

Hause hatte der Kirchspielbote seine Wohnung. Auch hier dauerte die geheimnißvolle Unterhaltung ziemlich lange und als Beide von einander schieden, sagte der Schreiber Willig mit salbungsvollem Ton:

„Ihr mögt glauben, daß es so am besten für Alle ist. Ein solcher hochfahrender Bursche, der im Grunde nichts hat und nichts ist, würde noch viele Unordnungen veranlassen und dem Kirchspiel manche Verlegenheiten bereiten. Darum mag er draußen in der Welt sein heißes Blut abkühlen oder es ganz und gar verbrennen. Wir wollen ihm das selbst überlassen. Nun, Adjes, bis auf Wiedersehn. Wünscht mir eine gute Reise und einen glücklichen Erfolg. Es kommt uns Beiden zu Gute."

Sie trennten sich.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß sich in der Angelegenheit Etwas rührte. Bis zum eigentlichen Gerichtstage ging noch einige Zeit in's Land und ein besonderes Verhör wollte man mit dem Hein Petersen nicht anstellen, obgleich es ein großes Gerede gab, indem sich täglich mehr die Meinung verbreitete, es sei unerhört, einen Menschen, um einer solchen Lumperei willen, so lange im Gefängniß sitzen zu lassen, ohne ihn einmal zu vernehmen. Es machte böses Blut unter den Leuten, und man zischelte sich sehr uner-

bauliche Dinge zu, die stets lauter wurden. Der Vater war kaum noch zu bändigen und drohte mit Mord und Brand.

Franz von Bossel war noch immer da. Es schien, als ob sein Vater und das Geschäft in Neuhaus seiner durchaus nicht bedürften. Er behielt seine Wohnung in der Landesherberge und ließ sich daselbst nichts abgehen; es war ein flottes Leben. Dabei machte er häufige Ausflüge zu Pferde oder zu Fuß, allein stets nur nach einer Richtung. Er versuchte es auf alle Weise, die Metta Bomann zu sehen. Die Leidenschaft, welche er für diese Dirne empfand, wurde immer stärker. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Der Vater bewachte sie gut; sie war für Niemand sichtbar. Diese Strenge reizte die Dirne, die an ein freies, ungebundenes Leben gewöhnt war. Sie wurde immer heftiger und trotziger.

Da wurden Drochters und die angränzenden Kirchspiele durch ein nicht erwartetes Ereigniß aus dem gewohnten Treiben aufgeschreckt. Der Kirchspielbote Jürgen kam barhäuptig, mit dem ersten Morgengrauen in die Landesherberge gelaufen und schrie:

„Er ist fort! Er ist fort!“

„Wer ist fort?“ fragte der Wirth und der Jürgen entgegnete ihm:

„Wer anders, als der Hein Petersen. Die Thür, welche in das Hundeloch führt, worin er saß, ist von innen aus den Angeln gesprengt und aus dem eisernen Gitter, durch welches das Licht fällt, sind drei Stangen gebrochen. Der Kerl hat gemerkt, daß am Sonnabend der Gerichtstag ist und daß es ihm an den Kragen gehen wird. Bringt es nur überall herum, damit ihm nachgesetzt werden kann; ich will es auch thun. Wie wird es mir gehen? Und ich bin doch ganz unschuldig."

Die Flucht machte kein geringes Aufsehen. Er war fort. Niemand wußte, wohin? Helfer mußte er gehabt haben. Aber wen? Der Kirchspielbote beschwor, daß er unschuldig sei. Er habe fest geschlafen und nicht das Geringste gehört. Zunächst fiel der Verdacht auf den Vater. Allein dieser war krank und der Kirchspielarzt versicherte auf seinen Amtseid, daß der Hannes Petersen seit dreien Tagen das Bett nicht verlassen habe. Die Nachforschungen waren bald am Ende und das Gericht beruhigte sich auffallend schnell bei der Sentenz, daß in dieser Angelegenheit vorläufig nichts Weiteres zu ermitteln sei. Aber insgeheim liefen mancherlei Gerüchte um, die auf einen andern Punkt hinführten, wenn sich nur Jemand von Einfluß be-

müht hätte, der angedeuteten Spur zu folgen. Es fiel aber Keinem ein.

Ein ältlicher Mann, der nicht weit von dem Hause des Kirchspielboten in der Dachkammer eines Häuslers wohnte, wachte über Nacht auf und wurde durch ein dumpfes Geräusch an das nahe Fenster gelockt. Bei dem schwachen Lichte, das der Mond durch die fliegenden Wolken warf, gewahrte er mehrere Männer, die sich vor dem Hause des Kirchspielboten etwas zu schaffen machten. Er rief ihnen zu, was sie da wollten, allein sie antworteten nicht und gleich darauf waren sie verschwunden.

In selbiger Nacht war in der Scheune, die zu der Aßeler Hilkenschänke gehört, getanzt worden. Einer der Musikanten, die Fiedel unter dem Arm, gerieth nach Mitternacht, er wußte nicht zu sagen, wie, in den kurzen Außendeich, der den Aßeler Hafen einschließt. Dort sah er ein mit mehreren Männern besetztes Boot im Röhricht liegen. Er hielt es für ein Schmugglerfahrzeug und wollte sich auf's Lauschen legen. Aber der Branntwein, der in seinem Kopfe spukte, gewann die Oberhand und er schlief ein. Als er wieder aufwachte, waren Boot und Mannschaft auf der Straße ohne Spur verschwunden.

Ungefähr um dieselbe Stunde kehrte einer der

Deichgeschwornen von einem geschäftlichen Ausfluge zurück. Um die milde Nachtluft zu genießen, verließ er sein Gefährt und schlenderte auf dem Deiche nach Hause. In demjenigen Theil der Südelbe, der zwischen dem Aßeler Sande und der Südelbe liegt, bemerkte er ein rasch ruderndes Boot, das gegen den Strom arbeitete. Auf ein Ereigniß, das hierorts so gewöhnlich war, achtete er nicht weiter, als er mit einem Male einen lauten Klageton vernahm. Es war die Stimme eines Menschen, der in der höchsten Noth um Hülfe rief. Sie schien ihm von der Elbe her zu kommen; vielleicht aus dem Boote selbst, das mit solcher ungestümen Hast sich fortbewegte. Er horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; allein der Ruf wiederholte sich nicht. Er hatte sich entweder geirrt, oder die Räuber hatten ihr Opfer bereits zum Schweigen gebracht.

Alle diese Ereignisse wurden zusammen gehalten, allein es wollte sich kein Ganzes daraus gestalten lassen. Hein Petersen war verschwunden und blieb es. Mit der Zeit wurde er und mit ihm die ganze Angelegenheit vergessen, außer von Denen, die so schwer davon betroffen wurden.

Bald nachher kam der Schreiber Willig zurück

von seinem Ausfluge und nahm stillschweigend seinen Platz in der Schreibstube seines früheren Herrn ein. Es hieß, der Schreiber habe in Geschäften des Prinzipals mehrere Orte im Holsteinischen, sowie Hamburg und sogar Lübeck besucht. Damit dies früher Keiner merken sollte, habe er seine Entlassung vorgegeben. Er ließ sich wenig in der Gemeinde sehen und äußerte auf eine desfallsige Anfrage eines Bekannten, er habe während seiner Anwesenheit Vieles versäumt, was nachgeholt werden müsse, und wolle es nun später wieder einbringen.

Dagegen liebte es der Schreiber Willig, einsame Spaziergänge zu machen, und auf einem solchen gerieth er wie zufällig auch bis an das Heckthor des Käthner Detlev Bomann. Er bot demselben, der dort auf- und abging, einen guten Tag und brachte die Rede auf den Verschwundenen. Die Braut wäre zu beklagen, meinte er, allein sie werde den Schlag, der sie betroffen habe, verwinden und dann werde sich ein anderer Freier finden, der vielleicht eben so gut, wo nicht besser, als der erste sei.

Der Detlev Bomann sah den Schreiber groß an, denn er glaubte in dem ersten Augenblicke, der Schreiber meine mit dem andern Freier sich selbst und war schon im Begriff, ihm tüchtig heimzuleuchten; allein

Willig brach das Gespräch kurz ab, warf noch einige allgemeine Redensarten hin und entfernte sich grüßend. Es schien ihm genug für ein erstes Mal.

Bald nachher erzählte man sich ein neues Geschichtchen, das gerade nicht erbaulich klang, allein eben darum glaubten es die Leute. Der Hein Petersen sei ausgebrochen, aber nicht ohne Hülfe. Mit der Metta Bomann habe er es nur zum Schein gehalten. Seine eigentliche Liebste sei eine Dirne vom Moor gewesen, die in Hamburg gedient habe und aller Ränke voll sei. Die Sippschaft dieser Dirne habe ihn aus dem Hundeloch befreit und er sei mit ihr nach Amerika entflohen. Auf diese Weise habe er sich nicht nur dem Richter entzogen, sondern sei auch eine Braut los geworden, aus welcher er sich nichts gemacht habe. Eine alte Botenfrau, die allwöchentlich mit dem Fährschiffe nach Hamburg fuhr, um für die Leute im Dorfe allerlei Einkäufe zu besorgen, wollte diese Geschichte dort mehrfach gehört haben und beschwor die Wahrheit derselben mit dem größten Eifer.

Hannes Petersen konnte an eine solche Nichtswürdigkeit des Sohnes nicht glauben. Er betheuerte laut dessen Unschuld und überwarf sich beinahe mit seinem Nachbar, dem Detlev Bomann, der bedenklich wurde, als die Geschichte sich immer und immer wie-

verholte. Die Metta aber glaubte steif und fest Alles, was man ihr sagte. Sie entbrannte im hellen Zorn gegen ihren ehemaligen Bräutigam, warf den Ring, den sie von ihm trug, weit weg und sagte in ihrer Erregung:

„Wenn Herr von Bossel nur besser zugeschlagen hätte, es wäre dem falschen, betrügerischen Menschen ganz recht gewesen. Nun bin ich schimpfirt vor den Leuten."

Detlev Bomann suchte in der Schänke Zerstreuung. Er fand sie mehr, als ihm dienlich. Dort gesellte sich der Schreiber Willig zu ihm und stahl sich nach und nach in sein Vertrauen. Der Vater müsse sich die Sache nicht so zu Herzen nehmen, sagte er. Die Untreue des Hein bringe die Tochter nicht in Unehren. Die Metta bleibe darum doch das schönste Mädchen im Lande Kehdingen und es werde sich bald genug Jemand finden, der sie heimführe. Er habe bereits Dies und Jenes gehört, allein er wolle nichts verrathen.

Eine Freundin des Schreibers, eine alte Hexe, die ihm bei seinen Schelmenstücken stets behülflich war, versuchte auf eine ähnliche Art, der Metta Trost zuzusprechen, und es gelang ihr auf eine überraschend schnelle Weise. Sie wußte auch gleich, wer gemeint sei, als von einem neuen Freier die Rede war.

Mehrere Male hatte sie den Franz von Bossel gesehen, wenn sie vom Melken, oder sonst woher kam. Die letzten Male sprach er sie sogar an und entfaltete dabei alle Liebenswürdigkeit, welche er nur aufzuwenden im Stande war. Die alte Unterhändlerin übte eine solche Herrschaft auf die Metta aus, daß sie sogar einen Besuch von derselben erlangte. Die rasche Dirne hatte sich irgend ein Gewerbe ausgesonnen und blieb wie erstarrt auf der Schwelle stehen, als sie in der Stube Herrn Franz von Bossel erblickte, der sie mit großer Herzlichkeit begrüßte. Als sie gegen Abend nach Hause ging, zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß dieser reiche junge Mann mit dem nächsten in ihrem Hause erscheinen und um sie anhalten werde. Metta Bomann sah sich schon im Geist als Frau von Bossel in einem Halbwagen durch das Dorf fahren. Der Hein Petersen war vergessen.

Eines Abends, als Detlev Bomann bereits ein Gläschen über den Durst gethan hatte, näherte sich ihm der Schreiber Willig auf eine geheimnißvolle Weise und flüsterte:

„Ihr habt auf Euerm Anwesen eine Hypothek, sollte ich meinen."

„Das habe ich!" war die brummige Antwort. „Geht es Euch etwas an?"

„In der Welt Gottes nicht. Aber Euch. Und Ihr dauert mich.“

„Das braucht es nicht. Wollt Ihr etwa wieder von der Metta und dem vornehmen Freier anfangen? Hört, Ihr Federfuchser, ich habe es nun satt und wenn ich hinter Euere Schliche komme . . .“

„Thut Euch selbst den Gefallen und ereifert Euch nicht,“ sagte Willig in seiner trockenen Malice. „Von Eurer Hypothek sprach ich und nicht von Eurer Tochter, die ein hochfahrendes Ding ist.“

„Was zum Teufel geht Euch meine Hypothek an?“ polterte Detlev Bomann, der leicht mißtrauisch ward.

„Gar nichts. Auch sollte ich mit Geheimnissen, die ich als Geschäftsmann erfahre, vorsichtig sein. Allein um Euretwillen und weil ich es wirklich ganz gut mit Euch meine . . . Die Hypothek wird Euch gekündigt.“

Detlev Bomann fuhr vom Stuhl auf und schrie: „Das ist nicht wahr.“

Willig nöthigte ihn, sitzen zu bleiben, und sagte: „Sie wird es, versichere ich Euch. Mein Prinzipal ist damit beauftragt und Ihr empfangt morgen schon eine Zuschickung. Jetzt wißt Ihr es und könnt Euch darnach einrichten. Von Wem Ihr aber in dieser schweren Zeit, wo wir schon von Kriegsnöthen

bedrängt werden, Geld auftreiben wollt, um ein Capital, wie man es Euch kündigt, auszuzahlen, das kriege ich nicht spitz."

Detlev Bomann schwieg bestürzt. Er wußte es auch nicht. Schon glaubte Willig den längst gehofften Sieg erfochten zu haben und bereitete sich zu einem entscheidenden Schlage vor, als Detlev triumphirend aufsprang:

„Ich hab's! Da liegt ein Stück Geld vom Großvater her zusammengespart und Zins auf Zins gelegt, das kündige ich. Es wird gerade soviel austragen, als die Hypothek werth ist. Nehme zwar meinem Kinde das Beste vom Heirathsgute weg, aber Noth bricht Eisen."

„Nun, da gratulire ich," sagte der Schreiber mit süßsaurer Miene, und knirschte mit den Zähnen, denn er befand sich mit einem Male weit vom Ziele. „Darf man vielleicht wissen, wo Ihr den Schatz aufbewahrt, der so unverhofft an das Licht tritt?"

„Warum nicht? Wißt Ihr in Stade Bescheid? Dann erkundigt Euch nach dem Peter Moje und wenn Ihr ihn findet, fragt ihn, wie es mit meinem Gelde steht?"

In den Augen des Schreibers wetterleuchtete es bei dieser Mittheilung. Das verloren gegebene Spiel

war mit einem Schlage gewonnen. Mit beiden Armen sich auf den Tisch stützend, beugte er sich vorne über und sagte:

„Darnach brauche ich nicht zu fragen, das weiß ich es schon."

„Und wie lauten die Worte?" fragte Detlev Bomann, der ein volles Glas ergriffen hatte, indem er sich in die Brust warf.

„Peter Moje hat Bankerott gemacht," sagte Jener. „Das Gericht hat bei ihm versiegelt und seit gestern Morgen ist der Spitzbube auf und davon; Niemand weiß wohin?"

Detlev Bomann wurde bleich, wie der Kalk an der Wand. Das Glas entsank seinen zitternden Händen; er war gänzlich ernüchtert. Mit angstvoller Miene sah er auf den Schreiber, der sich an diesem Anblick zu weiden schien, und sagte dann, indem er sich entfernte:

„Nun hat das Geprahl ein Ende und Ihr hättet die bösen Worte gern wieder zurück. Aber dies nützt Euch nichts. Jetzt bin ich hart wie Eisen und was Ihr hättet umsonst kriegen können, dafür müßt Ihr jetzt einen zehnfachen Preis zahlen. So geht es den Prahlhänsen."

Detlev blieb wie erstarrt stehen. Er hatte alle

seine Gedanken verloren und es bedurfte erst vieles gütlichen Zuredens von Seiten des Wirthes, bevor er sich entfernte.

Am andern Tage gegen Abend, als schon die Nebel von dem Moore her aufbrauten, kam der gebrochene Mann die Landstraße entlang. Er war früh Morgens fortgewandert, um sich an Ort und Stelle Gewißheit zu holen. Sie war ihm geworden und er schleppte sich, mehr todt als lebendig, heimwärts. An seinem eigenen Hause ging er vorüber und trat bei Hannes Petersen ein, mit dem er seit dem Verschwinden des Hein nicht zusammengetroffen war.

„Ich komme, mit einer großen Drangsal beschwert," entgegnete Detlev Bomann und stützte sich mit der Hand auf den schweren eichenen Tisch, um nicht zu sinken. „Ich liege am Boden und suche eine helfende Hand, die mich aufrichtet."

„Soll ich diese Hand sein?" fuhr Hannes Petersen auf und Jener nickte mit dem Kopfe, indem er sprach:

„Wer sonst könnte oder möchte es thun."

„So leide ich nicht allein!" rief Hannes Petersen und der Ton seiner Stimme klang fast freudig. „Alle sind mir aus dem Wege gegangen, seitdem mein Sohn verschwunden ist und in der ganzen Gemeinde für einen

Spitzbuben und Betrüger gilt. Alle wendeten sich von mir ab und Du und Deine Tochter, die am festesten zu mir stehen sollten, waren die Ersten, die mich verließen."

„Ich kann Nichts darauf erwiedern," sagte Detlev traurig. „Wohl habe ich mich verleiten lassen von dem allgemeinen Geschrei und meine Metta ... Lasse mich davon schweigen. Hart genug bin ich bestraft worden und liege nun am Boden voll Jammer und Noth. Sie verspotten mich jetzt, wie sie Dich früher verspotteten und mich trifft es ärger, denn Dein Sohn ist fort und meine Tochter ist hier. Ich sehe das Unglück kommen, das über sie und mich herein bricht, und kann es nicht abwenden."

Hannes Petersen sagte achselzuckend:

„Als Deine Dirne einen lüderlichen Lebenswandel anfing, hättest Du sollen mit Fäusten drein schlagen, damit der Hochmuthsteufel ausgetrieben worden wäre; dann blieb Dein Haus in Ehren und ich behielt meinen Sohn. Du hast das nicht gethan und klopfst an die Thür des Mannes, dem Du seinen Frieden stahlst. Gehe ein Haus weiter, Detlev Bomann, hier wird nicht aufgethan."

„Das ist ja nicht möglich!" schrie dieser in seiner Angst. „Sie stecken mich in's Loch, wenn ich nicht

zahlen kann. Hier ſteht Einer, der mich von Kindesbeinen an kennt, der das Geld dazu hat, meine Schuld zu decken und er ſagt nein. Erbarmen, Mann! Erbarmen! Laſſe mich nicht zum Geſpötte der Menſchen werden."

„Wir ſind hier in der Marſch!" entgegnete Hannes Peterſen kalt. „Die Köpfe der Marſchleute ſind von Eiſen', heißt es im Sprichwort und ich will es nicht Lügen ſtrafen. Auge um Auge! Zahn um Zahn! Ich habe mit Dir nichts weiter zu ſchaffen."

„All' mein Unglück komme über Dich zehnfach, Du harter, unverſöhnlicher Mann!" ſchrie Detlev Bomann voll Verzweiflung auf. „Ich gehe in mein Elend, aber Du wirſt mir folgen, und wenn Du hinter mir herkeuchſt und voll Angſt und Noth meinen Namen rufſt, werde ich mich nicht zu Dir wenden und Dir vergeben. Auge um Auge! haſt Du geſagt. Das Wort ſoll an Dir in Erfüllung gehen."

Er ſchwankte hinaus.

Hannes Peterſen war allein. Ihm wurde ſo ſchwer um das Herz; er vermochte kaum zu athmen. Seine Bruſt drohte zu ſpringen und er ſchloß die Augen, um das Bild des Freundes zu verjagen, den er noch immer bittend vor ſich ſah. Allein er rief

ihn nicht; er ging ihm nicht nach, um ihm die Hand zum Frieden zu bieten.

Die Köpfe der Marſchleute ſind von Eiſen.

Drei Tage hatte Niemand den alten Detlev Bomann geſehen. In ſeiner Verzweiflung war er raſtlos umher gewandert, von Kirchſpiel zu Kirchſpiel, nach Oſten hin bis gen Appenfleth und Gözdorf, nach Weſten hin bis gen Oederquart, um Hülfe zu ſuchen in ſeiner Noth. Vergebens. Nirgends fand ſich eine Hand, die ihn aufrichtete.

Es war ein heller Vormittag, als er von ſeiner traurigen Wanderung heimkehrte. Im Vorübergehen warf er einen ſcheuen Blick auf die Behauſung des Nachbars. Niemand war dort zu ſehen. Mit einem tiefen Seufzer betrat er das Haus, welches lange genug ſein Eigenthum hieß.

Metta kam ihm entgegen. Sie hatte ſich um den Vater gebangt und athmete leicht auf, als ſie ihn wieder ſah. Aber in dem Geſicht der Dirne machte ſich noch eine Erregtheit bemerkbar. Sie hatte irgend Etwas auf dem Herzen, das herunter mußte, und darum hatte ſie für die Leiden des Vaters weniger Sinn, der ohnedies wortkarg war und ihre Fragen

nicht beantwortete. Sie ersah eine günstige Gelegenheit und sagte:

„Wir haben einen Besuch aus Stade, Vater. Eine Verwandte von uns. Sie nennt sich Trina Bomann und wartet in der Stube auf Ihn. Ich glaube, es sind Nachrichten da von dem Peter Moje, der mit unserm Gelde durchging ....“

Detlev Bomann ließ die Tochter nicht weiter reden. Ihm war erinnerlich, daß ein Vetter vor vielen Jahren das Land verließ und nach Hamburg ging. Er hatte nie wieder etwas von ihm gehört. Die Frau, die in der Stube wartete, konnte dieses Vetters Frau oder Wittwe sein.

Es hielt ihn nicht zurück. Rasch trat er in die Stube. Die angekündigte Verwandte ging ihm entgegen; sie bot ihm die Hand und sagte:

„Ich heiße Trina Bomann und bin die Wittwe Seines Vetters Niclas. Mancherlei habe ich Ihm zu sagen. Setze Er sich zu mir; wir wollen ein vertrauliches Wort miteinander reden.“

Frau Trina Bomann hatte eine gesegnete Gabe zu sprechen. Weshalb sie nie etwas von sich hören ließ und gerade heute komme, darüber ging sie leicht hinweg; genug, daß sie jetzt hier sei und das Versäumte gut machen wolle. Durch einen Zufall sei

sie von der Noth des Vetters unterrichtet worden und habe sich sogleich entschlossen, Hülfe zu bringen. Allein diese würde jetzt kaum nöthig sein, da der Peter Moje in Hamburg festgenommen und Alles, was er zusammen raffte, noch bei ihm gefunden wurde, weshalb Jedermann zu dem Seinigen komme.

Wie Musik klangen dem vom Kummer gebeugten Manne diese Mittheilungen, die er mit den Ohren verschlang. Er wollte sie hören und wieder hören und Frau Trina Bomann war gutmüthig genug, seine Bitten zu erfüllen. Dann aber sagte sie rasch:

„Meine Zeit ist gemessen. Vor Abend muß ich noch in Stade sein. Weiß Er was? Komme Er morgen zur Stadt; dort wollen wir Alles genauer besprechen. Sei Er getrost, Vetter. Sein Anwesen soll ihm erhalten werden und Er soll Nichts einbüßen, dafür lasse Er mich sorgen. Ich schicke Ihm meinen Wagen heraus und Er bleibt einige Tage bei mir, bis Alles geordnet ist. Aber eine Bedingung mache ich Ihm. Er muß mir die Metta mitbringen. Das ist ein herziges Kind, das ich sehr liebgewonnen habe. Also auf morgen. Ich werde es so einrichten, daß Ihr von hier aus um zwölf Uhr abfahren könnt, und dann seid Ihr zu guter Zeit bei mir. Horch! War das nicht ein Geräusch draußen. Es wird mein Knecht

mit der Cariole sein. Also auf Wiedersehen morgen. Kommt, kommt Leute! Macht nicht so viel Aufhebens von einer einfachen Geschichte. Unter Verwandten sind solche Umstände nicht angebracht. Adjes, kleine Metta. Wir wollen schon sehen, wie wir unsere Zeit hinbringen, wenn wir in der Stadt sind und die Sorgen vom Halse haben."

Mit den letzten Worten war sie bis vor die Thür gelangt und bestieg das wartende Gefährt. Sie winkte noch von weitem einen Abschiedsgruß und verschwand hinter den Weiden, die längs den breiten Gräben wucherten.

Detlev Bomann ging wie im Traume umher. Er konnte nicht fassen, wie Alles kam und werden sollte. Metta war vor Freuden außer sich. Sie ordnete Alles zu der bevorstehenden Reise an; sie sprang umher und lachte und weinte durcheinander bis tief in die Nacht hinein. Die Muhme Trina Bomann hatte auch mit ihr insgeheim gesprochen und ihr manches zarte Geheimniß anvertraut.

Am vierten Tage nach diesem unerwarteten Zusammentreffen kam Detlev Bomann aus Stade zurück. Er trat frisch und kräftig auf; sein ganzes Wesen war verwandelt. Alles hatte sich erfüllt, wie ihm verheißen war. Der Peter Moje hatte seinen Raub noch nicht

in Sicherheit gebracht und er wurde dem rechtmäßigen Eigenthümer erhalten. Bis das Geld von Gerichtswegen ausgezahlt werden konnte, hatte Frau Trina Bomann das Nöthige vorgestreckt. Detlev Bomann war aller seiner Sorgen ledig.

Unfern von seiner Wohnung begegnete ihm der Schreiber Willig, dem er von seinem Wagen aus zurief:

„Nun ärgert Euch. Ihr hattet die Absicht, mich an's Messer zu liefern, und es ist Euch total mißlungen."

„Warum sollte ich mir die Mühe geben, etwas zu thun, was Ihr selbst viel besser vollbringt?" antwortete Willig spöttisch. „Ist Euch die Luft in Stade wohl bekommen? Gute Verrichtung wünsche ich. Und wenn Ihr einmal wieder einen Mann meines Schlages gebraucht — nur angeklopft! Ich stehe Tag und Nacht zu Diensten."

Kopfschüttelnd betrat Detlev Bomann sein Haus. Die Worte des Schreibers hatten einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Er fühlte sich beunruhigt, er wußte nicht, weshalb. Mit Mühe überwand er ein widerwärtiges Gefühl und ging seinen gewohnten Beschäftigungen nach. Es war Keiner, der ihn darin

störte. Die Metta war fort und mit ihr das gewohnte muntere Leben. Er fühlte sich bedrückt.

Von allen trüben Ahnungen ging nichts in Erfüllung. Das Geschäft wickelte sich in der gehörigen Ordnung ab. Detlev Bomann war ein freier Mann, der allen Verpflichtungen pünktlich nachkam und bei Ehren blieb. Aber der alte bewährte Freund von ehedem, der Hannes Petersen, war ihm verloren und von der Metta sah und hörte er nichts. Ihm wurde zuletzt weit und weh unter seinem eignen Dache.

Ein Vaterherz mag sich härmen um ein fernes Kind und spricht es aus vor den Leuten. Eine Mutter grämt sich zwiefach; nur verschließt sie es sorgsam in der eigenen Brust. Aber eine leichtsinnige Dirne vergißt leicht das bescheidene Daheim, wenn es ihr wohlgeht in der weiten Welt.

Und der Metta ging es wohl. Die Muhme Bomann war eine bemittelte Frau und wußte zu leben. Selten ging sie aus, um andere Leute zu besuchen, aber desto öfterer kam man zu ihr. Die sogenannte beste Stube ward Nachmittags und Abends kaum leer und mancher gern gesehene Gast kam schon des Vormittags, schwatzte und lachte, brachte irgend ein Geschenk und versprach, des Abends wieder zu kommen. Metta bekam von der Muhme hübsche städtische Kleider;

sie trug eine Kette um den Hals und Ringe an den Fingern. Speise und Trank waren im Ueberfluß vorhanden und täglich wurde ihr wohl zehn Mal gesagt, daß sie das schönste Mädchen sei in Stade und drei Meilen in der Runde. Was braucht es mehr, um den Kopf einer leichtsinnigen Dirne gründlich zu verwirren?

Auf dem Sande — einem großen Platze mitten in der Stadt — hielten die Soldaten ihre Parade um die Mittagsstunde, bei voller Musik. Metta ließ es sich nicht nehmen, diese jedes Mal vom Anfang bis zum Ende anzuhören. Eines Tages ward sie unerwartet angeredet. Der Ton der Stimme klang bekannt. Sie sah sich freudig erschreckt um und stand dem Franz von Bossel gegenüber.

Rasch flogen die Worte hin und her. Es war eine Freude über dies unerwartete Wiedersehen, die sich kaum beschreiben ließ. Franz hatte eine größere Reise in Geschäften des Vaters gemacht, kam zuletzt von Hamburg und war ganz zufällig hierher gerathen. Die Leute, welche der Parade beiwohnten, verliefen sich und die Beiden konnten nicht allein auf dem Platze stehen bleiben. Der junge Mann bot ihr den Arm und führte sie nach Hause. Sie war stolz darauf, mit einem so vornehmen Herrn durch die Straßen zu gehen,

und glaubte, alle Welt müsse sie ansehen und sie beneiden.

Frau Trina Bomann stand vor der Thür. Sie begrüßte sich mit dem Begleiter ihrer Nichte und bat ihn höflich, einen Augenblick einzutreten. Aus dem Augenblicke wurde eine Stunde. Man setzte sich zu Tisch. Herr Franz blieb und schon begann es zu dämmern, bevor er Miene machte, aufzubrechen. Von diesem Tage an war Herr Franz von Bossel ein täglicher Gast in diesem Hause und Metta schwamm in einem Wonnemeer. Alle ihre Träume gingen in Erfüllung. Ihr Verlobter war bis auf die Erinnerung aus ihrem Gedächtniß verschwunden.

Hein Petersen war von Allen vergessen, nur nicht von dem Vater, der sich um ihn härmte, der seinen Namen in alle vier Winde hinausrief und das Gedächtniß der Vergeßlichen mit seinen Klagen und Bittschriften wieder auffrischte. Umsonst war es, daß man ihn bedeutete, es sei in dieser Sache nichts weiter zu thun. Es wäre Alles geschehen, um über den Verschollenen die verlangte Auskunft zu erhalten. Nun sei jedes Mittel erschöpft und er werde hiermit zur Ruhe verwiesen. Als diese Entscheidungen nichts halfen, wurde er ernstlich verwarnt, „sich jedes weiteren Supplicirens und Tribulirens zu enthalten, widrigenfalls

man ihn als einen unverbesserlichen Querulanten mit den bereits angedrohten Strafen belegen werde."

Detlev Bomann sah den Gram und den Kummer seines Nachbars. Der Freund von ehedem jammerte ihn und er hätte gewiß die schwere Kränkung vergessen, wenn Jener selbst nicht immer hart und störrisch an ihm vorüber gegangen wäre. So blieb er allein, mit einem Herzen voll Mitleid, das er gern gespendet hätte und dessen er bald selbst im höchsten Grade bedürftig werden sollte.

Von den Ufern der Schwinge her kam das Unheil herangezogen; schwere Wolken, die sich zu entladen drohten. Es kamen öfters Dorfleute nach Stade und von diesen Dorfleuten wußten Viele, daß die Metta Bomann daselbst bei einer Verwandtin lebe und daß es ihr gut gehe. Sie waren neugierig, die Dirne in ihrer Herrlichkeit zu sehen und etwas von ihr zu hören. Sie sahen und hörten mit aufgesperrten Mäulern und was sie sahen und hörten, trugen sie heim und zischelten es den Andern in die Ohren, erst leise, kaum vernehmbar, dann lauter und deutlicher. Die Leute zuckten die Achseln; sie schlugen ein Kreuz oder lachten hämisch und sprachen es weiter, bis es endlich auch zu den Ohren des Vaters drang.

„Ihr lügt!" rief Detlev Bomann, ergrimmt auf-

springend und die Hand drohend erhebend. „Ihr lügt und ich will Euch die Schandmäuler stopfen, daß Euch Hören und Sehen vergehen soll, Ihr gewissenlosen Ehrabschneider!“

„Nun! Gebt es nur gnädig!“ schallte es zurück. „Wir sagen nichts, als was alle Welt sagt und was Jeder, der es weiß, beschwören will. Geht selbst hin und überzeugt Euch mit eigenen Augen. Ist es dann nicht wahr, bleibt Euch noch immer Zeit, uns über den Kamm zu fahren.“

„Das will ich auch!“ schrie Detlev Bomann zurück, „und Gott genade Dem, der mir mein armes Kind in Unehren bringen will. Er soll es zu büßen haben.“

Sie gingen, wie sie kamen, mit losen Worten und giftigen Reden. Aber der Pfeil in dem Herzen des Vaters saß tief. Er hatte mit Hand und Mund widersprochen, allein insgeheim glaubte er es fester, als alle Welt. Der Verdacht war ihm schon früher gekommen und er hatte sich aufgemacht zu der plötzlich vom Himmel gefallenen neuen Verwandtin. Aber diese hatte ihm freundlich zugesprochen; die Metta war glücklich und Alles sah so harmlos und unverdächtig aus, daß er nicht ernstlich auftreten konnte und, die unseligen Klatschereien verwünschend, bedrückten Herzens nach Hause ging. Er wollte die Metta mit sich nehmen,

aber Frau Trina Bomann wehrte es ab, halb im Ernſt, halb im Scherz. Sie habe ihm Geld geliehen, um ihn zu retten, und nur die Bedingung daran geknüpft, die Metta zu ſich zu nehmen und zu ihrer Geſellſchaft und ihrer Pflege bei ſich zu behalten. Dies ſei eine billige Bedingung und der Herr Vetter ſehe wohl ein, daß man ſie nicht ohne Weiteres aufgeben könne. Damit wurde er achſelzuckend verabſchiedet.

Aber nun ſchwirrte es ihm endlich vor den Ohren ſo wild und ungeſtüm, daß er ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte. Mit dem Anbruch des nächſten Tages wollte er aufbrechen und das ganze Verhältniß mit einem Ruck zerreißen. Das Unglück kam ihm zuvor.

Es war ein geſpanntes Weſen zwiſchen der Trina Bomann und der ſchönen Metta. Eine Kluft that ſich auf, die mit jedem Tage größer wurde. Frau von Boſſel hatte ſeinen Willen gehabt. Die Metta war im Fluge erobert und gewonnen. Er ſchwelgte in dem errungenen Glücke, bis er des Genuſſes überdrüſſig wurde und auffallend erkaltete. Mit der Gleichgültigkeit trat auch der Widerwille ein, für nichts mit vollen Händen Opfer zu bringen, und als die reichen Spenden aufhörten, die Zärtlichkeit der Frau Trina im üppigen Wachsthum zu erhalten, ward dieſe kalt und froſtig.

Sie sprach mit Geringschätzung von dem jungen Manne, den sie sonst bis in den Himmel erhob, rieth der Metta, ihn laufen zu lassen, da es noch ganz andere Männer gäbe, die sich freuen würden, ihre Freundschaft zu gewinnen. Und als die Dirne dies nicht verstehen wollte, oder jeden versteckten Antrag zurückwies, warf Frau Trina die Maske ab, sagte kurzweg, sie sei nicht besser, als jede Andere, und müsse sich den Umständen fügen.

Da erwachte die Dirne aus dem unseligen Rausche. Sie warf sich in die Kniee und rief den Himmel an um Rettung aus der Noth. Aber Frau Trina lachte sie aus und überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen.

„Er hat es mir zugeschworen, daß er mich zum Weibe nehmen wollte!“ rief Metta, in Thränen aufgelöst, „und ich habe ihm geglaubt.“

„Hast ihm geglaubt und unter dem Preise weggegeben, was mit dem Theuersten zu geringe bezahlt worden wäre!“ schalt Frau Trina. „So geht es den albernen Gänsen, wenn sie auf eigenen Füßen stehen wollen und den Rath vernünftiger Leute verachten. Schlafe nun, wie Du Dich betteteſt, und wenn Dir der Taufschilling mangelt, der bald nöthig sein wird, will ich ihn Dir aus Barmherzigkeit schenken.“

Ein wilder Aufschrei unterbrach die Fluth ihrer Worte. Die Thür ward aufgerissen und in derselben erschien Detlev Bomann. Er hatte das Entsetzliche gehört und Verzweiflung sprach aus allen seinen Zügen. Er sprang auf seine Tochter zu, riß sie vom Boden auf und kreischte:

„Ist es wahr, was ich hörte? Bist Du . . ."

Der alte Mann war nicht im Stande, das Wort auszusprechen, das ihm auf der Zunge schwebte. Die Sprache stockte, aber alle seine Nerven waren in der furchtbarsten Abspannung. Sein Auge blickte durchbohrend auf die Jammernde und forderte Antwort.

„Sprich, unseliges Kind!" glitt endlich über seine Lippen, und sie schluchzte:

„Schlage mich todt! Ich bin schuldig!"

Detlev Bomann brach in ein wildes Rasen aus. Er verfluchte den Mann, der sein Kind in Schande und Elend brachte; er verfluchte das Weib, das sich zur Kupplerin brauchen ließ, und that das Alles mit solchen schrecklichen Worten, daß den Frauen das Blut in den Adern zu Eis erstarrte und sie voll Furcht und Grauen auf den alten Mann blickten, dessen Natur sich völlig veränderte. Die Stirnader war geschwollen, die Augen drängten sich aus ihren Höhlen. Das Gesicht war mit einer aschgrauen Farbe überzogen.

Mit gesträubtem Haar, die Arme hochgehoben, wandte er sich zu seiner Tochter, die in die Kniee gesunken war. Er stieß einen Schrei aus, die Gestalt zuckte zusammen, als wäre sie von einem Blitz getroffen, dann stürzte er mit einem Male zu Boden und blieb regungslos liegen. Metta warf sich über ihn und verlor die Besinnung.

Traurige Tage kamen. Die Leiche des alten Mannes wurde in aller Stille auf das Dorf hinausgeschafft und dort beerdigt. Metta, mehr todt als lebendig, saß in ihrer Kammer, erdrückt von dem gränzenlosen Elend, das über sie hereinbrach, ohne Freunde, ohne Hoffnung, der allgemeinen Verhöhnung preisgegeben.

Das Gericht bemächtigte sich des väterlichen Erbes, um den andringenden Gläubigern gerecht zu werden. Die durch Vermittlung der vermeinten Verwandtin getroffene Uebereinkunft war nur bedingungsweise geschlossen und zerfiel in Nichts, als diese Bedingung nicht erfüllt ward. Nach dem endlichen Verkaufe blieb nur ein kleiner Rest, den man der verlassenen Dirne hinwarf und ihr nicht undeutlich zu verstehen gab, sie thäte gut, in die weite Welt zu gehen und dem Kirchspiel die Schande zu ersparen, die auf ihr lüderliches Leben folgen müsse. Jenseits

der Elbe, oder sonst wohin möge sie gehen, je weiter und je länger, um so besser.

Metta hörte diese harten Worte halb im Fieber, auf ein ärmliches Lager gestreckt, das man ihr unter dem Dache des väterlichen Hauses ließ, bis der neue Eigenthümer es in Besitz nehmen werde. Ihr Geist war abwesend; sie flehte in ihrer Angst um den Tod, aber er wollte nicht kommen und sie von ihrer Pein erlösen.

Um diese Zeit vernahm man von einem zweiten Unglück, welches die Gemeinde heimsuchte. Vor dem Hause des Hannes Petersen liefen schon am frühen Morgen die Menschen zusammen. Landdragoner waren aus- und eingegangen und Alle fragten hin und her. Der Advokatenschreiber stand vor der Landesherberge und sagte zu dem Wirthe, der seine Mütze von einem Ohr auf das andere schob, wie er stets zu thun pflegte, wenn er sich auf etwas freute:

„Dem haben sie auch das große Maul gestopft! Es war ihm nicht genug, daß er sein Geld mit allerlei Queruliren verthat. Er wollte nun gar die Regierung bei dem Landesherrn verklagen und von diesem sein Recht fordern. Als ob ein Landesvater für alle lüderlichen Söhne aufkommen müßte, die den Vätern auf- und davon gehen. Aber das haben sie ihm ein-

getränkt. Hochweise Excellenzien Betrüger und Spitzbuben zu nennen! Läuft noch viel Wasser die Elbe auf und ab, ehe der Narr wieder loskommt. Nun, guten Morgen!"

Wer sich zu Hamburg in den eng verschlungenen Knäuel von Straßen verirrt, der bei der Fuhlentwiete beginnt und bei dem Pilatuspool einen Ausläufer hat, kann von Glück sagen, wenn er ungehudelt nach einiger Zeit wieder in eine menschliche Gegend kommt. Dieses Gewirr, welches man füglich das „Labyrinth von Alt-Hamburg" nennen könnte, erstreckt sich weithin in die Länge und Breite und ehe man noch das Ende des einen Ganges erreicht, ist schon ein zweiter und dritter da, die nach rechts und links abschweifen. Die Straßen selbst sind kaum wenige Fuß breit und zu beiden Seiten mit einstöckigen, dürftigen Häusern besetzt, die man Buden nennt. Sie stehen an vielen Stellen so nahe einander gegenüber, daß die Bewohner sich von dem Fenster aus die Hände reichen können. Nie sieht man auf diesem Straßenpflaster einen Wagen; nie schlug ein Pferdehuf gegen diese Steine. Wenn die glühende Sonne rings umher das Land ausdörrt, ist es hier noch immer dumpf und feucht. Der Wind findet keinen Raum, durch diese Gänge zu stürmen,

und aus den Gossen, die in der Mitte der holperigen Steindämme fließen, steigen pestilenzialische Dünste auf.

Dort wohnt das Proletariat der Arbeiter, das von der Hand in den Mund lebt. Dort siedeln sich in den Schlafstellen die Bettler an und der Bummler, der nirgends mehr aus noch ein weiß, findet hier eine Zufluchtsstätte. Kleine Handwerker und Leute, die eine Art von räthselhafter Existenz fristen, wohnen in den bessern Theilen dieser „Stadt in der Stadt." Die verworfenen Weibsbilder, die sich bei Tage verkriechen, um bei Nacht ihr ehrloses Gewerbe zu treiben, heimsen hier und schreien hinter den Vorübergehenden ihre schmutzigen Sprüche her. Aber auch die Armuth und das unverdiente Elend, deren Anblick den Ekel der vornehmen Stadttheile erregt, sucht hier eine Zufluchtsstätte, und findet für seinen Kummer und Gram einen unbekannten Winkel, wo er sich niederlassen und weinen kann, bis sich die Augen für immer schließen.

Wehe den Fremden, die, von der Neugier verlockt, hier hineingerathen und ihre Zunge nicht im Zaum halten, indem sie für die endlosen Neckereien der Gassenbuben, die Pilzen gleich aus der Erde wachsen, ein Wort der Erwiederung haben, oder Miene machen, die Zudringlichen mit Gewalt von sich abzuwehren. Wie ein Knäuel ballt sich die Masse um ihn und das

Drängen, Stoßen, Necken und Höhnen nimmt kein Ende.

„Allbarmherziger Gott! Wie komme ich aus diesem Wirrwarr!“ rief ein Mann, der in diesen Stadttheil gerathen war, und sprang nach einer offenen Thür, wo ein Weib mit eingestemmten Armen stand und ihn angrinst'te. Als er sich näherte, schlug sie ihm die Thür vor der Nase zu, indem sie ausrief:

„Bleibe Er nur draußen. Die Jungens müssen doch etwas zum Spielen haben.“

Lautes Gelächter erhob sich von allen Seiten und das Geschrei nahm so sehr überhand, daß der Fremde ernstlich besorgt wurde und sich nach irgend einem Beistande umsah. Es blieb nicht mehr bei den bloßen Worten. Man fing an, den Fremden an den Kleidern zu zupfen, zerrte ihn an den Armen und trieb ihn durch Drängen und Stoßen immer mehr in die Enge.

„Hollah! Was giebt es hier?“ rief eine jugendlich klingende Stimme in das Geschwirr hinein. „Zehn, zwanzig über Einen! Das ist ein rechtes Kunststück. Pfui! Hierher die Hälfte zu mir, damit das Gefecht etwas gleicher wird und der Mann, den Ihr an die Mauer drängt, Luft bekommt.“

Mit diesen Worten sprang ein schlank aufgeschossener Junge mit hellen blauen Augen und goldblonden

Haaren an die Gruppe heran und packte mit jeder Hand einen der Knaben, die er seitwärts fortschleuderte.

„Was Der wohl will!“ rief es hier. „Wer ist der lange Schlingel?“ rief es dort. „Dem wollen wir erst zu Leibe!“ schrie ein Dritter über Alle hinaus.

„Darauf warte ich!“ entgegnete der Bursche, indem er zwei andere Knaben in derselben Weise behandelte, als die beiden ersten. „Kommt heran! Aber Ihr seid viel zu feige und werdet Euch vor meinen Fäusten wohl hüten, Ihr Prahlhänse!“

Das war mehr, als die jugendliche Heldenschaar des Trampganges und dessen Anhängseln vertragen konnte. Sie warf sich dem neuen Feinde in solcher Hast und mit solcher Einheit entgegen, daß der Fremde sich frei fühlte und die günstige Gelegenheit benutzte, zu entfliehen. Dies bemerkten Einige erst, als der Fremde schon einen tüchtigen Vorsprung hatte, und riefen:

„Da läuft der Kerl im braunen Rocke hin! Haltet ihn! Haltet ihn!“

„Das wollte ich!“ sagte der Bursche mit der hellklingenden Stimme. „Schämt Ihr Euch nicht, so viele über Einen herzufallen, der Euch nicht einmal etwas gethan hat? Was sollen die Jungens aus dem Bäckerbreitengang und von der Kaffamacherreihe dazu

sagen, wenn sie das hören? Sie sind uns ohnehin aufsässig, und heute Nachmittag um vier Uhr will der ganze Schwarm hier einbrechen und uns durchwammsen. Wie wird Euch das bekommen und wollt Ihr es ruhig hinnehmen?"

Ein wildes Geschrei, aus welchem einzelne heftige Worte hervortönten, war die Antwort. Die ausgestoßenen Drohungen blieben unerfüllt und Alle sahen auf den Jungen, der von dem Ueberfall berichtete, der ihnen bevorstand. Er schien in großem Ansehen bei der tollen Schaar zu stehen, über die er wegragte und sie mit seinen hellen Augen anblitzte, wie ein Hauptmann seine Recruten. Und es waren auch seine Recruten. In mancher Straßenschlacht hatte er sie siegreich geführt und als sie ihn jetzt wieder aufforderten, an ihre Spitze zu treten, sagte er:

„Eigentlich sollte ich nicht, weil Ihr so nichtsnutzig seid, aber ich will es heute noch thun, da es ohnedies das letzte Mal ist."

„Warum? Warum?" erklang es von allen Seiten ihm entgegen, und ein Junge, der ihm vertrauter zu sein schien, als die Uebrigen, ergriff ihn bei der Hand und fragte:

„Wo willst Du denn hin, Franz?"

„Ich will zur See."

„Dann gehe ich mit.“

„Du bist ein zu kleiner Krabat!“ lachte Franz. „Dich nimmt kein Capitain an Bord. Aber mich will Einer haben, bei dem ich drei Tage zur Probe gewesen bin und dem ich gefallen habe. Sein Schiff segelt nach Amerika oder da herum und in vier Wochen geht es los. Das Alles will ich der Mutter sagen und daß sie mich bis dahin confirmiren läßt, denn das hat der Capitain eigends verlangt. Nun laßt mich durch, damit ich zur rechten Zeit wieder bei Euch sein kann.“

Ohne Widerrede machte die Schaar ihrem erwählten Führer Platz und dieser ging seitwärts auf eine Twiete zu, die sich von den andern durch ihre noch geringere Breite und die darin herrschende Dämmerung auszeichnete.

Am Ende derselben stand eine Bude, wie man die kleinen Wohnhäuser dieser Stadtgegenden nennt, die sich durch eine besondere Reinlichkeit bemerklich machte. Viele Farbe war freilich nicht auf den Fensterrahmen zu sehen, allein die Scheiben waren spiegelblank und ließen ein sparsames Licht in die dürftig ausgestattete Stube fallen.

Eine blasse, abgemagerte Frau saß, mit einem Spinnrade neben sich, am Fenster und sprach zu einem

ältlichen Mann, dessen fadscheiniger Oberrock auf keine besondere Wohlhabenheit schließen lassen konnte. Ein sparsames Haar umgab den kahlen Scheitel. Die Physiognomie des Mannes hatte sich weit von der eigentlichen Schönheitslinie entfernt, aber aus den Augen leuchteten die Menschenliebe und das Erbarmen. Die Frau hatte ihn aufmerksam angehört und reichte ihm dankbar die Hand:

„Wie kann ich Ihm jemals vergelten, was Er für mich gethan hat, lieber Herr Hildebrand. Eine solche treue Freundschaft ist wohl auf Erden nicht wieder zu finden."

„Sage Sie nicht solche Worte, Frau Nachbarin! Sie schimpfirt damit die ganze Menschheit!" entgegnete Herr Hildebrand abwehrend. „Man kann es Ihr zu Gute halten, weil Sie so vieles Böse erfahren hat. Sonst aber giebt es wohl noch gute Menschen und wenn sie nicht immer Hand an's Werk legen, geschieht es nicht aus bösem Willen, sondern weil ihnen die Gelegenheit fehlt und sie nicht das Geschick haben, sie aufzufinden. Nun, Gott erhalte Sie gesund, Frau! Der Herr Pastor Rautenberg hat sich bereit erklärt, den Franz zu confirmiren. Lasse Sie ihn nur morgen früh zu mir kommen, dann gehen wir mitsammen in das Haus des Herrn Pastors. Gute Nacht, Frau

Nachbarin. Ist ja nicht weit von Ihrem Hause zu dem meinigen. Gute Nacht und lasse Sie das Spinnrad in Ruhe für heute. Das taugt nicht in der Dämmerung für ein Paar Augen, die ihr Lebelang viel geweint haben."

Herr Hildebrand entfernte sich und ward, als er vor die Thür hinaustrat, von allen Seiten vertraulich begrüßt, was er mit freundlichem Kopfnicken erwiederte. Er kannte Alle und sie kannten ihn. Keiner wollte ihm übel und als er sich durch seine Thür schob, flog noch eine „Gute Nacht, Herr Hildebrand!" hinter ihm her.

Es war ein eigener Mann, dieser Herr Hildebrand. Sein Geschick hatte ihn in das Comptoir eines kleinen Handelsmannes geführt, woselbst er vierzig Jahre redlich aushielt. Dann starb jenes Haus aus und Herr Hildebrand zog sich in das bescheidenste Asyl zurück, das er finden konnte, um seinen Aufwand mit seinem Einkommen in Uebereinstimmung zu bringen. Geschwister hatte er nicht und er war unverheirathet geblieben, aber seine Familie war zahlreicher, als irgend eine, die eine Schaar von Enkeln und Urenkeln zählte, denn jeder Nothleidender war sein Angehöriger. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er auf den Beinen, um zu rathen und zu helfen, zu geben und

zu bringen. Willkommen war er überall und manches verzagende Herz schlug freudiger, wenn Vater Hildebrand auf seiner Schwelle erschien.

So hatte er auch die Frau Nachbarin kennen lernen, als diese nach Hamburg kam. Sie hielt einen Säugling im Arm und ein Schiffsknecht trug ihre wenigen Habseligkeiten. Er war der Erste, der sie anredete, als sie aus dem Stader Fährboote an das Land stieg. Er wußte ihr Arbeit zu verschaffen, damit sie im Stande war, sich und ihr Kind zu erhalten, denn die eigenen Mittel der Frau reichten dazu nicht aus. Das zerstörte junge Leben richtete sich unter seinen Trostsprüchen allmählich wieder auf und da ihr nichts Anderes übrig geblieben war aus bessern früheren Tagen, trug sie ihre volle und ungetheilte Liebe auf das Kind über, das an ihrem Mutterherzen ruhte und Niemand hatte, als sie und den lieben Gott im Himmel.

Die Frau saß allein in dem Stübchen, darin es immer finsterer wurde, und hielt den Kopf gedankenvoll in die Hand gestützt. Sie mochte Manches zu bedenken haben, die arme Frau. Zusehends ward sie schwächer und die Arbeit wollte nicht mehr von der Hand, wie früher. Sie griff nach dem kleinen Kapital, das man ihr rettete, und dies begann

merklich zu schmelzen. Nun sollte der Sohn eingesegnet werden und Manches war nöthig, ohne daß sie wußte, woher es zu nehmen sei. Und wenn nun auch dieser Berg überstiegen war? Was dann? Es kam ihr ein Grauen an, als sie den Blick in die nächste hoffnungslose Zukunft warf.

Da schrak sie vor einem nahen Geräusch leicht zusammen, aber bald darauf flog ein Strahl der Freude über ihr Gesicht, denn sie vernahm den Tritt ihres Sohnes.

„Franz!“ flüsterte sie ihm entgegen und breitete die Arme aus, ihn zu umfangen.

„Mutter!“ entgegnete er, indem er ihre Hand ergriff, ohne sie zu küssen. „Ich kann nicht länger hier bleiben. Ich muß aus Hamburg fort, je eher, je lieber.“

„Mein Sohn!“ rief sie erschreckt. „Du wirst mich nicht verlassen.“

„Ich muß, Mutter! Ich kann nicht anders!“ erwiederte er rasch. „Und wenn ich es Dir sage, kannst Du es glauben, wenn ich auch nicht aussprechen mag, warum es so sein muß.“

Es entstand eine Pause. Ein schuldbeladenes Herz fühlt sich von der leisesten Berührung hart getroffen und beginnt bange zu schlagen Es ward ihr schon

öfters in der Nähe des Sohnes ängstlich und beklommen und diese Empfindung nahm zu, je größer er wurde. Die eben gehörten Worte jagten ihr das Blut in die Wangen und ohne den Sohn anzusehen, sagte sie:

„Du willst fort von mir? Vielleicht weit weg, um nie wieder zu kommen? Und ich soll nicht einmal wissen, warum Du Deine arme Mutter verlässest? Habe Mitleid mit mir Aermsten und sage mir Warum?“

„Weil ich es nicht länger mit ansehen kann, wie Du Dich quälst und grämst!“ rief er, und die Erregtheit, die er mühsam zurückdrängte, machte sich unaufhaltsam Bahn. „Weil ich nicht länger von dem Brode essen will, das Du am Spinnrade mühsam verdienst, weil ich ein Nichtsthuer und Herumtreiber bin, auf den die Leute mit Fingern zeigen und die Achseln zucken, wenn sie an mir vorüber gehen und die nicht Stand halten, wenn ich sie anrede.“

Die Frau zitterte und die Thränen quollen aus ihren Augen:

„O, mein Sohn! Mein Sohn! Auch Du...“

„Nein, Mutter. Aber ich kann dies Zischeln und Bedauern nicht leiden. Merkte schon lange, daß nicht Alles war, wie es sein sollte, aber ich kam nicht dahinter und ließ es gehen. Da rief mich vor einer

Stunde — wir hatten eben die Jungens von der Kaffamacherreihe tüchtig durchgedroschen — die alte Greve an. Sie sagte, ich sei sehr erhitzt und dürfe meiner Mutter nicht so vor die Augen kommen, die sonst den Tod davon haben könne.

„Die garstige Alte!“ warf die Mutter hin. „Sie thut nur Böses aus reiner Lust und ohne weiteren Zweck.“

„Ich mußte niedersitzen, obgleich ich nicht wollte,“ fuhr Franz heftig fort, „und einen Schluck Wasser trinken. Dabei fing sie an, von Dir zu erzählen, und sie bedauerte mich und . . .“

Er konnte sich nicht länger bezwingen, warf sich vor der Mutter in die Kniee, barg das Gesicht in ihrem Schooße und schluchzte:

„Mutter, ist es denn wahr, daß mein Vater zum Schelm an Dir geworden ist, wie das böse Weib sagt? Und daß ich keinen ehrlichen Namen aufzuweisen habe? Und daß Du nicht die Frau von Bossel bist, sondern die arme Metta Bomann, die er in Schimpf brachte und dann verließ?“

Franz horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Mutter war in der größten Erregung und vermochte sich nicht zu fassen. Endlich gelang es ihr, sich zu bezwingen und mit bebender Stimme sagte sie:

„Jahrelang habe ich an dieſe Stunde gedacht und ſie mit Zagen nahen ſehen. Ich wußte, daß ein Augenblick kommen müßte, wo Du dieſe Frage thun würdeſt. Mein Schmerzensſohn, ich habe Vieles ertragen und manches Harte iſt mir auferlegt worden; allein das Härteſte von Allem iſt, daß ich jetzt hier ſitze und Dir beichte.“

Sie blieb einige Zeit regungslos; dann hob ſie den Sohn leiſe auf und indem ſie ſeine Stirn küßte, bat ſie, daß er ſich zu ihr ſetzen und ſie geduldig anhören möge. Er folgte dem Gebote und ſog die Worte von ihren Lippen. Als ſie endete, erhob er ſich raſch und ſagte:

„Nun muß ich erſt recht fort. Ich will den Namen des ſchlechten Mannes nicht länger führen. Ich will nicht Franz von Boſſel heißen, wie Du mich haſt taufen laſſen, ſondern nehme Deinen Namen an. Ich heiße, wie Du. Einen Capitain habe ich gefunden, der Wohlgefallen an mir findet und mich mitnehmen will. Bei ihm gehe ich als Franz Bomann an Bord, ſobald ich confirmirt bin. Und das muß in dieſen Tagen geſchehen; ſonſt iſt es zu ſpät.“

„Ich ſehe es ein!“ ſagte ſie zögernd. „Es muß ſein. Vater Hildebrand wird Alles thun, was Dir nützen kann. Aber ich kann es nicht ertragen, mich

von Dir zu trennen, und wenn irgend eine Hoffnung wäre . . ."

„Nein, Mutter, nein! Es muß so sein und Du fühlst es auch, daß es nicht anders werden kann. Laß mich Deinen Namen tragen; ich hoffe, ihn mit Gottes Hülfe zu Ehren zu bringen, und es soll kein Schimpf daran haften. Ich weiß nun Alles, Mutter. Der arme Hein Petersen ist auch in die Welt gegangen. Vielleicht lebt er noch und ich treffe irgendwo mit ihm zusammen. Dann will ich ihm sagen, wie Du gelitten und gebüßt hast und wie groß Deine Reue war, weil Du ihm die Treue brachst, und daß Du täglich im Gebet ihn um seine Vergebung anflehtest. Das will ich ihm sagen, genau, wie ich es von Dir hörte. Und dann will ich bei ihm bleiben und . . Ach, Mutter, mir ist das Herz so voll. Ich weiß nicht, was ich rede, aber fort von hier muß ich und mir einen ehrlichen Namen schaffen."

Die Mutter schloß ihn in ihre Arme und sagte willenlos:

„Ziehe hin und Gott sei mit Dir."

Beide trennten sich, um die Ruhe zu suchen, deren sie bedürftig waren, aber sie wollte nicht kommen und der neue Tag fand sie mit offenen Augen und klopfendem Herzen.

Der Wunsch des jungen Franz wurde erfüllt. Als er eingesegnet war und das heilige Abendmahl genossen hatte, trat er heitern Angesichts der Mutter gegenüber und sagte:

„Jetzt bin ich frei und kann meinem Berufe folgen. Zwar ist mir nicht erlaubt worden, den Namen, auf den ich getauft bin, abzulegen und den Deinigen anzunehmen, aber ich lasse mich nicht irren. In dem Kirchenbuche und in der Musterrolle des Schiffes stehe ich als Franz von Bossel, aber im Herzen bleibe ich Franz Bomann, und wer Etwas von mir hält und mich zum Freunde haben will, muß mich auch so nennen. Und nun sei ohne Sorgen um mich. Das Handgeld, das ich empfing, theilte ich in zwei Hälften. Für die eine Hälfte habe ich mir gekauft, was ich zur Reise vorläufig brauchte, und die andere Hälfte habe ich dem Vater Hildebrand gegeben, damit er sie für Dich verwenden soll. Hätte ich sie in Deine Hand gelegt, Du hättest sie nicht angerührt, sondern für mich verwahrt; ich kenne Dich. Und nun, Mutter, laß mich es kurz machen. Nachricht erhältst Du von mir, so oft es möglich ist, und was ich verdiene, schicke ich Dir. Vater Hildebrand hat mich gelehrt, die Buchstaben malen und was ich noch nicht weiß, lerne ich

unterweges. Adieu, Mutter! Jetzt gleich geht es an Bord und morgen früh segeln wir ab."

Er schloß sie noch einmal fest in seine Arme und entfernte sich darauf, so schnell er konnte.

Das Wort, welches Franz der Mutter in der Scheidestunde gab, wurde redlich gehalten. Wenn sich die Gelegenheit bot, kam ein Brief von ihm an und fast immer war er von einem Geschenke begleitet. Er selbst aber kam nicht. Das Schiff, mit dem er zuerst ausgegangen war, wurde leck und mußte neu aufgezimmert werden. Der Capitain sorgte dafür, daß Franz ein anderes Unterkommen fand, und nun ging es von Schiff zu Schiff, von Land zu Land, durch die Meere des Südens und des Nordens in fliegender Hast, während daheim die Mutter sich sehnte und härmte und immer schwächer wurde, so daß Vater Hildebrand zuletzt einen Arzt brachte, der sorgsam prüfte und forschte, dann aber im Weggehen sagte:

„Alter Herr, hier vermag die Kunst nichts mehr. Alle Lebenskraft ist aufgezehrt und sie wird ehestens einschlafen, aber hoffentlich schnell und ohne Schmerzen."

Metta Bomann errieth, was der Arzt gesagt hatte, als er mit dem alten Herrn sprach und dieser traurig vor sich hin schaute. Es ward ihr nicht schwer,

ihm das abzufragen, was der Arzt sagte, und als sie es wußte, sprach sie matt lächelnd:

„Wie es Gott will, ist es mir lieb. Gern hätte ich noch einmal meinen Sohn gesehen, indessen, da es nicht sein kann, segne ich ihn viel tausend Mal. Aber auch ein sichtbares Zeichen möchte ich nachlassen, das er findet, wenn er wiederkommt und ich dann auf dem Kirchhofe liege. Selbst könnte ich es nicht vollbringen, aber Er, mein alter Freund, wird mir diesen letzten Liebesdienst nicht versagen. Ich will Ihm sagen, was Er schreiben soll, und Er wird es für meinen Franz aufheben, als mein letztes Vermächtniß, meinen letzten Willen . . ."

Vater Hildebrand unterbrach sie mit der Versicherung, ihr Begehr zu erfüllen, und schon am nächsten Tage hielt er Wort, indem er geduldig anhörte, was sie ihm zu sagen hatte. Als seine Schrift fertig war und er ihr dieselbe vorlas, lächelte sie dankbar. Sie ließ sich von ihm die Feder in die Hand geben und schrieb mit seiner Hülfe ihren Namen darunter. Dann fiel sie auf ihr Lager zurück. Tages darauf trat ein, was der Arzt vorher sagte. Sie schloß die Augen, um nie wieder zu erwachen.

Drei Tage später fand sie ihre letzte Ruhestätte auf dem Armen-Kirchhofe.

Mancher Winter und Sommer war in das Land gegangen, da legte eines Nachmittags ein amerikanisches Vollschiff an das Schlängels in Hamburg und ein blühender Jüngling, der als unterster Schiffsjunge diesen Hafen verließ, kehrte mit demselben als ein wohlbefahrener Matrose zurück. Er schwenkte fröhlich den Hut, als wollte er die ganze Stadt mit einem Male begrüßen, und als er bei dem Baumhause an das Land stieg, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich in das Labyrinth von Hamburg zu begeben, worin er sich mit der bewundernswerthesten Leichtigkeit zurecht fand. Aber was er eigentlich hier suchte, blieb ihm verborgen. Er stand vor dem Häuschen still, wo die Metta Bomann gewohnt hatte, und als er fremde Leute darin verkehren sah, sprach er vor sich hin:

„Die arme Mutter. Sie ist wohl heimgegangen und ich werde sie nicht mehr sehen."

Der Mann, der in dem Hause wohnte und den jungen Matrosen bemerkte, trat zu ihm heraus und fragte, ob er ihm irgend einen Bescheid geben könne? Und als nun derselbe anfing zu fragen nach Diesem und Jenem, besonders nach der Metta Bomann, die hier lange Jahre wohnte und nach dem Vater Hildebrand, antwortete ihm der Mann:

„Was die Metta Bomann anlangt, nach welcher

Er so eifrig fragt, so habe ich diese nicht gekannt. Als ich hier einzog, war das Haus leer. Wenn Er aber mit dem alten Herrn Hildebrand Etwas abzumachen hat, will ich Ihm rathen, daß er nicht zu lange damit säumt, denn wie ich höre, ist es mit dem guten Manne Matthäi am Letzten. Er findet ihn noch in demselben Hause, wo er immer gewohnt hat und wo ihn Alle finden, die mit ihm zu thun haben, denn ausgehen kann er längst nicht mehr."

Schnell war der junge Matrose mit einem flüchtigen Gruße fortgeeilt. Als er bei dem alten Hildebrand eintrat, fand er diesen in seinem Sorgenstuhl am Fenster. Der Greis fuhr bei dem Eintritt des Seemannes aus einem Halbschlummer auf und sah den Eingetretenen wie eine Erscheinung an.

„Ich bin es, Vater Hildebrand. Ich, der Franz von Bossel, oder Franz Bomann, oder schlichtweg Franz, wie meine guten Freunde mich nennen. Sagt mir, alter Herr, ob Ihr mich noch kennt?"

„Willkommen, mein Sohn," sprach Vater Hildebrand mit matter Stimme und streckte ihm die abgemagerte Hand entgegen. „Du erscheinst noch zur rechten Zeit, um von mir den letzten Willen Deiner Mutter zu empfangen. Komm her zu mir, mein

liebes Kind, und küsse mich, denn ich kann nicht mehr von diesem Stuhle aufstehen."

Franz schloß den Alten, der ihm so herzlich zugethan war, in seine Arme und hörte, wie dieser sagte:

„Nimm diesen Schlüssel und öffne den Eckschrank. Auf dem obersten Brett findest Du ein Couvert, auf welchem Dein Name steht. Das ist das Testament Deiner Mutter, das ich morgen dem Niedergericht hätte übergeben lassen. Halte es in Ehren und lasse mich meine Hand auf Dein Haupt legen, damit ich Dich segne in ihrem Namen."

Tieferschüttert kniete Franz nieder und hörte die Worte, die der Alte leise flüsterte. Die Hand ruhte immer schwerer auf ihm und als er sich endlich voll banger Ahnung erhob, schauten die Augen des Greises starr und leblos auf ihn hin.

Mit dem Gefühl jugendlicher Hoffnung hatte Franz die Stadt betreten, die er seine Heimath nannte. Er verließ sie wieder als eine zweifache Waise, scheidend von zwei Gräbern, in welchen seine Mutter und der Mann ruhte, der ihm ein liebevoller Vater gewesen war.

Und wiederum ging er — mit dem Testamente seiner Mutter auf dem Herzen — dem Ocean ent-

gegen, durch kein Band gefesselt, eine Zukunft vor sich, die ihm ein leichter Nebel geheimnißvoll verdeckte.

Ein Schiff lag auf der Elbe, nicht weit von dem Ankerplatze vor Krautsand, wo die nach See bestimmten Schiffe bei widrigen Winden geschützt sind. Es sah so harmlos aus und die Mannschaft desselben ging so friedlich auf dem Deck hin und her, daß es keinem Menschen einfiel, dasselbe mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten. Es war ein zweimastiges Galiot unter holländischer Flagge, das bei der nächsten günstigen Wendung des Windes unter Segel ging und seewärts steuerte.

Und als es die offene See erreicht hatte, als der Feuerthurm von Neuwerk hinter seinem Spiegel lag, und die rothe Tonne an der Breitseite vorüber flog, öffneten sich die Mittelluken und die Ladung des Galiots stieg zu Deck.

Hei! Welche bunte Gesellschaft von jedem Alter und aus vielerlei Ständen, wie solche nur ein raffinirter Seelenverkäufer von den Straßen und aus den Spelunken einer volkreichen Stadt stehlen kann. Die Gefangenen, denn aus solchen bestand die Ladung, betraten das Verdeck. Männer, selbst Greise und Knaben, bunt durcheinander von den verschiedensten Neigungen,

aus den mannigfachsten Kreisen der Gesellschaft zusammen getrieben, aber von einem und demselben Gedanken beseelt, nämlich den, ihre verlorene Freiheit wieder zu erlangen. Dem Gedanken konnte die That nicht folgen. Mehrere von ihnen waren in der dumpfen Luft des Raumes bei magerer Kost erkrankt und fühlten sich völlig wehrlos. Die Mannschaft, die auf dem Verdeck ihrer wartete, stand bis an die Zähne bewaffnet da und war des leisesten Winkes gewärtig, um jeden möglichen Widerstand im Keime zu ersticken.

Da fiel der Muth den Unglücklichen und sie ergaben sich mit thränenfeuchten Augen in ihr Geschick. Einer aber aus der Menge schaute rückwärts nach der Elbmündung und sprach in sich hinein:

„Sie sollen sich vorsehen, wenn ich wiederkomme. Sie haben mir gestohlen, was mir von Gottes- und Rechtswegen gehörte, und ich will es wieder haben, mag daraus werden, was da wolle."

Der arme Hein Petersen, der diese Worte dumpfgrollend vor sich hin sprach, wußte nicht, daß er für die ersten sieben Jahre zu dem Sclavendienst auf den holländischen Ostindienfahrern gepreßt war und daß es nach dem Verlaufe derselben für ein halbes Wunder galt, wenn Einer, gesund an Leib und Seele, in sein Vaterland zurückkehren konnte.

Das Galiot segelte seiner Bestimmung entgegen. Es lieferte zu Helvoetsluis seine Ladung ab und diese schwamm, auf mehrere Schiffe vertheilt, von Meer zu Meer im harten Dienst, unter scharfer Zucht, der Java-Insel zu, wo von dem Schlosse zu Batavia die Flagge der Generalstaaten von Holland und Westfriesland weht und wo aus den schlammigen Wassern des Jacatra die giftigen Nebel steigen, die das Land verpesten.

Sieben Jahre verstrichen unter der glühenden Sonne der javanischen Küste, wo der Käthnerssohn Hein Petersen zum tüchtigen Seemann ward, der allen Stürmen und Klimaten Trotz zu bieten im Stande war. Das Fieber, welches die neu Ankommenden schüttelte und die Mehrzahl todt niederstreckte, hatte über ihn keine Macht. Sein Körper ward zu Stahl und Eisen und widerstand den härtesten Strapatzen und Entbehrungen.

Sieben Jahre waren verstrichen und in dieser Zeit hatte der Sohn der Marsch die vielfachsten Eindrücke an der Küste von Indien empfangen. Aber kein Reiz war so mächtig gewesen, die Sehnsucht nach der Heimath in ihm zu ersticken. An jedem Morgen erwachte sie mit ihm und wenn er Abends das müde

Haupt senkte, stieg sie vor ihm in seinen Träumen auf.

Mit steigender Ungeduld erwartete Hein Petersen von Tag zu Tag seine Entlassung aus dem Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, da er seine Zeit ehrenvoll ausgehalten hatte und zum Bootsmannsmaaten emporgestiegen war. Ein sturmkalter Seemann unter jenen glühenden Breiten ist ein köstlicher Schatz; darum bot man ihm ein neues Avancement und ein reiches Geschenk, wenn er sich auf weitere sieben Jahre verpflichten wollte, aber er weigerte sich entschieden und sehnte sich aus dem Lande der Palmen und der Schlangen nach den feuchten Marsch- und Moorgründen hinter den Deichen der Niederelbe.

In steigender Ungeduld war er eines Tages bald zu diesem, bald zu jenem einflußreichen Mynheer gelaufen, ohne Etwas auszurichten, als er sich, hart an der Straße, die von der Stadt nach dem reizend belegenen Dorfe Buitenzorg führt, von einem Menschenknäuel aufgehalten sah.

Es war ein Haufen jener halbwilden Malayen, die stets einen Heldenmuth ohne Gleichen zeigen, wenn ihrer Zwanzig über Einen herfallen, und die nach allen vier Winden laufen, wenn ihnen ein rechter Mann mit erhobener Faust entgegen tritt. Die Kerle um-

gaben einen der wenigen Eingebornen, denen die damalige Willkühr gestattete, unter den Mynheers als ihres Gleichen zu leben und sich ungehudelt seines Besitzes zu erfreuen. Harte Drohworte wurden ausgestoßen und das zerrissene Gewand des bedrängten Herrn deutete an, daß es nicht bei den Drohungen geblieben war.

„Hollah Ahoi!“ rief Hein Petersen und griff mit beiden Händen in den dichten Haufen hinein. „Was für ein Diebsgesindel haben wir hier? Wenn Ihr malayischen Hunde Lust habt, Euch den Schädel einschlagen zu lassen, will ich Euch dazu verhelfen.“

Mit diesen Worten hatte er zwei derselben gegriffen und stieß sie mit den Köpfen so nachdrücklich zusammen, daß sie sofort niederstürzten.

„Zwanzig über Einen! Dazu soll Euch die Lust vergehen. Zwei sind geliefert. Wer von Euch will jetzt zuerst daran? Ha! Ha! Ha! Da laufe sie und stäuben auseinander, wie bei uns eine Flucht scheuer Tauben, wenn der Habicht dazwischen fährt. Nun, alter Herr, das Fahrwasser ist klar und Ihr könnt Euern Cours weiter steuern.“

Bei diesen letzten Worten sah er sich nach dem Manne um, den er eben befreite. Von der Angst bewältigt, war dieser umgesunken und vermochte sich

nicht aus eigener Kraft zu erheben. Hein Petersen leistete ihm Hülfe und sagte dabei:

„Dann muß ich Euch wohl heimwärts lootsen? Wohin wollt Ihr denn? — Wird Euch das Sprechen sauer? — Zeigt nur mit der Hand die Richtung an! — Schon gut! Ich verstehe Euch. Es geht nach Buitenzerg. Stützt Euch getrost auf mich. Ihr müßt unglücklich gefallen sein, weil Ihr so schwer hinkt."

Sie erreichten Buitenzerg, jenen Ort, wo die reichen Mynheers ihre luftigen Paläste bauten und ein paradiesisches Leben führten, wenn die Geschäfte des Tages beendet waren. An dem äußersten Ende wohnte der Kaufmann Benares, der sein Geschäft seit Kurzem niedergelegt hatte. Er vermochte den Holländern nicht länger zu widerstehen und wollte lieber ein bescheidenes Vermögen retten, als es in einem ungleichen Kampfe nach und nach ganz einbüßen. Hein Petersen brachte den Mann nach Hause, den er von einem Haufen wüster Bettler befreite, und sah sich außer Stand, sich der Dankbarkeit des Geretteten zu entziehen. Nur nach dem bündigsten Versprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen, gelang es ihm endlich, sich zu entfernen.

Benares schloß sich mit der größten Lebhaftigkeit seinem Retter an und war zu jedem Dienst bereit.

Was dem Seemann nicht gelungen war, brachte Benares in kurzer Zeit zu Stande. Hein Petersen erhielt seine Entlassung und die freie Rückfahrt nach Europa. Aber nun war kein Schiff segelfertig und er mußte abermals warten. Benares ließ nicht nach, bis sein Retter zu ihm in das Haus zog. Er behandelte diesen mit der rührendsten Sorgfalt. Einer solchen Hingebung vermochte Hein Petersen nicht zu widerstehen. Es bildete sich zwischen Beiden ein zartes Freundschaftsverhältniß, in dessen Bunde Maja die Dritte war.

Maja war die Tochter des Hauses, das einzige Pfand einer glücklichen Ehe, die der Tod trennte, nachdem sie nur kurze Zeit gewährt hatte. Der Vater hing mit einer rührenden Zärtlichkeit an dem einzigen Kinde und Maja vergalt diese Liebe durch die reinste Hingebung. In diesen Bund ward Hein Petersen aufgenommen und konnte dem Zauber desselben nicht widerstehen. Er blieb in der neu gefundenen Heimath und blieb auch dann, als ein Schiff der Compagnie nach Holland abging, mit welchem ihm die Rückkehr freistand.

Maja war ein Bild jugendlichen Liebreizes. Fast noch ein Kind, zeigte sie bereits vollendete Formen, denn die Sonne von Java reift schnell und macht früh

welken. Benares, der für den neuen Freund alles Denkbare that, wünschte diesen noch fester an sich zu binden und gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er keine abschlägige Antwort zu befürchten hätte, wenn er Maja zum Weibe begehre.

Dieser unerwartete Antrag erregte einen Sturm gefährlicher Gedanken in der Brust des Seemanns. Als ob Benares ihm jede Gelegenheit geben wollte, sich in dieser Sache deutlich zu werden, entfernte er sich unter irgend einem Vorwande vom Hause und blieb mehrere Tage weg.

Nach der Heimkehr breitete er vor dem Freunde ansehnliche Geschenke aus; dann nahm er dessen Hand und sah ihn bedeutungsvoll an. Länger vermochte Hein Petersen nicht zu schweigen und sagte:

„Ich weiß um Euere edle Absicht, Benares, und bewundere Euere Großmuth. Wenn ich Euer Kind zum Weibe bekäme, würde ich sehr glücklich sein, aber mein Gewissen verbietet mir, dies Glück anzunehmen."

Benares sah ihn fragend an. Er verstand nicht, was der Freund ihm sagte.

„Ich bin in einem kalten Lande geboren," fuhr Hein Petersen fort. „Es dauert dort lange, bis der Baum seine Knospen treibt, und eben so lange, bis

diese Knospe eine Blüthe wird. Aber wenn sie es geworden ist, duftet sie viele Tage und welkt nur, um eine schönere Frucht zu tragen. Versteht Ihr mich, Freund? Es dauert lange, bis ein Herz in dem kalten Norden die wahrhafte Liebe empfindet; aber wenn sie erst in der Brust des Mannes lebendig geworden ist, entsteht daraus eine Gluth, die bis zum Grabe erwärmt und die erst mit dem letzten Athemzuge erlischt. Und in diesem Herzen glimmt eine solche Gluth, die ich nicht ersticken kann und nicht ersticken will und darum kann ich nicht Euer Sohn heißen."

Er hatte die Hand seines Freundes ergriffen und sie auf sein Herz gelegt. Traurig nickte dieser mit dem Kopfe und zog die Hand zurück.

Von einer gleichen Empfindung war Maja beseelt. Der Vater hatte vor seiner Abreise einige Winke fallen lassen, welche ihr Herz beschwerten. Sie empfand innige Dankbarkeit für den Mann, der ihrem Vater das Leben rettete; sie blickte mit Vertrauen zu ihm auf und trug ihm ein kindliches Herz entgegen; aber die Leidenschaft schlummerte noch in dieser Brust und nicht dem nordischen Seemanne war es gegeben, sie wach zu rufen und den Funken zur leuchtenden Flamme anzufachen.

Mit klopfendem Herzen begrüßte sie den Vater

bei seiner Heimkehr. Als Benares den Freund mit sich in sein innerstes Gemach zog und mit ihm lange und vertraulich sprach, ahnte sie den Inhalt des Gespräches und harrte bangen Herzens auf das Ende desselben.

Die Thür öffnete sich und durch dieselbe trat Hein Petersen bei ihr ein. Er näherte sich der zagenden Jungfrau und, sie bei der Hand nehmend, sprach er:

„Fürchte Dich nicht vor mir, Maja. Ich weiß, was Dein Vater für mich thun wollte, und weiß, daß Du eine gehorsame Tochter bist, welche ihm seinen Wunsch erfüllt hätte, wenn es ihr auch noch so schwer geworden wäre. Aber ehe mich verruchte Räuber stahlen und hierher in die Sclaverei schleppten, habe ich mich mit einem Mädchen verlobt und halte mich an sie gebunden, wenn ich gleich nicht weiß, ob sie noch lebt und mir die Treue hielt. Darum, Maja, weil ich Dir kein halbes Herz geben kann, will ich Dir eine treue brüderliche Hand bieten und Dir versprechen, Dein Freund zu sein und zu bleiben, was immer kommen möge und wohin mich das Schicksal verschlägt."

Diese Worte verfehlten nicht eines mächtigen Eindruckes auf die Jungfrau, die sich von einer quälenden

Last befreit sah. Sie warf sich in die Arme des Seemannes, der mit der offensten Natürlichkeit zu ihr sprach, drückte einen Kuß auf seine Lippen und sagte mit ihrer melodischen Stimme:

„Ich danke Dir für Dein herrliches Geschenk und will Dir kindlich unterthänig und gehorsam sein, wie ich es meinem lieben Vater bin.“ Dann aber eilte sie zu Benares, drückte seine Hand an ihre Lippen und schloß ihm das tiefste Geheimniß ihres Busens mit unbegränztem Vertrauen auf.

Längere Zeit verging nun in ungetrübter Heiterkeit. Die drei Menschen lebten sich so sehr zusammen ein, daß ihr Verhältniß ein so glückliches wurde, wie selten eines. Es war zu viel Morgenröthe an dem Lebenshimmel des armen Hein Petersen, darum mußte eine neidische Wolke dieses Frühleuchten verhüllen. Einen langen Tag hatte Benares, um ein Geschäft zu ordnen, in der Stadt Batavia zugebracht und mit dem Tod im Herzen kehrte er von dort zurück. Ein treuer Pfleger, saß Hein Petersen an dem Lager des Kranken und widmete ihm die rührendste Sorge; allein umsonst. Der Gifthauch des Jacatra hinterläßt Spuren, die niemals zu verlöschen sind.

Er und Maja standen mit kummervollen Mienen an dem Sterbelager. Benares hielt in der zitternden

Hand ein Papier, das er verlangt hatte. Er reichte es dem Freunde und sagte mit matter Stimme:

„Dies ist mein letzter Wille. Ihr werdet daraus sehen, wie ich für Euch sorgte. Da einer meiner innigsten Wünsche sich nicht hat erfüllen können, nehme ich ihn mit mir in das Grab. Aber Eines wird der Freund dem Freunde nicht abschlagen. Ich lasse Maja ganz allein in der Welt zurück. Wir haben keinen einzigen Verwandten und unter den Freunden, die mir das Leben entgegen führte, befindet sich keiner, dem ich die Zukunft meines Kindes anvertrauen möchte. Was darf ich von Dir hoffen?“

„Alles, was ich irgend zu leisten im Stande bin, will ich mit redlichem Herzen erfüllen!“ sagte Hein Petersen, hingerissen von der Macht des Augenblickes, nicht bedenkend, wie wenig er dies Gelübde in seinem fernen nordischen Vaterlande lösen könne.

Maja, die in Thränen aufgelöst, an dem Bette des Vaters kniete und ihn fest umschlungen hielt, erhob sich jetzt, trocknete ihre Thränen und sagte in großer Bewegung:

„Was hält mich an diesem Boden fest, wenn Du von mir gegangen bist, lieber, theurer Vater? Was kann ich hier suchen und finden, wo mir Niemand befreundet ist und wo die stolzen Frauen und Jung-

frauen hochmüthig auf mich herabsehen, weil meine Mutter ein Malayenweib war? Dein Freund ist der meinige. Er gelobte, mein Bruder zu sein und Deine Stelle zu vertreten, wenn Du nicht mehr bist. Mußt Du von mir gehen und kann ich Dich mit all' meiner Liebe nicht zurückhalten, wirst Du Dein Auge in dem Glauben schließen, daß ich nicht verlassen bin."

Benares seufzte tief auf und sagte leise:

„Er scheidet von hier und geht über die Oceane, wo die Wohnungen seiner Väter stehen."

„Ich sagte Dir schon, Vater, daß mich hier Nichts zurückhält, wenn Du von mir gegangen bist," entgegnete Maja rasch. „Mein Entschluß steht fest. Dein Freund tritt an Deine Stelle und das Kind gehört an des Vaters Seite. Wohin er geht, da ist meine Heimath und ich will ihm in allen Dingen treu und gewärtig sein. Hast Du mich gehört, Vater?"

Benares lächelte. Sprechen konnte er nicht mehr, aber sein Auge blickte mit unendlicher Liebe auf das Kind seines Herzens und sah dann fragend auf den Freund. Dieser erhob die Hand und sagte:

„Ich will sie schützen und schirmen, wie ich kann

und weiß mit allen meinen Kräften, so mir Gott gnädig sein soll."

„Amen!" sprach Benares. Es klang leise, wie ein Hauch. „Segne Dich Gott, mein Kind."

Vorüber war der Kampf. Ein edler Mann schied aus dem Leben.

Die Zeit übt eine lindernde Kraft. Maja faßte sich wunderbar und gab sich nur in der Einsamkeit dem Ausdruck ihres tiefsten Schmerzes hin. Hein Petersen war durch das Testament zum Vollstrecker des letzten Willens seines Freundes ernannt. Noch einmal sprach er ernst mit Maja und stellte ihr vor, welch' ein schwerer Schritt es sei, den sie zu thun entschlossen war, allein sie blieb fest bei ihrem Worte und Hein Petersen hatte nur dafür zu sorgen, die Liegenschaften seiner Pflegetochter zu verwerthen und ihr Hab und Gut in flüssiges Capital zu verwandeln.

Mit der Zeit gelang es und als Alles geordnet war, fand sich ein Compagnieschiff, das nach Amsterdam segelte. Es weckte in dem nordischen Seemann, den die Javapest großmüthig schonte, ein seltsames Gefühl, als geachteter Passagier auf einem Schiffe derselben Compagnie nach Europa zu fahren, die ihn von dort mit räuberischer Schlauheit entführte. Eine kurze Zeit

erhob ihn der Gedanke, dann aber krallten sich die Finger zusammen und er sprach vor sich hin:

„Der Tag der Wiedervergeltung bricht an."

Auf der Nordsee schwamm eine Brigg. Sie hatte zur Nacht die Feuer von Borkum und Wangeroog gesehen und hielt Cours nach der Elbe. Es war eine Hamburger Brigg und der Capitain derselben einer der Männer, die in allen Lagen des Lebens den Kopf und das Herz an der rechten Stelle haben.

Aus demselben Holze geschnitzt war der Kajütenpassagier, der sich in Amsterdam bei ihm eingefunden hatte. Die Reise verzögerte sich Anfangs, widriger Winde halber, über die Gebühr und beide Männer erhielten vollauf Gelegenheit, sich zu nähern und genauer kennen zu lernen. In einer überraschend kurzen Zeit reifte die flüchtige erste Bekanntschaft zu einer festen Freundschaft, die im Leben manche Probe bestehen sollte und ehrenvoll bestand.

Der Passagier betrat das Verdeck, um die frische Morgenluft einzuathmen und den Anblick des nahen Landes nicht zu versäumen. Es war Hein Petersen, der mit Maja glücklich bis hierher gelangte. Während der langen Ueberfahrt von Java nach dem Texel hatten die Beiden sich innig an einander ge-

ſchloſſen. Er vertraute dem jungen Mädchen die kurze, aber inhaltreiche Geſchichte ſeines Lebens und ſie vergalt ihm dies Vertrauen durch ihr kindliches Entgegenkommen. Mancherlei Pläne wurden unterweges entworfen und fanden einen feſten Halt, als ſie ein guter Stern an Bord dieſer Brigg führte, die bald nach ihrer Ankunft in Amſterdam unter Segel gehen ſollte.

Capitain Jakobſen von der Brigg „Sanct Pauly," der ſeinen Paſſagieren mit vollem Vertrauen entgegen kam, wurde in den Familienrath gewählt. Hein Peterſen wollte nicht erſt ganz nach Hamburg auffegeln. In der Nähe ſeines Heimathortes ſollte man ihn an das Land ſetzen. Maja wurde der Sorgfalt des Capitains anvertraut. In dem Hauſe deſſelben ſollte ſie als eine liebe Freundin Aufnahme finden. Das Weitere wurde bis zu dem Zeitpunkt verſchoben, wo Hein Peterſen ebenfalls in Hamburg eintreffen werde. Nach dieſem Beſchluſſe ſah man mit leichtem Herzen einer Trennung entgegen, der ein baldiges Wiederſehen folgen ſollte.

Das Schiff ſegelte in die Elbe ein. Man fuhr an Cuxhafen vorüber und legte an der Bösch an, um den vom Lootsgaliot erhaltenen Admiralitäts Lootſen abzuſetzen und einen Elblootſen dafür an Bord zu erhalten. Hier war der Ort, wo Hein Peterſen di-

Brigg verließ. Capitain Jakobsen hatte von ihm Maja's Vermögen in Empfang genommen und die sichere Aufbewahrung versprochen. Maja schied ziemlich gefaßt von dem väterlichen Freunde und nachdem er das Boot bestieg, welches den Lootsen an Bord brachte, um in demselben nach der heimathlichen Küste zu steuern, winkte sie ihm mit dem Tuche zum Abschied. Aber als sie gleich darauf in die Kajüte ging, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, wurde ihr das Herz unsagbar schwer und sie empfand eine Angst, welche ihr das Blut in den Adern stocken machte.

„Warum? — Warum?" Es fehlte ihr eine Antwort auf diese Frage.

Hein Petersen war gelandet. Fast zehn Jahre waren verstrichen, seitdem er gewaltsam aus der Heimath entführt wurde, und nun lag sie vor ihm. Was war aus den Seinigen geworden? Wo sollte er sie wiederfinden? Waren sie bedürftig, oder gar arm geworden? Bei diesen Gedanken leuchtete es wie Sonnenschein von seiner Stirn, denn die Großmuth seines Freundes Benares hatte ihn in den Stand gesetzt, diesen Mangel in Fülle zu verwandeln. Oder hatte der Tod Alle fortgerafft, an denen sein Herz hing, und waren ihnen Diejenigen gefolgt, die sein

Elend verschuldeten? Seine Augen funkelten vor Grimm bei dem Gedanken, daß der übermüthige Franz von Bossel und der Advocatenschreiber Willig sich seiner gerechten Rache hätten entziehen können.

Die Marsch ist üppig, blühend, aber einförmig. Die langen Aecker laufen, alle von einem Maaße, parallel neben einander hin und zwischen jedem derselben liegt ein Graben, in welchem sich die Wasser sammeln. An ihrem Rande wächst die Weide. Die grüne Weide mit ihrem melancholischen Aussehen ist der einzige natürliche Baum in der Marsch. Aber jenseits Drochtersen elbabwärts ist hart an der Landstraße ein Platz, wo in einem Halbkreise mehrere Laubbäume stehen — ein seltenes, eigenthümliches Wahrzeichen. Hier, am Schinkel, wählen die Herrenleute des Landes Kehdingen ihre Höftmänner, welche die Gemeinden bei allen öffentlichen Angelegenheiten vertreten.

Unter diesen Bäumen bewegte sich eine menschliche Gestalt. Als Hein Petersen sich nahte, erhob sie sich und hielt die Hand über die Augen, als wolle sie irgend einen Gegenstand erforschen, aber traurig sank die Hand wieder herab:

„Ich sehe nichts! Mein Auge ist todt!“

Hein Petersen sah einen alten, gebrechlichen Mann vor sich, dessen Kniee zitterten und der mit dem Stock

vor sich hin fühlte, um den rechten Weg zu finden. Mitleidig trat er näher und sagte:

„Soll ich Euch eine Hand leihen? Wenn Ihr von Eurer Straße abgekommen seid, will ich Euch nach Hause bringen."

„Ich habe kein Haus mehr," entgegnete der alte Mann. „Sie haben es mir genommen und mein Recht dazu. Nun wandere ich viele Jahre im Lande auf und ab, um das verlorne Recht zu suchen, und um ein Stück Brod für meinen Hunger zu betteln. Aber ich kann das Recht nicht finden und Bettelbrod ist hart; es muß mit Thränen aufgeweicht werden."

Die zitternde Stimme des Greises machte eine tiefe Wirkung auf Hein Petersen, der sich wunderbar erschüttert fühlte. Er führte den Alten zu einem mit Gras bewachsenen Erdhaufen und sagte:

„Laßt Euch hier nieder und erholt Euch ein wenig, bevor wir unsere Wanderung antreten, um Wohnung und Obdach zu suchen. Euer Unglück spricht zu meinem Herzen, alter Mann, und gern biete ich Euch eine helfende Hand."

„Die erste Menschenstimme, die freundlich zu mir spricht seit Jahren," sagte tief bewegt der Greis. „Die Leute sind hart und rauh und das übermüthige junge Volk lacht mich aus, wenn ich begehre, was

mein ist. Habt Dank, Herr, für Euer gutes Wort. Es macht mich satt, daß ich zu einem Menschen reden kann, der mich freundlich anhört."

Hein Petersen wußte nicht, wie ihm geschah. Er drückte dem Greise die Hand und sprach:

„Ich will Euch Euer Recht finden helfen, und es wird uns gelingen."

Der Greis schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe:

„Ihr seid wohl noch jung, weil Ihr so sehr in der Hoffnung lebt. Die Zeit wird Euch eines Besseren belehren."

„Unverzagt!" entgegnete Hein Petersen und ein flüchtiges Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich bin auch hier aus der Marsch gebürtig und ein altes Wahrwort sagt: Die Köpfe der Marschleute sind von Eisen."

Der Greis wurde von diesen letzten Worten so erschüttert, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen stürzten und er in ein krampfhaftes Schluchzen fiel. Hein Petersen sah ihn staunend an und fragte schnell:

„Wie mag ein Wort, das Freund und Feind sich gegenseitig zurufen, Euch so erschüttern?"

„Weil ich dabei an ein Unrecht denke, das ich beging und nicht wieder gut machen kann," erwiederte der Greis. „Den Freund, der bittend vor mir lag

und um Hülfe flehte, stieß ich von mir, weil .... Habt Mitleid mit mir, Herr. Aber so wie einst Detlev Bomann mit aufgehobenen Händen vor mir stand und mich, seinen besten Freund, um Erbarmen anflehte, sehe ich ihn jetzt vor mir."

„Detlev Bomann!" rief Hein Petersen aufgeregt. „Was ist es mit diesem Manne? Wie kommt Ihr zu dem Namen? Redet! Redet schnell!"

Er hielt seine Augen fest auf den zitternden Greis geheftet und eine bange Ahnung flog durch sein Herz. Ehe der Alte noch antworten konnte, rief er diesem zu:

„Und Wer seid Ihr? Das sagt zuerst. Nun ich Euch fest ansehe ... Allbarmherziger Gott! Seid Ihr es denn wirklich?"

„Ich bin der arme Hannes Petersen, dem sie den Sohn genommen, sammt Haus und Hof und seinen guten Leumund."

Hein Petersen warf sich in tiefer Erschütterung vor dem alten Manne in die Kniee und drückte dessen welke Hände an seine Lippen. Der Alte schwieg bestürzt und wußte nicht, wie ihm geschah. Er hörte, wie Jener einige Worte hastig hervorstieß, deren Sinn er nicht verstand, und sagte:

„Vater, sagt Ihr? Ja, ich war ein glücklicher Vater, der einen braven, redlichen Sohn hatte, den

sie mir gestohlen haben und den ich nicht wiedersehen werde."

Hein Petersen rang nach Fassung. Er setzte sich neben den Greis, behielt dessen Hand in der seinen und sprach zu diesem:

„Ihr sollt den Sohn wiedersehen. Ich bin gekommen, Euch zu sagen, daß der Hein Petersen auf dem Wege zu Euch ist ..."

„Allbarmherziger Gott!" rief Hannes Petersen aus. „Wenn es wahr ist, daß er lebt, und wenn Jemand kommt, um mir das zu sagen, so ist das mein guter Junge selbst ... Sage mir, Mann, bist Du der verlorne Sohn, der nach so langer Zeit wiederkehrt?"

„Ja, Vater Hannes, ich bin es!" entgegnete der Sohn mit bewegter Stimme und schloß den ohnmächtigen Greis in seine Arme:

„Er stirbt mir! Er stirbt! Der Schreck, die Freude haben ihn getödtet. Vater! Vater! Ermuntert Euch! Ich bin es! Gott im Himmel, sei barmherzig und lasse den Augenblick des Wiederfindens nicht auch den Augenblick einer ewigen Trennung sein."

Mit ängstlich klopfendem Herzen machte er sich daran, das Leben in den erstarrten Körper zurück zu rufen. Es wollte ihm lange nicht gelingen. Bang

schweifte sein Blick auf- und abwärts die Straße entlang. Nirgends war ein Mensch zu sehen; nur in dämmernder Ferne ragten die Dächer einiger Häuser hervor. Endlich erbarmte sich der Himmel und Hannes Petersen gab ein Zeichen des Lebens von sich. Bald kehrte das Bewußtsein wieder und er vermochte, von den starken Armen des Sohnes unterstützt, sich zu erheben.

„Halte Dich fest, Vater! Ganz fest. Ich trage Dich!" sagte Hein Petersen und schlang seinen eisernen Arm um den Leib des Greises. „Auf das nächste Haus, das wir finden, gehen wir los und wenn sie uns nicht gutwillig aufnehmen, treten wir mit Gewalt ein. Getrost, Vater! Wir suchen gemeinschaftlich unser Recht und werden es finden."

Der Greis wankte neben dem starken Sohne her. Beide Wanderer verschwanden allmählich in dem dämmernden Schatten des hereinbrechenden Abends.

Drei Tage später war es, da schlich ein zusammen getrocknetes Männchen durch die Hinterthür in die Landesherberge zu Drochtersen. Er kannte dort jede Gelegenheit und wußte, wie er nach der Wohnstube des Wirthes gelangen konnte, ohne von den Gastzimmern aus bemerkt zu werden, welche um diese Stunde ziemlich gefüllt waren. Als der Wirth ein-

trat und den Kleinen gewahrte, zog er rasch die Thür zu, schob den Riegel vor und sagte:

„Was thut Ihr? Seit Ihr ganz und gar von Sinnen, daß Ihr dem Teufel gerade in den Rachen lauft? Ich dachte, Ihr wäret längst fort nach Hamburg und von da weiter nach Amerika, wo Euch Niemand kennt, und nun steht Ihr wie ein armer Sünder vor mir. Wenn die Landdragoner Wind kriegen, kann ich Euch nicht schützen und will es auch nicht. Ihr Lump und Betrüger! Bei mir steht Ihr auch noch an der Kreide."

„Habe ich denn weg können?" wimmerte der Kleine. „Unbemerkt war ich in die Fährjolle gekommen, die nach Hamburg abfahren sollte, und verkroch mich, so gut ich konnte. Aber als der Schiffer Cassau an Bord kam, entdeckte er mich und, mich bei den Haaren aus meinem Versteck ziehend und an das Land werfend, sagte er: „„Spitzbuben werden mit dieser Fährjolle nicht befördert. Gebt Euch keine Mühe und bleibt ruhig im Lande. Ein betrügerischer Schreiber, der seinen Herrn in's Unglück bringt, gehört in's Zuchthaus."" Damit stieß er vom Strande und nun komme ich hierher."

„Ich habe nichts mit Euch zu schaffen, Schreiber Willig!" sagte der Wirth abweisend. „Wollt Ihr

essen und trinken, weil Ihr, wie ich sehe, von Kräften seid, will ich es Euch geben, und dann fort mit Euch. Ihr habt es verschmäht, Euch zur rechten Zeit in Sicherheit zu bringen; nun ist es zu spät und kein Mensch wird seinen Kopf in die Schlinge stecken, die Euch würgen soll ..."

„Jakob Rösing!" rief der Schreiber, bebend vor Furcht und Zorn. „Ihr habt um meine Streiche gewußt und dazu geschwiegen. Und darum seid Ihr gleicher Verdammniß schuldig."

„Könnt Ihr mir das beweisen?" entgegnete Jener höhnisch. „Ihr könnt mir nichts beweisen, denn Ihr habt niemals etwas Schriftliches von mir erhalten und zum Eid wird ein Kerl wie Ihr nicht zugelassen. Das wäre ein Fressen für Euch, wenn Ihr durch einen lumpigen Meineid reputirliche Männer vor Gericht bringen könntet. Geht nur allein und gebt Euch darein. Das Holzraspeln und das Wergzupfen sind nützliche Beschäftigungen."

„Ich lüge mich heraus!" rief Willig. „Mein Prinzipal, der Advokat Völker, ist vor Schrecken gestorben und nun schiebe ich alle Schuld auf ihn."

„Das mögt Ihr mit den Gerichten ausmachen," sagte Jakob Rösing kalt. „Es ist aber noch eine zweite Bö im Anzuge, die sich bald und schwer ent-

laden wird. Denkt Ihr noch daran, daß Ihr einstmals den Hein Petersen nach Ostindien verschachert habt?"

„Still, um Gotteswillen!" rief Willig erbleichend. „Wie kommt Ihr auf die längst vergessene Geschichte?"

„Weil der Hein Petersen da ist und weil er weiß, daß Ihr die Hand dabei im Spiele hattet, um dem saubern Franz von Bossel gefällig zu sein," sagte der Wirth.

Willig war zu bestürzt, um reden zu können. Seine Zähne schlugen im Fieberfrost aufeinander.

„Ein sauberer Bursche, dieser Franz von Bossel," fuhr der Wirth ärgerlich fort. „Steht bei mir hoch an der Kreide und wird sein Lebelang nicht zahlen. Erbt das große Vermögen vom Vater und schlägt es in sieben Jahren todt. Der Lump! Aber wenn er sich im Kirchspiel sehen läßt ..."

Sein Blick fiel auf den Schreiber, der sich noch immer nicht von dem letzten Schlage erholt hatte. Er zog ein Gesicht, als wollte er sagen: Ich weiß schon, wie ich ihn los werde, dann rief er mit lauter Stimme:

„Gleich komme ich! Gleich!"

„Was giebt es?" fuhr Jener auf.

„Die Landdragoner sind da! Vier an der Zahl. Nun ist es um Euch geschehen.“

„Was fange ich an?“ wimmerte Willig. „Wo verberge ich mich?“

Jakob Rösing trat an das Fenster, wirbelte es auf und sagte:

„Dort hinaus, aber schnell. Ich höre schon die Säbel rasseln.“

Die Angst gab dem Schreiber Kräfte. Er sprang auf das Fensterbrett und war draußen. Der Wirth schloß das Fenster wieder, schob den Riegel von der Thür und ging zu seinen Gästen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Geschichte von dem wiedergekehrten Hein Petersen war in Aller Munde. Nichts Anderes ward besprochen von den Leuten, die sich weidlich den Kopf darüber zerbrachen, was nun geschehen werde. Er müsse gewinnen, hieß es, das sei klar, wie die Sonne, und Jeder werde ihm sein gutes Recht gönnen. Aber als nun der Kampf begann und dieser eine überraschende Wendung nahm: als Hein Petersen auf nichts als Hindernisse stieß und endlich abgewiesen ward, da stutzten die Leute und meinten, sie hätten sich geirrt. Der Hein Petersen sei ein Querulant

und man müsse sich von ihm fern halten, sonst gerathe man auch noch in's Unglück.

Das ist der Welt Lauf. Die rohe Masse stellt sich stets auf die Seite des Siegers und wirft mit Steinen nach Dem, der unterliegen muß.

Von Neuland her kam Herr Franz von Bossel zu Pferde. Er war nicht mehr der stolze, hochmüthige Bursche mit dem verführerischen Lachen, der das Herz der eitlen Metta Bomann in rascher Eile auf dem Drochters-Markte gewann. Er war ein verkommener, wüster Gesell, der vom Champagner zum Branntwein herabgestiegen war und von den letzten Trümmern seines großen Vermögens ein Dasein fristete, in welchem Karten, Flaschen und Würfel die Hauptrolle spielten. Er kehrte in einer einsam am Wege liegenden Schänke ein und überlegte, wie er seinen Gläubigern entgehen könne, die ihm auf der Ferse waren. Ungewiß, wie er die Schlinge meiden sollte, sprang er auf und prallte gegen den Schreiber an, der auf seiner Flucht in das Blaue hinein bis hierher gelangt war.

„Ich habe ihn! Ich habe ihn!" rief Willig und klammerte sich fest an den riesigen Franz, der ihn mit einer Armbewegung von sich schleuderte:

„Ist der Kerl verrückt? Was untersteht Er sich? Aus dem Wege, oder ich schlage Ihm den Schädel ein."

„Nein! Nein! Das thut Ihr nicht!“ schrie Jener zurück. „Ihr werdet einen Freund, der Euch stets treu beistand, nicht verlassen. Ihr seid jetzt meine einzige Stütze. Ihr müßt helfen und retten, oder . . .“

Das Letzte verschluckte er. Man wußte nicht, ob es ein Ausruf der Verzweiflung, oder eine Drohung war.

„Laß mich los, oder es geht Dir schlimm!“ rief Franz. „Was zum Teufel gehen mich Deine Schurkereien an?“

„Ich habe sie um Euretwillen vollbracht!“ kreischte Jener. „Als die Metta Bomann . . .“

„Schweige von der ärgerlichen Geschichte, Kerl. Wollte, ich hätte die Metta nie gesehen. Kostet mich den besten von meinen Bauerhöfen.“

„Der Hein Petersen ist wieder da! Die ostindische Luft hat ihn nicht getödtet. Er raset im Orte umher und . . .“

Franz von Bossel erschrak sichtlich; doch wollte er sich dem Schreiber gegenüber keine Blöße geben und sagte, auf den Tisch pochend:

„So packe ihn bei der Kehle und schleppe ihn noch einmal nach Ostindien; dann zeigst Du, daß Du ein Herz im Leibe hast, Du Lump.“

„Sie werden mich bei der Kehle packen!“ wimmerte der Schreiber. „Mich und Euch . . .“

Die Wirthin, welche draußen schon eine Weile zaghaft umhertrippelte, wäre die beiden lärmenden Gäste gern wieder los gewesen, denn die vereinzelten Worte, welche sie vernahm, waren für sie nicht allzutröstlich. Sie athmete leichter auf, als ihr Knecht herbeikam und sagte:

„Frau, ich weiß nicht, was es bedeuten will, aber die Landdragoner kommen die Straße herauf und gerade auf unser Haus zu.“

„Dann sind es Diebe, die drinnen in der Stube sind, und im Tischkasten liegen die silbernen Löffel!“ schrie die Frau in Todesangst und der Knecht, die Hand auf die Thürklinke legend, entgegnete:

„Solche Kerle habe ich lange einmal sehen wollen.“

Er warf einen wohlgefälligen Blick auf seine derben Fäuste, trat in die Stube und schrie:

„Was macht Ihr für einen rasenden Lärmen hier? Zankt Euch wohl darum, wer die silbernen Löffel haben soll, die im Tischkasten liegen? Wollen die Landdragoner zum Schiedsmann machen.“

„Landdragoner!“ rief der Schreiber entsetzt. „Wo sind sie?“

„Vor der Thür!“ sagte der Knecht und in demselben Augenblicke hörte man auf dem Steinpflaster, welches vor dem Eingange des Hauses lag, das Stampfen der Pferde und das Klappern der Säbel.

„Es ist vorbei . . . vorbei!“ kreischte Willig in wahrhafter Todesangst, flog an Franz vorüber durch die offen gebliebene Thür und verschwand auf der dunklen Hausdiehle.

Gleich darauf traten zwei Landdragoner ein. Der Erste von ihnen deutete auf Franz von Bossel und sagte zu seinem Kameraden:

„Das ist er! Ich kenne ihn ganz genau.“

„Seid Ihr Franz von Bossel?“ fragte der Andere, dicht an diesen herantretend.

Der noch eben so störrische Mann war ganz kleinlaut geworden und antwortete kaum hörbar:

„Ja!“

„Dann verhafte ich Euch auf Antrag Eurer Gläubiger. Wenn Ihr Euch willig gebt, soll Euch keine Ueberlast geschehen. Sonst aber . .“

Franz von Bossel verstand den nicht mißzudeutenden Wink und sagte mit verbissener Wuth:

„Ich will mit Euch gehen.“

Draußen vernahm man das laute Rufen des Knechtes. Als die Landdragoner eintraten, lief er nach der Vor-

diehle, um zu verhüten, daß die Krippen, die er gut versorgt hatte, Schaden litten, denn die Landdragoner fouragirten gern auf der Bauern Kosten, wenn es irgend geschehen konnte. Aber erschrocken trat er zurück, als er den Schreiber vor sich sah, der sich mittelst einer Pferdehalfter an der Stallthür aufgehängt hatte.

Es entstand ein Lärmen und ein Kreischen, daß Keiner sein eigenes Wort hören konnte. Einer der Landdragoner sprengte in das Dorf, um den Gerichtsmann herbei zu rufen. Die andern Beiden zogen mit ihrem Gefangenen ab. Erst spät am Abend kehrte die gewohnte Ruhe und Ordnung in dies abgelegene Haus zurück.

Manche im Lande, die sonst kein gutes Gewissen hatten, athmeten auf, denn sie fanden ihren Sündenbock. Der Advokat Völkert war freilich todt, allein der Schreiber lebte bislang noch und konnte Vieles ausplaudern. Nun aber hatte dieser, aus Furcht vor Strafe, sich selbst aus der Welt geschafft und der todte Mann konnte durch sein Schwatzen nicht mehr gefährlich werden. Er blieb der Sündenbock.

Hein Petersen betrat das Haus, wo er seinen Vater unterbrachte, jeder Hoffnung bar. Er war mit allen seinen Klagen abgewiesen worden und es ward

ihm auf das Strengste anbefohlen, sich bei scharfer Ahnung jedes Querulirens zu enthalten.

„Sie behandeln mich wie einen Hund, den man mit Füßen tritt, wenn er den Knochen packt, der ihm von Rechtswegen gebührt. Ich verlange von ihnen mein Recht und sie weigern es mir. Seht Euch vor, wenn ich komme und es mir hole."

Das Stöhnen des alten Mannes schreckte ihn aus seinem dumpfen Grollen auf.

„Vater, wie ist Euch?"

„Besser, Sohn! Und es wird nun bald ganz gut sein. Er war hier . . ."

„Wer, Vater?"

„Der Detlev Bomann. Er sagte mir, daß er mir Alles vergeben habe. Ich solle nur bald zu ihm kommen."

„Ihr habt geträumt, Vater. Der Detlev Bomann kann nicht zu Euch kommen; er ist todt."

„Ich weiß es, Sohn. Er sah auch ganz anders aus, als da wir Nachbarn waren. Und von der Stunde an ist mir besser."

Auf das Rufen des Sohnes hatte die Wirthin Licht gebracht. Hein Petersen stand nahe am Kopfende des Bettes und murmelte vor sich hin:

„Auch das noch!"

„Haben sie Dir Dein Recht zuerkannt, Sohn?“ stöhnte Vater Hannes. „Sind die Schurken . . . ? Ich kann nicht mehr. Sprich!“

„Es ist Alles verloren. Abgewiesen und mit Gefängniß bedroht, wenn ich mich noch einmal rege. Aber . . .“

„Du mußt Dich doch rühren, Sohn!“ sprach Vater Hannes mit sichtbarer Anstrengung. „Du bist ja aus der Marsch . .“

„Und die Köpfe der Marschbauern sind von Eisen!“ rief hohnlachend Hein Petersen. „Sie sollen es erfahren, Recht muß Recht bleiben.“

„Recht muß Recht bleiben!“ wiederholte bange stöhnend der Alte.

„Hier lege ich meine Hand auf Dein Herz, das nun bald zu schlagen aufhören wird!“ sprach der Sohn, „und gebe Dir dies Wort mit auf die letzte Reise. So lange noch ein Athemzug in mir ist, kämpfe ich für mein Recht, und wenn sie es mir nicht geben wollen, werde ich es mir nehmen. Jeder von ihnen ist mir zur Buße verfallen. Ich räche mich an der ganzen Sippschaft, die jetzt über mich spottet und mich mit Füßen treten will.“

Der Sterbende seufzte tief auf:

„Sohn Hein, lebe wohl!“

„Vater Hannes!“ rief der Sohn und kniete bei dem Bette nieder. „Ich räche Dich und mich, das ist mein Gelöbniß.“

Die Wirthin war gekommen und sah auf den sterbenden Alten. Sie faßte sich ein Herz und rüttelte den Hein Petersen auf, der noch immer bewußtlos kniete. Mit zitternder Hand drückte er dem Greise die Augen zu.

Drei Tage nach dieser Scene ward Vater Hannes in aller Stille beerdigt. Der Sohn warf eine Hand voll Erde auf den Sarg, sprach ein dumpfes „Fahre wohl!“ und ging, ohne sich umzusehen, die Dorfstraße entlang.

Es waren Viele, denen ein geheimes Fürchten ankam, denn der Hein Petersen hatte furchtbare Drohungen ausgestoßen, aber keine derselben ging in Erfüllung. Der Gefürchtete war spurlos aus der Gegend verschwunden.

Leichter athmeten sie auf. Es war eine schwere Last von ihnen genommen.

III.

Was kommt.

Zu Hamburg war es und auf dem Neustädter neuen Weg, jener Straße, die von den Vorsetzen aus landwärts läuft. Es wohnte dort vieles Volk, was mit dem Schiffswesen zu thun hat, vornehmes und geringes, vom einfachen Schauermann und Schutenführerknecht an, in den Kellern und auf den hohen Sählen, bis zu den Capitainen hinauf, die sich in den rothschimmernden Ziegelhäusern mit den blank polirten Fenstern behaglich einrichteten. In einem dieser Häuser mit der weitleuchtenden seegrünen Thür, deren Messingklopfer eine Elbtonne bildete, wohnte Capitain Jakobsen; derselbe, mit welchem Hein Petersen Freundschaft schloß und der die schöne Maja bei sich aufnahm.

Kein glücklicheres Asyl hätte die Waise treffen können. Der Capitain war ein mild-ernster Mann, dem sich Maja bereits während der Ueberfahrt vertrauensvoll näherte, und seine Frau hatte ein weiches, sanftes Gemüth, die das junge Kind, das sich ihr mit ganzer Seele hingab, voll Zärtlichkeit in Herz und Haus aufnahm.

Anfangs fühlte sich Maja beklommen. Der Freund, der ihr an Vatersstatt galt, war noch immer fern, und Briefe, die er sandte, ließen vermuthen, daß er noch lange nicht im Stande sein werde, die Heimath zu verlassen und seine Maja zu sehen. Dazu kam, daß sie unter Fremden lebte und alle Lebensverhältnisse weit von denen abwichen, welche sie bisher kennen lernte. Aber Agathe Jakobsen war eine herrliche Lehrerin und Maja eine dankbare Schülerin. Zwar schauerte die Tochter der ostindischen Sonne fröstelnd zusammen, wenn der feuchte Südwind durch die Straßen strich und die herbstlichen Nebel sich auf die Dächer herabsenkten; aber sie gewöhnte sich allmählich daran und wurde nach und nach heimisch, glücklich in der liebevollen Theilnahme, die ihr von allen Seiten entgegen getragen ward.

„Ich kündige Euch für den Mittag einen Gast an," sagte Capitain Jakobsen, als er in die Thür trat. „Legt noch ein Gedeck auf."

„Wer ist es?" fragte Frau Agathe, „wenn es anders erlaubt ist, zu fragen. Es wäre nur, wenn wir die Sonntagshauben hervorsuchen müßten."

„Bleibt, wie Ihr seid. Es ist ein junger Seemann, der auf mein Schiff als Untersteuermann eintreten soll. Wir können uns hier ungestörter be-

ſprechen. Aber da klingelt es. Vielleicht iſt es mein Gaſt. Das gefällt mir von ihm. Pünktlich auf die Minute, wie es der Seemann ſein muß."

Ein junger Mann von friſchem Ausſehen mit hellen Augen trat ein. Er begrüßte die Damen ohne Verlegenheit und ſagte dann:

„Pünktlich nach Ordre, Capitain."

„Willkommen, Steuermann Franz. Ich liebe es, wenn Jedermann mit der Minute auf ſeinem Poſten erſcheint. Beliebt es Euch, bis die Mahlzeit fertig iſt, mit mir in meine Stube zu kommen und unſer Geſchäft zu beenden?"

„Wie es Euch paſſend iſt, Capitain," entgegnete Steuermann Franz und folgte Dieſem. Als er an Maja vorüberging, verweilte er einen Augenblick und ſah ſie mit ſtaunender Verwunderung an. Die Schönheit der jungen Indierin blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Maja fühlte es und ſchlug erröthend die Augen nieder.

„Aber, Maja! Mädchen, was iſt Dir?" fragte Frau Agathe nach einer Pauſe.

„Wie? Was fragteſt Du eigentlich, liebe Agathe? Sage es mir noch einmal."

Die Beiden gingen wie eine ältere und jüngere Schweſter mit einander um; nur war das Benehmen

der älteren zarter und rücksichtsvoller, als es sonst einer jüngeren gegenüber zu sein pflegt.

„Laß nur," entgegnete Frau Agathe abbrechend. „Wir wollen an unsere Geschäfte denken. Ordne Du den Tisch, ich gehe in die Küche. Jakobsen hat es gern, daß ein Gericht mehr aufgetragen wird, als sonst, wenn ein Gast bei ihm ist. Und denke daran, daß wir nicht nur für die Bewirthung, sondern auch für die Unterhaltung zu sorgen haben."

Sie entfernte sich und ließ Maja in einiger Entfernung zurück. Der Tisch blieb unbesorgt und die Hausfrau fragte scherzend nach ihrer Rückkehr, ob alle jungen Damen in Ostindien in dem Arrangement einer Tafel so geschickt wären?

Der Capitain kehrte mit seinem jungen Officier zurück. Während der Mahlzeit wurde die Unterhaltung ziemlich lebhaft. Steuermann Franz sprach angelegentlich mit Maja und diese antwortete mit leisem Erröthen. Als der Capitain mit dem Stuhl rückte, sagte er:

„Wir werden unsern Gast öfter sehen in dieser Zeit. Die Brigg muß zimmern und Steuermann Franz wird dabei die Aufsicht führen und mir täglich Bericht erstatten. Wenn Ihr nicht gern in ein Speisehaus geht, junger Mann, so diene Euch zur

Nachricht, daß hier pünktlich um ein Uhr gegessen wird und Ihr auf diese Weise zwei Geschäfte mit einem Male abmachen könnt."

Steuermann Franz erschöpfte sich in Danksagungen und entfernte sich, um von jetzt ab der tägliche Gast des Hauses zu sein.

Bald war das Einverständniß der beiden jungen Leute das öffentliche Geheimniß des ganzen Hauses und Frau Agathe war gutmüthig genug, ihnen öfter zu einer Unterhaltung ohne Zeugen die Gelegenheit zu bieten. Capitain Jakobsen, eingedenk der übernommenen Verantwortlichkeit, glaubte dies nicht länger dulden zu können, ohne Hein Petersen davon zu benachrichtigen, und schrieb an denselben unter der ihm für solche Fälle aufgegebenen Adresse. Der Brief kam nach einiger Zeit mit der Bemerkung zurück, der Empfänger sei nicht zu ermitteln und habe angeblich das Land verlassen. Diese Nachricht erregte Bestürzung in dem Hause des Capitains und setzte den Letzteren, der jungen Leute halber, in eine nicht geringe Verlegenheit.

Nach einiger Zeit empfing der Capitain auf dem Zimmerwerft die Nachricht, daß ihn ein Fremder zu sprechen wünsche, der in dem Hause des Werftherrn auf ihn warte. Er begab sich dahin und stand alsbald vor Hein Petersen.

„Welche Ursache ist vorhanden, daß Ihr mich auf eine so geheimnißvolle Weise aufsucht, während Ihr doch wißt, wie sehnsüchtig Ihr in unserm Hause erwartet werdet?“ fragte der Capitain.

„Weil ich mich nicht zeigen will, bis ich meine Angelegenheit vollends ordnete,“ entgegnete er düster. „Mir ist Alles mißlungen. Ich fand den Vater als halb blinden Bettler an der Landstraße und mußte Gott danken, daß der Tod dem jammervollen Dasein ein Ende machte. Der Kerl, der mich wie einen Holzblock verkaufte und auf sieben Jahre in's Elend schickte, hat sich durch einen Selbstmord meiner Rache entzogen. Das Weib, dem ich unbedingt vertraute und ihr die Treue hielt auf lange Jahre des Elendes und des Kummers, ist in ihrem Lasterleben untergegangen und gestorben und verdorben, ich weiß nicht, wann und wo. Mein Recht, das ich mir erkämpfen wollte, ist mir verweigert. Niemand nahm sich meiner an. Alle waren gegen mich, weil sie fürchteten, wer weiß wie hoch hinauf, nicht vor dem Gesetz bestehen zu können, und damit sie bei Ehren blieben, mußte ich das Opfer sein. Man wies mich ab unter Androhung schwerer Strafe, wenn ich mich unterfangen sollte, noch einmal auf mein eingebildetes Recht zu pochen.“

„Ich hätte es Euch vorausgesagt, wenn Ihr mich

gefragt hättet," sagte der Capitain. „Was denkt Ihr jetzt zu thun?"

„Mein Eigenthum will ich wieder haben!" entgegnete Hein Petersen mit fester Stimme. „Mein Eigenthum ist mein Recht und da sie es mir nicht geben, werde ich es mir nehmen."

Capitain Jakobsen, den Sinn dieser Worte mißdeutend, sagte:

„Es wird Euch wenig nützen."

„Wer weiß!" entgegnete Hein Petersen. „Man muß es versuchen. Unterdessen habe ich das Land verlassen, wo man das Recht mit Füßen tritt, und bin im Begriff, mich im Holsteinischen anzusiedeln. Es ist ein stiller, abgelegener Ort, den ich mir auswählte, wo ich ungestört nachsinnen kann. Ihr sollt ihn sehen, sobald ich eingerichtet bin. Und da ich nun nicht mehr zu Denen drüben gehöre, will ich auch die letzte Erinnerung an meine Vergangenheit fallen lassen. Der Name Hein Petersen wird zum letzten Male von mir genannt."

„Ihr seid in einer Stimmung, die so seltsam ist, daß man sich vor Euch fürchten könnte. Wie wollt Ihr denn genannt sein, Herr?"

„Ich bin der kleine Hein. Der Kleine . . . so wurde ich schon von den Jungen in der Schule ge-

hänselt, und Hein ist mein Name, bei dem sich Keiner etwas Besonderes denkt. So bleibe ich am sichersten im Verborgenen. Und nun ich Euch dies sagte, nehme ich Abschied bis auf Wiedersehn. Grüßt Maja, das liebe Kind."

„Da Ihr nicht in mein Haus kommen wollt, muß ich Euch noch etwas Wichtiges mittheilen, das Eure Maja betrifft. Sie liebt . . . ."

„Maja?"

Die Nachricht traf den kleinen Hein so unerwartet, daß er nichts weiter zu erwiedern wußte.

„Ich habe in dieser Angelegenheit ausführlich an Euch geschrieben; allein der Brief kam mit der Bemerkung zurück, daß er unbestellbar sei, was ich jetzt freilich begreife. Mein Untersteuermann ist der Glückliche, dem es gelungen ist, dies junge Herz zu gewinnen. Steuermann Franz ist nur von geringer Herkunft und ohne alles Vermögen; allein er ist ein braver, redlicher Junge und hat das Seewerk tüchtig gelernt. Ich glaube, die Maja würde keinen Fehlkauf thun, wenn sie sich mit dem jungen Manne verbände. Soll ich Euere Meinung wissen?"

Der kleine Hein ging mit raschen Schritten auf und ab. Diese Nachricht hatte ihn überwältigt und

er konnte nicht mit sich einig werden. Der Capitain warf einen Blick durch das Fenster und sagte:

„Faßt Euch . . . . es kommt Jemand. Es ist mein Untersteuermann Franz, derselbe, von dem ich eben sprach. Nun könnt Ihr selbst sehen."

Steuermann Franz trat ein, machte dem Capitain eine Meldung, that einige Fragen und entfernte sich dann wieder, ohne den anwesenden Fremden zu beachten.

„Nun?" fragte Jakobsen und sah den kleinen Hein näher an, als er keine Antwort erhielt. „Was ist Euch, Mann? Seid Ihr zur Salzsäule geworden? Woran denkt Ihr?"

„Weiß ich es?" antwortete er, wie aus einem Traume erwachend. „Ich sah in das Gesicht des jungen Mannes und eine untergegangene Welt stieg vor mir auf. Ich sah . . aber wie durch einen Nebel. Es war eine Aehnlichkeit, die mich ergriff und die ich doch nirgends hinzuthun weiß. Wie nennt Ihr ihn?"

„Franz."

„Und wie weiter?"

„Weiter? Ich habe keinen andern Namen von ihm gehört und halte dafür, es ist sein Familienname. Nun macht mich Euere Frage stutzen. Allein, das wird sich morgen ausweisen, wenn wir bei dem Wasser-

schout anmustern. Was aber ist Euere Ansicht wegen der Maja? Ich will keine Verantwortung irgend einer Art in dieser Angelegenheit übernehmen."

„Jakobsen," sagte der kleine Hein mit der tiefinnersten Empfindung. „Mehr, als ich sagen kann, hat mich Das aufgeregt, was ich hier sah, und hörte und ich bin außer Stande, einen Entschluß zu fassen. Ich liebe die Maja, die mir ein theures Vermächtniß ist, wie nur ein Vater sein eigenes Kind lieben kann, und will ihr jedes Glück bereiten, das in meinen Kräften steht. Aber jetzt kann ich keinen Entschluß fassen und nachdem ich den jungen Mann vor mir sah, erst recht nicht. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Jakobsen, und werdet Acht haben, daß Nichts geschieht, was dem armen Mädchen nachtheilig werden könnte. Sobald es irgend sein kann, komme ich und dann wird sich Alles ausgleichen. Ihr haltet den jungen Mann für brav, also ist nichts Böses zu befürchten . . ."

„Um so mehr nicht," fiel der Capitain ein, „als wir in spätestens acht Tagen unter Segel gehen. Mag die Sache denn auf sich beruhen, bis wir wiederkommen. Es handelt sich nur um eine kurze Reise nach Malaga. Wenn wir von dort wieder auf hier segeln . ."

„Erscheine ich bei Euch im Hause und bringe, so Gott will, Friede und Freude mit. Gehabt Euch wohl!"

Der kleine Hein entfernte sich in aller Eile und Capitain Jakobsen sah ihm nicht ohne Kopfschütteln nach. Mit dem Erscheinen des jungen Steuermanns war zwischen Beide Etwas getreten, das einer Nebelwand glich, die sich immer mehr verdichtete.

In dem Kruge zu Schulau war eine nicht gewöhnliche Bewegung zu einer Tageszeit, wo sonst die Gaststuben leer zu stehen pflegten. Die Männer standen in Gruppen umher und selbst einige Weiber handschlagten und sprachen dazwischen, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte, geschweige denn ein fremdes. Da schlug der Wirth mit einem eisernen Hammer drei Mal nach einander auf den schweren eichenen Tisch, daß die Gläser zusammen klirrten:

„Wenn Ihr unterhandeln wollt, geht es nicht zu Zweien oder Dreien hier, und zu Zweien oder Dreien dort. Es muß eine allgemeine Besprechung sein und nur Einer darf zur Zeit das Wort führen. Vorerst aber müssen die Weiber hinaus, die nichts thun, als lamentiren und uns von der Arbeit abhalten."

Der Wirth wurde von den aufkreischenden Weibern unterbrochen und eine derselben, die eine kräftigere Kehle hatte, als die übrigen, schrie laut:

„Und die Drittauerin ist auch hier! Die Drittauerin muß sprechen!“

„Was für eine Drittauerin?“ fragte der Wirth.

„Was will sie?“ rief ihm ein Anderer nach.

Der Fischer Jochen-John stieg auf den Tisch und sagte: „Drittau ist mein Maat und Derjenige von uns Beiden, der immer Haare lassen muß, wenn ich die meinigen behalte. Der Hannoveraner, wißt Ihr, der sich hier bei uns ansiedelte und dem die unsichtbaren Piraten immer eins versetzen, wenn er nicht zu Hause ist. Diesmal hat es das liebe Vieh büßen müssen.“

„Ja!“ schrie das Weib des Drittau erbärmlich. „Das Pack hat meinen beiden Schafen das linke Vorderbein geknickt und unserer rothen Kuh den Schwanz abgehauen. Die Gemeinde muß uns das ersetzen.“

Diese Zumuthung an den allgemeinen Säckel wurde mit lebhaftem Widerspruch zurückgewiesen und ein abermaliges wirres Durcheinander stand bevor, als es einigen vernünftigen Männern gelang, die Ordnung herzustellen und den Uebrigen in das Gedächtniß zu rufen, weshalb man eigentlich zusammen gekommen sei.

„Und dies ist die Angelegenheit,“ fuhr der Aelteste fort. „Die Neckereien und Nergeleien auf der Elbe

mehren sich von Tag zu Tag. Nicht nur in den Dörfern drüben im Hannoverschen ist Keiner seines Eigenthums, oder seines Lebens sicher. Es fängt auch bei uns an zu spuken. Sie sagten, es hätte blos dem Drittau gegolten, weil er ein Hannoveraner ist, allein es ist in der vergangenen Nacht auch an Einen von den Unsrigen gekommen. Bei dem kleinen Hein ist das Satansvolk gelandet und hat ihm seinen schönsten Lindenbaum umgesägt."

Ein Schrei des Unwillens begleitete diese Worte des Sprechers, der weiter fortfuhr:

„Was bedünkt Euch, soll aus unserm Eigenthum werden, wenn ein solcher Mann nicht mehr geschont wird? Wir müssen dazu thun, um uns vor diesen Unbilden zu schützen."

„Ja!" rief eines von den Weibern. „Fangt den Räuber, den Spitzbuben . . . den Dieb!"

„Woher wißt Ihr, daß es Einer ist?" fragte der Sprecher rasch. „Es können ihrer eben so gut zehn oder zwanzig, oder gar eine ganze Bande sein. Und was Ihr von einem Diebe sagt, das ist nicht wahr. Ein Dieb ist nicht dabei. Niemals ist Etwas weggekommen, weder Geld, noch Geldeswerth. Es läuft immer nur auf Nichtswürdigkeiten und Schabernack hinaus. Wer kann sagen, daß bei irgend einem

Ueberfall, den diese Flußpiraten gemacht haben, sei es zu Wasser, oder zu Lande, irgend Etwas gestohlen wurde? Wer es weiß, der trete auf und sage es!"

Es blieb still in dem Kreise, so still, daß sich die Männer verwundert ansahen. Der Sprecher benutzte diesen günstigen Augenblick und sagte:

„Kommen wir zum Schluß. Wir müssen Hand an das Werk legen und werden es auch. Gewiß wollen wir Alle zu unserm Schutze arbeiten; Alle miteinander; aber befehlen kann nur Einer und ich schlage vor, daß wir dazu einen tüchtigen Mann wählen, der den guten Willen und den Verstand dazu hat, und von dem Jedermann weiß, daß er es gut mit uns meint."

„Ich weiß, wer dieser Mann ist!" rief Einer aus dem Haufen.

„Wir auch! Wir auch!" riefen die Meisten ihm nach. „Es ist ein gutes Ding mit Dem da."

„Den kleinen Hein habe ich gemeint, Ihr Leute. Wer dafür ist, erhebe seine Hand."

Alle Hände griffen in die Luft und alsbald wurde der kleine Hein zum Oberhaupt der Männer gewählt, welche den Flußpiraten nachspähen und sie unschädlich machen sollten. Man suchte drei Männer aus, die ihm diesen Beschluß überbringen sollten und trennte sich darauf in tumultuarischer Weise.

Der kleine Hein war zu Hause und hatte keine Ahnung von Dem, was die Gemeinde seinetwegen beschlossen hatte. Er stand unfern von dem gefällten Lindenbaume, der kurz über der Erde abgesägt und der Länge nach hingestürzt war. Kopfschüttelnd betrachtete er ihn und sagte vor sich hin:

„Du erfährst auch, daß Undank der Welt Lohn ist. Dein Schatten hat mich erquickt, die Vögel, die sich in Deinem Laube bargen, sangen mir fröhliche Lieder, und dafür, daß Du mir stets etwas gegeben und nie etwas von mir empfangen hast, liegst Du da. Jeder Schnitt ging mir durch das Herz, aber ich konnte nicht anders. Mir war es, als ob sie Argwohn schöpften, und darum mußte ich den Verdacht von mir ablenken. Wer selbst leidet, kann nicht Ursache sein, daß Andere leiden. So legen sich die Kerle das in ihrem Kopfe zurecht. Noch bin ich lange nicht am Ziele. Mir fehlt viel, bevor ich Genugthuung habe für alle Schmach, die mir zu Theil ward. Dafür, daß sie mein Recht mit Füßen traten, will ich auf ihre Herzen treten. Für jede Thräne, welche sie aus meinen Augen preßten, will ich tausendfachen Ersatz."

Seine Augen leuchteten, als er dies sagte, und den rechten Fuß auf den Stamm des gefällten Baumes gesetzt, stand er da.

Sein Knecht, der maulfaule Hansjochen, kam gelaufen, und mit der Hand hinter sich deutend, sagte er kurz:

„Sie kommen!“

„Wer?“

„Die Schulauer!“ entgegnete er in derselben Weise und zog sich nach dem Hause zurück.

Es waren die drei Männer, die in der Schenke gewählt worden waren, um den Beschluß der Versammlung dem kleinen Hein zu überbringen. Dieser ging ihnen entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Der Erste theilte mit, was in dem Kruge beschlossen war, und setzte hinzu:

„Keinen Bessern konnten wir finden, als Euch, und darum haben wir Euch gewählt. Ihr seid umsichtig und verständig, genießt das Vertrauen von uns Allen und seid auf dem Wasser heimisch, wie Einer. Wenn es unter Eurer Anführung nicht gelingt, der Missethäter habhaft zu werden, gelingt es Keinem. Aber es wird mit Eurer Hülfe gut gehen und darum sind wir bereit, uns unterzuordnen und zu thun, was Ihr für recht findet. Ihr seid so zu sagen zu Lande und zu Wasser unser General und Admiral in einer Person.“

„Ich danke Euch,“ entgegnete der kleine Hein, „daß Ihr ein solches Vertrauen in mich setzt, und weil

ich Euch nicht durch eine abschlägige Antwort kränken will, gebe ich nach und nehme an, was Ihr bietet. Tretet in mein Haus, um einen Trunk zu thun und mit mir zu berathen, was wir zunächst beginnen müssen. Auf Euch baue ich, denn ohne Euern Rath und Beistand nützt mein guter Wille wenig."

Diese Worte machten einen günstigen Eindruck. Jeder von den Dreien hielt sich für Denjenigen, ohne dessen Beistand jede Mühe eine verlorne sei, und beschloß, kräftig Hand anzulegen, was er gleich bei'm Angriff auf den vollen Bierkrug bewies, den der Wirth auf den Tisch setzte. Während der kleine Hein die Kehlen seiner Gäste tüchtig anfeuchtete, legte er ihnen einen Plan vor, den sie blindlings genehmigten und als Jeder seine gehörige Ladung Bier an Bord hatte, war die Bewachung der Küste vollständig angeordnet. Mit dicken Kreidestrichen stand der Plan auf der Tischplatte; es bedurfte nur der thatsächlichen Ausführung.

Aber der gehoffte Erfolg wollte nicht kommen.

Der wohlberechnetste Plan mißlang und mit jedem fruchtlosen Versuch stiegen Aufregung und Verdruß. Die Bauern und Schiffer, die ihre Nächte daran setzten, um einen Räuber zu fangen, den Keiner von ihnen gesehen hatte, und die dafür am Tage auf der

Streu lagen, oder in der Schenke umherlungerten, wurden dieser ruhelosen Hetzjagd ohne Ziel müde und erklärten, sie wollten nichts mehr damit zu schaffen haben. Jeder könne für sein eigenes Dach und Fach sorgen und damit wäre es gut. Die Regierung habe Dragoner und Landjäger genug, die am Strande aufpassen könnten. Am Ende würde noch Einer oder der Andere von einem Hinterhalte aus erschossen und die Familien kämen in Noth und Elend."

Der kleine Hein hörte sie an und sagte darauf gelassen:

„Wie Ihr wollt. Aber macht mir keinen Vorwurf, wenn es nachher doch anders kommt. Das Commando, das Ihr in meine Hände legtet, gebe ich Euch hiermit zurück und versichere Euch an Eidesstatt, daß ich es nicht wieder annehme, es mag geschehen, was da will. Thue Jeder auf seine eigene Faust, was er mag; ich will es auch thun. Gehabt Euch wohl und seht zu, daß wir uns nicht weiter beschwerlich fallen."

Die Männer entfernten sich, mürrisch, unzufrieden mit Jedermann, nur nicht mit sich selbst. Jeder schob die Schuld auf den Nachbar und Alle mit einander auf den kleinen Hein, der nicht gewollt habe, sonst hätte es gelingen müssen.

Die kleinen Neckereien an der Küste, von Blankenese abwärts bis über die Wedeler Bucht hinaus, nahmen zu. Bald war an dieser Stelle etwas geschehen, bald an jener, bald sogar an zweien Orten in einer und derselben Nacht, besonders wenn diese stürmisch oder düster war. Der angerichtete Schaden war nicht bedeutend, aber er hatte immer einen komischen Anstrich, der die Nichtbetheiligten zum Lachen reizte, und die Betheiligten dem Spotte der Nachbarn aussetzte.

Während der Zeit wurden die Mittheilungen von Hannoverscher Seite her mannichfacher und betrübender. Kein Fahrzeug kam herüber, das nicht irgend eine Schreckenskunde brachte. Es war, als ob ein leibhafter Teufel längs jener Küste streiche und seine Nichtswürdigkeiten schrankenlos treibe. Alle, auch die sorgfältigsten Streifereien, die angeordnet wurden, um auf die unbekannten Frevler zu fahnden, blieben fruchtlos. Das Geschrei der Betroffenen wurde immer lauter und heftiger. Die Regierung konnte dem allgemeinen Rufe des Entsetzens ihr Ohr nicht länger verschließen. Es mußte etwas geschehen.

In dem Hause des Capitains Jakobsen war großer Jubel. Ein alter Commis des Handlungshauses, für dessen Rechnung der Capitain fuhr, hatte den Damen

anvertraut, die Rhederei habe beschlossen, die Brigg „Sanct Pauly“ außer Fahrt zu setzen, da dieselbe alt und baufällig werde. Dagegen wollte sie dem Capitain das Commando eines großen Barkschiffes anvertrauen, das in Emden vom Stapel gelassen und von ihr gekauft werde. Da ein hannoversches Haus dabei interessirt sei, solle das Schiff vorerst unter der Flagge jenes Landes fahren; es mache dies aber in der Stellung des Capitains durchaus keinen Unterschied, weil das Schiff in nächster Zeit ganz in das Eigenthum des Hamburger Hauses übergehen werde.

Die Frauen dankten dem alten Freunde für die ihnen gemachte Mittheilung und noch hatten sich die aufgeregten Gemüther nicht beruhigt, als ein neuer Gast mit einer zweiten Freudenbotschaft erschien.

Karsten Tiedenbringer trat ein; er, der stets Ersehnte und stets Willkommene. Karsten Tiedenbringer war ein rüstiger Jollenführer, der immer die zuverlässigsten Nachrichten hatte von allen Schiffen, die aus See kamen und in See gingen. Mit diesen Botschaften ging er in die Häuser der Angehörigen und entledigte sich seines Auftrages mit den Worten: „Alles gesund und wohl. Nun freut Euch und denkt vor allen Dingen an den lieben Gott da oben.“

Und dieser Karsten Tiedenbringer, der in dem

Hause des Capitains Jakobsen, wie in allen Capitainshäusern wohl bekannt war und freien Zutritt hatte, trat ein und sagte:

„Capitain Jakobsen, Brigg „Sanct Pauly," zuletzt von Malaga, ist gestern Abend glücklich binnen gekommen. Die Mannschaft ist wohlauf, keine Havarie an Bord und wenn der Wind durchsteht, kann der Capitain noch vor dem Schlusse der Börse an die Stadt kommen."

Frau Agathe nahm die Botschaft mit lautem Entzücken auf; sie kredenzte dem Meister Karsten ein volles Glas und drückte ihm einen dänischen Speciesthaler in die Hand. Maja stand da, stumm, mit gefalteten Händen vor sich niedersehend. Aber die Wangen wurden von einem höhern Roth gefärbt, die Augen leuchteten und das liebende Herz klopfte stürmischer in der wogenden Brust.

Die Hausfrau war geschäftig, Alles zu einem festlichen Empfange herzurichten. Die Putzstube wurde noch besonders gelüftet und geschmückt und während sie dort ängstlich jedes Stück an die rechte Stelle rückte, wurde in der Küche das oberste zu unterst gekehrt. Mitten in all' diesem ruhelosen Hin- und Herschieben trat Capitain Jakobsen früher, als erwartet, in die Thür und in die Ecke flogen Wischtücher und

Sammetbürsten. Sie eilten ihm entgegen mit lautem Willkommen und die klopfenden Herzen ruhten aneinander.

Noch klang der helle Ton der Freude fort und fort in Wort und Blicken; noch hatte Maja nicht gewagt, den Freund anzusprechen mit sittigem Gruße und eine Frage an ihn zu richten, deren Beantwortung sie mit vollem Herzen ersehnte, als Steuermann Franz auf der Schwelle erschien und ihren Namen rief. Leise aufschreiend erblickte sie den Geliebten, der schweigend und doch mit so beredten Mienen vor ihr stand. Sie wollte ihm entgegen eilen, aber das Gefühl der Schaam hielt sie zurück. Das Herz trat ihr in die Augen und sie sah den Ersehnten nur wie durch einen Nebelschleier. Als er aber noch einmal mit seiner hellen Stimme rief: „Maja!" hielt sie sich nicht länger zurück und mit einem Freudenrufe eilte sie ihm entgegen.

„So recht, Kinder!" lachte der Capitain. „Laßt Euch nicht stören. Es sieht ganz artig aus, dies Familienbild, und ich mag es wohl leiden. Liebe Maja, ich stelle Dir hier den Obersteuermann des Barkschiffes „Weltefreden" vor, welche neue Würde er seit einer Stunde bekleidet, da einer der Herren von

der Rhederei bei mir an Bord kam und mir mein neues Glück ankündigte."

„Wohl ist es ein Glück," sagte Frau Agathe leise seufzend, „wenn ich gleich mit Dem, was wir bisher hatten, völlig zufrieden war. Aber Dein neues Amt legt Dir neue Pflichten auf und während wir sonst einige Zeit ungestört zusammen geblieben wären, mußt Du jetzt vielleicht in kurzer Zeit wieder in See."

„Daran wollen wir heute nicht denken," entgegnete der Capitain mit milder Freundlichkeit. „Kommt, Ihr Lieben! Laßt uns niedersetzen zum traulichen Mahl und harmlos sprechen von unserm Erlebten und Luftschlösser bauen für die Zukunft, in der Hoffnung, daß sie nicht von der nächsten Westbö über den Haufen geworfen werden. Der heutige Abend gehört ganz uns und unserer Liebe. Morgen treten die Geschäfte und mit ihnen der Ernst des Lebens wieder früh genug an uns heran."

Es ward, wie Capitain Jakobsen vorhergesagt. Schon früh am andern Morgen war ein Bote von dem Comptoir da und Steuermann Franz hatte genug zu thun, um Alles vorzubereiten, damit die von Malaga angebrachte Ladung zeitig gelöscht werde. In dem Hause des Capitains hatte Jedermann vollauf zu schaffen, um das auf der letzten Reise Gebrauchte

wieder in den Stand zu ſetzen und für die nächſte, entferntere neue Vorſorge zu treffen.

Dabei verſchloß man ſich nicht den Eindrücken, welche die Tagesereigniſſe hervorriefen. Das Piratenweſen auf der Elbe war bisher nur auf einen geringen Raum beſchränkt und beſtand mehr in Hubeleien und Beläſtigungen, als in ſchweren Unthaten. Aber allmählich traten ſie aus den engeren Schranken heraus und erregten das Bedenken der großen Rhedereien.

Eines Tages trat der Capitain ein und ſagte nicht ohne Erregung:

„Die Frechheit dieſes Geſindels nimmt überhand. In der Nähe von Krautſand ankerte ein aus See kommender Embener Dreimaſter. Da ein Unwetter im Anzuge war, hatte der Lootſe Bedenken getragen, die Anker zu lichten, um ſo mehr, als der Wind ihm gerade entgegen war. Kurz vor dem Ausbruch des Unwetters kam ein Mann mit einer elenden Ruderjolle ſeitlängs und bat de- und wehmüthig, bis das Unwetter vorüber ſei, im Lee des Schiffes liegen bleiben zu dürfen. Man geſtattete es und bekümmerte ſich nicht weiter um ihn, außer daß ein Paar der Matroſen über ihn lachten, weil er ſich vergebens abmühte, in ſeiner Jolle ein Feuer anzumachen, um ſich ſein Eſſen zu kochen. Der Mann ließ ſie ſchwatzen und

ſagte nur: „Wenn die Suppe fertig iſt, ſollt Ihr einen Löffel voll davon bekommen.“ Die Bö zog vorüber und die Jolle legte ſich an das Heck, ohne daß die Mannſchaft auf dem Deck daraus beſonderen Argwohn ſchöpfte. Um Mitternacht, als der Wachtmann ſeine Runde auf dem Deck machte und über den Bug weg nach den Ankertauen ſchaute, ſah er daſelbſt einen Schatten auf- und niedertauchen und glaubte, die Jolle zu erkennen, welche Schutz im Lee des Schiffes ſuchte. Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Anblick, rief er: „He! Hollah! Was macht Ihr?“ Und augenblicklich ſchallte ihm als Antwort zurück: „Gute Nacht und glückliche Reiſe.“ Die Jolle war in dem Dunkel der Nacht verſchwunden und der Matroſe eilte in die Kajüte, um dem Steuermann den Vorgang zu melden. Dieſer eilte ſogleich nach oben, konnte aber Nichts entdecken und begnügte ſich damit, den Capitain von dem Vorgange in Kenntniß zu ſetzen. Eine Stunde ſpäter ſtieg eine neue Bö auf und warf ſich mit voller Wuth auf das Schiff. Die Mannſchaft wurde zu Deck gerufen. Der Lootſe traf ſeine Anordnungen; aber ehe eine derſelben ausgeführt werden konnte, ſprang das Ankertau mit furchtbarem Krachen und das Schiff gerieth in's Treiben. „Das Sturmſegel los!“ befahl der Lootſe und ſchnell wurde das Vorſtengſtagſegel gehißt. Aber

Entsetzen bemächtigte sich des Lootsen, als er nicht im Stande war, das Steuerruder zu bewegen, um dem Schiffe die nöthige Richtung zu geben. Er rief nach Hülfe, die eiligst herbei kam, allein umsonst. Willenlos mußten sie sich den Elementen überlassen; nach einer Stunde war das Schiff gestrandet."

Der Capitain hielt inne. Einen Augenblick schwiegen die Hörer, von der Macht des Unheimlichen bewältigt, dann aber fragten sie zu gleicher Zeit, wie dies hätte geschehen mögen, und Capitain Jakobsen sagte:

„Eine verruchte Hand hat das Ankertau nahe vor der Klüse mit einer scharfätzenden Flüssigkeit begossen, worauf es zerriß. Das Feuer aber, das der Kerl in seiner Jolle anmachte, war ein Höllenbrand. Man darf nicht zweifeln, daß derselbe Blei geschmolzen und diese glühende Masse in die Oeffnungen der eisernen Angeln und Oesen goß, in welchen das Steuerruder hängt, deshalb war dies nicht von der Stelle zu bewegen."

Mit stummem Entsetzen saßen sich die Frauen gegenüber. Der Capitain ließ ihnen Zeit, sich zu erholen, und sagte dann:

„Betrübend ist dies Ereigniß für Diejenigen, welche davon betroffen wurden, sonst aber glaube ich, es war gut, daß ein so schwerer Fall eintrat. Nun

muß endlich Ernst gemacht werden und gnade Gott, wenn sie die Piraten fangen. Es wird ein erschreckliches Gericht über sie ergehen. Aber genug von diesen entsetzensvollen Dingen. Liebe Agathe, das längst Erwartete steht uns nun bevor. Morgen setzt sich der Seemann in die Postkutsche und fährt nach Emden, um das neue Schiff zu übernehmen; ich werde dort meine Ladung vorfinden und bin nach Brasilien beordert. Nimm die Nachricht mit der Entsagung hin, zu welcher die Frau eines Seemanns stets bereit sein muß. Du, liebe Maja, brauchst noch keine Abschiedsthränen zu weinen. Obersteuermann Franz bleibt hier zurück, bis die Brigg ganz und gar abgetakelt und in den Hafen der Ruhe für alle Zeiten eingelaufen ist. So lange ich ihn irgend entbehren kann, mag er bleiben. Und nun thut mir den Gefallen, trocknet Euere Thränen und laßt mich während der kurzen Zeit meines Hierseins nur heitere Gesichter sehen."

Die Abreise des Capitains war erfolgt. Er schied, nicht ohne ein stilles Bedenken darüber, daß der kleine Hein, wie Hein Petersen hinfort genannt sein wollte, sich durchaus nicht blicken ließ, auch keine Nachrichten von sich gab. Laut hatte er nicht davon gesprochen, um Maja nicht zu erschrecken, die den väterlichen

Freund ungern vermißte und mit großer Sehnsucht nach ihm verlangte.

Da erschien er eines Tages, als kurz vorher ein Brief des Capitains mit der Nachricht angekommen war, daß er seinen Steuermann nicht länger entbehren könne und dieser sich so schnell als möglich bei ihm einfinden möge. Maja schwamm noch in Thränen, welche diese Nachricht ihr entlockte, als der kleine Hein bei ihr eintrat und sie schluchzend in seine Arme sank.

„Maja, mein Kind, beruhige Dich. Ist Dir etwas Unrechtes geschehen, oder was macht Dich sonst weinen?“ fragte er, ihr die Wangen streichelnd. „Ich bin hier; Dein Freund, Dein Vater, der nimmermehr dulden wird, daß Dir irgend eine Ueberlast geschieht.“

Das junge Mädchen lächelte ihn durch Thränen an und sagte:

„Nein! Nein! Mir thut Niemand etwas. Sie haben mich Alle lieber, als ich es verdiene, und tragen mich auf den Händen. Ich bin ihnen dankbar . . .“

Die Thränen gewannen wieder die Oberhand und leise schluchzend lehnt sie sich an die Brust des Freundes.

Frau Agathe, die eingetreten war, legte sich in's Mittel und sprach:

„Sie kann es Euch nicht sagen; aber mir ist es nicht verboten, zu sprechen, und ich will Euch das gefährliche Geheimniß enthüllen, das Ihr auch allenfalls hättet errathen können."

Der kleine Hein hörte aufmerksam zu und sprach dann zur Maja, indem er ihr Köpfchen in die Höhe hob:

„Und ist er Dir denn so recht von Herzen lieb, daß Du von ihm nicht lassen kannst? Bist Du mit allen Deinen Gedanken und Sinnen bei ihm und träumst Du Nichts, außer daß er Dir in diesen Träumen erscheint? Sage, Kind, ob Du meinst, Dein Glück nur in ihm zu finden und daß die Welt für Dich kalt und todt ist, wenn er Dir fehlt?"

„Ja!" sagte sie mit festem Tone. „Davon bin ich sicher überzeugt. Nur in ihm ist mein Leben."

„Nun, Maja," sagte der kleine Hein mit einem Anfluge von Heiterkeit und suchte die bange Empfindung zu unterdrücken, die ihn stets beherrschte, wenn er des jungen Steuermannes gedachte, der ihm nur einmal flüchtig begegnet war ... „Nun, Maja, Du weißt, daß ich an Deines Vaters Stelle getreten bin

und daß Dein Glück meine heiligste Sorge ist. Wo ist der junge Mann?"

„Er wird gleich hier sein," sagte Frau Agathe. „Dies ist die Stunde, in welcher er zu kommen pflegt. Maja hat Euch gewiß noch Vieles zu sagen und auch ich muß mit Euch schelten, daß Ihr uns allzusehr vernachlässigt habt. Mein armer Mann hätte Euch gern vor seiner Abreise noch gesehen."

„Ist Jakobsen fort?" fragte der kleine Hein lebhaft und die Frau entgegnete:

„Schon seit einer Woche. Er fragte täglich nach Euch und schien fast traurig, weil er nichts von Euch vernahm."

„Der Capitain ist fort," sagte der kleine Hein grübelnd, „und der Steuermann ist hier geblieben. Wie erkläre ich mir das?"

„Ihr wißt noch nichts von den Veränderungen, die hier stattfanden," sagte Frau Agathe. „Laßt Euch von mir erzählen, welches Glück meinem lieben Jakobsen zu Theil ward."

Frau Agathe that es mit all' der gemüthlichen Breite, die Denen eigen ist, welche das empfangene Glück in der Erinnerung noch ein Mal durchleben. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; als er aber vernahm, daß jenes Schiff, welches Jakobsen be-

kommen hatte, zum Theil einer hannöverſchen Rhederei angehörte, und daß dieſes Schiff die Flagge jenes Landes führen werde, ging eine ſolche Veränderung in ſeinem ganzen Weſen vor, daß Maja erſchreckt ausrief:

„Um Gotteswillen, Vater, was iſt Dir? Dein Geſicht iſt bleich wie der Tod.“

„Nichts, mein Kind,“ entgegnete er, ſich gewaltſam bezwingend. „Es geht ſchon vorüber.“

Frau Agathe, die es auch bemerkt hatte, füllte ein Glas mit ſpaniſchem Weine und ſagte:

„Vielleicht habt Ihr Euch über Euere Kraft angeſtrengt vorhin. Die Luft iſt ſchwül draußen und beengt die Bruſt. Ein Tropfen Wein wird Euch gut thun. Wohl bekomme es Euch, Herr.“

Sie brachte das Glas an ihre Lippen und ſetzte es vor ihn hin. Er ließ es unberührt und ſagte zu Maja:

„Dieſe Neuigkeit hat mich überraſcht; ich will ſie mit einer andern ausgleichen, die vielleicht dieſelbe Wirkung hat.“

Der kleine Hein befand ſich noch in derſelben Erregtheit, wenn er gleich unbefangen ſcheinen wollte. Maja bemerkte es und fühlte die zärtlichſte Beſorgniß. Frau Agathe war verſtimmt, daß der Freund des

Hauses wenig Freude über das Glück zeigte, das ihrem Manne zu Theil geworden, und achtete weniger auf ihn, als er sagte:

„Meine Ansiedelung im Holsteinischen ist erfolgt. Ich habe mich angekauft und bin völlig eingerichtet. Einsam und still ist es bei mir und da Du hier in einem großen Wirrwarr lebst, wird es Dir vielleicht in der ersten Zeit nicht gefallen, wenn Du bei mir einziehst."

Maja erschrak und sagte in einiger Verwirrung:

„Wie, Vater! Ich sollte . .?"

„Du bedenkst wohl nicht, Maja, daß Capitain Jakobsen Dir, aus Freundschaft für uns, nur darum eine Freistatt in seinem Hause anbot, weil ich nicht im Stande war, Dir einen Zufluchtsort zu bieten? Das ist jetzt anders und ich könnte es nicht verantworten, wenn Du den Freunden länger zur Last fielst."

Frau Agathe fiel ihm lebhaft in das Wort:

„Maja ist uns keine Last, Herr. Im Gegentheil, wir sind ihr zum Dank verpflichtet, und dieses Haus würde verödet sein, wenn sie darin fehlte."

„Und mein Haus, Frau Agathe?" fragte der kleine Heim. Er fragte es in einem Tone, der eine Antwort unmöglich machte.

Maja zitterte. Sie blickte auf den Freund, der ihres Vaters Stelle vertrat, und ſagte:

„Soll ich ſogleich mit Dir gehen?“

Er war ſo erſchreckt von dem Ausſehen des lieben Kindes, daß er ihre eigentliche Frage nicht beantwortete, ſondern ſie liebkoſend zu beruhigen ſuchte.

Da hörte man die Hausglocke und bald darauf kam Jemand eiligen Schrittes die Treppe herauf. Frau Agathe erhob ſich und ſagte:

„Da kommt Steuermann Franz.“

„Steuermann Franz!“ wiederholte der kleine Hein. Er hatte vergeſſen, daß der junge Mann jeden Augenblick erwartet wurde.

Ein junger, fröhlicher Menſch mit hellen, leuchtenden Augen und glühenden Wangen trat ein. Es war Franz. Er eilte auf Maja zu und rief:

„Willkommene Nachrichten bringe ich. Das Piratenweſen auf der Elbe hat ein Ende.“

Die Frauen, die oft von den verſchiedenen Unglücksfällen hörten und noch kürzlich durch die Erzählung des Capitains tief erſchüttert wurden, riefen wie aus einem Munde:

„Gott ſei Dank!“

In den Augen des kleinen Hein zuckte es wie Wetterleuchten. Er ſah feſt auf den jungen Steuer-

mann, der seiner nicht achtete und nur mit Maja sprach, die sich traulich an ihn schmiegte. Frau Agathe aber fragte:

„Woher wißt Ihr das?“

„Weil Jeder Hand anlegt, wenn er weiß, daß sie ihm gefüllt wird,“ entgegnete Steuermann Franz. „Die Regierung hat einen Preis von hundert Pistolen für Denjenigen ausgesetzt, welcher den Piraten und seine Helfershelfer fängt. Es dauert nicht so lange, als man eine Hand umdreht und sie bringen ihn mit dem Strick um den Hals angeschleppt.“

„Wißt Ihr das so gewiß, junger Mann?“ fragte der kleine Hein, plötzlich vortretend.

Ueberrascht trat dieser zurück und sah mit einer Mischung von Staunen und Verlegenheit auf den Mann, der ihn so barsch unterbrach. Die Frauen, welche fühlten, daß dies schroffe Zusammentreffen vermieden worden wäre, wenn sie den jungen Mann bei seinem Eintritt vorgestellt hätten, suchten jeden weitern Ausbruch der Heftigkeit zu hindern. Der junge Mann, mit fliegender Hast von Maja belehrt, verneigte sich vor dem Manne, der ihm zürnend gegenüber stand, und bat, ihm seine Ungebühr zu verzeihen. Er entschuldigte sich mit der Aufregung, in welche ihn jene Nachricht, sowie der Umstand versetzt habe, daß

er spätestens Morgen Abend seinem Capitain nach Emden folgen müsse.

Bei diesen Worten schrie Maja laut auf. Sie hatte den Gedanken an eine Trennung von dem Geliebten so beharrlich von sich gewiesen, daß sie heftig erschrak, als diese nun nahe an sie heran trat. Es herrschte eine peinliche Stimmung zwischen den Dreien, welcher der kleine Hein dadurch ein Ende machte, daß er zu dem jungen Manne sagte:

„In der Aufregung geht Vieles hin. Wir wollen das nicht weiter berühren. Ich habe schon Manches von Euch gehört und wie sich die Umstände fügen, scheint es, daß wir auf eine nähere Bekanntschaft eingehen müssen."

„Wenn Ihr mich würdigen wollt, mich genauer kennen zu lernen ..."

„Laßt nur die höflichen Redensarten bei Seite, sie führen nicht zum Ziel," unterbrach der kleine Hein den jungen Mann. Er hielt sein Auge unverwandt auf denselben gerichtet und konnte der Unruhe nicht Herr werden, die sich seiner bemächtigte. „Man hat mir gesagt, daß Ihr Absichten auf dieses junge Mädchen habt."

Die Wangen des Steuermanns brannten. Er

war einen Augenblick ungewiß, was er antworten sollte, dann aber richtete er sich auf und sagte:

„Ja, Herr, das habe ich. Und wenn ich Hoffnungen hege, die Euch vielleicht zu kühn dünken, dürft Ihr Euch überzeugt halten, daß ich mein Leben daran setzen werde, um das Glück, das mir zu Theil wird, zu verdienen und mich dessen werth zu machen."

„Ich will das hoffen," sagte der kleine Hein nach einer Pause. „Und es giebt eine Person hier, Ihr werdet errathen, wer sie ist, die es nicht blos hofft, sondern die fest davon überzeugt ist, sonst würde sie mir nicht vertraut haben . . ."

Maja flog auf ihn zu und schloß ihm den Mund mit einem Kusse. Er machte sich freundlich von ihr los und sagte scherzend:

„Nun, kleine Maja, wenn es Dir wieder leid geworden ist, will ich dem jungen Manne Deine Meinung kund thun und ihn heimschicken. Du darfst es nur wollen, so geschieht es."

Hierauf wandte er sich an den Steuermann Franz und sagte im gemessenen Tone:

„Bevor ich in dieser Angelegenheit meine Entscheidung abgeben kann, müssen wir Beide näher mit einander bekannt werden. Ihr begreift, daß ich wissen muß, was nothwendig ist, um klar zu sehen, ob ich

in Wahrheit das Glück dieſes jungen Mädchens, bei der ich Vaterſtelle vertrete, gründe, wenn ich ſie mit Euch verlobe."

Franz gab ſchweigend ſeine Zuſtimmung. Frau Agathe, die ſich bei dieſer Unterredung nicht behaglich fühlte, zog Maja an ſich und ſagte, ſich mit ihr entfernend:

„Wir räumen Euch den Platz und wünſchen, daß die Unterredung, die Ihr führt, eine geſegnete ſein möge. Komm, Maja!"

„Setzt Euch mir gegenüber, junger Mann, und ſeht nicht ſo verwundert drein, wenn ich Euch unverwandt betrachte. Es iſt Etwas in Euerem Geſichte, das mich zu gleicher Zeit anzieht und abſtößt, und dies Etwas weckt ein Gefühl in mir, dem ich keinen Namen zu geben weiß. Wer ſeid Ihr? Woher ſtammt Ihr? Ihr nennt Euch Franz?"

„Ihr ſagtet recht, Herr," entgegnete dieſer. „Ich nenne mich ſo. Eigentlich iſt es nur mein Taufname."

„Alſo eine Täuſchung von vorne herein, dem Mädchen gegenüber, das Ihr zur Ehe begehrt!" rief der kleine Hein mit einiger Aufwallung.

„Nein, Herr!" ſagte Franz raſch. „Capitain Jakobſen weiß es und hat es gebilligt."

„Und Euer Familienname? Warum unterdrücktet Ihr ihn? Ihr werdet die Frage natürlich finden und begreifen, daß ich Euch die Antwort darauf nicht erlassen kann."

„Ich will Euch Nichts verschweigen," sagte Franz mit dem Ausdruck einer tiefen Bewegung. „Ihr habt ein Recht, mein volles Vertrauen zu fordern, und ich will es Euch entgegen tragen. Mögt Ihr dann entscheiden in einer Angelegenheit, in welcher es sich für mich um Tod und Leben handelt."

„Ich bin Eures Wortes gewärtig, Herr," antwortete der kleine Hein und Jener fuhr fort:

„Meine Freunde und Genossen, der Capitain und die Seinigen mit eingeschlossen, nennen mich Franz, weil sie wissen, daß ich dies am liebsten habe, und weil sie mein Unglück ehren. Sonst habe ich mich nach dem Namen meiner Mutter genannt. Franz Bomann, Herr."

Dieser Name machte einen tiefen Eindruck auf den kleinen Hein und jagte das Blut in seine Wangen. Er sprang vom Stuhl auf und ging einige Male hin und her, dann setzte er sich wieder und murmelte vor sich hin:

„Nein! Nein! Es ist nicht möglich."

Dem jungen Manne ward dem kleinen Hein gegen-

über, der finster vor sich hinbrütete, unheimlich, und er suchte dieser Scene ein Ende zu machen, indem er die Schulter desselben leise berührte. Dieser sah auf und mit der Hand über die Stirn fahrend, sagte er:

„Ich besinne mich. Ihr nennt Euch nach dem Namen der Mutter. Warum nicht nach dem des Vaters? Wollt Ihr es mir erklären?“

„Ja, Herr. In der Musterrolle des Schiffes und in dem Taufregister steht der Name des Mannes, der mein Vater ist. Ich heiße in Wahrheit Franz von Bossel.“

Der kleine Hein erhob sich. Seine Augen schossen Blitze; seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen. Der junge Mann wich unwillkührlich zurück.

„Franz von Bossel!“ kreischte er und bei der Nennung dieses Namens bebte er an allen Gliedern. „Tod und Verderben über ihn und über Alle, die von ihm stammen. Nun erkläre ich mir den Schauer, der über mich kam, als ich diese Züge sah. Du bist das leibhafte Ebenbild dieses Schurken.“

Franz wollte auffahren, aber er bezwang sich gewaltsam und sagte mit unterdrücktem Schmerz:

„Das Wort trifft hart. Zwar habe ich den Mann, der mein Vater ist, nie mit Augen gesehen. Ich habe niemals ein Zeichen seiner Gunst oder gar seiner

Liebe erfahren. Meine unglückliche Mutter hat er von sich gestoßen und mitleidlos in Elend umkommen lassen. Aber ich trage doch seinen Namen; sein Blut rollt in meinen Adern und ich schrecke zusammen, daß ich nicht nein sagen darf, wenn Ihr ihn mit den härtesten Worten brandmarkt. Habt Mitleid, Herr, und laßt zwischen uns davon nicht mehr die Rede sein."

„Mitleid!" fuhr der kleine Hein auf. „Wer hatte Mitleid mit mir, dem armen Käthnersohne? Wer höhnte mich, als ich mir mein Recht nehmen wollte? Wer schlug nach mir, weil ich mich zur Wehre stellte, als ich meine verlobte Braut vor seiner Rohheit sicherte? Wer ließ mich heimlich aufgreifen bei stockfinsterer Nacht und an Bord eines Seelenverkäufers schleppen, der mich in die Pestlande von Java trieb? Franz von Bossel hat es gethan und von der Stunde an ist er mein Teufel, mein böser Dämon. Welche Gemeinschaft kann zwischen mir und seinem Sohne bestehen?"

„Weh mir! Welche furchtbare Enthüllung ist dies?"

„Weißt Du, wer ich bin?" fuhr der kleine Hein in großer Erregtheit fort. „Hat Deine Mutter Dir niemals von ihrem Verlobten erzählt, den sie laufen

ließ, um ſich an den nichtswürdigen Betrüger zu hängen, weil er ſie mit buntem Flittertand umgab? Hat ſie Dir nie geſagt, wie feierlich ſie ſich verlobte und wie leichtſinnig die Meineidige den Eid gebrochen hat? Ich bin dieſer Mann! Ich bin der Verrathene, den Dein Vater mit Füßen trat und in eine lange Sklaverei ſchleppte; deſſen ganzes Leben er zerſtörte, um eine hölliſche Luſt zu büßen. Dein Vater iſt mein Todfeind und zwiſchen uns wird nimmer Frieden ſein. Wo wir uns auch finden — außer hier, wo ich keine Macht über Dich habe — bin ich Dein Gegner, der Dir auf Tod und Leben entgegentritt."

„Entfernt Euch nicht mit dieſen gräßlichen Worten!" rief Franz im verzweifelnden Tone. „Tödtet nicht die Hoffnung zweier Menſchen, deren Schickſal in Eurer Hand liegt, mit Einem Schlage. Wenn Ihr der Mann ſeid, den meine Mutter ... O Gott, was habe ich verbrochen, daß ich ſo von meinen Aeltern ſprechen hören muß und nichts thun kann, als die Schande tragen, womit man mich überhäuft ... Nur eine kurze Friſt gönnt mir, Herr, und hört gelaſſen an, was ich Euch von meiner Mutter, von Metta Bomann, zu ſagen habe"

Der kleine Hein ſchlug ein eiſiges Gelächter auf. Franz fuhr mit der Hand über die Augen:

„Sie ist in Reue und Zerknirschung gestorben, Herr, und hat hundert Mal auf den Knieen Euch das Unrecht abgebeten, das sie Euch anthat. Sie hat in ihrer Sterbestunde an Euch geschrieben, Herr, und ich habe diesen letzten Willen, der mit den Thränen ihrer Reue benetzt ist, für Euch aufbewahrt. Ihr sollt ihn lesen, Herr."

„Nichts weiter!" rief der kleine Hein, dessen eiserne Willenskraft ihm seine völlige Ruhe wiedergab. „Nie, so lange ich athme, kann Frieden und Versöhnung zwischen uns stattfinden. Dein Name spricht Dir Dein Urtheil. Hüte Dich, meine Straße zu kreuzen. Es wäre Dein Unglück."

Die Frauen, welche mit großer Spannung auf das Ende dieser Unterredung warteten, hörten den wachsenden Lärmen und eilten erschreckt herbei. Frau Agathe näherte sich mit einiger Furcht dem Freunde ihres Mannes, während Maja in die Arme des Geliebten flüchtete.

„Hinweg von ihm!" rief der kleine Hein, indem er sie bei der Hand ergriff und zwischen sie und den jungen Mann trat. „Zwischen Euch baut sich eine Mauer auf, die keine irdische Kraft nieder zu reißen im Stande ist. Ihr seid für immer getrennt."

„Wer kann ein so grausames Wort sprechen?“ fragte Maja mit bebender Hast.

„Ich!“ sagte der kleine Hein fest. „Frage den jungen Mann mit dem bleichen Gesicht; er wird es Dir bestätigen. Ich will Euch Zeit dazu lassen.“

„Nein! Nein!“ rief Maja und umschlang ihn mit beiden Armen. „Du kannst uns nicht so verlassen.“

„Ich verlasse Dich nur, um Morgen zurück zu kehren,“ entgegnete er. „Du bist das Vermächtniß, das Dein Vater mir hinterließ. Ich bin an seine Stelle getreten und der Platz der Tochter ist an der Seite des Vaters So hast Du einst selbst gesprochen und ich fordere jetzt von Dir, daß Du Dein Wort einlösen sollst. Morgen früh werde ich hier erscheinen und erwarte, Dich zur Abreise bereit zu finden. Keine Erklärungen weiter! Keine unnützen Worte! Sie prallen ab von diesem Herzen, das zu Stein verhärtet ist.“

Er entfernte sich, ohne daß irgend Jemand von den Anwesenden es gewagt hätte, ihn aufzuhalten. Frau Agathe, die jede Fassung verloren hatte und händeringend auf und ab ging, blickte dem Scheidenden zitternd nach und floh zu Maja, die jammernd in einen Sessel gesunken war. Franz stand wie be-

täubt. Der Schlag, der unversehends auf ihn niederfiel, hatte zu schwer getroffen.

Der junge Seemann näherte sich nach einiger Zeit den Frauen und sagte zu der Geliebten:

„Niemals bedurfte ich so sehr der Ruhe und Fassung und niemals ist sie mir ferner gewesen. Die Stunde meiner Abreise ist gekommen und ich darf nicht eine Minute säumen. Es ist bitter, Maja, Dich so leiden zu sehen und Dir keine Linderung bieten zu können. Ich habe keinen Trost für Dich, der ich selber des Trostes so sehr bedürftig bin. Richte Dich auf an dem Glauben, daß bessere Tage kommen werden. Sei stark im Hoffen, Maja; die Hoffnung läßt nicht zu schanden werden. Lebe wohl."

Sie sank mit einem krampfhaften Schluchzen in seine Arme.

„Du wirst bei dem Manne leben, der Vaterstelle bei Dir vertritt!" sagte er weich. „Dir gebe ich das Vermächtniß, das meine Mutter ihm hinterließ. Es wird sich eine ruhige Stunde finden, wo der wilde Zorn schlummert und ein stiller Frieden über ihn kommt. Gieb ihm dann diese Blätter, Maja. Laß ihn lesen, was darauf geschrieben steht, und sei der Engel, der ihn und uns zur Versöhnung führt.

Lebe wohl, Mädchen meiner Seele! Ich bleibe Dir treu bis zum Tode."

Fest und innig hielten sich Beide umschlossen. Ueberwältigt von der Macht der Ereignisse, lag Maja besinnungslos in den Armen des Freundes. Franz winkte Frau Agathen, legte die süße Last in ihre Arme und entfernte sich, unsagbaren Schmerz in der Brust.

Der kleine Hein hatte sein Wort gehalten und Maja in das einsame Haus an der Elbe, wo er sein unbeschränktes Regiment führte, gebracht. In dem obern Theile des Hauses, der bisher ganz unbenutzt blieb, hatte er ihr eine Wohnung bereitet und sie, so gut er es verstand, mit Allem versehen, was zur Annehmlichkeit dienen konnte. Wo ihm irgend etwas aufstieß, von dem er glaubte, daß es ihr Freude bereiten könne, schaffte er es herbei und stellte es an einen Ort, wo sie es sogleich finden mußte. Aber Maja hatte kein Auge für diese Aufmerksamkeiten und er entfernte sich jedes Mal voll Trauer, daß es ihm nicht gelingen wollte, ein Wesen zu erheitern, für welches er die uneigennützigste Liebe empfand.

Maja fühlte es, daß sie ihren Freund verletzte, und konnte es nicht ändern. Oft, wenn sie ihn kommen sah, gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes,

wollte sie ihm entgegen eilen, ihn in ihre Arme schließen, ihm tröstend und anmuthig scherzend ein flüchtiges Lächeln ablocken. Aber ihr Fuß war gefesselt; sie vermochte kein Wort zu sagen und hatte für eine stumme Begrüßung nur die gleiche Antwort.

Ihr Lieblingsplatz war unter einem der großen Bäume vor der Thür. Von dort aus konnte sie die Elbe weithin auf- und abschauen. Gedankenvoll blickte sie den stromabfahrenden Schiffen nach und wenn eines von der See her mit vollen Segeln heran brauſete, schlug ihr Herz höher und ihre Augen belebten sich. So mußte auch er einst aus fernen Landen wiederkehren ... er, an dem sie mit allen zarten Banden hing, mit denen die Natur die Menschen an einander fesselt und der ihr durch einen Machtspruch entrissen ward. Sie bebte bei der Erinnerung an den Mann, der diesen Machtspruch that und schrak zusammen, als sie denselben plötzlich nahe vor sich sah. Sie machte Miene, sich zu erheben.

„Bleib, Maja!“ sagte der kleine Hein in einem Tone, der halb bittend, halb befehlend klang. „Ich will nicht, daß Du mir länger ausweichst. Der Zustand in meinem Hause wird täglich unleidlicher.“

„Es ist nicht meine Schuld,“ entgegnete sie. „Ich

bin ſtill und ergeben. Blind habe ich gehorcht. Was kann ich mehr thun? Ich leide und ſchweige."

„Das iſt es, was ich nicht länger ertragen kann und will!" ſagte er heftig. „Wenn Dir ein Unrecht geſchieht, wenn Du Dich gekränkt fühlſt, ſprich es aus. Laß Deinem Unmuthe freien Lauf und leihe ihm Worte. Dann weiß ich, was in Dir vorgeht, und kann mich vertheidigen."

„Dir ziemt keine Vertheidigung, mir gegenüber. Ich leide und verlange nichts, als daß es mir vergönnt werde, dies Leid in der Stille zu tragen."

„Du biſt krank, Maja!" ſagte der kleine Hein beſorgt. „Ich hätte ſollen längſt den Doctor aus Blankeneſe kommen laſſen."

„Von dem Leide, welches in dieſem Buſen wohnt, befreit mich kein Arzt. Laß mich, ich bitte Dich nochmals, unbeachtet meine Wege wandeln, bis ich vielleicht bald . ."

Sie ſprach es nicht aus, aber er wußte wohl, was ſie ſagen wollte, und rief:

„Es gelingt mir nicht, das zu vermeiden, was ich nur mit Widerwillen erwähne. Du haſt keinen andern Gedanken als ihn. Deine ganze Vergangenheit iſt vergeſſen . . . die Gegenwart iſt für Dich todt. Dein Sinnen und Trachten gehört allein dem Manne,

den ich hasse, um der Schmach willen, die sein Vater mir anthat."

„Soll der Sohn das Verbrechen des Vaters büßen?" entgegnete sie erregt. „Kann er dafür, daß seine Mutter Dein Herz mit Füßen trat und Dein ganzes Leben vergiftete? Warum verfolgst Du mit Deinem Hasse einen Schuldlosen, der keinen andern Makel hat, als daß er einen Namen trägt ..."

„Nicht weiter!" rief der kleine Hein. „Wecke nicht die finstern Geister, die in mir schlummern und die ich nur mit Mühe in den Schlaf lullte. Sie haben mir Ruhe gegönnt, seitdem Du unter meinem Dache wohnst. Dich hielt ich für den Friedensengel, in dessen Nähe sich die bösen Leidenschaften nicht wagen. Ich habe mich getäuscht. Du rufst den Krieg herauf! Du willst ihn? Gut. Du sollst ihn haben."

Er entfernte sich. Sie blickte ihm erschrocken nach und ging dann gedankenvoll in ihre Stube. Sein Anblick kurz vor seinem Scheiden hatte sie entsetzt. Das Feuer in seinen Augen brannte unheimlich. Die Stirnader schwoll mächtig an und alle seine Muskeln waren in einer solcher fieberhaften Bewegung, daß ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarrte.

Der Tag, an welchem diese erschütternde Scene vorfiel, war einer der letzten schönen, hellen, warmen

Tage gewesen, die der Herbst im nördlichen Deutschland spendet, bevor seine rauhe Herrschaft beginnt. Er beschloß zugleich eine Zeit des Friedens und der Ruhe auf dem Strome und an dessen Ufern. Seit längerer Zeit hatte man nichts mehr von den Flußpiraten vernommen. Unbeläſtigt steuerten die kleinen und großen Fahrzeuge ihre Course. Kein feindlicher Ueberfall geschah an den Ufern. Die Wohnungen hinter den Deichen und auf den Sanden wurden nicht mehr beläſtigt. Der Preis, den die Regierung auf die Einbringung der Räuber setzte, hatte diese eingeschüchtert. Sie waren entflohen, oder hielten sich ängſtlich verborgen. Alle Strandbewohner diesseits und jenseits der Elbe athmeten freier auf. Das Gefühl der Sicherheit kehrte zurück und die Landdragoner waren zufrieden, daß sie es sich bequem machen konnten.

Aber der letzte goldene Schimmer des Herbstes verschwand hinter den grauen Nebelwolken und mit ihm schwand der Friede von der Elbe. Auf der sturmerregten Fluth bewegten sich die Piraten mit der alten Sicherheit. Der kecke Muth, der eine kurze Zeit geschlummert hatte, erwachte mit verdoppelter Stärke. Neue, unglaubliche Raubanfälle fanden auf dem Strome selbst, wie an dem festen Lande und auf den Sanden Statt. Es war der alte Schrecken,

doppelt stark, weil ihn ein Gegner hervorrief, der allgegenwärtig schien und doch unsichtbar blieb.

Der kleine Hein war in seiner leichten Jolle quer über die Elbe gefahren und hatte sich dort an mehreren Orten blicken lassen. Viele, die ihn kannten, begrüßten ihn und wohlmeinend warnte ihn Mancher, bei der Heimfahrt auf der Huth zu sein, da der Strom wieder unsicher zu werden beginne. Er dankte für den guten Rath und ging der Stelle zu, wo seine Jolle im dichten Röhricht gesichert lag. Im Begriff, das Fangtau zu lösen, hörte er ein ängstliches Rufen und gewahrte einen Mann, der sich ihm mit der größten Schnelligkeit näherte.

Es war ein wüster, verkommener Gesell. Einzelne Spuren deuteten an, daß er früher ein stattlicher Mann gewesen sein mußte. Aber das war längst vorüber und die grauen Haare hingen wirr um den Kopf. Auf seinem Gesicht zeigten sich alle widerwärtigen Spuren, welche die Leidenschaften auf demselben zurückließen, und seine Kleidung bestand aus zusammengeflickten Lumpen, die um den abgemagerten Körper schlotterten. Er hatte den kleinen Hein fast erreicht und schrie ihm zu:

„Hollah, Jollenführer! Geschwind mit Eurer Jolle hierher! Ich will hinüber."

Der kleine Hein sah den verkommenen Kerl von oben bis unten an und sagte dann trocken:

„Ihr seid wohl fremd hierorts?“

„Nein, das bin ich nicht. Aber was habt Ihr darnach zu fragen? Ich will hinüber.“

„Dann werdet Ihr wissen, daß Ihr Euch in dem Fährhause zu melden habt, von wo aus man Euch für die übliche Taxe befördert, wenn der Schiffer sich bei den unruhigen Zeiten überhaupt in die Dämmerung hinauswagt.“

„Ich will aber nicht nach dem Fährhause,“ entgegnete Jener. „Sie halten eine Berathung von wegen der Piraten und es wimmelt dort von Landdragonern.“

„Seid Ihr ein solcher Vogel, der sich vor den Landdragonern fürchtet?“ fragte der kleine Hein und betrachtete den Mann näher.

„Haltet Ihr mich für einen Dieb?“ rief Jener und wallte auf. „Genade Euch Gott ...“

„Droht nicht!“ unterbrach ihn der kleine Hein. „Es steht Euch schlecht an und könnte Euch schlimm bekommen.“

Er hob bei diesen Worten seinen muskelstarken Arm auf und fuhr dann fort:

„Ich bin kein Zollenführer, der für Geld zu haben ist, also könnt Ihr nicht ohne Weiteres über

mich und meine Jolle verfügen. Wenn ich Euch an Bord nehmen soll, muß ich erst wissen, wer Ihr seid und mit wem ich zu thun bekomme, denn mit Jedermann lasse ich mich nicht ein."

„Ich bin ein unbescholtener Mann!" entgegnete Jener.

„Das sagt Ihr," bemerkte ruhig der kleine Hein, „wenn freilich Euer Aeußeres eher auf das Gegentheil schließen läßt. Ich will wissen, wer Ihr seid und welches Gewerbe Ihr betreibt, sonst fahre ich allein ab und lasse Euch stehen."

Während dieser Unterredung zeigte der kleine Hein äußerlich dieselbe unerschütterliche Ruhe, welche ihm stets eigen war, wenn er mit fremden Personen verkehrte. Es war eines der Mittel, wodurch er sich vornehmlich das Uebergewicht sicherte. Aber die Kälte, die er dieses Mal zeigte, war nur eine angenommene. Die Erscheinung des Fremden hatte ihn innerlich aufgeregt. Er fühlte sich unheimlich in dessen Nähe und unwillkührlich fuhr die Hand nach der verborgenen Waffe, die er stets bei sich zu führen pflegte.

Der Fremde hatte das Mißtrauen bemerkt, mit welchem der kleine Hein sein Aeußeres musterte, und sagte mit einer Mischung von Trotz und Verlegenheit:

„Pah! Was kommt es auf den Rock an! Hättet Ihr mich früher gekannt, würdet Ihr Euch nicht unterstanden haben, was Ihr Euch jetzt herausnehmt. Die von Bossels aus Neuhaus haben sich Nichts bieten lassen. Wenn nicht die verdammten Würfel gewesen wären und wenn nicht der König Pharao ein so eisernes Regiment geführt hätte ... Pah! Es ist Alles hin! Und nun sind die Landdragoner abermals hinter mir her, um mich in das Schuldgefängniß zu sperren, von dem ich dann wohl, so lange ich lebe, nicht wieder loskomme. Nun wißt Ihr Alles, was Ihr wissen wollt, und jetzt zögert nicht länger mit der Ueberfahrt, damit die Kerle nicht Wind kriegen und mich kurz vor der möglichen Rettung doch noch einfangen."

Der Fremde war von seinen eigenen Mittheilungen so erfüllt, daß er für die Erregtheit Desjenigen, mit dem er sprach, nicht die volle Aufmerksamkeit hatte. Der kleine Hein hielt den Bootshaken, mit dem er seine Jolle aus dem Röhricht herauszuschieben gedachte, in der Hand. Als der Name Bossel an sein Ohr klang, zuckte es ihm in der Faust. Er schwang den langen Bootshaken, als ob er eine Lanze wäre, und einen Augenblick schien es, als wolle er ihn dem Fremden mitten in das Herz schleudern. Aber eben so schnell

ließ er den Arm wieder sinken und sagte mit eisiger Kälte:

„Es gab einen Franz von Bossel in Neuhaus, der zwei herrliche Bauerhöfe und ein großes Torfmoor an der Oste hatte. Er war ein stattlicher Kornhändler, dessen Fahrzeuge stets von der Oste nach Hamburg und zurück in Bewegung waren. Aber der Mann muß längst verstorben sein."

„Ihr sprecht von meinem Vater!" sagte der Fremde. „Die Bossels hießen alle miteinander Franz bis zu dem Urgroßvater hinauf und waren stattliche, angesehene Leute. Verdammt ist der König Pharao! Er hat mich zum Bettler gemacht. Horcht! Ist das nicht Pferdegetrappel?"

„Hier ist kein Steindamm, von welchem das Pferdegetrappel weit hinausschallt!" sagte der kleine Hein höhnend. „Hier ist Marschboden, in welchen der Pferdehuf unhörbar tief eintaucht. Es summt in Euerm zerrütteten Kopfe, wie am Morgen nach einem Saufgelage. Ihr jammert mich, trotz Eurer Erbärmlichkeit und ich, will Euch mit mir nehmen. Steigt ein!"

Franz von Bossel ließ es sich nicht zwei Mal sagen. Mit einem Sprunge war er in der Jolle, die nun über den Schlickgrund, auf welchen sie in

dem Röhricht gerathen war, leiſe wegſchurrte, bis ſie auf das freie Waſſer gelangte.

Es war bereits ſo finſter, daß man das gegenüber liegende Ufer kaum noch erkennen konnte. Die feuchten Nebel ſchwankten wie bewegliche Geſtalten auf den Wellen. Die Ebbe war ſtark im Ablaufen begriffen und hier und da wurden die einzelnen Sande bereits bloß gelegt.

„Ihr fahrt im Zickzack!“ brummte Franz. „Es wird lange dauern, bis wir hinüber kommen.“

„Ihr werdet genau zur Minute da ſein, wo Ihr eintreffen ſollt!“ entgegnete der kleine Hein. „Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“

Er ließ einen Augenblick die Arme ſinken und ſagte, ſich auf die ausgelegten Ruder ſtützend:

„Nur mit der vollen Fluth mag man von einem Ufer zum andern in einem geraden Strich fahren, ohne anzuſtoßen. Der Strom iſt jetzt ſoweit abgelaufen, daß ich Umwege machen muß. Weiß in dieſer Gegend Beſcheid wie Keiner und bin doch nicht ſicher, ob ich gut davon komme. Gleichviel! Seid Ihr doch vor den Landdragonern in Sicherheit.“

Er ſetzte die Ruder wieder ein und die ſchnell dahinfliegende Jolle ließ einen langen Streifen hinter

sich. Franz von Bossel schüttelte sich vor Frost und Kälte und fragte:

„Habt Ihr nicht einen Schluck an Bord?“

„Ich trinke niemals Branntwein, also braucht es auch keinen Vorrath!“ war die Antwort.

„Hätte Euch eine kleine Herzstärkung gut bezahlt.“

„Vielleicht mit einer von den goldenen Ketten, die Euer König Pharao um den Hals trägt?“ lachte der kleine Hein. „Habt nur ein wenig Geduld; wir werden gleich dorthin gelangen, wo Ihr eine Einkehr halten könnt.“

Eine Zeitlang lief die Jolle die gewohnte rasche Fahrt. Die Augen des geschickten Fährmannes waren überall. Plötzlich ging ein leises Zittern durch die Jolle. Der kleine Hein warf die Ruder in die Höhe und rief:

„Haltet Euch fest! Wir laufen auf!“

Mit einem scharfen Ruck stand die Jolle angefesselt und der Fährmann sagte:

„Nun sind wir doch auf den Ausläufer des Sandes festgerathen. Habe es mir wohl gedacht, denn die Ebbe war schon zu weit weg. Wenn das Sand vollends trocken gelaufen ist, steigen wir aus und trotten

auf und ab, bis wir warm werden. Nach Mitternacht kommt dann allgemach die Fluth."

Wenn die Ebbe erst im Fallen ist, rennt sie mit rasender Eile davon. Franz von Bossel sah den fliehenden Wellen nach, gab seine Ungeduld auf jede Weise kund und machte endlich seinem Unmuthe in lauten Scheltworten Luft.

„Ueber geschehene Dinge soll man kein Wort verlieren!" entgegnete der kleine Hein, nachdem er dem Geschrei einige Zeit zugehört hatte. „Seht Ihr, wie der weiße Sand schon sichtbar an die Oberfläche tritt? In einer Viertelstunde ist er so weit heraus, daß wir bequem darauf hin und her gehen können. Wir wollen unterdessen irgend eine Zeitkürzung vornehmen."

„Was für eine Zeitkürzung soll das sein, wenn Ihr Nichts zu trinken habt und nicht zu spielen begehrt?" stieß Franz von Bossel heraus.

„Wir können uns einige Schnurren aus vergangenen Tagen erzählen, Herr von Bossel, und ich bin gewiß, wir finden in unsern Köpfen genug, um die müssige Zeit hinzubringen," sagte der kleine Hein, indem er die Jolle verließ. „Kommt heraus zu mir. Es taugt dem Fahrzeuge nichts, daß sich eine schwere Last darin befindet, wenn es auf dem Trockenen sitzt. Frisch über den Dolbord weg."

Franz von Bossel folgte der Weisung ziemlich verdrossen und sagte zu dem kleinen Hein, der in der wachsenden Dunkelheit wie ein ungewisser Schatten vor ihm stand:

„Was nun?"

„Mir fällt ein, Mann, daß ich Euch nicht eher an Bord ließ, bis Ihr mir gebeichtet, wer Ihr seid?"

„War ein Narr, daß ich es that."

„Ihr thatet es aber und Ihr habt ein Recht, mit mir zu schelten, daß ich Euch nicht die gleiche Höflichkeit erwiesen habe, was um so mehr ein Unrecht ist, als wir von Alters her Bekannte sind."

„Kann mich nicht auf Euch besinnen."

„Die Zeit ändert viel an dem Aeußern des Menschen, Herr, und an dem Innern thut er desgleichen. Hätte Euch auch nicht wieder gekannt, Franz von Bossel, wenn Ihr nicht Euern Namen genannt hättet. Aber nun ich diesen einmal weiß, sehe ich Euch trotz der Dunkelheit vor mir, wie Ihr leibt und lebt und vorzüglich, wie Ihr in Euren jungen Jahren aussaht, als Ihr Champagner trankt und für einen kurzen Walzer einen großen dänischen Speciesthaler auf den Musikantentisch warft."

„Was wißt Ihr von meiner Jugend?" rief Franz

von Bossel, der sich nicht gern an die Tage des früheren Ueberflusses erinnern ließ, verdrießlich.

„Ihr habt auch gewiß einmal den Drochters-Markt mitgemacht? He! Habt Ihr nicht?“ fragte der kleine Hein. „Mir ist es, als hätte ich Euch dort flüchtig gesehen, entweder auf der Landesherberge, oder sonst wo. Könnt Ihr nicht meinem schwachen Gedächtnisse zu Hülfe kommen?“

Franz von Bossel schwieg. Es war ein unbestimmtes Fürchten, das ihn ergriff, dem unbekannten Fährmanne gegenüber.

„Ich war um jene Zeit wohlbekannt in allen Theilen des Kehdinger Landes,“ fuhr der Letztere im höhnenden Tone fort. „Ueberall, wo es lustig herging, war ich zu finden, und wenn irgend eine schöne Dirne sich blicken ließ, lief ich hinter ihr her. Absonderlich war dort eine, wie Milch und Blut, die alle Köpfe verrückte. Sie war eines Käthners Tochter und hieß Metta Bomann.“

„Metta Bomann!“ wiederholte Franz von Bossel unwillkührlich, und Jener fuhr fort:

„Ihr habt sie auch gekannt? Es war der Mühe werth, sich um sie zu bemühen, und ich erinnere mich jetzt, daß Ihr es thatet. Sagt mir doch, Herr von

Bossel, ob Ihr nicht an jenen Drochters-Markt mit Vergnügen denkt?"

„Wer, zum Teufel, seid Ihr?" fragte Jener zurück, und das Grauen, welches ihn erfaßte, nahm mit jeder Secunde zu.

„Mit der Dirne tanzte es sich gut, und ihr Bräutigam, der albern genug war, seine Braut für sich allein haben zu wollen, war die einzige Unbequemlichkeit bei dem Spaße."

„Wer seid Ihr, Mensch?" rief Franz von Bossel, und seine Stimme zitterte.

„Einer, der mit dabei war!" entgegnete der kleine Hein, und fragte dann in einem Athem:

„Sagt mir, was Ihr dem Advokatenschreiber Willig dafür bezahltet, daß er den Hein Petersen an die holländischen Seelenverkäufer verschacherte?"

„Wer sagt, daß ich es that?" sprach Franz von Bossel, und seine Zähne schlugen im Fieberfrost aneinander.

„Ich!" rief der kleine Hein zurück, und seine Gestalt schien zu wachsen. „Ich! den Du in eine siebenjährige Sklaverei schicktest und der Dich der schwersten Verbrechen anklagt. Du hast ein junges, leichtsinniges Mädchen verderbt und sie dann in Noth und Elend verkommen lassen. Ihr Vater ist mit

einem Fluche auf den Lippen gestorben; der meinige ward von Haus und Hof vertrieben, weil er seinen Sohn wieder haben und das Brandmal des Verbrechens von ihm genommen wissen wollte. Zwei Familien hast Du aus ihrem Glücksstande gerissen und dem Verderben geopfert, um Deiner schandbaren Laster willen . . . ."

Franz von Bossel war wie vom Donner gerührt. Er hatte jeden Halt verloren und stieß nur ein dumpfes Geheul aus.

„Sie sind mit Verwünschungen auf den Lippen hinüber gegangen, die Dich wie böse Geister verfolgen. Und ich, der Einzige, der noch übrig ist, stehe vor Dir, um mein Recht von Dir zu nehmen. Mache Dich bereit."

Ein blanke Waffe blitzte in der Hand des kleinen Hein.

„Rühre mich nicht an!" kreischte Franz von Bossel abwehrend.

„Was kannst Du zahlen, um die große, ungeheuere Schuld zu decken, die ich bei Dir stehen habe? Nichts als ein verkommenes, verdorbenes Leben, das Jedermann mit Ekel erfüllt. Du mußt mich einen großmüthigen Gläubiger nennen, wenn ich damit zufrieden bin. Aber was Du hast, das will ich nehmen und keine Secunde länger darauf warten."

Wie ein Tiger stürzte sich der kleine Hein auf den Todfeind, den in diesem gräßlichen Augenblicke die Kraft der Verzweiflung ergriff.

Mit beiden Händen hielten sich der kleine Hein und Franz von Bossel gegenseitig umschlungen, Auge in Auge sich anstarrend.

Ein Zischen und Brausen erhob sich in der Luft. Erst von fern her, dann immer lauter und näher, das Wuthgeheul der beiden Kämpfer verschlingend. Es war die Fluth, die in ihrem gewaltigen Gange, von einer Nordwestbö getrieben, in die Wedeler Bucht hineinrauschte.

Grau dämmerte der Morgen herauf und warf sein blasses Licht über den von der letzten Bö noch erregten Strom. Der kleine Hein landete mit seiner Jolle dicht vor seinem Hause und schob sie hoch auf den Strand. Er warf einen Blick rückwärts den Weg, den er gekommen war, und sprach vor sich hin:

„Es war sein Recht und das meinige. Die Menschen strafen keine Verbrechen, wie er sie beging, darum habe ich das Richteramt an ihm vollzogen. Nicht aus dem Hinterhalt griff ich ihn an. Mann gegen Mann trat ich ihm gegenüber. Er hätte mich todtschlagen können, wie ich ihn todtschlug. Der Kampf hat für mich entschieden. Das ist ein Gottesurtheil."

Langsam ging er dem Hause zu. Er betrat seine Kammer, die er den Tag über nicht mehr verließ. Maja, die von seiner Heimkehr durch den Knecht unterrichtet wurde, erwartete ihn vergebens.

Am andern Morgen trat er in die große Stube ein, die zur gemeinschaftlichen Wohnung diente. Er sah blaß, überwacht, niedergeschlagen aus. Maja, eingedenk der harten Worte, welche sie bei dem letzten Zusammentreffen von ihm vernahm, sah mit einiger Scheu zu ihm hinüber. Endlich bezwang sie ihre Furcht und, sich ihm nähernd, fragte sie, ob er einen Augenblick Zeit habe, um zu hören, was sie ihm mittheilen müsse.

„Was willst Du, Maja?“ fragte er mit ungewöhnlicher Sanftheit und hielt ihr die Hand hin; aber ehe sie dieselbe noch ergreifen konnte, zog er sie zurück und sagte:

„Was willst Du mir sagen, Kind? Ich bin bereit, Alles zu hören.“

„Ein großes Leid habe ich Dir mitzutheilen,“ sprach sie und wehrte der Thränen nicht, die unaufhaltsam aus ihren Augen quollen. Sie konnte vor Wehmuth nicht sprechen und sah auf den Freund, als erwarte sie von ihm Trost und Beruhigung.

„Rede, Maja!“ rief der kleine Hein, den dieser

Zustand erschreckte. „Was ist geschehen, das Dich so sehr um Deine Fassung bringen konnte?“

„Es wird Dich auch treffen,“ sagte sie, ihn mitleidig anblickend, „denn Du hieltest den guten Jakobsen werth.“

„Jakobsen!“ rief er aufspringend. „Was ist mit ihm?“

„Das brasilianische Fieber hat ihn weggerafft. Frau Agathe hat es mir gemeldet. Die arme Frau! Ich muß zu ihr. Ich will sie trösten und mit ihr weinen. Nicht wahr, Du läßt mich zu der armen verlassenen Frau gehen?“

Er nickte stumm. Die Nachricht hatte ihn schmerzlich berührt.

„Da ist noch ein zweiter Brief. Er war in dem ersten eingeschlossen und ist von dem Steuermann des Schiffes. Die Adresse lautet an Dich.“

Sie hielt ihm den Brief, den der Geliebte im fernen Lande geschrieben hatte, mit einem vielsagenden Blicke hin. Er griff mit einer gewissen Hast nach demselben und schlug ihn auseinander.

In kurzen, gemessenen Worten kündigte der Steuermann Franz ihm den Tod des Capitains an und setzte hinzu, daß derselbe ihn beauftragt habe, dem Freunde seine letzten Grüße zu überbringen und Milde

und Verſöhnung von ihm zu erbitten. Und als er ſich dieſes Auftrages entledigt hatte, ſchloß er:

„Und nun geſtattet mir noch einige Wörte von meinetwegen. Habt Mitleid, Herr, mit dem jungen Leben, das an Eurer Seite trauert, und laßt die Aermſte nicht in ihrem Schmerz vergehen. Fühlt eine menſchliche Regung in Euch zu meinem Gunſten, der ich verurtheilt bin, die Sünde meines Vaters zu tragen, und laßt das Teſtament einer Unglücklichen, das ich in Maja's Hände niederlegte, mein Fürſprecher bei Euch ſein. Das traurige Ereigniß führt mich bald nach Europa zurück. Laßt mich von Euch das ſchöne Geſchenk der Verſöhnung empfangen; ich will es als das höchſte Kleinod in meinem Herzen aufbewahren."

Der kleine Hein ließ die Hand, welche den Brief hielt, ſinken. Eine ernſte Trauer erfüllte ihn. Maja betrachtete ihn mit ängſtlicher Sorge und athmete erſt auf, als er endlich ein Zeichen gab, daß er aus tiefem Nachſinnen in die Gegenwart zurückkehre. Er ſah zu ihr auf und fragte nicht ohne Zittern, welches ſeine innere Bewegung kund gab:

„Maja, von welchem Teſtament iſt hier die Rede?"

„Es iſt ein verſiegeltes Blatt, welches mir anvertraut wurde," entgegnete ſie. „Ich ſollte es in Deine Hände niederlegen, wenn ich die rechte Stunde gekom-

men glaubte. Bisher wagte ich es nicht, aus Furcht, ich möchte das Gegentheil von dem hervorrufen, was ich beabsichtigte. Aber jetzt, meine ich, sei der Tag gekommen, der zum Frieden mahnt, und ich habe aus meinem innersten Herzen zu Gott gefleht, daß er es Licht werden lasse in Deinem Gemüth, damit der Haß aus ihm verschwinde und die Liebe voll und mächtig hervorbreche."

Mit diesen Worten legte sie ein versiegeltes Schreiben vor ihn nieder, und ihn sanft umarmend, sprach sie mit unterdrücktem Weinen:

„Das ist das letzte Wort einer Unglücklichen, welches an Dich gerichtet ist. Ich verlasse Dich jetzt, damit Du thust, was Dir Dein Herz gebietet. Denke auch an mich; an Deine Maja, die Dir über den Ocean folgte und ihr Geschick unauflöslich an das Deinige knüpfte. Mein Vater hat mich vertrauensvoll an Dein Herz gelegt und seine Rechte und Pflichten auf Dich übertragen. Seliger Geist, schaue herab auf uns und rühre diesen starren Sinn, damit er zu neuem Leben erwache."

Sie entfernte sich, indem sie einen letzten bittenden Blick auf ihn richtete.

Der kleine Hein hielt den Brief in der Hand, den Vater Hildebrand niederschrieb und den Metta Bomann

mit sterbender Hand unterzeichnete. Zögernd schlug er ihn auseinander und ließ den Blick darüber hingleiten. Aber die Buchstaben verschwammen in einander und er vermochte sie nicht zu entziffern.

„Ich ertrage es nicht länger!“ rief er endlich und sprang auf. „Hinaus muß ich in das Freie, damit dieser böse Geist, der sich meiner bemächtigte, weiche, und ich klar sehe und handle, wenn es möglich ist, daß Jemand klar sehen und handeln kann, dessen Gewissen ein Todtschlag belastet.“

Er verließ sein Haus und ging raschen Schrittes am Strande auf und ab. Als der Abend stark herein zu dämmern begann, kehrte er von seiner Wanderung zurück. Anscheinend ruhig trat er in die Stube, zündete ein Licht an und legte den Brief vor sich auf den Tisch.

Maja sah ihn kommen und beoachtete ihn mit großer Spannung. Sie sah, wie er den Brief las und welchen tiefen Eindruck derselbe auf ihn machte. Er legte ihn nieder und hob ihn wieder auf, um ihn noch einmal zu lesen; sie lauschte mit klopfendem Herzen, als er die Lippen bewegte und hörte, wie er vor sich hin sprach:

„Die Aermste! Sie hat viel verschuldet, aber

auch viel gebüßt. Ich bin nicht berufen, an ihr zu rächen, was schon in jener Nacht bestraft ist . . ."

Er unterbrach sich. Maja konnte sich eines Schauers nicht erwehren, als der kleine Hein bei diesen Worten um sich blickte und ein unheimlicher Zug sein Gesicht furchtbar entstellte. Nach einiger Zeit beschwichtigte sich der erste heftige Sturm und, den Brief aus der Hand legend, sagte er:

„Es ist vergeben und vergessen! Friede sei mit ihrer Asche!"

„Amen!" sprach Maja und sank still weinend vor ihm in die Kniee.

„Du hier, mein Kind?" fragte er überrascht, doch lag weder eine Härte, noch eine Bitterkeit in dem Ton seiner Stimme. „Laß mir die Hand frei, Maja!"

Aber sie hielt seine Rechte mit ihren beiden Händen und fuhr fort:

„Du vergiebst ihr und wirfst den Haß von Dir. So lasse den Frieden überall seine Einkehr halten. Ich bitte Dich, wie ich nur bitten kann, und Du wirst mich verstehen."

„Ich verstehe Dich," entgegnete er leise. „Das Unrecht ist gesühnt. Ich will nicht auf den Sohn vererben, was der Vater verschuldete und büßte."

„Dank! Dank aus der Fülle meines Herzens!"

rief ſie und drückte die Hand des väterlichen Freundes an ihre Lippen.

Er machte ſich ſanft von ihr los und ſagte mit rührender Zärtlichkeit:

„Geh', mein liebes Kind! Du haſt den Geiſt Deines Vaters angerufen und ich habe ſeine Nähe gefühlt. Nein, Kind. Du ſollſt nicht länger weinen; ich will Dir Sonnenſchein geben. Der nächſte Frühling ſoll ihn Dir bringen; bis dahin harre und hoffe."

Maja jubelte und wollte die Hand des jetzt ſo mild geſinnten Freundes an ihr ſtürmiſch klopfendes Herz drücken. Er entzog ihr dieſelbe und ſprach:

„Geh', liebe Maja, und laſſe mich allein. Ich bedarf der Einſamkeit in dieſer Stunde."

Sie ging, ohne noch ein Wort zu entgegnen, einen Himmel voll Liebe in der Bruſt.

Der kleine Hein folgte ihr mit den Augen:

„Sie ſoll die Hand nicht berühren, die Blut vergoſſen hat. Ich übte mein Recht, als ich den Mann erſchlug, der mir den Vater und die Geliebte tödtete und mein ganzes irdiſches Glück vernichtete. Aber ſie ſoll nicht davon berührt werden in ihrer jugendlichen Reinheit. Ihr Glück will ich aufbauen und dann ſoll auch mein Geſchick entſchieden werden. Ich will für mich das Recht fordern, das mir gebührt."

Das waren die letzten Worte, die an jenem Abend über seine Lippen kamen. Am nächsten Tage traf er Anstalten, daß Maja sobald als möglich nach Hamburg zur Frau Agathe reise, um sie in ihrem Kummer zu trösten.

Er blieb allein.

Der Winter kam in's Land; nicht nach und nach mit vereinzelten Schneeflocken und Nachtfrösten, sondern mit der Eile des Nordostwindes, der ihn auf seinen Flügeln trug. Auf der Elbe und in den vielen kleinen Häfen, die an ihren beiden Ufern liegen, herrschte eine ungewöhnliche Thätigkeit. Mehrere Fahrzeuge, die des raschen Wechsels nicht gewärtig gewesen waren, rüsteten sich, so schnell sie nur vermochten, ihren Bestimmungsort zu erreichen, um nicht an einem fremden Orte überwintern zu müssen. Schiffe aus See und Schiffe nach See schwammen an einander vorüber. Zu den ersteren gehörte ein Dreimaster unter hannoverscher Flagge, der von Rio de Janeiro kam und mit dem Wimpel vom großen Topp und mit leicht gerefften Marssegeln an Cuxhafen vorübersteuerte.

Schon häuften sich die Eisschollen in dem Strome und es bedurfte die ganze Vorsicht des Lootsen, um ungefährdet an denselben vorüber zu kommen. Anfangs,

als das Schiff mit der Fluth einsegelte, schien die Gefahr nicht bedeutend; aber als es über Brunsbüttel hinaus war und die Ebbe ihm entgegen kam, schob sich das in dem Strome schwimmende Eis übereinander und thürmte sich hier und da zu einzelnen schwimmenden Inseln empor.

„Dort liegt die Bösch!“ sagte der Admiralitätslootse, „und ich verlasse Euch nun, Capitain. Da kommt in dem Boote der Mann, der mich ablöst. Ob Ihr nicht besser gethan hättet, meinem Rathe zu folgen und in Cuxhafen einzulaufen, will ich nicht behaupten; aber wenn das Wetter bleibt, wie es ist, möchte es Euch doch anzurathen sein, in Glückstadt eine Zuflucht für den Winter zu suchen, statt auf dem Strome zu havariren.“

„Ich muß an die Stadt!“ entgegnete der Capitain entschieden und der Lootse sagte, indem er sich verabschiedete:

„Jedermann ist Herr seines Willens, Capitain. Wünsche Euch eine behaltene Reise.“

Er übergab das Commando des Schiffes seinem Nachfolger und fuhr dem Lande zu. Der neue Lootse war ein schweigsamer Mann, der sich an das Steuer stellte und seine Befehle gab. Als das Schiff an

Glückstadt vorüber segelte, war der Strom ziemlich rein vom Eise. Die Bahn lag frei und der Capitain rief: „Bringt Ihr mich heute Abend noch an die Stadt, zahle ich Euch zehn Thaler aus meiner Tasche."

Der Lootse nickte, und da der Wind etwas von seiner Heftigkeit nachließ, befahl er, das Reff aus den Marssegeln zu nehmen und das große Bramsegel beizusetzen.

Um diese Zeit war es, als der kleine Hein, auf einer seiner Wanderungen begriffen, in dem Krug von Schulau einkehrte und von den Anwesenden als ein guter Bekannter begrüßt wurde. Der Eingetretene war seit Kurzem ein schweigsamer Mann geworden, und nur wenn er gefragt wurde, gab er kurze Antwort. Er setzte sich mit seinem Kruge in die eine Ecke der großen Stube und, den Kopf in die Hand stützend, überließ er sich seinen Gedanken.

Kopfschüttelnd sah einer der Gäste nach ihm hin und sagte zu seinem Nachbar:

„Muß etwas mit dem Manne vorgegangen sein, was er nicht verwinden kann. Man kennt ihn gar nicht wieder."

„Das kommt vom Verdruß, Nachbar," lautete die Antwort. „Die Gemeinde wählte ihn aus, um ihn an die Spitze der Leute zu stellen, die gegen die Strom-

piraten ausziehen ſollten, und als es im beſten Gange war, kündigte man ihm den Dienſt und Jeder ging den Weg, der ihm paßte. So etwas vergißt ein Kerl nicht, der etwas auf ſich hält, und darum iſt er immer maulfaul, wenn er hier oder anderswo hinkommt. Ob ich ihn anrede?“

Während die Beiden noch mit einander beriethen, lenkte ſich die Aufmerkſamkeit auf einen anderen Gaſt, der am Fenſter ſaß und ein Zeitungsblatt in der Hand hielt. Ein ſolches verirrte ſich nur ſelten hierher, und das Datum zeigte an, daß es nicht den neueſten Tagen angehörte. Der leſende Gaſt unterbrach ſeine Arbeit, die nicht ganz leicht von Statten ging, und fragte:

„Kennt Einer von Euch einen Franz von Boſſel aus Neuhaus?“

Bei dieſem Namen fuhr der kleine Hein aus ſeinem Nachſinnen auf und ſtarrte den Sprecher an.

Ein allgemeines „Nein!“ war die Antwort auf dieſe Frage und Einer ſetzte hinzu:

„Warum fragt Ihr das?“

„Weil ich den Kerl hier in der Zeitung finde!“

„Ihr ſeid nicht klug. Wie kann man in einer Zeitung einen Menſchen finden?“

„Verſteht mich, Nachbar! Nicht ſo eigentlich von

Fleisch und Blut, sondern wie der Herr Schulmeister in Wedel sagt: sinnbildlich. Ich habe ihn hier schwarz auf weiß. Es ist eine schnakische Geschichte."

„Dann gebt sie uns zum Besten!" sagten Mehrere. „Man hört ohnedies wenig oder nichts und bringt dann doch Etwas nach Hause."

„Erzählen läßt es sich eigentlich nicht, aber wenn Ihr wollt, lese ich es Euch vor, wie es hier steht, bis auf den letzten Buchstaben ganz und gar."

„Thut das, Mann. Ihr seid ja nun einmal der Gelehrte hier in der Gemeinde. Und wenn es sein kann, frisch von der Leber weg, nicht so wie neulich, als Ihr über ein halbes Dutzend Worten stolpertet und nicht wieder auf die Beine kommen konntet. Es war ein hartes Stück Arbeit."

Das Volk lachte und der Vorleser, um allen weiteren Erörterungen vorzubeugen, rief:

„Kund und zu wissen . . . ."

„Steht das da auf dem Blatte, Mann?"

„Nein! Aber ich rufe es Euch zu, weil ich Euch kund und zu wissen thun will, was das Grevengericht des alten Landes hierher geschrieben hat. Merkt nun auf."

Sämmtliche Anwesende folgten dieser Weisung; am gespanntesten aber lauschte der kleine Hein, der mit

vorgebeugtem Leibe daſtand, als ob er dem Leſenden die Worte von den Lippen nehmen wollte.

„Es iſt hier bei hoher Fluth in der Nähe der Twielenflether Mühle ein männlicher Leichnam angetrieben, der von einem Fiſcher gefunden worden iſt. Der Todte war mit einem Rocke bekleidet, der völlig zerſetzt und deſſen Farbe nicht mehr zu erkennen war. Bei der näheren Unterſuchung fand ſich, daß der Verunglückte mit einem dolchartigen Meſſer durchbohrt wurde. Der Stich war gerade durch das Herz gegangen. Bei dem gänzlichen Mangel irgend eines Kennzeichens, durch welches ſeine Perſönlichkeit hätte feſtgeſtellt werden können, wollte man den Leichnam in der Stille, wie einen Heimathloſen, beerdigen, als ein Landdragoner vortrat, und an Eidesſtatt bekräftigte, daß er in dem Todten einen Mann erkenne, den er ſeit einigen Tagen unausgeſetzt verfolge, um ihn wegen Schulden und mehrerer betrüglicher Unterſchleifen zur gefänglichen Haft zu bringen. Darnach wäre der Verunglückte der ehemalige Gutsbeſitzer Franz von Boſſel aus Neuhaus. Der Landdragoner verſicherte, denſelben ganz genau wieder zu kennen, ſo daß ein Irrthum nicht denkbar ſei. Er habe ihn ganz in der Nähe gehabt und nur durch einen Zufall ſei die Feſtnahme verhindert worden. Wie der Mann in den

Strom gekommen; ob er getödtet sei, oder ob ein Selbstmord vorliege, vermöge er nicht anzugeben. Er könne nur eidlich versichern, daß am Abend des Tages, da man ihm nahe auf der Ferse gewesen, plötzlich jede Spur von ihm verschwunden und er nicht wieder aufgefunden worden sei. Alle und Jede, welche über diesen Vorgang Etwas anzubringen haben, werden hiermit aufgefordert, sich ungesäumt vor dem Grevengericht einzufinden und sich vernehmen zu lassen, was sie über das Schicksal des verstorbenen Franz von Bossel aus Neuhaus zu sagen haben, weil die Vermuthung nahe liegt, daß hier ein Mord aus unbekannten Ursachen vorliegt, da man einem Bettler und Vagabonden gegenüber auf keinen Raubmord schließen darf."

Mit großer Aufmerksamkeit hatten die Anwesenden dem Vorleser zugehört. Nicht durch einen Laut war er unterbrochen worden. Als er nun aber das Blatt aus der Hand legte und die Zuhörerschaft aufforderte, ihre Meinung zu sagen, brach ein Strom von Worten auf ihn ein. Da wollte Jeder eine Meinung geltend machen, Jeder der Klügste sein und erklären, wie das nicht zu Erklärende sich in der Wirklichkeit begeben habe. Der Wirrwarr schien sich bis zur Unauflöslichkeit zu steigern, als es dem Wirthe gelang, die Ruhe theilweise herzustellen und zu sagen:

„Mit dem Schreien iſt es nicht gethan. Wir wollen unſere Meinung Einer nach dem Andern ſagen, und der kleine Hein ſoll uns zuerſt kund thun, was er von der Geſchichte denkt.“

„Das iſt recht. Redet, Herr Hein, und ſagt uns Euere Anſicht.“

Alle wandten ſich der Stelle zu, wo der kleine Hein noch kurz vorher, Jedermann ſichtbar, ſtand. Er war fort. Keiner hatte ſein Verſchwinden bemerkt.

Unheimlich wurden die Gäſte durch dieſen Vorgang berührt. Sie ſahen einander an und wußten es ſich nicht klar zu machen. Einer von ihnen flüſterte ſeinem nächſten Nachbar, mit dem er beſonders vertraut war, zu:

„Mir kam es vor, als ob der kleine Hein bei der Stelle: „Mit einem Meſſer mitten durch das Herz“ zuſammenfuhr und bleich im Geſicht ward . . .“

„Du biſt nicht klug!“ unterbrach ihn der Freund heftig. „Wie kann Dir nur ſolches Zeug in den Sinn kommen. Wenn das Jemand gehört hätte!“

„Schon gut. Es flog mir durch den Kopf und ſprang von der Zunge, ich weiß nicht wie. Komm' mit! Wir wollen nach Hauſe gehen.“

Die Beiden entfernten ſich. Andere folgten. Jeder fühlte ſich bedrückt; Keiner wußte warum; allein Alle

wurden von einer dunklen Empfindung gepeinigt, über welche sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten.

Der Dreimaster mit dem Wimpel vom großen Topp und der hannoverschen Flagge von der Gaffel hatte die Bucht von Wedel erreicht. Durch eine Aenderung des Windes schob sich das Eis hier so massenhaft zusammen, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Als der Abend hereinbrach, erhob sich der Ostwind stärker. Die Sterne funkelten hell und der Frost war im Zunehmer. Das Schiff befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Es lag nahe dem Lande, von einer schwimmenden Eismasse umgeben.

Der Capitain und der Lootse saßen sich in der Kajüte gegenüber, um zu berathen, ob es mit dem frühen Morgen nicht möglich sein sollte, sich noch mehr dem Strande zu nähern, wo man der Gefahr einer Strömung weniger ausgesetzt sei. Man wollte Menschenkräfte am Lande aufbieten, um dies zu bewirken und zugleich die werthvollen Theile der Ladung an das Land zu schaffen.

Es war das Schiff „Weltefreden," mit welchem der wackere Capitain Jakobsen nach Brasilien segelte und den jungen Franz von Bossel als Obersteuermann mitnahm. Als er in Rio de Janeiro der schweren

Krankheit, die ihn ergriff, unterliegen mußte, übertrug er die volle Gewalt diesem jungen Offizier und befahl ihm, das Schiff, sammt der bereit gehaltenen Ladung, nach Europa überzuführen und sich der Rhederei vorzustellen.

„Du befehligst den „Weltefreden", mein Junge," sagte Capitain Jakobsen. „Mache, daß Alle, die mit Dir zu thun haben, wohl zufrieden sind, wenn Du auf der Elbe vor Anker gehst."

Es war das letzte heitere Wort von den Lippen des Capitains, der seinen Scheidegruß in die Hände seines jungen Nachfolgers niederlegte und dann mit einem leisen „Fahre wohl!" die müden Augen schloß.

Obersteuermann Franz hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, das ihm anvertraute Schiff heim zu bringen. Jetzt saß er im Eise und es beschwerte sein Herz, daß er kurz vor dem Hafen scheitern, oder mit schwerer Havarie binnen kommen sollte.

„Das steht in Gottes Hand!" sagte der Lootse. „Für unser Gewissen reicht es aus, wenn wir bei der Verklarung beschwören können, daß wir unsere Schuldigkeit thaten. Aber noch ist nicht jede Hoffnung verloren, denn der Wind ist ein geschwinder Vogel, und ehe man es sich versieht, spielt er, wie der Holländer sagt, „Jonkheer Jan op de Neuß." Noch steht das Eis

nicht fest, sondern ist in einer schwankenden Bewegung. Nur hier in dieser Bucht hat es sich dicht aneinander gedrängt. Eine Regenbö aus Südwest macht uns in ein paar Stunden klar. Mir sah es in der Kimmung des Horizontes aus, als wolle das Wetter sich ändern. Warten wir den morgenden Tag ab."

Aber noch lag zwischen der gegenwärtigen Stunde und dem nächsten Morgen eine lange, dunkle Nacht, die manches Verhängnißvolle in ihrem Schooße barg. Der Capitain und sein Lootse waren noch in ihrer Unterredung begriffen, als sie auf dem Verdeck ein unruhiges Hin- und Herlaufen vernahmen. Der Untersteuermann trat ein und sagte:

„Mit Verlaub! Alles Volk ist auf den Beinen. Der Mann auf dem Utkiek will etwas Verdächtiges bemerkt haben. Es habe ausgesehen, als ob es zwei oder drei dunkle Gestalten wären, die von einer Eisscholle zur andern sprangen. Aber wie sollte es möglich sein, daß sich eine vernünftige Creatur auf diese gefährliche Bahn wagt?"

„Das sind die Elbpiraten!" rief der Lootse und erhob sich rasch. „Diesem Volke ist Alles möglich. Sie schrecken vor Nichts zurück und sehen vielleicht dieses Schiff schon als gute Prise an."

„Ist dem Unwesen noch kein Ende gemacht?"

fragte Franz verwundert, und der Lootse, schon auf dem Wege zu der Kajütstreppe, rief zurück:

„Die hundert blanken Pistolen sind noch zu verdienen. Vielleicht hat einer von Euern Leuten das Glück, die goldenen Vögel einzufangen. Ich muß einmal nach dem Rechten sehen."

Franz blieb allein. Die Erwähnung der Elbpiraten und die Vermuthung, daß sie sich in der Nähe seines Schiffes aufhielten, machten einen peinlichen Eindruck auf ihn. Es war nicht das Gefühl der Furcht, die der muthige junge Offizier nicht kannte. Es war auch nicht die unruhige Empfindung, die den Mann beherrscht, der einen Kampf mit einem unbekannten Gegner bestehen soll. Es war vielmehr das lastende Gefühl einer unheilvollen Ahnung, das um so mächtiger wirkt, als es wie ein dunkles Räthsel sich entgegen stellt. Der Führer des „Weltefreden" wollte in dieser Angelegenheit kein müssiger Zuschauer sein. Er bewaffnete sich und begab sich in möglichster Fassung zu den Seinigen auf das Verdeck.

Hier waren bereits mehrere Vorkehrungen getroffen. Außer dem Manne auf dem Udkiek hatten auch Andere die dunklen Schatten gesehen. Sie bewaffneten sich mit Handspaken und eisernen Hämmern. Der Bootsmann ließ aus altem Tauwerk und flüssigem

Pech Fackeln herstellen und die Sturmleitern wurden über den Fallreep gehängt, damit man schnell auf das Eis hinabsteigen könne, wenn die Gestalten, die seit einiger Zeit wieder unsichtbar wurden, sich auf's Neue blicken lassen sollten.

Die räthselhaften Erscheinungen, welche die ganze Mannschaft des „Weltefreden" in eine solche Aufregung versetzten, waren zwei lustige Gesellen, welche die Besatzung eines Evers ausmachten, der im Eise festgerathen war. Der Schiffer hatte noch zur guten Zeit Gelegenheit gefunden, das Land zu erreichen, und vertraute das Fahrzeug dem Knechte und dem Jungen zur Bewachung an. Als der große Dreimaster in ihre Nähe kam, erregte er ihre Neugier und sie fanden es lustig genug, einen Streifzug nach demselben zu unternehmen. Eine Schale voll heißen Wassers, mit der gehörigen Menge von Zucker und Rum gemischt, hatte ihren Muth mit jedem Zuge gesteigert, und der Junge meinte, es sei nicht genug, in der Nähe des Schiffes sich blicken zu lassen; man müsse auch dasselbe entern und der Mannschaft einen Schreck einjagen.

„Sie bilden sich dann ein, daß wir die Piraten sind, und fangen gottsjämmerlich an zu schreien," lachte der Junge hell auf. „Dann geben wir uns zu er-

kennen und spotten die Kerle aus, die sich vor uns fürchteten."

„Das thun wir!" sagte der Knecht, der den größten Theil des glühenden Getränkes in sich aufgenommen hatte. „Und wenn sie dastehen, wie begossene Hunde zur Zeit des Deckwaschens, sollen sie sich mit einer tüchtigen Nation lösen. Ein Volk, welches von so weit her kommt, hat stets einen guten Stoff am Bord."

„Hurrah!" rief der Junge und schwang sich über den Bord des Evers weg auf die schwankende Eisdecke. Sollen die Kerle einen Schreck kriegen, wenn ich durch das Galion zu Deck komme."

Schwerfälliger folgte der Knecht. Beide spähten nach dem Dreimaster, der erst, als sich ihr Auge an die Finsterniß gewöhnt hatte, ihnen sichtbar wurde. Aber mit jedem Schritte weiter verrauchte etwas von der flammenden Courage und diese sank ziemlich tief, als sie auf eine Eisscholle gelangten, die, schwächer als die übrigen, in ein bedenkliches Schwanken gerieth und unter ihren Füßen krachte.

Der kleine Hein verließ den Krug zu Schulau, nachdem er die Aufforderung verlesen hörte, die das Grevengericht des Alten Landes erlassen hatte. Seit der Stunde, da er sein Messer in die Brust des herabgekommenen Franz von Bossel stieß, um sich das

Recht zu nehmen, das man ihm weigerte, fand er nirgend eine bleibende Stätte. Die innere Unruhe jagte ihn von Ort zu Ort. Im Dämmerschein des Abends gewahrte er den Dreimaster vor sich, das einzige Seeschiff, welches weithin sichtbar war. Bei dem Anblick desselben kam eine gewisse Wehmuth über ihn. Es zog ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt zu demselben hin und mit klopfendem Herzen setzte er seinen Fuß auf die unter seinen Tritten sich beugende Eisdecke.

„Der Elbpirat kommt!“ sprach er vor sich hin und ein trübes Lächeln flog über sein Gesicht. „Fürchtet Euch nicht. Seitdem diese Hand sich in Blut tauchte, ist sie ohnmächtig geworden.“

Ein Schuß hallte über die eisige Fläche hin. Er ward am Bord des Schiffes abgefeuert. Der Untersteuermann, der diesen Schuß that, rief:

„Da laufen die Kerle! Ich habe sie verfehlt.“

Die Kugel flog zwischen dem Knecht und dem Jungen mitten durch. Das Sausen derselben hatte diese vollständig ernüchtert und, sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäufend, suchten sie so schnell als möglich zu entkommen.

Von dem Deck des Schiffes aus waren sie nicht mehr sichtbar.

„Wir müſſen das Geſindel einzufangen ſuchen!“ rief der Capitain, und die Leute, die nur auf ein ſolches Wort ihres Chefs gewartet hatten, nahmen daſſelbe mit Jubelgeſchrei auf. Die Sturmleitern abwärts ging es mit Waffen und ſprühenden Pechfackeln auf das Eis.

Der kleine Hein ging in gerader Richtung auf das Schiff los. Die Aenderung des Wetters, von welcher der Lootſe vorher geſprochen, trat bereits ein. Ein warmer Wind begann zu wehen. Leiſer Sprühregen rieſelte herab. Die Fackeln leuchteten unheimlich durch die feuchten Nebel und ziſchten, wenn die warmen Tropfen darauf niederfielen.

„Was bedeutet das?“ rief der kleine Hein, unwillkührlich ſeinen Schritt hemmend. „Wie feuerige Schlangen ziſcht es auf dem Eiſe hin und her! He! Hollah! Was kommt da gerade auf mich los?“

„Helft! Helft!“ ſchrieen der Knecht und ſein Junge wie aus Einem Munde, indem ſie an dem kleinen Hein vorüber ſtürmten. „Der Teufel iſt los und hinter uns her mit Pech und Schwefel. Verdammt iſt das Piratenſpielen!“

Weitweg waren ſie. Glücklich hatten ſie ſich dem

Arme ihrer Verfolger entzogen, die eine andere Richtung einschlugen.

Mehrere derselben waren bereits unverrichteter Sache an Bord zurückgekehrt.

Franz von Bossel konnte eine innere Unruhe nicht bezwingen. Er trat dem ihm untergebenen Offizier das Commando ab und sagte:

„Ich will selbst einmal nachsehen, wie es dort unten steht. Gebt mir eine Fackel! Was? Keine mehr? Dann geht es auch ohne diese."

Rasch, ehe es Jemand hindern konnte, war er über den Fallreep weg und rutschte die Sturmleiter hinunter.

„Hollah! Alle Mann hierher!" rief der zurückbleibende Offizier über Deck. „Schafft mehr Fackeln! Drei oder vier von Euch gehen dem Capitain nach."

„Hier sind Fackeln!" antwortete der Bootsmann, der aus dem Kabelgat zu Deck kam.

Die neuen Fackeln leuchteten und die Männer, die dem Capitain zu folgen bestimmt waren, enterten vom Fallreep auf das Eis.

„Haltet Euch steif und kommt allstunds wieder an Bord!" rief ihnen der Lootse nach. „Der Südwind frischt auf. Es ist Gefahr im Verzuge."

Die Davoneilenden hörten nicht. Sie forschten

eifrig nach der Spur ihres Führers und suchten seine Aufmerksamkeit durch ein weitklingendes Hollah Ahoi! zu erregen.

Der Capitain war ihnen weit voraus. Er eilte über die schwankenden Schollen weg und mußte manchen Spalt überspringen, manchen Block umgehen, der sich aus zusammen geschobenen Eisstücken gebildet hatte. Da hielt er mitten in seinem Laufe an. Vor ihm tauchte es auf; ein unbestimmtes Etwas .... er konnte es nicht unterscheiden.

„Wer da!“ rief es dem Capitain entgegen.

„Ein Mann!“ schallte es zurück. „Wenn Ihr zu dem Piratengesindel gehört, das den Strom unsicher macht, seht Euch vor. Ihr habt es mit keiner Memme zu thun.“

„Dann sind wir einander ebenbürtig!“ erklang es als Antwort. „Strengt Euere Augen an und Ihr werdet sehen, daß es ein einzelner Mann ist, der Euch gegenüber steht. Uns bleibt Raum und Zeit genug zum Schädel einschlagen. Wir können uns vorher mit Muße betrachten und sehen, ob wir einander gewachsen sind.“

Franz von Bossel folgte unwillkührlich der Aufforderung des Unbekannten, der seinen Weg gekreuzt hatte. Dieser nahm schnell das Wort und sagte:

„Tretet keinen Schritt weiter nach rechts, sonst fallt Ihr in eine offene Lume und seid verloren."

Er faßte die Hand des Capitains und zog ihn an sich, indem er sprach:

„Ich habe noch wenige Worte von Euch vernommen und doch klingt mir Euere Stimme bekannt."

„Habt Dank für Euere Warnung!" sagte der Capitain. „Es geht mir ebenso mit Euch. Und wenn man es nicht fürchten müßte, unter den Leuten, die auf diesen Wegen wandeln, einen Bekannten zu haben . . . ."

„Ihr seid auf einer Jagd nach den Piraten begriffen," sagte der Fremde. „Man sieht die Streiflichter Eurer Jagdgenossen überall. Da zieht, eine Feuergarbe auf uns heran! Hei! Wie die Funken stieben! Wollt Ihr Euere Gefährten nicht locken?"

„Was für ein Mensch seid Ihr?" fragte der Capitain, den der Klang dieser Stimme so wundersam berührte und der sie doch nirgends hinzubringen wußte.

„Ich will Euch locken helfen!" entgegnete der Fremde, der auf jene Frage nicht achtete. „Wollen versuchen, wie weit eines Mannes Stimme durch diese feuchten Nebel zu dringen vermag."

Er hielt die Hand an den Mund und rief mit mächtiger Stimme:

„Hollah Ahoi!“

Mit vorgestrecktem Kopfe horchten Beide. Nach einer Pause klang ein schwaches „Ahoi!“ zu ihnen herüber.

„Gehört haben sie uns, allein sehen werden sie uns schwerlich, da schon wir Beiden, die sich doch so nahe stehen, nur unsere dunklen Umrisse gewahren. Müssen ihnen ein sichtbares Zeichen geben.“

„Wie wollt Ihr das anfangen?“ fragte der Capitain, der gegen den Fremden stets auf seiner Hut war und ihn nicht aus den Augen ließ.

„Leute meines Gewerbes haben immer allerlei Hülfsmittel bei sich, waran Ihr Andern nicht denkt!“ war die ruhige Antwort. „Wollen sie nicht länger im Ungewissen lassen.“

Er zog Stahl und Stein aus der Tasche und nach einigen Schlägen war seine Zunderbüchse im vollen Glimmen. Er schwenkte sie hin und her, bis sie hell aufleuchtete, und brachte sie dann mit einem Gegenstande in Berührung, den er zwischen den Fingern hielt. Gleich darauf stieg eine Rakete hoch in die Luft.

„Hollah Ahoi!“ scholl nach einigen Secunden der Ruf der Matrosen, die während der Zeit um ein Beträchtliches näher gekommen waren.

„Halloi!“ rief der Fremde zurück und sagte darauf zu dem Capitain:

„Ihr seht, daß mein Mittel geholfen hat. In Kurzem werdet Ihr wieder bei den Eurigen sein. Und wenn Ihr guten Rath annehmen wollt, geht um Mitternacht nicht einsame Wege, wie diese. Sie sind gefährlich.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Capitain in einiger Erregung und suchte dem Fremden näher zu kommen. Dieser wich einen Schritt zurück und sagte:

„Einer, der Euch längst erkannte, Capitain von Bossel. Ihr steht auf einem gefährlichen Boden, Herr. Die offne Lume ist nahe. Hollah! Da sind Euere Fackelträger.“

Die sich nähernden Matrosen schwangen die Fackeln im Winde, damit sie heller aufleuchten sollten, und riefen:

„Capitain! Capitain!“

„Hier!“ rief Franz von Bossel zurück und sah sich von zweien seiner zuverlässigsten Matrosen erreicht, die ihre Freude durch ein lautes Hurrah zu erkennen gaben.

„Jetzt wollen wir uns näher betrachten,“ sagte Capitain von Bossel, indem er einem seiner Leute die Fackel entriß und auf den Fremden zutrat. „Laßt

ſehen, wer es iſt, der mich bei ſtockdunkler Nacht am Klange der Stimme erkannte und mich vor offnen Lumen warnte, die zu meinen Füßen liegen."

Er ſenkte die Fackel und das von unten auf ſtrahlende Licht fiel ſo, daß es das Angeſicht des Fremden grell beleuchtete.

„Allmächtiger Gott!" ſchrie Franz von Boſſel auf und warf die Fackel weit von ſich, die ſofort erloſch. „Hollah, Chriſtian! Deine Hand!"

Der gerufene Matroſe ſprang erſchrocken näher und hielt den ſchwankenden Capitain.

Am Bord des Schiffes, welches im Eiſe lag, wurden brennende Laternen an der Gaffel aufgezogen und gleich darauf niedergeholt. Es war dies das Signal, daß Alle unverzüglich an Bord zurückkehren ſollten.

Das Wetter, welches ſchon früher umgeſchlagen war, hatte ſich jetzt völlig geändert. Der Südwind brachte eine drückende Schwüle und endloſen Regen mit ſich. Er trieb das Eis nach dem Strande und in der Mitte der Bucht entſtanden mehrere offene Stellen.

„Capitain, wie ſollen wir an Bord kommen?" fragte der Matroſe Chriſtian.

„So oder ſo!" antwortete Franz von Boſſel und

wandte sich der Richtung zu, wo das Schiff lag, allein der Fremde hielt ihn zurück und sagte:

„Es ist zu spät und Ihr rennt nur dem gewissen Tode in die Arme. Mögen Jene sehen, wie sie fertig werden .. Ihr kommt mit mir."

Der Capitain widerstand und erst, als er sich überzeugt hatte, daß es unmöglich sei, an Bord zurück zu kehren, gab er nach.

Niedergebeugt von einer Entdeckung, die ihn tief erschütterte, getrennt von dem Schiffe, das seiner Sorge anvertraut war, und ergriffen von dem Gedanken, das Fahrzeug wenigstens jetzt nicht erreichen zu können, war Franz von Bossel kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten.

„Mir nach!" rief der Fremde und wendete sich dem Lande zu. „Wir haben jetzt eine sichere Bahn, denn alles Eis schiebt sich hier im Norden zusammen. Mir her den Rest der Fackel! Ich leuchte vor."

Die Wanderung begann.

Maja war für einige Zeit von Hamburg in das Haus ihres Pflegevaters zurückgekehrt. Der Südwind fegte durch den Schlot und der Regen schlug klirrend gegen die Fenster. Sie empfand ein banges Fürchten und ging in die Wohnstube hinab, wo die sorgende Magd ein helles Feuer angezündet hatte.

Da entstand auf dem Flur ein Geräusch und der Knecht Hanjochen trat gleich darauf ein mit den Worten:

„Besuch!“

Erwartungsvoll blickte Maja nach der Thür und gewahrte den kleinen Hein, der, von Regen triefend und barhäuptig, sich vor Frost schüttelte.

„Rühre mich nicht an!“ rief er ihr entgegen. „Regen und Wind haben mich arg zugerichtet und der letztere hat mir sogar meine Sturmkappe genommen. Gedulde Dich einen Augenblick und Du wirst einen Gast gewahren, den ich Dir mitbrachte. Nimm ihn freundlich auf, Maja, und heiße ihn willkommen. Bald wird er vor Dir erscheinen.“

Er ging in die Kammer, von deren Thür die Inschrift: „Jedem sein Recht!“ entfernt worden war. Maja befand sich in lebhafter Unruhe und sah den nächsten Augenblicken mit Herzklopfen entgegen. Als aber ein Mann auf der Schwelle erschien und mit wohlbekannter Stimme ihren Namen rief, schlug das Herz, das eben noch schwer bedrückte, fröhlich in der Brust und mit dem Ausrufe: „Franz! Lieber Franz!“ schloß sie den Geliebten in ihre Arme.

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war und man sich kurz das jüngst Erlebte mitgetheilt hatte, eilte Maja, dem Freunde einen bequemen Sitz am

Feuer zu bereiten und ihm Erfrischungen zu reichen Dann setzte sie sich zu ihm und ihre Freude sprach sich so unverhohlen aus; sie plauderte so unbefangen und heiter, daß die trübe Stimmung des Freundes allmählich schwand und Beide die Freude des Wiedersehens in ihrer schönsten Reinheit genossen.

Der kleine Hein stand seit längerer Zeit in dem Rahmen der Thür und hörte mit wehmüthig-ernster Stimmung das harmlose Geplauder an. Dann sagte er: „Guten Abend beisammen! Ihr habt schnell genaue Bekanntschaft mit Eurer Wirthin gemacht, Herr Gast."

Die Jungfrau erhob sich erröthend. Der kleine Hein sah sie freundlich an und sagte:

„Es ist spät und wir sind allesammt der Ruhe bedürftig. Geh', Maja! Wir sehen uns morgen frohen Herzens wieder. Ihr, Herr, könnt in dieser Stube bleiben und mir, bevor Ihr zur Ruhe geht, ein Wort vergönnen. Trennt Euch für kurze Stunden. Bald sollt Ihr für immer vereinigt sein."

Maja ging, nicht ohne sich in der Thür noch einmal nach dem Freunde umzusehen. Der kleine Hein blieb bei seinem Gaste zurück, schürte das Feuer an und sagte:

„Nicht ungenutzt soll unsere Begegnung vorüber

gehen. Ich habe das Teſtament Eurer Mutter empfangen und Alles vergeben und vergeſſen. Friede ſei mit ihr!“

„Amen!“ ſagte Franz. „Sie war ſehr unglücklich.“

„Und Friede ſei mit Euch!“ fuhr der kleine Hein fort, dem jungen Manne die Hand reichend. „Und nun laßt uns von Eurer und Maja's Zukunft reden.“

Franz von Boſſel hörte aufmerkſam zu, als der kleine Hein zu ihm ſprach.

Maja hatte ſich in die nordiſche Welt eingelebt, um der Freunde willen, welche ſie dort erwarb; nicht aber fand ſie Behagen an dem trüben Himmel, an dem Nebel und den ſtarren Wintern, die das Waſſer in Stein verwandeln. Sie hatte das Ungemach ſtill ertragen, ohne ein Wort der Klage. Nun war das Opfer von ihrer Seite nicht mehr nöthig. Das Vermögen der Jungfrau ſtand zur Verfügung bereit. Wenn mit dem kommenden Frühling die beiden jungen Leute für immer vereinigt würden, ſollte Franz mit ſeiner jungen Frau an Bord gehen und jenſeits des Oceans, befreit von allen Kümmerniſſen, ſich und dem Weibe ſeines Herzens eine neue Heimath gründen.

„Und dort werdet Ihr glücklich ſein!“ ſchloß der kleine Hein. „Ich habe Euch Alles ſorglich vorbereitet.

Ihr habt dort eine Gegenwart um Euch, die Euch nicht an die Vergangenheit erinnert."

„Wir werden das Glück finden," sagte Franz. „Aber Ihr? Was wird mit Euch?"

„Mir bleibt auf der Welt nur noch Eins zu thun," war die Antwort. „Das Recht, das man mir verweigerte, habe ich mir genommen. Nun ist es an mir, Andern ihr Recht zu geben, und das wird geschehen, wenn wir uns getrennt haben, um uns niemals wieder zu sehen. Doch es ist spät. Begebt Euch zur Ruhe! Morgen will ich Euch wecken."

Franz von Lassel gehorchte und warf sich auf das Lager, welches dem Kaminfeuer zunächst bereitet war. Als der erste Schimmer des Tages durch die Scheiben fiel, stand der kleine Hein vor ihm und sagte:

„Nehmt Euern Frühtrunk und dann rüstet Euch. Euere Leute erwarten Euch bereits. An Bord könnt Ihr nicht, denn die ganze Nordseite starrt von Eis. Aber die Südelbe ist frei bis eben an die Stadt und Euer Schiff, unter Führung des Lootsen, bereits im Aufsegeln begriffen. Mein Knecht wird Euch den Fußsteig zeigen, der nach Blankenese führt, wo Ihr leicht ein Fuhrwerk findet. Reiset glücklich!"

„Und Maja?"

„Sie schläft und träumt von ihrem Glücke. Verscheucht die lieblichen Bilder nicht durch einen bittern Abschied. In wenigen Tagen geht sie nach Hamburg zu ihrer Freundin Agathe ... dort werdet Ihr sie finden."

„Und Ihr?"

„Wir sehen uns an Euerm Hochzeitstage wieder. Nun geht! Es ist die höchste Zeit."

Er drängte den jungen Mann zu Thür hinaus und schloß dieselbe.

„Allein! Allein!" stöhnte er und wehrte den [illegible]

Der Winter war vorüber. Die Elbe war frei vom Eise und draußen sproßte und keimte das junge Leben in Wald und Feld. Franz von Bessel hatte den „Wettefreten" an Stelle des verstorbenen Capitains glücklich in die Elbe und an die Stadt gebracht. Mit dem Gelde, welches durch die Vorsorge des kleinen Hein ihm aus dem Vermögen seiner Braut zur Verfügung gestellt wurde, kaufte er sich einen Part in das Schiff und behielt das Commando desselben. Zugleich genehmigte die Rhederei, daß er in Rio de Janeiro seinen Wohnsitz nehme, und beauftragte ihn, ihre Geschäfte am dortigen Platze zu leiten. Die

neue Ausrüstung des „Weltefreden“ war beendet und die Ladung vollständig am Bord. Die Mannschaft erwartete ihren jugendlichen Führer. Dieser stand mit seiner schönen Braut am Altar. Einige Freunde des verstorbenen Jakobsen waren als Zeugen gegenwärtig. Der kleine Hein war erst kurz vor der Trauung in der Kirche erschienen und begleitete die Neuvermählten nach Hause.

Dem Ernste der Stunde entsprechend, die zugleich die Trennungsstunde von der bisherigen Heimath war, fand keine Festlichkeit Statt. Man bereitete Alles vor, um an Bord zu gehen, und der kleine Hein gab hier und da einige praktische Rathschläge.

Frau Agathe trat völlig reisefertig zu ihnen. Auf Maja's Staunen erwiederte sie:

„Ich gehe mit Euch. Was hält mich hier, wo mich Alles nur an den Verlust erinnert, den ich nie verschmerzen werde? Ihr werdet wohnen, wo die Asche meines einzigen Freundes ruht. Dort soll auch meine Heimath sein. Wollt Ihr sie mir versagen?“

Statt jeder Antwort umarmte Maja die Freundin. Als Franz zum Aufbruch mahnte, war der kleine Hein verschwunden. Er hatte sich und ihnen den Abschied ersparen wollen. Als aber das Schiff hart an dem Strande hinfuhr, wo das Ufer sich bei Flottbek ab-

wärts bis zum Spiegel des Stromes senkt, sahen sie ihn am Ufer stehen, ihnen mit dem Hut einen Abschiedsgruß winkend.

Der Knecht und die Magd in dem Hause des kleinen Hein saßen beisammen und schauten trübselig drein. Der Herr hatte ihnen den Dienst gekündigt und sie waren im Begriff, ein Haus zu verlassen, unter dessen Dach sie ihre Tage zu beschließen glaubten. Der Lohn, der ihnen zukam, lag in blankem Gelde aufgezählt auf dem Tische, allein sie achteten nicht darauf. Der Knecht schüttelte mit dem Kopfe, während die Magd lautweinend ihrem beschwerten Herzen Luft machte.

„Hollah, Ihr Beiden!“ rief der kleine Hein und deutete auf ein Papier, das er in seiner Hand hielt. „Ich habe mit Euch zu reden. Du, Hanjochen, wirst wohl Acht geben und es dann der Magd verdeutschen, so gut es gehen will.“

Der Knecht nickte zustimmend und der kleine Hein sagte:

„Ich habe Euch gekündigt, weil ich Eurer Dienste nicht mehr bedarf.“

„Machen es Andere besser?“ fragte der Knecht.

„Ich bedarf überhaupt keiner Dienste mehr ... von Niemandem. Ich bin im Begriff, eine weite

Reise anzutreten, von welcher ich nicht zurückkehre. Ihr aber seid alte Leute, die bei Fremden keine Unterkunft finden. Ihr dientet treu, darum ist es Euer Recht, daß ich für Euch sorge, jetzt, da Ihr alt und hülflos seid. Nimm dieses Papier, Hanjochen. Es steht darauf geschrieben, daß dieses Haus, sammt Allem, was dazu gehört, Dein Eigenthum ist, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Du die Magd hältst, wie Dich selbst, bis sie die Augen schließt. Darauf gieb mir die Hand und dann nimm dies Papier, das Dich zu meinem Erben macht."

Der Knecht wußte nicht, wie ihm geschah. Er leistete den Handschlag. Er nahm die ihm dargebotene Schrift, ohne zu wissen, was er that. Als ihm aber endlich die Erkenntniß kam und er nach dem Herrn rief, der ihn so reich beschenkte, war dieser nirgends zu finden.

Der kleine Hein befand sich auf dem Wege zu einem abgelegenen Häuschen, wo in diesem Augenblicke die bitterste Noth herrschte.

Es war das die Hütte des alten Fischers Drittau, der über die Elbe von Estebrügge her gekommen war, um sich im Holsteinischen niederzulassen, und den hier dasselbe Unglück verfolgte, wie in der Heimath. Es begann mit dem Zertreten der Kohlpflanzen und

endete damit, daß ihm im Herbststurm sein letztes Netz verloren ging. Er war von allen Widerwärtigkeiten beinahe stumpfsinnig geworden und hatte auf die Vorwürfe seiner Frau keine andere Antwort, als ein leises Kopfschütteln. Sie aber verlangte von ihm, daß er sich zusammen nehme und auf neue Erwerbsquellen denke, da es mit den alten nicht mehr recht gehe. Verhungern hätten sie auch im Haus verschen können und wenn er kein Brod in's Haus schaffe, gehe sie auf und davon und lasse ihn in seinem Elend sitzen.

Jochen Johns, sein alter Maat, trat ein und brach dem Zornesausbruch der Frau die Spitze ab, indem er zu Drittau sagte:

„Du sitzest nicht allein auf dem Trockenen. Was ich lange befürchtete, ist nun geschehen. Der alte Ever hat einen Leck bekommen und muß auf den Helgen. Was anfangen während der Zeit, das gezimmert wird und womit soll ich den Zimmermann bezahlen?"

Da gewann der alte Drittau die Sprache wieder und sagte mit großer Bitterkeit:

„Das ist Dir nur geschehen, weil ich den Fuß in Dein Fahrzeug setzte. Hättest Du mich nicht zum Maaten angenommen, wäre Dein Ever heil und ganz. Ich bin nun einmal das Unglück."

Frau Drittau, welche bei dem Eintritt des Jochen-John hinausgegangen war, trat athemlos mit dem Ausrufe wieder herein:

„Der kleine Hein!“

„Ihr habt Unglück, Ihr Zwei!“ sagte dieser im Eintreten. „Euer Ever ist leck und d'. Netze sind im Sturm verloren gegangen. Sonst war ich wohl im Stande, meinen Landsleuten mit einem Stücke Geld auszuhelfen; jetzt vermag ich es nicht mehr, denn ich bin arm, wie Ihr.“

Die Männer schwiegen, aber die Frau konnte ihrer Aufregung nicht Herr werden und sagte:

„Warum kommt Ihr denn? Klagen und achselzucken können wir allein.“

Ein mattes Lächeln glitt bei diesen Worten über das Gesicht des kleinen Hein; dann sagte er:

„Ich bin gekommen, Euch einen lohnenden Verdienst nachzuweisen. Ein Paar Stunden rudern, eine Strecke landeinwärts marschiren und Ihr bekommt soviel, als Ihr bedürft, Euch wieder aufzuhelfen.“

„Treibt keinen Spaß mit uns, Herr,“ sagte der alte Drittau grollend. „Das könnte ich nicht überwinden.“

„Ein Paar Hundert Mark und mehr können darauf gehen, ehe wir Alles wieder herstellen, wie es

gewesen ist. Wer zahlt das für ein paar Stunden Jollenführerarbeit?“ setzte Jochen-John hinzu.

„Ich bürge Euch dafür!“ antwortete der kleine Hein. „Wir nehmen meine Jolle und fahren stromab. Es ist Hochwasser. Bei der Twielenflether Mühle legen wir an und vor Abend ist Alles gethan.“

Er ging aus der Thür und gab ihnen einen Wink, ihm zu folgen. Schweigend gingen die Drei an den Strand.

Das Boot war nach wenigen Augenblicken in voller Fahrt. Während der Reise wurde kein Wort gewechselt. Als das Boot bei der Mühle von Twielenfleth landete, befahl der kleine Hein, dasselbe festzulegen und ihm zu folgen. Die Männer gehorchten und alle Drei gingen landeinwärts nach Stade zu. Als sie die Stadt betraten, stand der kleine Hein vor einem stattlichen Hause still und sagte:

„Dort wohnt der Stadtcommandant!“

Die Männer schwiegen, da sie nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Er fuhr fort:

„Ihr wißt, daß die Regierung, um dem Piratenwesen auf der Elbe ein Ende zu machen, Denjenigen eine Belohnung von hundert Pistolen zusicherte, welche die Piraten einliefern würden. Nun denn, geht dort hinein und sagt: der Mann, der ganz allein das

Handwerk des Piraten trieb und auf dem öden Sande den Franz von Bessel erschlug, um sein Recht zu nehmen, ist Niemand anders, als der Hein Petersen aus der Käthnerhütte zu Ritsch und wir bringen ihn Euch."

Entsetzt standen die beiden Männer und blickten mit Schrecken auf den Mann, der ihnen ein so furchtbares Geheimniß erschloß. Sie wagten nicht, Hand an ihn zu legen.

„Gehorcht, oder Ihr tretet das Gesetz mit Füßen!" rief er mit seiner martigen Stimme und blitzte sie mit seinen Augen an, daß es tief in ihr Inneres drang. „Ich gehe Euch voran und leichten Herzens gebe ich dem beleidigten Gesetze sein Recht, nachdem ich mir das meinige genommen."

Er schritt durch die Thür, welche in die Commandantur führte. Beide folgten mit Zagen. Die Thüren fielen hinter ihnen zu.

Das beleidigte Gesetz ward gesühnt.

Yv DR 523.

Binnen der rothen Tonne.

Novellenbuch der Vieren-Elbe.

Von

Heinrich Smidt.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Bibliothek Regis
Torelinensis

Das Kind des Feuerschiffs.

Das Schiff, welches aus See kommt, steuert an einer ganzen Reihe von Lichtern vorüber. Mittags hat es den brandrothen Felsen von Helgoland in der Richtung von seinem Backbords-Krahnbalken. Abends sieht man über den Spiegel weg sein silberfarbenes Licht. Nach diesem blitzt die Lampe des ersten Feuerschiffes vor ihm auf und hat es diese hinter sich, sieht es die des zweiten und die erleuchteten Kuppeln des großen und kleinen Feuerthurmes von Neuwerk. Und kaum ist das dritte Feuerschiff aufgesegelt, als auch schon die Strahlenkuppel des Leuchtthurms von Cuxhaven ihm entgegen blitzt.

Behaglich steuert es sich an allen diesen Lichtern in lauen Sommernächten vorüber. Aber anders ist es zur Herbsteszeit, wenn der Himmel sich grau überzieht, wenn sich am Morgen nicht die Robben auf dem weißen Rücken der Sande sonnen, wenn die Tummler, den nahen Sturm witternd, in überstürzen-

der Haſt aus der Tiefe tauchen und wieder verſchwinden. Es ſind die Tage, wo die Nordſee die weißgeränderten Wellen brandend und toſend über Vogelſand und Scharhörn ſendet, einer Schafheerde gleichend, deren Brüllen man eine Meile weit hört.

Der Dienſt auf den Feuerſchiffen iſt einförmich und beſchwerlich zugleich. Wenn irgend im Frühjahr das Waſſer offen iſt, müſſen ſie hinaus und dürfen nicht zurück, bis der ſcharf eintretende Winter einen längeren Aufenthalt geradezu unmöglich macht. Nur wenn einmal die Mannſchaft abgelöſt wird, oder man ihnen Proviant und Mundvorrath zuführt, iſt auf einen Verkehr mit der Außenwelt zu rechnen; ſonſt ſind ſie auf den engen Raum ihrer Deck- und ihrer Cajüten beſchränkt.

Eigenthümlich-ſeltſame Lage. Jahr aus, Jahr ein ſegeln, ohne Unterbrechung, Schiffe von allen Größen und Formen an ihnen vorüber: das beſcheidene Küſtenfahrzeug, welches nach der nächſten Frieſeninſel ſteuert, ſowie die Fregatte, welche ihren Cours nach der japaniſchen See ſetzt. Hunderte kommen aus der weiteſten Ferne und brauſen ſtromauf der lange entbehrten Heimath zu. Sie liegen feſt vor ihren Ankern. Man hat ſie feuerroth angeſtrichen, damit ſie weithin ſichtbar ſind. Die Flagge von der Gaffel,

die Lampe vom Topp, ihren Lichtglanz den Scheidenden als letzten Gruß nachſendend, den Kommenden ein leuchtender Empfang.

Der Commandant des Feuerſchiffs gebietet nur über einen kleinen Raum; aber er weiß ſich in ſeinem Anſehn ſo gut zu behaupten, als der Capitain eines Dreideckers. Der Steuerbord des Halbdecks iſt ſein alleiniger unbeſtrittener Platz. Seine Befehle ſind kurz und gemeſſen und erſt, wenn der Abend kommt, wo die Lampe nicht nur am großen Maſte, ſondern auch in der anheimelnden Kajüte ihr mildes Licht verbreitet, mag gegen Dieſen oder Jenen von der Beſatzung ein herablaſſender Ton angeſchlagen werden. Sonſt geht der Dienſt am Bord regelmäßig vor ſich, wie der Lauf einer Uhr, und jedes Abweichen von der vorgeſchriebenen Ordnung gilt für ein Verbrechen, denn die Fehler der Feuerſchiffe werden von den aus- und eingehenden Seglern gebüßt.

Am Bord des Feuerſchiffes Nummer Zwei, das zwiſchen der Bank von Scharhörn und der Inſel Neuwerk ſeinen Ankerplatz hat, war im Zwiſchendeck, wo ſich der Lampenraum befindet, gegen den Abend hin eine vorübergehende Bewegung. Der Lampenwärter Clemens, dem dieſer Theil des Dienſtes oblag, putzte die Spiegelſcheiben ſeiner Leuchte und der Leicht-

matrose, der zugleich die Geschäfte eines Kochs versah, schleppte die Oelkanne herbei. Die Mannschaft hatte ihm wegen seines Küchenamtes den Beinamen Löffel gegeben. Er nahm ihn gern hin, denn er wußte seinen Löffel zu handhaben und damit Jedem zuzutheilen, was er ihm gönnte.

„Werden brummen allesammt heute Abend!“ sagte Löffel, die Oelkanne hinreichend.

„Warum?“ fragte Clemens, ohne sich stören zu lassen. Er hieß bei dem Volke der Docht, weil er lang und dünne wie dieser war.

„Weil ich nur die halbe Ration aufschüsseln kann,“ sagte Löffel. „Der Proviant sollte schon gestern kommen und ist heute noch nicht da.“

„So kommt er morgen vielleicht!“ entgegnete Clemens gelassen.

„Vielleicht! — damit fülle ich keinen leeren Magen.“

„So stopfe damit Dein loses Maul!“ sagte Clemens rasch und setzte begütigend hinzu:

„Vielleicht giebt es auch ein paar rechtschaffene Böen und der Capitain accordirt ein Glas extra. Meinen Antheil will ich Dir gönnen. Habe mir ein halbes Pfund Zwieback gespart; das reicht. Hilf mir nun das Licht nach oben. Es ist die höchste Zeit.“

Die Geschäfte waren gethan. Die erwarteten

Böen waren nicht gekommen, aber das Extraglas hatte ſich gefunden und als es geleert war, flog ein raſch vorübergehendes Geläut über das Deck hin. Alles, was am Bord athmete, ſammelte ſich um den großen Maſt mit entblößtem Haupte. Der Capitain trat in die Mitte und ſprach, den Hut abnehmend:

„Allſtunds beginnt die Nacht,
Allſeits habt gute Wacht!
Dies iſt mein Gebet:
Laßt leuchten des Lichtes Schein,
So werden wir wohl behütet ſein.
Das walte Gott!“

Er bedeckte darauf ſein Haupt und rief mit heller Stimme:

„Zur Koje, wer keine Wache hat, und gute Rüſt!“

„Gute Wacht!“ entgegneten die Männer, welche nicht den Dienſt hatten, und krochen unter Deck.

„Gute Rüſt!“ riefen die Zurückbleibenden ihnen nach und Jeder derſelben trat an ſeinen Poſten.

Clemens ſah über die Schanzkleidung weg in den vorüberbrauſenden Strom. Die Fluth ſetzte mächtig ein und brachte ein leiſes Zittern durch das ganze Schiff hervor.

Löffel näherte ſich ihm und berührte ſeine Schulter mit dem Finger:

„Woran denkſt Du, Docht?“

Clemens wandte sich um und sagte gelassen:

„Solltest mich nicht bei meinem Spitznamen nennen. Ich bin älter als Du und es ist wider den Respect."

Der Leichtmatrose und Küchendespot zog sich betreten zurück. Clemens hielt ihn am Arm, indem er sagte:

„Weiß, daß Du Abends gerne ein paar Züge thust. Mit mir hat es nicht noth, und ich habe Dir meine Pfeife gestopft mit dem Reste, der noch übrig ist. Da! Nun will ich Dir Feuer schlagen."

„Clemens, Du bist der beste Kerl von der Welt!" platzte Löffel heraus. Aber die Pfeife hielt er fest.

„Da hast Du das Feuer. Meine Zunderbüchse hält noch gut aus. Und während Du rauchst, sollst Du auch wissen, woran ich vorhin dachte."

Sie setzten sich neben einander auf die Reserve-Rundhölzer und Clemens fuhr fort:

„Mein Gedanke ist die Anna. Bei Tage tanzt sie mir vor den Augen herum und des Nachts träumt mir, daß sie mit lachenden Augen in der Wiege liegt, wie ich sie das erste Mal sah. Ihre Mutter hieß auch Anna und war meine Liebste. Ich machte eine Reise nach Ostindien und wollte sie heirathen, wenn ich wieder kam. Unterdessen hatte ein Taugenichts sie verführt und in Schimpf und Schanden sitzen

laſſen. Sie hatte groß gethan mit dem vornehmen Liebſten, und darum wollte Keiner etwas von ihr wiſſen, nachdem ſie in's Elend gerathen war. Als ich nach Hauſe kam, lag ſie im Sterben und ließ mich um Gotteswillen bitten, ſie in ihrer Noth nicht zu verlaſſen. Ich ging hin und drückte ihr die Augen zu. „Stirb in Frieden, Anna!“ ſagte ich. „Und für die kleine Anna will ich ſorgen — als ein redlicher Kerl!“ Das Wort habe ich gehalten. Und weil ich nun vom Frühjahr ab, bis wir in die Winterlage gehen, hier draußen liege und das arme Kind Monate lang nicht ſehe, denke ich immer an ſie und wünſche ihr alles Wohlergehen und daß die Sünde der Mutter nicht auf das arme Kind falle.“

„So lange ich da bin,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während Löffel ſtarke Züge aus ſeiner Pfeife that, „ſoll es ihr an Nichts fehlen. Ich brauche wenig und alles Uebrige iſt für ſie, um ihrer Mutter willen. Aber wenn ich einmal von dannen muß . . .“

„Dann ſind noch Andere da!“ platzte Löffel heraus, indem er eine Dampfwolke von ſich blies.

Clemens ſah ihn an und ſagte: „Die Anna iſt wohl noch ein Kind und Du biſt auch noch ein halbgrüner Junge. Aber wenn Du mit der Zeit ein befahrner Mann geworden biſt . . .“

„Wie macht man es, um auf einem Feuerschiffe ein befahrner Mann zu werden?“ fragte Löffel, seine Pfeife ausklopfend, und Clemens, der Nichts darauf zu erwiedern wußte, sagte:

„Es ist kalt hier. Wir wollen decklängs unsern Trall machen. Und erst will ich sehen, ob die Lampe noch hell brennt.“

Die Nacht ging vorüber, ohne daß von der Anna wieder die Rede war; aber Beide hielten sich nahe zusammen.

Mit dem ersten Blinken des Tages, als die Lampen verlöschten, kam das Proviantboot in Sicht. Es ward mit lautem Jubel begrüßt und legte seitlängs, was bei der Dehnung, die von der See her einstand, seine Schwierigkeiten hatte. Alle Hände waren in voller Thätigkeit und der Mangel verkehrte sich in Ueberfluß. Man that die Arbeit unter Lachen und Singen. Als das Meiste geschehen war, ging der Steuermann des Bootes mit dem Capitain in die Kajüte, um über den Empfang quittiren zu lassen. Sein Maat flüsterte dem Löffel Etwas in's Ohr und dieser rieb sich vergnügt die Hände. Die Andern achteten nicht darauf, daß diese Beiden Etwas an Bord brachten, das sorgsam verhüllt war. Kaum war dies geschehen, als der Steuermann aus der Kajüte zurück

kam. Die Fangtaue wurden abgeworfen und das Proviantboot fuhr weiter.

Die Besatzung hielt sich für die Entbehrungen der letzten Tage schadlos. Jeder backte und schmorte in der Cambüse auf seine Weise und Löffel hatte gute Zeit. Darum schlich er in die Lampenkammer und sagte:

„Clemens! Das Boot hat auch für Dich Etwas mitgebracht. Soll es herein kommen?"

„Wenn Du es nicht bringst, glaube ich nicht, daß ich es zu sehen kriege!" sagte Clemens mit einem stillen Lächeln.

„Und ich glaube doch, daß es von selbst kommt," antwortete Löffel lachend und schlug in die Hände.

Ein kleines Mädchen sprang herein und flog dem Lampenwärter entgegen. Dieser riß die Augen weit auf und konnte vor Ueberraschung die Worte nicht finden. Aber die Freude brannte ihm im Gesicht und er drückte das kleine Geschöpf fest an sich.

Löffel war gegangen, um dem Lärmen zu steuern, der in der Cambüse überhand nahm. Als er zurück kam, winkte Clemens mit der Hand. Die Kleine war auf seinem Schooße eingeschlafen. Löffel setzte sich zu ihm und sagte leise:

„Frau Buschmann läßt Dich grüßen. Das Kind

hat nach Nichts verlangt, als nach Dir. Sie ist nicht zu beruhigen gewesen und der Doctor hat gesagt, sie würde krank, wenn man ihr nicht den Willen thäte. So ist es heimlich geschehen. Wenn das Boot von dem ersten Feuerschiff zurückkommt, wird es anlegen, um das Kind abzuholen."

Clemens drückte seinen Liebling bei diesen Worten unwillkührlich fester an sich. Davon erwachte Anna und sah ihn mit großen Augen an. Der alte und der junge Seemann wußten vor Verlegenheit und Freude nicht, was sie mit dem kleinen Geschöpfe, das sich nun vollends ermunterte, anfangen sollten.

Während unter Deck Alles eitel Sonnenschein war, nahm das Wetter oben eine drohende Gestalt an. Mit der wachsenden Fluth schralte der Wind und es ward dem heimsegelnden Proviantboote unmöglich, sein Versprechen zu halten. Es trieb weit im Lee nach der fasten Wall zu.

Der Sturm war im Anzuge. Er kam nicht nur aus der See her mit seinen Regen- und Hagelböen. Auch binnen der Planken des Feuerschiffes drohte er loszubrechen. Das Gerücht von der Anwesenheit des kleinen Mädchens war bereits auf dem Wege nach der Capitains-Kajüte und der alte Seemannsglaube, der

jeden Weiberrock am Bord für einen Unglücksraben hielt, war auf diesem Schiffe doppelt heimisch.

„Alle Mann auf Deck!“ klang es vom Steuer her mit mächtiger Stimme. Alle eilten in ungewöhnlicher Hast herbei. Zuletzt kam Clemens, die kleine Anna auf dem Arm, und sagte:

„Hier sind wir unser Zwei, wenn auch eigentlich Eins. Ein Kind, wie dieses da, ist noch kein Weib und sie wird uns kein Unheil bringen, wenn es auch schwer vor uns aufbraut. Soll ich sagen, wie es gekommen ist?“

„Weiß die Donnersgeschichte schon!“ brauſete der Capitain auf. „Aber fort muß der Weiberrock, ehe die Sonne untergeht.“

„Wollte, ich könnte mit ihr nach Neuwerk hinüberschwimmen. Es sollte alsbald geschehen.“

„Wenn Ihr nicht schwimmen könnt, mag sie es allein probiren!“ rief der Capitain, noch immer im hellen Zorn.

Da zuckte es in dem Gesicht des friedfertigen Clemens. Er reichte die Kleine dem Leichtmatrosen, der ihm nahe stand, und sagte, indem er die Mütze abnahm:

„Capitain, mit Vergunst, das ist meine Meinung. War einmal in Hamburg, da gab es in einer hölzer-

nen Bude einen Bären zu ſehen, der ſo geduldig war, daß die Jungens ihn ſchlugen und zerrten, ohne daß er ſich Etwas daraus machte. Dieſer Bär hatte ein Junges, das neben ihm ſchlief und das er mit ſeiner Zunge beleckte. Wenn aber Jemand ſich unterſtand, nur mit dem Finger auf das Junge zu zeigen, ſprang er auf und ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus. Mit Vergunſt, Capitain. Ich meine nur ſo, wenn Ihr eine Hand nach der kleinen Anna ausſtrecken wolltet."

Löffel hatte die Kleine unter Deck geflüchtet und ſie dem Anblick des Capitains entzogen. Dieſer war noch ſehr aufgebracht, aber der wachſende Sturm ließ ihm keine Zeit zum müſſigen Toben. Während der Nacht kam kein Schlaf in die Augen der Mannſchaft des Feuerſchiffes.

„Meine," ſagte der Matroſe, der Kabelgatmeiſter, Bootführer und Segelmacher in einer Perſon war, „daß im Lee Etwas an uns vorüber geflogen iſt. Es war dunkel, wie ein Nachtvogel, und zog nach der Scharhörner Baake zu. Könnte nicht ein Schiff . . .?"

Sein Maat, der aufmerkſam zuhörte, entgegnete leiſe:

„War mir auch ſo. Wette, daß bei'm nächſten Morgengrauen Etwas ſeſitzt, das nicht wieder loskommt.

Waren gestern drei oder vier Blankeneser Ever in Sicht und die wissen das immer abzupassen, wenn es irgendwo Etwas aufzufischen giebt. Aus einem geborstenen Schiffe fallen viele Dinge, die man brauchen kann."

„Siehst Du die Lämmer auf der Bank laufen?" fragte der Kabelgatmeister." „Was sie anrühren, muß brechen. Nicht zwei Planken bleiben auf einander.

In dieser Weise wurden die wenigen Pausen ausgefüllt, die der Dienst freiließ. Auf einem Feuerschiffe ist wohl darauf zu achten, daß es sich fest vor seinem Anker halte. Seine falsche Lage ist das Unglück Vieler.

Als der Morgen anbrach, sah man eine formlose Masse auf der Spitze von Scharhörn sitzen. Die Maste waren bereits über Bord geschlagen. Die Blankeneser Ever, die man gestern sah, waren abwärts getrieben; nirgend ein Boot zu entdecken. Der Capitain hatte durch sein Fernrohr gesehen und glaubte Menschen erkannt zu haben, die sich auf die Balken der Baake geflüchtet hatten.

Es hatte abgeweht, und für Männer, die mit der See vertraut sind, hatte das Wagniß, mit dem starken Boote sich in die Brandung zu werfen, kein großes Bedenken mehr. Das Mitleid und der Eigennutz

kämpfen bei solchen Gelegenheiten mit vereinten Kräften für eine Sache und überwinden leicht alle Schwierigkeiten.

Schon nach einer halben Stunde gelang es der vereinten Kraft, das Boot zu flotten und mit dem Rest der Tide hinüber zu schwimmen. Clemens war Allen voran und der Capitain rief ihnen lachend nach:

„Ihr werdet weit um Euch schauen, da der Docht so lang und stramm über Euch hinausragt."

Von einer mächtigen Welle ward das Boot ergriffen und schlug so schwer auf den Strand nieder, daß man glaubte, es werde in zwei Stücke auseinander bersten. Die nächste Welle hob es wieder, aber in der Zwischenzeit war Clemens auf festem Boden und strebte der Baake zu. Der Kabelgatmeister folgte ihm; die Andern blieben in dem Boote, um es klar zu halten.

„Menschen!" rief Clemens überlaut und bückte sich. Die Brandung war ihm auf der Ferse und spülte über ihn weg.

Ein Mann lag vor ihm mit zerschmettertem Schädel. Die See hatte ihn mit voller Gewalt gegen die schwere Holzlast geschleudert.

„Hier ist Nichts zu machen!" sagte der Kabelgatmeister. „Er muß gleich aus der Koje in die See

gefallen sein, denn er hat Nichts an sich, woran zu erkennen wäre, wohin er gehört. Die nächste Fluth wird ihn mitnehmen und untertauchen. Wir können ihn nicht begraben. Hier ist der Tod."

„Und hier ist das Leben!" rief Clemens erregt, der ein Stück höher hinaufgegangen war. „Da hängt ein Wesen an einem Querbalken. Ich wette, daß noch Leben darin ist. He! Hollah! Wie fest das hält in der Todesangst. Da! Ist beinahe noch ein Junge. Kalt und starr, aber es zuckt doch Leben darin. Gieb mir einen Tropfen Branntwein."

Vom Boote her wurde gerufen. Eine neue Bö war von ferne im Anzuge und es ward vom Feuerschiffe aus signalisirt, daß sie so schnell als möglich zurückkommen sollten.

Es geschah. Der Findling ward an Bord gebracht. Die Expedition hatte keine der von Manchen in der Stille gehegten Hoffnungen erfüllt.

Clemens nahm sich mit unermüdlicher Geduld des geretteten Knaben an:

„Der hat statt der Augen zwei glühende Kohlen im Kopf und seine Haare sind schwarz, wie das Pech in den Decksfugen. Muß weit her sein, der Knabe, und braucht vielleicht lange Zeit, um seine Heimath wieder zu finden. Oho! Er macht die Augen wieder

zu. Nun, ich will ihn in meine Koje legen und dem Löffel ſagen, daß er ein Bischen Warmes zur Hand hält, wenn der Junge wieder aufwacht. Vielleicht war der Mann mit dem geborſtenen Schädel ſein Vater. Gott tröſte die arme Waiſe."

Er deckte den Findling ſorgſam zu und ging dann zu dem Capitain, um ihm Alles mitzutheilen, was während der Fahrt nach der Bank von Scharhörn geſchehen war.

Erſt drei Tage war der gerettete Knabe am Bord und ſchon der Liebling Aller. Er that freundlich mit Jedem, aber am meiſten mit Clemens, dem er auf Schritt und Tritt folgte. Er empfand es, daß dieſer es war, der ihn einem gewiſſen Tode entriß.

Der Kabelgatmeiſter, der auch ſeinen Antheil an der Rettung haben wollte, ſagte nach dem dritten Tage, bei dem Beginn der Morgenwache:

„Das iſt nichts. Der Clemens hat ſchon einen Theilnehmer für ſeine Ration und füttert nun auch den zweiten. Drei Eſſer und ein Brod. Das iſt zu wenig Oel für einen ſo langen Docht."

„Wollen aus unſerer Kanne einen Zuſchuß geben," war die Antwort des Nächſtſtehenden, dem die Uebrigen beiſtimmten.

„Dies iſt meine Meinung," ſagte der Kabelgat-

meiſter. „Und da ich zugleich Bootführer und Segelmacher bin, ſo iſt dies die Meinung von Dreien. Aber es darf nicht von der Willkühr des Einzelnen abhängen, wo Jedermann ſagt, wie es ihm gerade einfällt: Heute will ich, aber morgen will ich nicht, ſondern es muß ein ſicheres Verbündniß ſein und darum ſetze ich feſt, das gefundene Kind ſoll das Kind des Feuerſchiffes ſein.“

Die Maatſchaft guckte den Meiſter des Kabelgats verwundert an und Löffel ſagte leichthin, wie ſein ganzes Matroſenwerk war:

„Habe wohl gehört, daß ein Vater viele Jungens hat, aber noch nie, daß ein Junge viele Väter hat. Wie ſoll ich mir das klar machen?“

„Ein Vater kann von ſeinen Jungens viel verlangen, wenn ſie groß werden, zum Dank für die Mühe, welche ſie ihm machten, als ſie klein waren, verſteht Ihr. Aber die vielen Väter, die ein Waiſenkind aus der See auffiſchen, üben ein Werk der Barmherzigkeit und ziehen es auf, wie einen Chriſtenmenſchen und geben ihm, was er braucht, bis er ſich ſelbſt helfen kann, und wenn wir es ſo machen, wird der Schwarzkopf ein Kind des Feuerſchiffes. Mir iſt es lieb, daß Ihr das aus meinem Sermen heraushörtet,

und ich will nur gleich hingehen und es dem Capitain klar machen.“

Die Rundjacke mit den drei Aemtern und den drei Stimmen wandte ſich der Kajüte zu und die übrigen Väter des Feuerſchiffes, in deren Köpfen es allmählich hell wurde, ſahen ihn mit unverhehltem Staunen nach.

Clemens der in ſeinem Lampenraume ſaß, wußte von dem Allen nichts. Er polirte ſeine Spiegelſcheiben und ſpielte mit den Kindern, die ſich überraſchend ſchnell zuſammen fanden. Die kleine Anna mit dem Flachshaar und durchſchimmernd wie eine Wachspuppe, lächelte den lebhaften Knaben verlegen an und betrachtete ihn aufmerkſam, wenn er zu reden anfing, wobei ſeine Augen funkelten wie Sterne in dunklen Nächten. Clemens ſchüttelte dann den Kopf und ſagte:

„Möchte wiſſen, welch' Geiſtes Kind er iſt. Jenſeits der Linie oder da ſo herum, denke ich, gehört er zu Hauſe. Man merkt es, wie er friert, und es iſt doch noch lange nicht Winter. Meine wollene Futterjacke thut ihm gut, wenn er auch nicht ſonderlich darin ausſieht. Hollah, Kinder! Was macht Ihr?“

Die kleine Anna hatte ſich von dem fremden Knaben losgeriſſen. Sie warf ſich in die Arme des Pflegevaters und ſagte:

„Anna lieb haben, Vater Clemens.“

„Habe Dich ja lieb!“ antwortete er, sie an sich drückend, aber weiter kam es nicht, denn der Knabe, der jeder Bewegung des Mädchens gefolgt war, klammerte sich jetzt fest an ihn und sagte:

„Clemens!“

Was er sonst noch sagte, verstand der freundliche Alte nicht. Er liebkoste den Knaben und sagte begütigend:

„Ja, ja, Jungchen! Ich will thun, was ich kann; wenn ich gleich sagen muß, daß zwei Pflegekinder für einen Junggesellen zu viel sind. Freut mich, daß Du schon so viel Deutsch gelernt hast, daß Du Clemens sagen kannst.“ „He! He! Wer poltert da auf der Treppe?“

Es war Löffel, der ihm die Ordre brachte, sofort auf das Deck zu kommen und den Knaben mitzubringen. Clemens gehorchte und fand seine Maaten versammelt, auf den Capitain schauend, der dem Clemens näher zu treten befahl.

„Haben einen Beschluß gefaßt, Alle mit einander!“ sagte der Meister des Halbdecks „und glauben, daß Ihr zuviel von der Disciplin versteht, um Euch dagegen aufzulehnen. Handelt sich um den Jungen da.“

Clemens zog den Knaben unwillkührlich an sich und horchte auf die weitern Mittheilungen der Kajüte.

„Ist eine Waise, die Gott weiß wo zu Hause gehört und sich wohl nie wieder dahin finden wird. Darum nehmen wir uns seiner an, verhoffend, daß es ein christliches Kind und kein Heide ist.“

„Hängt ihm ein Kreuz um den Hals!“ sagte Clemens. „Es ist braun und hat goldene Ränder. Sind auch Zeichen darauf, wie Buchstaben; kann sie aber nicht lesen.“

„Scheere mich nicht um Zeichen und Buchstaben, wenn es ausländische sind, „sagte der Capitain. „Dieser Junge da ist von der gegenwärtigen Stunde an das Kind des Feuerschiffes. Er soll im Sommer am Bord arbeiten und im Winter zu Cuxhafen in die Schule gehen. Jeder von uns zahlt seinen Antheil, und wenn der . . .“

„Ja, wie heißt er denn nur?“ fragte der Meister des Kabelgats mit seinen drei Stimmen und der Capitain nahm ihm das Wort aus dem Munde:

„Das ist gut bedacht und darum habe ich den Kalender mitgebracht. Nun ist es Euch bekannt, daß der Tag an welchem der Junge geborgen ward, ein Dienstag war, und daß dieser Dienstag auf den drei und zwanzigsten October fiel. In dem Kalender aber

hat jeder Tag ſeinen beſonderen Namen und dieſer drei und zwanzigſte heißt Sever."

„Sever!" wiederholte die geſammte Mannſchaft mit den willkührlichſten Betonungen.

Keiner merkte darauf, welche Veränderung mit dem Knaben vorging, als er dieſen Namen unerwartet ausſprechen hörte.

„Und weil der Tag nun Sever heiß, ſoll der Junge eben ſo heißen, wenn Ihr es zufrieden ſeid. Und da Ihr es zufrieden ſeid, weil ich es geſagt habe und Euer Capitain bin, nenne ich ihn Sever und Ihr thut es mir nach."

„Sever! Sever!" riefen Alle, und Clemens, der ſich den Uebrigen anſchloß, ſagte zu dem Jungen:

„Was haſt Du denn? Zerrſt mir ja die Jacke vom Leibe. Sei froh, daß Du einen Namen haſt und eine Heimath dazu, wenn ſie auch nur aus Holz und Eiſen beſteht und Bäume trägt, die keine Blätter haben."

Er zog den Knaben näher an ſich und fuhr bei dem Anblick deſſelben entſetzt zurück:

„Um Chriſti Wunden, was iſt das?"

Mit allen Zeichen der Angſt klammerte ſich der Findling an ſeinen Retter, der den Namen Sever, womit man ihn von allen Seiten anrief, nicht ohne Zittern

hören konnte. Er stellte sich im hohen Grade ungeberdig, stampfte mit den Füßen und seine Augen flammten. Dann aber senkte er sie demüthig, faltete die Hände und stieß in seiner Herzensangst Worte ohne Zahl hervor. Die ganze Mannschaft war auf das Aeußerste davon betroffen.

„Muthmaße, daß ein Stück von des Knaben Lebensgeschichte mit diesem Namen zusammen hängt," sagte Clemens nach einer Pause. „Mit Gunst, Capitain; von uns Beiden versteht Keiner die Sprache des Andern, und doch haben wir schon Manches mitsammen besprochen, wobei dann die kleine Anna das Beste thut. Wollen einmal versuchen, ob es wieder gelingen wird."

Ohne weitere Ordre abzuwarten holte Clemens seine Pflegetochter. Bei ihrem Anblick erhellte sich das verdüsterte Gesicht des Knaben. Sie bot ihm die Hand und sagte freundlich:

„Guten Abend, Sever."

Der Vater hatte sie so angelernt. Er riß unwillig die Hand zurück und schüttelte heftig mit dem Kopfe; dann zog er sie an sich, sah in ihre hellen Augen und deutete auf den alten Clemens, der über Alle hoch hinausragte. Anna nickte ihm freundlich zu. Das liebliche Kind verstand den Gespielen, den sie auf

dem offenen Strome fand, und sagte, ihm abermals die Hand reichend:

„Guten Abend, Clemens.“

Da ergriff dieser die Hand, hielt sie fest und jauchzte laut auf. Er drehte sich im Kreise und konnte sich in seiner ungebändigten Freude nicht fassen. Anna sah ihm lächelnd zu und sagte zu ihrem Pflegevater:

„Er will Clemens heißen, wie Du.“

„Ihr hört es!“ sagte dieser. „Und Ihr mögt glauben, daß ich nichts dazu that. Da er es aber einmal will, laßt es geschehen.“

„Clemens! Clemens!“ riefen die Väter des Feuerschiffes und der Täufling flog wie ein Spielball von einem Arm in den andern. Der Capitain aber schob den Kalender wieder in die Tasche und sagte ärgerlich:

„Der Kalenderschreiber lügt, daß ihm der Dampf zum Halse heraus strömt. Wenn er von schönem Wetter spricht, regnet es und vor seinen heidnischen Namen empört sich sogar das Blut der Unmündigen.“

Der Sohn lebte in Frieden mit seinen Vätern, die sich seiner annahmen und ihn zum Seewesen anlernten, soviel dies geschehen konnte auf einem Schiffe, das stets vor seinen Ankern reitet. Jung-Clemens lernte spielend und schwatzte ein halsbrechendes Ma-

trosendeutsch, das schwerlich außenbords dieses Schiffes von Vielen verstanden worden wäre.

Da kam ein längst erwarteter, halb furchtsam, halb sehnsüchtig erharrter Besuch an Bord, der allen diesen idyllischen Herrlichkeiten ein schnelles Ende machte. Als am Abend die Mannschaft unter Deck ging, wehte ein feuchter Südwest. Die Regenwolken hingen schwer herab und machten es fast unmöglich, die Lampe des zunächst liegenden Feuerschiffes zu erkennen. Und noch war Mitternacht nicht vorüber, als der Wind nach Nordosten umsetzte und die Regenwolken vor sich hertrieb, bis sie spurlos verschwanden und die Sterne funkelten. Als aber am Morgen die Decksglocke läutete und der Capitain das Gebet sprach, blitzte die Sonne den silbernen Reif an, der die Raaen und Spiehren überzogen hatte, und vermochte nicht, ihn von seinem Platze zu vertreiben.

Und von Stunde zu Stunde nahm die Kälte zu. Bald schwammen einzelne Eisstücke mit der Ebbe seewärts und kehrten mit der nächsten Fluth doppelt so lang und so breit zurück. Die einzeln schwimmende Scholle schob sich unter die zunächst liegende. Allmählich gestalteten sich einzelne Eishügel, die auf den schwankenden Wellen hin und her tanzten. Jedes Mal

warf die Ebbe ſie ſeewärts und jedes Mal kehrten ſie gefürchteter wieder.

Die höchſten Spitzen von Scharhörn und Vogelſand, welche die Ebbe ſtets bloßlegt, waren mit einem feſten Eiswall umgürtet. Wie eine Gletſcherwand ragten ſie in die tief herabhängenden Wolken hinein und hemmten die Ausſicht in die Ferne. Die Möwen umflatterten ihre Gipfel mit heiſerem Schrei und die Robben glitten an dem Fuß derſelben hin.

„Glaube, daß es keine Sünde wäre, allgemach dieſen Platz zu verlaſſen," ſagte Clemens, als er ſeine Finger anſah, die bei dem Poliren ſeiner Laterne erſtarrt waren. „Iſt mir eigentlich nicht um mich, ſondern um der armen Kinder wegen. Die Anna liegt den Tag über in der Koje und weint ſtill vor ſich hin und der Burſch da . . ."

Sein Blick fiel auf den Findling der Baak von Scharhörn, der allerdings einen ſeltſamen Anblick gewährte. Die Väter des Feuerſchiffes hatten ſeine Ausſtattung übernommen und da ſich kein kunſtfertiger Schneider am Bord befand, der die geſpendeten Gaben zweckmäßig verarbeiten konnte, war unter den Händen des Kabelgatmeiſters, der zugleich Segelmacher war, eine Garderobe entſtanden, die an Seltſamkeit ihres Gleichen ſuchte. Anfangs hatte ſich Jung-Clemens

geſträubt, dieſelbe anzulegen, aber die Nothwendigkeit zwang ihn, um ſich vor dem Erfrieren zu ſchützen. In einem Winkel zuſammen gekauert ſaß er da und ſchmiegte ſich feſt an den Leichtmatroſen Löffel, wenn dieſer ihm einen Wink gab und auf das Kohlenfeuer deutete, das auf dem Herde der Cambüſe glimmte.

„Es wird Zeit, daß wir binnen kommen, wenn ich dies Gewächs des Südens, das uns die See an Bord brachte, lebendig über den Deich bringen ſoll," ſagte der Lampenmeiſter und beugte ſich zu dem frierenden Knaben herab. Dieſer ſchlang ſeine Arme feſt um den Nacken des alten Freundes und ein unterdrücktes Schluchzen gab Kunde von dem ſchweren Leide, das der Findling im innerſten Herzen empfand.

Da entſtand eine lebhafte, wenn auch raſch vorübergehende Bewegung auf dem obern Deck und Clemens, den Knaben mit einigen ſchnell hingeworfenen Worten beruhigend, ſprang nach oben.

„Das Feuerſchiff Nummer Eins lichtet die Anker und geht binnen!" rief es ihm entgegen.

„Auch auf dem Lootsgaliot regt es ſich!" rief ein Anderer. „Wir kommen in die Winterlage."

„Kein Segler mehr draußen?" fragte Clemens beſorgt. „Wer jetzt noch hierher käme, ohne den Schutz unſerer Lampen; er wäre rettungslos verloren."

„Es ist Alles still, alter Maat. Wird nun Nacht hier draußen und wenn nicht irgend ein junger Wallfisch, oder ein Hai zwischen den Eisschollen sich einnistet, müssen die Tummler und Robben vor Langerweile umkommen!“ sagte der Kabelgatmeister. „Siehst Du den Capitain? Er schiebt sein Fernrohr zusammen und ich meine, wir werden gleich ein gewichtiges Wort aus seinem Munde hören.“

„Bist Du mit Deiner Arbeit fertig?“

„Alles vierkant. Und wenn wir binnen gelaufen sind, weiß ich Etwas, womit ich mir während des Winters meinen Extragrog verdiene.“

„Und womit willst Du das thun?“

„Mit dem Schneidern, alter Maat. Seitdem ich an dem Burschen mit den Gluthaugen mein Meisterstück machte, dünke ich mir Etwas in der Welt und wer weiß, ob ich nicht noch einmal nach Hamburg gerufen werde, um für die hochedlen Herren vom Rathe die Festwämmser zu machen.“

Beide Männer lachten hell auf und waren kaum im Stande, eine rasche Antwort zu ertheilen, als der Capitain mit lauter Stimme über das Deck rief:

„Alle Mann an die Ankerwinde!“

Das einförmige Klappern der Pallen schallte über

die See hin. Fuß um Fuß stieg der Anker aus der Tiefe empor.

„Steuerkraft im Schiffe!“ rief Clemens, der die Ruderpinne hielt, als der Anker aus dem Grunde war und das Schiff zu treiben anfing.

Alsbald waren fleißige Hände bereit, die große Breitfock beizusetzen und den Klüver zu hissen. Während dieser Arbeit waren das erste Feuerschiff und das Lootsgaliot heran gekommen und grüßten mit einem dreifachen Hurrah.

Die Grüße gingen von Deck zu Deck. Hüte und Mützen wurden geschwenkt und „Alt-Hamburg für immer!“ klang es aus halb heisern Kehlen.

„Das Lootsgaliot voran!“ rief es hier und dort. Das Geschwader der Drei setzte sich in Bewegung, bis sich weiter binnenwärts das letzte Feuerschiff als vierter anschloß.

Schon bei der Kugelbaak standen Menschen. Viele drängten sich an dem Fuße des Leuchtthurms von Cuxhafen und auf der Landungsbrücke wogte es von Neugierigen und Theilnehmenden hin und her. Hundert Hände waren bereit zu helfen und beizustehen. Hurrah und Hussah! Es ging mit Windeseile.

Und draußen war die Wüste. Eine weit ausgedehnte Wüste von Schnee und Eis. Darüber hin der

Eisvogel mit heiserem Gekrächz, darunter weg der Fische stumme Schaar bis hinab in die Tiefe. Aber was in dem Umkreis dieser Wüstenei während des lange dauernden Winters vorging, hat kein menschliches Auge erforscht. Thurmhoch bauten sich die Eisberge auf und schieden See und Land von einander.

In der Schenke zum Engelsmann, — die nun wohl längst verschollen ist — war es in der Gaststube gemüthlich zu hausen. Der Ofen glühte. Die Lichter brannten so hell, als lange dünne Talglichter nur immer brennen können, und der Theekessel auf dem Kohlenbecken im Winkel summte sein einförmiges Lied.

Hie kam mancherlei Volks zusammen. Solche, die hier zu Hause gehörten, und Solche, die von dem Winter überrascht wurden, und nun bis zum Frühjahr verweilen mußten. Der Wirth sprang hin und her, um die Wünsche seiner verschiedenen Gäste zu befriedigen, und behielt doch genug Zeit übrig, um mit Denjenigen, die er besonders begünstigte, ein Wort zu wechseln.

„Sollte es kaum Einer glauben, was in der Welt geschieht, und ist doch gewiß und wahrhaftig wahr," sagte er und schob einem Lieblingsgaste das dampfende Glas hin. „Ist denn ein Name ein so großes Ding? Und er kann ihn nicht leiden."

„Wer kann es nicht leiden? Was kann er nicht leiden und von Wem will er es nicht leiden?“ fragte der Gast. „Das sind drei Fragen, worauf Ihr die Antwort schuldig bleibt. Ihr seid eben so hölzern, als der Engelsmann, den Ihr als Wirthshausschild führt. Was sollen alle diese unnütz gesprochenen Worte bedeuten?“

Der fragende Gast war ein Advocatenschreiber, der auch das Tipfelchen auf dem J erklärt haben wollte. Der Wirth schob die Mütze hin und her, wie er zu thun pflegte, wenn ihm Etwas quer kam, und sagte:

„Habt Ihr es denn vergessen, daß die Mannschaft von dem Feuerschiffe Nummer Zwei einen Knaben auffischte, dem kein Mensch ein Wort versteht und der von weither sein muß? Habt Ihr nicht, so gut wie wir Alle, die Hände zusammen geschlagen, daß die Leute am Bord, die selbst nur das liebe Leben haben, den Jungen an Kindesstatt annahmen und ihn christlich erziehen wollen.“

„Nun, ist das nicht löblich, Engelsmann? Was habt Ihr dagegen?“

„Nichts, denn ich habe mich selbst breit schlagen lassen, das Logis umsonst zu geben, und für die Beköstigung bekomme ich so gut, wie gar nichts. Es ist nur um des lieben Christenthums willen,“ entgegnete

der Wirth. „Und als nun der Bube in die Schule tritt und ihn Alle anglotzen, wie ein südliches Wunderthier, das in unsern nordischen Winter hineinschneit, und der gute, fromme Mann, der Candidat Severin ihm die Hand giebt und ihm seinen Namen nennt, reißt der junge Unband sich los, wirft sich auf die Erde und schlägt mit Händen und Füßen um sich, daß Jedem angst und bange wird und Keiner sich an den Buben herantraut. Ist das auch Christenthum, Gevatter?"

Der Advocatenschreiber entgegnete Nichts. Ein anderer Gast, der zugehört hatte, rief über den Tisch weg:

„Hat es auch am Bord so gemacht, als sie ihn Sever taufen wollten, weil er an diesem Tage gefunden ward. Sever und Severin kommt auf Eins heraus. Muß also wohl mit diesem Namen für den Knaben eine absonderliche Bewandniß haben."

Diese letzte Bemerkung erregte die Aufmerksamkeit des Advocatenschreibers, der den Kopf mit der Hand stützte. Er gab sich das Ansehn, als denke er über etwas Schwieriges nach, nahm an dem Gespräch, welches sich nun rasch entwickelte, keinen Antheil und sah sich erst wieder in dem bekannten Kreise um, als der Candidat Severin eintrat und um des angeregten

Gegenstandes willen von allen Seiten bestürmt und um Auskunft gebeten ward.

„Ihr lieben Herren," entgegnete der Candidat, als er endlich zu Worte kam, vollends so arg ist es nicht, als Ihr es zu Eurer Ergötzlichkeit macht, und der Knabe wird auch wohl zu zügeln sein. Kann er den Namen Sever nicht leiden, folgere ich daraus, daß er von einem Menschen dieses Namens vieles Ueble erfahren haben mag, und es ist Christenpflicht, ihm diesen Namen wieder lieb zu machen, woran ich es meinerseits nicht fehlen lassen will. Bis zur Stunde heißt er Jung Clemens und Ihr, Herr Wirth Engelsmann — weil Ihr doch so heißen wollt — der Ihr des Knaben Hausvater seid, bekennt der Wahrheit gemäß, ob Ihr seit den acht Tagen, da jener Knabe bei Euch wohnt, einige Ueberlast von ihm habt?"

„Keine, als daß er über Kälte klagt und sich doch immer draußen umher treibt, wenn er dem langen Clemens zu begegnen meint. Ihm und der Anna. Nun, Gott behüte Beide."

„Der Clemens ist gewissermaßen der eigentliche Vater des Findlings," sagte der Candidat ausweichend. „Der lange Mensch hat dem Schiffbrüchigen das Leben gerettet und Dankbarkeit ist eine Tugend, die man in Ehren halten muß. Erlaubt mir,

Herr Nachbar, mit Euch, als einem belesenen Manne, ein Wort zu discuriren."

Diese Worte waren an den Advocatenschreiber gerichtet, der alsbald zurückte, worauf Beide in eine lebhafte Unterhaltung geriethen.

„Bene!" sagte der Candidat gegen den Schluß derselben." Es ist spät geworden und wird Zeit, daß wir uns zu Hause begeben. Mir ist es lieb, daß Ihr auf meine Intentionen eingeht und eine weitere Nachforschung anstellen wollt."

„Dazu wird es nöthig sein, sich des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten von Staats- und gelehrten Sachen zu bedienen. Auch könnte der Altonaer Reichspostreuter muthmaßlich einigen Beistand leisten. Es schwebt mir eine verwundersame Geschichte vor, worin ein Menschenraub und eine Vergiftung vorkamen. Mir erschien sie damals als ein interessanter Criminalfall und habe ich mir ein artiges Mährlein darüber zusammen gesetzt, was mein Principal, der Doctor utriusque juris ist, eine Phantasterei nannte, die allenfalls einem Poeten hingehen dürfe, einem gewissenhaften Schreiber aber nicht wohlanständig sei. So ließ ich denn die Geschichte fallen, will sie aber jetzt wieder aufnehmen. Correspondent und

Reichspostreuter! Wollen morgen weiter nachforschen. Habt Ihr es mit der Sprache überlegt?"

„Bin nicht im Klaren," sprach der Candidat, „dieweil mir von allen Sprachen der Welt nur etwas Latein oder Griechisch von Göttingen her haften geblieben ist. Bin aber einem alten Seemanne auf der Spur, der vielfach nach dem Süden gewesen ist und es bald herausbringen wird, ob es hispanische Laute sind, die ich zu vernehmen glaube, wenn der junge Clemens zu sprechen anfängt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, versteht Ihr. Morgen sage ich Euch ein Mehreres."

„Gute Nacht, Engelsmann!" rief der Advokatenschreiber dem Wirthe zu, der noch am Schenktische beschäftigt war. „Thut mir den Gefallen und macht es christlich, wenn Ihr die Rationen Derer verkürzt, die Euch bezahlen, damit Euch die Barmherzigkeit billiger zu stehen kommt."

In diesem Augenblicke trat ein Diener in die Schenkstube, der die Amtslivree trug. Er schrie nach dem Wirthe und als dieser sich zeigte, fragte er hochfahrend:

„Habt Ihr den Halbwilden noch bei Euch?"

„Von welchem Halbwilden sprecht Ihr?" fragte der Wirth kurzab, denn das Volk mit den Röcken von

zweierlei Tuch war nicht besonders gut angeschrieben bei den Seeleuten und bei Allen, die mit diesen in Verkehr standen.

„Nun, von wem anders, als von dem braunen Jungen, den die Leute von dem Feuerschiff gerettet und an Kindesstatt angenommen haben!“ fuhr Jener mit aufgeworfenen Lippen dazwischen. „Ist das ein Leben um so ein Stück herrenloses Gut.“

„Ihr sprecht ein frevelhaftes Wort mit lachendem Munde aus, Mann! sprach der Candidat Severin in verweisendem Tone. „Ist auch das fremde Kind durch ein großes Unglück der Seinigen beraubt worden, ist doch unser Aller Vater im Himmel auch der seinige, der die schützende Hand über ihn hält. Wenn aber dürftige Leute sich des noch Dürftigeren annehmen, damit er nicht hülflos am Wege umkomme, soll man dieses christliche Erbarmen nicht zum Gespötte machen und sich dadurch versündigen. Der Herr Amtmann, dem Ihr dient, ist ein billig denkender Herr und dürfte er keinem seiner Hausgenossen eine solche lose Rede ohne Rüge hingehen lassen. Weshalb fragt Ihr nach jenem Knaben?“

„Weil das ganze Amt versessen darauf ist, das Wunderthier zu sehen!“ sagte der Diener, ärgerlich über den erhaltenen Verweis. „Die Frau Amtmännin

ſchickt mich bei Nacht und Nebel fort mit dem Beſcheide an den Wirth zum Engelsmann, daß er morgen Abend um fünf Uhr mit dem Knaben im Amthauſe erſcheinen ſoll, um welche Stunde ſie ſich denſelben beſehen will."

„Ich werde dem Herrn Amtmann und der Frau Amtmännin gehorchen," ſagte der Wirth. „Und zugleich werde ich die Väter des Jungen von dieſem Befehl in Kenntniß ſetzen, damit ſie ſich alleſammt der Ehre freuen, die ihrem Schützling zu Theil wird. Beliebt dem Herrn Johann vielleicht ein Tropfen Warmes, um die Heimreiſe etwas annehmlicher zu machen, als es die Herreiſe war?"

„Auguſt heiße ich!" entgegnete der Livreeträger mit aufgeworfenen Lippen, leerte naſerümpfend das dargebotene Glas, ſetzte es vornehm aus der Hand und entfernte ſich mit den pomphaft ausgeſprochenen Worten:

„Punkt fünf Uhr!"

Der Candidat und der Advocatenſchreiber hatten ſich ſchon entfernt. Der Wirth zum Engelsmann ſah dem Diener achſelzuckend nach und ſagte, indem er die Thür ſchloß:

„Je vornehmer die Herrſchaft, die in der Kutſche ſitzt, je höher tragen die Pferde, welche ſie ziehen, die

Köpfe. Sieht der Kerl aus, als ob er die eiserne Elle verschluckt hätte, die sein Vater, der ein Schneider war, ihm als einziges Erbstück hinterließ. Soll froh sein, wenn er selbst mit keiner andern gemessen wird."

Und nach diesen ärgerlich herausgestoßenen Worten sprang die Thür in's Schloß.

In den Wohnzimmern des Herrn Amtmanns von Ritzebüttel versammelte man sich des folgenden Abends zur Theestunde zum gewohnten heitern Gespräch. Die Post hatte am Nachmittage neue Nachrichten aus Hamburg und Bremen gebracht. Die letzten Zeitungen lagen auf. Unter diesen befand sich sogar eine Nummer des Nürnbergischen Kriegs- und Friedenscouriers.

Die Blätter und die Briefe gingen von Hand zu Hand; der Inhalt derselben lief von Mund zu Mund. Der Herr Deichvoigt, welcher eben mit der Frau des Lootsen-Commandeurs einige Worte wechselte, meinte, da jetzt viele Schiffe in Cuxhaven überwinterten, die einen ungemeinen Verkehr veranlaßten, könnte man das liebe Ritzebüttel recht gut Klein-Hamburg nennen. Ein Capitain, der dies hörte, entgegnete rasch:

„Groß-Hamburg, Herr Deichvoigt. Zumal wenn

Alle, die darin auf- und abtraben, sich solcher Körperlänge erfreuen, als wir Beide."

„Und den Docht des Feuerschiffes nicht zu vergessen," sagte ein junger Steuermann, der zugleich ein Verwandter des Hauses war.

„Was bedeuten diese unklaren Worte?" fragte der Amtmann, indem er zu der Gruppe trat. Der junge Seemann gab eine Beschreibung des Lampenwärters Clemens von dem Feuerschiffe Nummer Zwei und der Amtmann entgegnete:

„Wohl bedacht! Um die fünfte Stunde haben wir den fremden Knaben herbestellen lassen und ich sehe, daß diese bereits lange vorüber ist."

Der Amtmann gab denjenigen seiner Gäste, denen die Angelegenheit fremd war, einen kurzen Ueberblick derselben und sagte dann zu seiner Gemahlin:

„Wie ist es, mein Schatz? Darf der fremde Knabe hereinkommen?"

„Ich habe nur auf diesen Wink gewartet," sagte die alte Dame, „und ihm vorerst einige Erfrischungen reichen lassen. August, bringe Er den jungen Menschen herein."

Bald darauf erschien Jung-Clemens an der Hand des Dieners. In dem Vorzimmer erblickte man den Wirth und den Lampenwärter des Feuerschiffes, die

ihren Pflegling auf diesem bedeutsamen Gang nicht verlassen wollten.

„Lasse Er den Knaben los!“ befahl der Amtmann dem Diener, und dieser stand nun mitten in dem hell erleuchteten Saal, neugierig von den Umstehenden begafft, die ihn eng einschlossen.

„Jung-Clemens ward abwechselnd blaß und roth. Er fühlte sich bedrückt in diesem Kreise und sah sich nach allen Seiten um, ob seine Begleiter ihm nicht bis hierher gefolgt waren. Die Amtmännin, die es bemerkte, winkte ihm mit der Hand, indem sie zu ihrer Nachbarin sagte:

„Der arme Junge! Man muß ihm entgegenkommen.“

Jung-Clemens machte keinen unvortheilhaften Eindruck. Der Kabelgatmeister und Segelmacher des Feuerschiffes hatte seine kleiderkünstlerischen Projecte aufgegeben und ein Schneider des Ortes aus dem Findling eine kleine, zierliche Rundjacke gemacht, die sich in der ungewohnten Tracht wohl zu benehmen wußte.

Während die Dame des Hauses es auf alle Art möglich zu machen suchte, den Knaben zu verstehen und seine Neugier durch einige hingeworfene französische Phrasen anzuregen, hielten die Umstehenden mit ihren Glossen nicht zurück. Jeder gab

seinen Theil dazu und Alle kamen darin überein, der Knabe sei mit einem Schiffe aus irgend einer der transatlantischen Colonieen gekommen und in diese traurige Lage gerathen. Die Herren brauchten ihren Witz nicht allzusehr anzustrengen, um auf diese Idee zu kommen, die auf der Hand lag, und waren nur noch im Zweifel, ob die Sprache, die er spreche, die spanische oder die portugiesische sei.

Eine junge Dame vom Hause, die sich auf einen Wink der Amtmännin entfernt hatte, kehrte jetzt mit einem verdeckten Teller zurück. Die Amtmännin nahm ihr denselben ab, entfernte die Hülle, und die dunkelrothen Apfelsinen, welche sichtbar wurden, machten einen lebhaften Eindruck auf Jung-Clemens. Er faßte einen der goldenen Aepfel, drückte ihn an seine Lippen, sah ihn durch Thränen lächelnd an und deutete dann unter den lebhaftesten Gebehrden mit der Hand in die Ferne, als wolle er sagen:

„Von dorther sind wir gekommen, ich und dieser Apfel."

„Da haben wir den Beweis von der Heimath des armen Kindes," sagte die Amtmännin, den Knaben, der nach dieser Erinnerung traurig geworden war, mitleidig anblickend. „Wie wird die Pflanze des Südens unter diesem nordischen Himmel gedeihen?"

Auf diese Bemerkungen folgten einige Antworten, die mehr oder minder unbedeutend waren, worauf der Amtmann sagte:

„Wir wollen den Knaben in das blaue Zimmer begleiten, wo seit dreien Tagen das schöne Bild hängt, welches ich einem meiner Gönner verdanke. Sehen wir, welchen Eindruck es auf ihn macht, Komm', mein Söhnchen, gieb mir Deine Hand."

Der Amtmann führte ihn. Die Anwesenden, die zum großen Theil das Bild bereits kannten, folgten in einiger Erregung.

Die eine Wand des blauen Zimmers war zum größten Theile mit einem landschaftlichen Gemälde bedeckt. Es war durch eine zweckmäßige Beleuchtung vorgesorgt, daß es in dem vortheilhaftesten Lichte erschien. Die Landschaft stellte eine tropische Gegend dar, in aller Pracht und Fülle strahlend, welche diese Wunderlande durchleuchtet.

Keiner der Anwesenden hatte das Bild bisher in dieser vortheilhaften Beleuchtung gesehen und ein allgemeines Ach! der Bewunderung strömte von allen Lippen. Jeder hatte mit sich selbst zu thun und achtete kaum auf den Knaben, für den diese Schaustellung eigentlich veranstaltet worden war. Dieser, den man ganz sich selbst überließ, war bei diesem Anblicke

wie geblendet. Anfangs ſtand er regungslos wie ein Steinbild, aber alsbald gewann der Körper Leben. Die Augen begannen zu leuchten. Seine Mienen drückten die lebhafteſte Ueberraſchung aus. Einzelne Töne rangen ſich von den Lippen und verlangend ſtreckte er ſeine Arme nach dem Bilde aus, als wollte er daſſelbe an ſeine Bruſt ziehen. Die Mehrzahl der Anweſenden blickte mit der innigſten Theilnahme auf den Knaben, unter dieſen die würdige Dame des Hauſes, welche die Erregtheit deſſelben begriff.

„Armes Kind!“ ſagte die Dame. „Mit ihm wiederholt ſich die Sage von dem Löwen in dem Käfig.“

„Eine Freundin, an welche dieſe Worte gerichtet wurden, ſah ſie fragend an. Jene fuhr fort:

„Ein reicher Herr hielt ſich in ſeinem Park manche Seltenheiten, unter andern auch einen koſtbaren Löwen, den eines ſeiner Schiffe aus Afrika herüber brachte. Man hatte dem königlichen Thiere einen ſtattlichen Käfig gebaut und es wurde mit aller nur denkbaren Sorgfalt abgewartet. Aber von dem erſten Augenblicke an lag das Thier theilnahmlos in einem Winkel. Es ſchien, als litte es an Heimweh und Nichts könne dieſe Erinnerung an die Wüſte in ihm tödten. Da gerieth der Herr des Löwen auf einen ſeltſamen Einfall. Er berieth ſich mit einem Maler, und nun

ward außerhalb der einen Kerkerwand eine große Decoration angebracht, welche die Wüste mit allen ihren Schauern und Schrecken darstellte. Der Wärter stachelte das Thier aus seiner trägen Ruhe auf und als es, über die erfahrene Schmach ergrimmend, sich in seinem Zorn erhob und das Bild gewahrte, war die Natur desselben mit einem Schlage verwandelt. Mit einem Gebrüll, das durch Mark und Bein drang, sprang der aus seiner Trägheit aufgestachelte König der Wüste gegen das Gitter, das er mit seinen Tatzen so grimmig schüttelte, daß man einen Augenblick glaubte, er werde es zertrümmern. Der Herr des Parkes hatte mit dem Bilde seinen Zweck erreicht: Er hatte den König der Wüste in all' seiner Pracht und Herrlichkeit gesehen."

Jung-Clemens, von dem Anblick des Bildes auf das Wunderbarste erregt, lachte und weinte in demselben Moment. Er lief von dem Einem zu dem Andern, deutete auf das Bild und sprach so laut und anhaltend, daß er die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zog. Aber es war Keiner unter den Anwesenden, der diese Sprache verstand, und wenn ab und zu eines der deutschen Worte, welche er bereits kannte, dazwischen klang, brachte dies eher eine größere Verwirrung hervor, als daß es zur Aufklärung beitrug.

Plötzlich blieb er mitten in dem Kreiſe ſtehen, der ſich um ihn gebildet hatte. Er regte kein Glied und ſah unverwandt auf das Bild, als fürchte er, dies werde in der nächſten Minute verſchwinden und er wolle ſich daſſelbe für immer einprägen. Dann aber ſchrie er auf, als ob ein Gedanke belebend durch ſeine junge Seele fuhr, und rannte an den Umſtehenden vorüber durch die Zimmer nach dem Hausflur.

„Was ficht den Knaben an?“ fragte der Amtmann verwundert, der ſich dieſe plötzliche Wendung nicht erklären konnte.

„Man muß ihm nachſetzen!“ ſagte ein Herr, der in ſeinem Beamteneifer ſogleich eine Ungeheuerlichkeit witterte, während die Dame vom Hauſe in wirklicher Beſorgniß ausrief:

„Sehe doch Jemand nach, wohin er gegangen iſt, damit ihm kein Schaden geſchieht.“

Aber der junge Flüchtling war ſchon wieder da. Auf dem Hausflur fand er die Männer, die ihn hierher brachten, in einiger Aufregung des Ausganges harrend. Auf dem Wirth zum Engelsmann nahm er keine beſondere Rückſicht, aber ſeinen Pflegevater und Lebensretter nahm er bei der Hand und winkte, ihm zu folgen. „Komm'! Komm'!“ rief er und alle

Gesichtsmuskeln waren in Bewegung. „Komm'! Komm'! — Heim! — Haus! — Komm'!"

„Geht nicht Jungchen!" sagte Vater Clemens, sich sträubend, und suchte sich von dem Findling los zu machen, der sich aber fest an ihn anklammerte. „Was soll ein schlichter Mann zwischen den vornehmen Leuten anfangen?"

Alle Einwendungen halfen nichts. Jung-Clemens sprach sein eintöniges „Komm'! Heim!" und führte den alten bewährten Freund Schritt um Schritt mit sich fort.

„Der Donnersjunge!" sagte der Lampenwärter vom Feuerschiff rückwärts gewendet zu dem Wirthe, der freiwillig nachsteuerte. „Er läßt nicht von mir ab. Ist wohl nicht oft ein Schiff so sehr wider seinen Willen durch das Bugsirboot von der Stelle gebracht worden, als ich."

Auf der Schwelle des blauen Zimmers erschien Jung-Clemens, den noch immer widerstrebenden Seemann an der Hand. Nahe hinter ihnen stand der Wirth zum Engelsmann, aber nicht steif und ungelenk wie sein Vorbild, sondern mit gekrümmtem Rücken und nach allen Seiten hin blinzelnd.

„Wer ist der Mann?" fragte es hier und dort

aber nur ein Achſelzucken folgte als Antwort. Der Amtmann trat ihm entgegen und fragte:

„Wer ſeid Ihr?“

„Nichts für ungut und mit Verlaub!“ entgegnete Vater Clemens mit einigem Zagen. „Ich bin nur der Lampenwärter vom Feuerſchiff Nummer Zwei, und der Donnersjunge da, der aber doch ein gar zu guter Burſche iſt, ſchleppte mich herein.“

„Seid Ihr es nicht geweſen, der den jungen Menſchen rettete?“

„Mit Verguniſt, Herr Amtmann, der Meiſter vom Kabelgat war auch dabei. Aber auf mich hält der Junge große Stücke und . . .“

„Es iſt ſchon gut!“ ſagte der Amtmann abbrechend. „Da Ihr mit Eurem Findling genauer bekannt ſeid, als wir, verſteht Ihr ihn auch beſſer und werdet errathen, was uns nicht möglich iſt. Er will Euch ein Bild zeigen.“

Auf einen Wink des Amtmanns trat die Geſellſchaft zurück und die Ausſicht auf das Bild wurde frei. Jung-Clemens deutete darauf hin und rief in vollſter Leidenſchaftlichkeit, indem er ſich an den alten Lampenwärter klammerte:

„Heim! Heim! Da!“

Vater Clemens ſuchte den Knaben zu beruhigen,

indem er ihm freundlich zusprach. Es hatte sich zwischen den Beiden eine eigene Sprache gebildet, zusammengesetzt aus einzelnen Worten und Geberden, die jedem Dritten unverständlich blieben, ihnen selbst aber bereits geläufig genug geworden war. Das blonde Annchen war es, die als zarte Lehrmeisterin zwischen ihnen stand, ohne daß sie es wußte. Jetzt hatten Beide ihr Herz gegen einander ausgeschüttet und der Alte sagte:

„Mit Vergunst vor dem Herrn Amtmann und vor den übrigen Herrschaften. Der junge Bursche ist da zu Hause, wo die Welt so aussieht, wie auf diesem Bilde. Ob seines Vaters Haus hinter dem Berge liegt, der da rechts steht, oder hinter den hohen Bäumen, die man hier links sieht, weiß ich nicht und er wird es wohl auch nicht wissen. Aber daheim ist er an diesen Orten und wenn der Herr Amtmann weiß, welche Gegend das Bild vorstellt, wissen wir auch gleich, wo die Heimath meines Pfleglings ist, die er selbst nicht zu nennen weiß."

„Nach diesen Worten blickten die Anwesenden auf den Amtmann und dieser sagte:

„Ich theilte der Gesellschaft schon mit, daß dieses Bild das Geschenk eines Freundes ist und einen Theil der Bucht von Rio de Janeiro vorstellt, wo-

ſelbſt dieſer Freund ſeinen Wohnſitz hat. Das Bild rührt von einem Maler her, welcher den Namen Henriquez de Caſtro führt . . ."

Bei dem Klange dieſes Namens flog ein Zug der Ueberraſchung über das Geſicht des Findlings und ein Moment des Nachſinnens folgte. Aber dieſe Erregung dauerte nicht lange und mit dem Rufe: „Heim! Heim!" wandte er ſich von dem Bilde ab und ſchlang ſeine Arme um den Hals des alten Seemanns, der ſich zu ihm niederbeugte und ſich dann auf einen Wink des Amtmannes mit demſelben entfernte. Bald darauf trennte ſich auch die Geſellſchaft mit Verſicherungen und Betheuerungen, die eben ſo ſchnell vergeſſen, als gegeben wurden, und voll Dank für einen unbezahlbar-genußreichen Abend, deſſen ſie am andern Morgen mit der größten Gleichgültigkeit gedachten.

„Der Findling von Braſilien," wie man Jung-Clemens fortan in Cuxhaven und Ritzebüttel nannte, wurde eine Zeitlang Gegenſtand der Mode. Jedermann wollte ihn bei ſich haben und ihn Denjenigen unter ſeinen Freunden zeigen, die ihn noch nicht geſehen hatten. Jeder bemühte ſich, irgend eine Eigenthümlichkeit an ihm zu entdecken und ſie den Andern mitzutheilen. Man ängſtigte den Knaben mit Fragen, die er nicht verſtand, und ward ungeduldig, wenn man

eine mangelhafte Antwort oder gar keine erhielt. Man putzte ihn auf eine phantastische Weise heraus; man beschenkte ihn mit allerlei unnützen Dingen und dies Alles währte seine Zeit. Dann nahm plötzlich irgend ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit in Anspruch und der sogenannte Findlings-Enthusiasmus hatte ein Ende.

Nur die Mannschaft des Feuerschiffes hielt treu zu ihm. Am treuesten thaten es die Beiden, die ihn der Wuth des Elementes entrissen. Der Kabelgatmeister mit den drei Stimmen und der Lampenwärter Clemens, die sich auch zur Zeit der Winterlage nicht trennten, saßen sich eines Abends gegenüber und der Erstere sagte, indem er seine Pfeife ausklopfte:

„Glaube wohl, daß ich ohne Gefahr meine Hängematte aufsuchen kann; der Junge kommt doch nicht sobald nach Hause."

„Thue das, alter Maat," sagte Vater Clemens gelassen. „Ich für mein Theil bleibe noch hier sitzen und wickle mir selbst ein lustiges Gespinnst ab. Könnte meinen Kopf nicht auf das Kissen legen, bevor der Junge unter Deck ist. Ist mir immer, als müsse eine Sturzwelle kommen und ihn mit sich fortreißen."

„Hinter dem Deiche giebt es keine Sturzwellen," warf der Kabelgatmeister hin. „Taugt nicht für uns,

während der Winterzeit über die Mitternacht hinaus zu wachen, und das arme Kind wird auch gestört, wenn Du in das Haus hineinpolterst . . ."

„Meinst Du, die Anna schläft?" fragte Vater Clemens mit nicht gewohnter Lebhaftigkeit. „Das arme Ding schließt kein Auge, bevor sie von mir weiß, daß der Junge in der Kammer zum Engelsmann vor Anker gebracht ist. Bis dahin ist sie wach und horcht auf jeden Windstoß . . ."

„Dann sagst Du . . ."

„Halt da, Maat!" entgegnete Vater Clemens und legte die flache Hand auf den Arm des Kabelgatmeisters. „Keine Lüge zwischen mir und ihr. Um der Lüge willen ist ihre Mutter in das Elend gekommen. Es soll in ihrer Nähe keine Lüge gesagt werden."

Es leuchtete Etwas in dem Auge des alten Clemens, was sein Maat, trotz der jahrelangen gegenseitigen Bekanntschaft, nicht zu verstehen schien. Er sah ihn groß an und sagte dann mit einiger Verlegenheit:

„Bemerkte es wohl, daß die Dirne und der Junge sich gern haben und das . . ."

Er kam nicht weiter, als er Vater Clemens betrachtete, der ihn mit großen Augen fragend ansah, und warf nach einer Pause hin:

„Bei alledem wird es ein tüchtiger Junge, der bei mir schiemannt nach Herzenslust und gewiß ein tüchtiger Seemann werden wird, wenn er bei uns bleibt. Höre, Alter! Da ist unser Koch und Leichtmatrose, der Löffel. Glaubte eigentlich, daß er ein Auge auf das Ding, die Anna, hätte, weil er den Jungen mit einem stillen Verdruß ansieht. Aber dieser ist immer freundlich mit ihm, und gestern hat er eine lange Spitzung gemacht . . ."

Der Meister des Kabelgats war so sehr in das falsche Fahrwasser gerathen, daß er sich immer weiter darin verirrte und unwillkührlich einen frischen Athemzug that, als Clemens ihn mit den Worten unterbrach:

„Werden ihn uns nicht lassen."

„Wer will ihn uns nehmen?" entgegnete Jener und nahm eine herausfordernde Stellung an. „He, Alter! Ist ein Bote aus der Heimath da, der ihn zum Vater bringen will?"

„Nichts von dem Alten. Aber das Volk hier an der fasten Wall verwöhnt ihn. Sie wollen etwas Rechtes aus ihm machen und darum werden sie ihn von Grund aus verderben. Dachte immer, er sollte bei mir bleiben, denn ich habe mich in der kurzen Zeit

so an ihn gewöhnt, daß ein Stück von meinem Herzen mitgeht, wenn ich ihn missen muß."

„Spritzwasser!" sagte der Meister des Kabelgats. „Es fliegt uns in das Gesicht und macht blind. Aber wenn die Augen gehörig ausgewaschen sind, sehen wir um desto klarer. Gute Rüst, Alter. Da kommt Dein Augentrost und Du kannst nun beruhigt heimgehen."

Er entfernte sich; jedoch nicht, ohne noch einmal rückwärts zu schauen und zu gewahren, wie der junge Clemens zu dem alten Clemens eilte und ihn fest in die Arme schloß; dann erst ging er völlig beruhigt fort.

„Will nicht!" sagte Jung-Clemens sich loswindend. Die Zunge stolperte noch über die ihr fremden Worte, die er mit aller Energie herausstieß.

„Was willst Du nicht?" fragte Jener mit gleicher Hast.

„Will nicht hier bleiben! — Nicht schreiben am Pult! — Nicht Soldat sein! — Will nicht!"

Vater Clemens, der wohl verstand, was diese Worte bedeuten sollten, entgegnete rasch:

„Sie meinen es gut mir Dir, Söhnchen. Sie wollen, daß Du etwas Rechtes lernen sollst. Und wenn Du das kannst, kriegst Du einen Platz in einem

großen Comptoir, oder in des Herrn Amtmanns Schreibstube, oder sie ziehen Dir gar einen bunten Officiersrock an und Du wirst ein vornehmer Hans, vor dem die Väter des Feuerschiffes die Mütze ziehen. Ist das Nichts, Du junger, unbändiger Gesell?"

„Will nicht! — Am Bord bleiben! Seemann werden! Nicht von Euch gehen!" war die entschiedene Antwort.

„Gewiß und wahrhaftig?" fragte Vater Clemens und sein Gesicht strahlte vor Freuden. „Du willst bei uns bleiben und wirfst allen vornehmen Plunder von Dir? Junge!. Wenn ich jetzt wirklich ein Docht wäre, wie sie mich immer nennen, ich ginge in Feuer auf und leuchtete bis in den Himmel hinein. Was hast Du denn an dem alten Kerl, daß Du bei ihm bleiben willst und Dich mit beiden Händen an ihn klammerst? Gut! Es ist abgemacht! Du bleibst bei Deinen Vätern am Bord und es soll Dir Nichts abgehen. Nun gehe ich lachend in die Koje und der Anna will ich es zurufen . . ."

Ein dunkles Roth flog über das Gesicht des Seemanns. Er schnitt seine eigene Rede ab und schlug die Augen nieder, als der feurige Blick des jungen Mannes ihn traf, und sagte:

„Gute Nacht, Kind! Lege Dich ruhig nieder und

sage das Sprüchlein her von den vierzehn Engelein, die an dem Bette der Unmündigen wachen. Die Anna betet es auch. Gute Nacht.'

Vater Clemens ließ die Schenke zum Engelsmann hinter sich und trabte der eigenen Behausung zu, so frisch und wohlgemuth, daß es schien, er habe die Last der Jahre hinter sich geworfen und steuere mit vollen Segeln dem Lande der Verheißung entgegen.

Nicht lange nach diesem Ereignisse war es, als eines Tages der Advocatenschreiber bei dem Candidaten Severin eintrat und ihm entgegenrief:

„Gefunden! Aber nicht in dem „Reichspostreuter," noch in dem „Hamburgischen Unpartheiischen," sondern in einem Blättlein, welches den Titel „Mercurius" führt, der für eine Zeitung, welche in einer Handelsstadt erscheint, kein übler ist."

„Zeigt her! Zeigt her!" rief der Candidat in einiger Hast, aber Jener ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Nach meinen geringen Kenntnissen in der Mythologie hätte ich den Mann hier auf der Vignette nimmer für einen Mercur gehalten, da ich nicht weiß, daß dieser jemals ein Reiter gewesen ist, am wenigsten der Reiter eines Pferdes mit Flügeln an den Füßen

von der Größe eines Centnergewichts. Aber dies däucht mir ganz und gar Nebensache, da wir das Fundament entdeckt haben, worauf weiter zu bauen unser ganz absonderliches Bestreben sein muß."

Der Advocatenschreiber, der die steigende Ungeduld des Candidaten Severin sah, bezeigte nicht wenig Lust, denselben noch länger mit allerlei seltsamen Einwendungen hinzuhalten, konnte es aber doch nicht lange über sich gewinnen, den jahrelangen Freund und Gefährten zu necken, sondern warf das Blatt mit den Worten auf den Tisch:

„Seht zu, daß der Mercurius nicht durch die Lüfte davon reitet, und richtet Euere Aufmerksamkeit auf Pagina zwei und folgende . . ."

Severin hörte kaum auf die Worte des Freundes, sondern griff mit fiebernder Hast nach dem Blatte, das er vor sich entfaltete und emsig nach der angegebenen Stelle suchte.

Da stand es, wie ihm gesagt worden war, auf der zweiten Seite; aber es waren nur wenige Sätze und kein rechter Halt darin zu finden. Und dies war der Inhalt jener Zeilen:

„Man meldet uns aus Rio de Janeiro eine Geschichte, welche daselbst alle Gemüther mit Schrecken erfüllt. Es hauset dort ein sehr vornehmes und reich-

begütertes, altadeliges Geschlecht, das nur auf zwei Augen steht, welches sagen will, das nur ein männlicher Erbe vorhanden ist, welcher kaum die Jahre der Kindheit hinter sich hat. Es ist dies der Conde M*., den ältesten brasilianischen Geschlechtern beizuzählen. Nun aber ist der Marquese del V*. ein entfernter Verwandter, zugleich der Vormund des jungen Conde. Gedachter Vormund ist mit einer reichen Familie gesegnet und all sein Streben ist dahin gegangen, derselben ein glänzendes Loos zu bereiten, was ihm aber nimmer hat gelingen wollen. Nun haben die umwohnenden Nachbarn bemerkt, daß der Marquese del V*. alles Mögliche angewendet hat, um sein Mündel durch allerlei Chicanen in Nachtheil zu bringen, ihn übel zu behandeln und durch gedungene Sclaven maltraitiren zu lassen, welches zuletzt so arg geworden, daß es nicht ungeahnet hat hingehen dürfen und der Marquese gar ernsthaft verwarnt und ihm angedroht ward, solche unziemende und gefahrbringende Behandlung sofort einzustellen. Worauf denn berichtet worden, daß der Marquese seinen Fehler eingesehen, denselben bereut und feierlich in Gegenwart des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofes Besserung gelobt habe. Männiglich bezeugt nun, insofern er von dieser Angelegenheit überhaupt unterrichtet ist, daß der Marquese

es nicht bei den bloßen Worten hat bewenden, sondern dieselben hat zur That werden lassen. Der junge Conde ist mit aller nur möglichen Rücksicht behandelt, und hat Freiheiten erlangt, die er sich nie hätte träumen lassen; ja, die so groß gewesen, daß man für sein junges Gemüth einige Besorgniß nicht hat unterdrücken können. Und auf desfalsige gemachte Vorstellungen hat der Marquese keine andere Antwort gegeben, als daß er sich in seinem Gewissen dazu verbunden fühle, die früher begangenen Ungerechtigkeiten auf diese Weise wieder gut zu machen, nachdem des Herrn Erzbischöfliche Gnaden ermahnende Worte sein ganzes Gemüth verwandelt hätten. Ist auch Jedermann bekannt, daß der Marquese seine früheren Fehler durch vielfache Kasteiungen gebüßt und durch reichliche milde Gaben zu sühnen versuchte, wofür ihm die vollständigste Absolution zu Theil geworden ist. Plötzlich aber hat sich ein Umstand ereignet, der ein erschreckliches Aufsehen erregt und den Marquese fast um den Verstand gebracht hat. Der junge Conde M*. ist spurlos verschwunden und trotz aller Bemühungen hat derselbe nicht wieder aufgefunden werden können. Der Marquese hat sich sofort an höchster Stelle gezeigt und um die allerstrengste Untersuchung gefleht. Es ist auch Alles gethan, um die dunkle Sache aufzuklären

und in dieselbe einiges Licht zu bringen. Es hat dies aber bisher nicht gelingen wollen und die ganze Residenz sieht auf diese Angelegenheit mit bangem Zagen. Einstweilen hat der Marquese die Güter des jungen Conde in Besitz genommen, wie denn diese auch sein unbestrittenes Erbtheil sind, wenn der Verschollene sich nicht wieder anfinden sollte.

Der Candidat las diesen Artikel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zwei Mal nach einander, um sich denselben fest einzuprägen. Dann falzte er das Blatt wieder sorglich zusammen und, es dem Freunde zurückreichend, sagte er überlegend:

„Was wäre nun zu thun? Unser junger Zögling zeigt in seinen Manieren Etwas, das auf einen vornehmen Stand schließen läßt, und die Geschichte, welche ich eben las, mag leicht auf denselben passen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er mit demselben in irgend einem Zusammenhange steht. Aber es mag schwierig sein, festen Fuß darauf zu fassen, und mit allen Muthmaßungen, die man allenfalls zu machen berechtigt wäre, schwebt die Angelegenheit gewissermaßen in der Luft. Was wäre denn nun Euere Meinung in dieser Angelegenheit?"

„Mich dünkt," sagte der Advocatenschreiber, „daß eine Meinung, die wir hinter dem Elbdeiche von dieser

Sache haben, nie und nirgends Etwas bedeutet, bevor wir nicht klarer in dieser Sache sehen, und deshalb habe ich mich einer anderen Beihülfe versichert, indem ich an ein Kaufmannshaus in Hamburg schrieb, von welchem ich weiß, daß es fleißig Handel nach Rio de Janeiro und andern brasilianischen Häfen treibt. Bis dahin, daß uns jenes Haus ein Näheres über diese Angelegenheiten mittheilt, wird es gerathen sein, dieselbe gänzlich für uns zu behalten und kein Aufhebens davon zu machen. Es ist schon des Lärmens genug hier im Orte und wir brauchen ihn nicht noch zu mehren. Augen auf und Mund zu ist eine goldene Regel, die, gewissenhaft befolgt, Niemandem Nachtheil bringt und Vielen nützlich sein kann. Gehabt Euch wohl, Candidat Severin, und bevor Ihr wieder unter Menschen geht, übt Euch in der Kunst, etwas reinen Mund zu halten, was unter allen Umständen und in diesem Falle ganz besonders ersprießlich ist."

Er entfernte sich und Candidat Severin, der in seiner kindlichen Gutmüthigkeit für seinen Schüler eine ganze Zukunft voll Rosengold aufsteigen sah, konnte sich nur schwer entschließen, der wohlgemeinten Warnung des praktischen Freundes Folge zu leisten.

Unterdessen ging der Winter allmählich vorüber. Der Frost ließ bereits im Februar nach. Es hatte

den Anschein, als würde das Fahrwasser zu sehr früher Zeit frei werden und die Feuerschiffe ihren beschwerlichen Dienst wieder antreten müssen. Der Findling vom Feuerschiff war längst nicht mehr Mode. In den Abendgesellschaften verlangte man nicht nach ihm und nur Einige, die früher übereilte Versprechungen machten, hielten aus Pflichtgefühl daran fest. Es schien auch, als ob der Findling selbst es ihnen nicht schwer machte, dieselben ganz und gar fallen zu lassen.

„Und so wären denn unsere Bemühungen umsonst gewesen," sagte der Amtmann eines Tages zu seiner Frau. „Es ist dies ein neuer Beweis, daß man sich für Niemand mehr interessiren soll. Von Dank ist schon nie die Rede und nur selten sieht man sich durch einigen Erfolg belohnt."

„Gehst Du nicht zu weit, lieber Freund?" fragte die Dame. „Was Ihr dem jungen Manne bietet, ist von ihm wohl kaum verstanden worden, und man darf es Keinem verdenken, wenn er etwas Scheu für eine Sache an den Tag legt, die ihm nur zur Hälfte klar ward."

„Man soll sich wohl gar abmühen, dem jungen Wilden die Vortheile, welche man ihm zu gewähren denkt, an den Fingern herzuzählen, und ihn dann um Gotteswillen bitten, sich derselben zu bedienen?" ent-

gegnete der Amtmann etwas gereizt. „Es ist alles Mögliche geschehen, ihn über seine Lage aufzuklären, und er hat genug von unserer Sprache gelernt, um vollständig begriffen zu haben, was man für ihn zu thun beabsichtigte. Dünkt es ihn nicht der Mühe werth, darauf einzugehen, und findet er es amüsanter, zeitlebens mit rohen Theerjacken zu verkehren und zwischen roth angestrichenen Decksplanken zu verkommen, bin ich gewiß der Letzte, dies romantische Vorhaben zu zerstören und Du würdest mich sehr verbinden, wenn von dieser Angelegenheit unter uns nicht mehr die Rede wäre. Ich gehe mit Deiner Erlaubniß meinen Geschäften nach."

Damit hatte diese Unterredung ein Ende und Jung-Clemens war aus der Liste der guten Gesellschaft gestrichen, ohne daß er ein sonderliches Verlangen empfand, wieder zu derselben zurück zu kehren. Ihm schien es im Gegentheil lieb zu sein, die Fesseln fallen zu hören, und fester schloß er sich an die Väter des Feuerschiffes an, die ihn mit einem Hurrah empfingen, als nun die Stunde des Absegelns für den nächsten Morgen bestimmt ward.

Zur späten Abendstunde hatte der Commandant des Feuerschiffes die sämmtliche Mannschaft an Bord beordert. Die Hafen-Commission war erschienen und

hatte die Ausrüstung untadelhaft befunden. Sie hatte Allen guten Muth eingesprochen und der Loots-Commandeur sagte:

„Blau Wasser vollauf, wenn Ihr Euch nur durch die paar Eisschollenkrumen und das Bischen Bröckeleis gewunden habt. Der Bug ist stark genug und wird sobald nicht eingerannt. Laßt in Gottes Namen den Anker fallen und Euer Licht in der Wüste leuchten. Es bewahrt vielleicht manchen ehrlichen Christenmenschen vor kalten Füßen, die nicht wieder zu erwärmen sind."

„Blau Wasser!" wiederholte der Capitain vor sich hin, als die Herren sich entfernt hatten. „Aber über die Eismassen, die sich an allen Ecken und Kanten von Geelsand ab bis über Neuwerk zusammen geschoben haben, sehen die Herren hinweg und setzen sich zu ihrem Grog am warmen Kamin. Nun ziehen wir wieder für eine Zeitlang in die Wüstenei, wo mit dem Kiele gepflügt und nicht geerntet wird. Gott tröste den Seemann im Allgemeinen, aber die Kerle unseres Schlages zwiefach, denn wir kommen erst an die faste Wall, wenn der Schnee das Feld bedeckt und bevor das erste Samenkorn in die Erde gelegt wird, müssen wir wieder von dannen. Gott tröste

das Matrosenvolk unter allen Längen und Breiten. Hollah Ahoi!"

Dieser letzte Ruf galt dem Leichtmatrosen und Küchenmeister Löffel, der zugleich den Dienst in der Kajüte hatte und die erste glatte Lage empfing, welche stets von den Lippen der kleinen, wie der großen Capitaine donnert, wenn sie selbst sich kaum mit Widerstreben in das Unvermeidliche ihrer Lage gefunden haben.

Der Meister vom Kabelgat und Vater Clemens der Lampenwärter schieden von ihrer gemeinsamen Wohnung, welche Muhme Buschmann in ihre Obhut nahm, und die freundliche Anna, die gedeihlich heranwuchs, treu zu behüten gelobte. Vater Clemens hatte es mit dem Abschiede von dem lieben Kinde, das ihm an das Herz gewachsen war, kurz gemacht. Er wischte sich mit der umgekehrten Hand verstohlen die Augen und schien nicht zu bemerken, daß Jung Clemens von der Anna nicht lassen konnte und wollte. Mit einem Anfluge heroischer Kraft faßte er die Hand seines Gefährten und mit dem Ausrufe: „Alle Mann an Bord!" schritt er mächtig aus. Aber kaum waren sie draußen angelangt, als die Schritte merklich kleiner wurden und ein Fuß sich so langsam vor den andern setzte, daß Jung-Clemens ihn in drei Sprüngen ein-

holen mußte, wenn er auch noch länger, als wirklich geschah, neben der kleinen Anna stand und ihr in die treuen blauen Augen blickte.

„Und noch ein'Mal! Und noch ein Mal!" rief er und zog sie immer wieder an sich, dann aber sagte er zu der Muhme Buschmann:

„Und wenn der frische Proviant kommen soll und das Boot liegt seitlängs . . ."

„Unterröcke werden am Bord nicht gut geheißen, weil sie Unheil mitbringen. Denke nicht, daß die Anna so verwegen sein und sich an Bord des Proviantbootes drängen und das Unwetter auf Euch herabbeten wird."

Muhme Buschmann sagte es, mit dem Finger drohend, allein Anna machte ein Zeichen des entschiedenen Gegentheils.

„Hurrah!" rief Jung-Clemens und sprang jetzt, statt der Anna, der Muhme um den Hals, die sich mit einem Schrei von ihm losmachte. Gleich darauf war er in Nacht und Nebel verschwunden.

Der erste Schimmer des neuen Tages glitzerte über das Wasser hin. Man hörte das letzte Einsetzen der Fluth und das Krachen und Bersten der schwimmenden Eisstücke, welche sie über einander kollerte. Am Fuße des Leuchtthurms und auf der Gallerie des-

selben, auf der Landungsbrücke und dem Deiche standen einzelne Männer und Frauen mit verschlafenen, frösteln-den Gesichtern; Angehörige der Mannschaften, die sich an Bord der rothleuchtenden Schiffe begeben hatten, um ihren Platz auf der ewigen Station wieder einzu-nehmen. Unter Denen, die dem Ufer zunächst standen, befand sich auch Muhme Buschmann mit der Anna. Sie hielten sich ziemlich seitwärts von den Leuten; aber das Falkenauge des Findlings hatte sie doch er-spät und mit einem lauten Hurrah empfing er seine gesammten Väter, die sich eben jetzt an der Ankerwinde zusammenfanden, um die Jagetrosse einzuholen, womit sie das Schiff bis an das äußerste Ende der Brücke gezogen hatten.

„Der Strom kentert!" rief der Loots-Commandeur von der Brücke herab dem Schiffer zu. Die Breitfock und das Toppsegel nach oben! Behaltene Reise und ruhigen Ankerplatz."

„Hurrah!" war die Antwort von den Verdecken; aber sie klang nicht laut und fröhlich, wie bei der Heimkehr und unter den Leuten, die am Lande standen, fuhr Mancher mit der Hand über die feuchten Augen-

Von dem rauhen Küstenstriche Norddeutschlands wendet sich der Blick und schweift weitab jenseits des

Oceans, wo die See stärker leuchtet, wo der Himmel durchsichtig strahlt und die goldenen Sterne des südlichen Kreuzes durch die Nächte flammen.

In der Bucht von Rio de Janeiro, diesem Paradiese Brasiliens, lag das reiche Besitzthum der sehr edlen Senhores de Lemos. Das Haupt des Hauses war ein Mann in den besten Jahren, ausgerüstet mit allen körperlichen Gaben, allein etwas trägen Geistes. Senhor Alonzo galt für einen der schönsten Männer der brasilianischen Aristokratie, allein ihm fehlte der lebendige Flug der Phantasie, welche eine schöne Hülle durchgeistigt und ihr erst das eigentliche Leben verleiht. Als er in die Jahre kam, wo sich die junge Männerwelt zu verheirathen pflegt, hatte auch er, auf Anrathen seiner älteren Freunde, eine Wahl getroffen. Er führte die schöne Estrella d'Accunha heim, allein ohne von einer feurigen Leidenschaft ergriffen zu sein, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sich einem liebenden Herzen mit ganzer Seele und allen seinen Empfindungen hinzugeben. Er that es anscheinend aus Pflichtgefühl. Man erzählte, er verheirathe sich nur, weil es einmal Sitte wäre, daß junge Cavaliere sich vermählten, und weil er es als seine Schuldigkeit erkenne, das reiche Erbe der de Lemos bei seinem Stamme zu erhalten.

Es gab mehrere Seitenverwandte, welche darnach strebten, die einstigen Erben des reichbegüterten phlegmatischen Vetters zu werden. Am meisten Aussicht hatten die Söhne seines Vaterbruders, die Senhores Lisardo und Henriquez, unter denen das Recht der Erstgeburt nicht ohne Schwierigkeiten zur Anwendung kommen konnte, weil Beide zu gleicher Zeit das Licht der Welt erblickt hatten.

Auch unter diesen beiden Brüdern herrschte eine große Verschiedenheit der Charaktere. Lisardo de Lemos war eine geistig begabte Kraft. Er faßte Alles leicht, schnell und sicher. Dabei lebte ein brennender Ehrgeiz in ihm. Er trachtete nach dem Höchsten und um sein Ziel zu erreichen, war er in der Wahl seiner Mittel nicht besonders ängstlich. Anders verhielt es sich mit Dom Henriquez. Von den glänzenden Geistesgaben seines Zwillingsbruders war ihm nur ein geringer Antheil geworden; er durfte selbst ein schwerfälliger Character genannt werden. Aber sein Rechtlichkeitsgefühl ging ihm über Alles und Nichts vermochte, ihn aus der Bahn zu verdrängen, die er eingeschlagen hatte, nachdem er sie einmal als die wahrhafte anerkannt hatte. Darum betrachtete Henriquez das Glück seines Vetters mit neidlosen Blicken. Das Recht des Besitzes würde er ihm unter keinen

Umständen streitig machen. Aber mit gleicher Festigkeit würde er nach dem Tode des Alonzo gegen seinen Bruder Lisardo in die Schranken getreten sein und mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, um das Recht des Besitzes gekämpft haben.

Aber ein solcher Kampf war mindestens in eine weite Ferne gerückt. Senhor Dom Alonzo blühte in Fülle der Gesundheit und seine Gemahlin beschenkte ihn nach einer dreijährigen Ehe mit einem Knaben, auf den sich alle Größe und Herrlichkeit des Vaters dereinst vererben sollte. Die Hoffnung der Seitenverwandten wurde durch dieses Ereigniß mit einem Schlage niedergeworfen. Dom Henriquez fügte sich in die Lage der Dinge. Er entsagte einem Gute, das ihm nicht beschieden war, und um sich auf irgend eine Weise für das Verlorene zu entschädigen, faßte er den Entschluß, nach dem Mutterlande auszuwandern und dem Könige seine Dienste anzubieten, der des Beistandes redlicher Männer in einer Zeit der Intrigue und des maßlosen Eigennutzes doppelt bedürftig war.

Dom Lisardo war dagegen weit entfernt, ein Ereigniß, das alle seine Hoffnungen zerstörte, mit Gleichmuth hinzunehmen. Er verzehrte sich im Unmuth über die Widerwärtigkeit seines Geschickes und schwur, daß er Nichts unversucht lassen werde, um die Hindernisse

die ihm entgegen traten, auf alle Weiſe und um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Dom Liſardo war nie um die Wahl der Mittel verlegen, wenn es galt, einen kleinen Zweck zu erreichen; er wollte es auch nicht ſein, wo das Erſte und Höchſte zu erringen war.

Der erſte Schritt zum Ziel geſchah ohne ſein Zuthun. Die Mutter des Majoratserben, die ſchöne Eſtrella l'Accunha ward von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches ſie in dreien Tagen hinraffte. Ihr Gatte nahm ſich dieſen Todesfall ſo ſehr zu Herzen, daß er ihr bald nachfolgte. Keiner hatte, bei der äußern Gleichgültigkeit, die er zur Schau trug, vermuthet, daß ſeine Neigung zu der ſchönen Frau ſo tief und innig geweſen ſei, daß er ihren Verluſt nicht zu überleben vermochte. Senhor Dom Alonzo der Vater ſtarb. Senhor Dom Alonzo der Sohn, der Erbe und rechtmäßige Beſitzer eines großen Vermögens, ein ſchwaches, unmündiges Kind, fiel der Vormundſchaft ſeines ehrgeizigen Verwandten Liſardo anheim.

Mit finſterm Groll betrachtete Liſardo den Knaben, der zwiſchen ihm und der Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche ſtand. Je weniger es ihm möglich war, ſich derſelben zu entledigen, je tödtlicher haßte er ihn. Der Knabe, dem das Leben in ſeiner reichſten

Fülle entgegen lachte, hatte zu den ersten Begleitern durch dieses Leben nur den Widerwillen und den Haß.

In Gedanken versunken, über finstern Plänen brütend, die keine feste Gestalt annehmen wollten, saß Dom Lisardo in seinem Prunkgemache, als ein Zischeln und Scharren ihn aus seinen Träumereien aufschreckte. Mit einem bösen Fluche sich erhebend, gewahrte er einen Neger, der zu seinen Lieblingssclaven gehörte und durch die treuen Dienste, die er seinem Herrn widmete, so wie durch die lustigen Einfälle, die ihm zu Gebote standen, bei dem Gebieter einen besondern Stein im Brette hatte. Er hatte sich eigentlich über nichts zu beklagen, da der Dienst leicht war und er überdies vielfach bevorzugt wurde. Und dennoch brannte eine verzehrende Sehnsucht in seinem Herzen, die immer stärker wurde, die Sehnsucht nach der Freiheit. Aber hierin war Lisardo, sonst freundlich und nachsichtig gegen seinen Lieblingssclaven, hart und unbeugsam. Woher einen zweiten solchen Diener nehmen, wenn er diesen entließ? Alles Bitten, alles Flehen war vergebens. Der Sclave knirschte mit den Zähnen und blieb. Aber er hielt beharrlich an der Idee fest und wenn ein Plan gescheitert war, entstand ein neuer aus dem Chaos seiner Gedanken, den er mit alle

Energie, die ihm zu Gebote ſtand, zur That geſtalten wollte.

„Wer ruft Dich?“ ſchalt ſtirnrunzelnd Liſardo. „Jetzt iſt keine Zeit, Poſſen zu treiben.“

„Will nicht machen lachen mächtige Senhor!“ entgegnete demüthig der Sclave. „Komm mit Thränen in den Augen.“

„Wenn du weinſt, laſſe ich Dich peitſchen, Burſche; Du weißt es.“

„Sind Juanita's Thränen, Senhor Dom. Können nicht leben ohne Juanita.“

„Heirathe ſie und ich werde zwei Sclaven ſtatt des einen haben!“ lachte Liſardo.

„Juanita will nicht werden ein Weib von dem Sclaven Sever. Juanita freie Negerin. Geben mir Freiheit, Senhor Dom!“

„Die Peitſche, Burſche! Die Peitſche! Du kennſt mich, kecker Geſell.“

„Sever verlangen Freiheit nicht umſonſt! Sever wollen Freiheit bezahlen.“

„Womit zahlſt Du, Menſch ohne Eigenthum?“ fragte verächtlich Liſardo. „Denkſt Du Dich mit irgend einem Narrenſtreiche loszukaufen? Hinaus mit Dir.“

Aber Sever ging nicht, ſondern trat ſeinem Herrn einen Schritt näher und ſagte:

„Sever zahlen nicht mit Lisboninen. Haben nicht Cruzados in seinem Beutel, armer Sever. Aber zahlen mit dies.“

Er deutete mit der Hand auf seinen Kopf und da der Herr sich unwillig abwandte, fuhr er fort:

„Senhor Dom Lisardo wollen werden Herr und Meister von allen Gütern der de Lemos. Senhor Dom Lisardo sollen haben Alles, wenn versprechen Freiheit dem armen Sever.“

Dom Lisardo sah den Burschen groß an, der diese Verheißung aussprach. Es ward schon mancher kecke und verwegene Gedanke unter der Hirnschaale eines Negers ausgebrütet; warum nicht auch jetzt? Die Phantasie des ehr- und golddurstigen Edelmannes war entflammt und laut rief er aus:

„Wenn Du Deine Verheißung wahr machst, sollst Du nicht nur Deine Freiheit erhalten, sondern auch eine reiche Plantage von mir empfangen, damit Du in der Freiheit nicht verhungerst.“

Sever's Augen leuchteten vor Freuden und jubelnd rief er aus:

„Haben Freiheit und Juanita! Senhor Lisardo ist Haupt der de Lemos. Nur ein Kind im Wege. Wir machen es verschwinden.“

„Willst du ihn tödten?“ fragte Lisardo und ein Schauer rieselte den Rücken herab.

„Nicht machen todt! Nur machen verschwinden!“ sagte der Sklave fest. „Aber da kommen die Senhores Dom Fabrique und Dom Ernesto de Lemos. Sever kommen wieder, wenn die Caballero's gehen.“

Der Sclave verschwand und kehrte bei dem Einbruch der Nacht zu seinem Herrn zurück. Die Unterredung dauerte lange. Er blieb bis die Sonne majestätisch aus dem Meere aufstieg und der junge Tag blitzend in die Schöpfung trat.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes geschah. Da verbreitete sich das Gerücht, Dom Lisardo werde eine längere Reise nach Bechia und Pernambuco antreten, um auch in diesen fernen Provinzen das Eigenthum seines Neffen und Mündels in Augenschein zu nehmen und dessen Rechte zu wahren, welche durch ungetreue Verwalter gefährdet schienen.

Das Gerücht ward zur Wahrheit. Dom Lisardo versammelte den weitläuftigen Haushalt, nahm in dessen Gegenwart den zärtlichsten Abschied von seinem Neffen Alonzo und empfahl denselben der besonderen Aufsicht und Versorge seines Lieblingssclaven. Statt aller Antwort warf sich Sever als ein Zeichen unbedingten

Gehorsams auf die Erde und küßte die Füße seines Gebieters. Eine Stunde später war Dom Lisardo mit großer Pracht abgereist und das jugendliche Haupt des Hauses unter der Herrschaft eines erkauften Sklaven gestellt. Der junge Alonzo blickte mit allen Zeichen der Angst auf den Schwarzen, der in Gegenwart von Fremden die tiefste Unterwürfigkeit zur Schau trug, während er, von Andern unbeachtet, die härteste Tyrannei übte.

In einer der geringeren Seitenstraßen, welche zu Rio de Janeiro am Hauptlandungsplatze ausmünden, war eine Schenke, worin mancherlei Seevolk verkehrte, von denen man nicht recht wußte, welcher Art die Hanthierung sei, die zwischen den Planken ihrer Schiffe getrieben wurde. Es waren meistens verkommene Gesellen, die heute noch nicht wußten, wovon sie am andern Tage leben sollten und dem Wirthe, bei dem sie an der Kreide standen, zu mancherlei Dienstleistungen verpflichtet waren, die dieser zur Tilgung der Zeche von ihnen verlangte. Unter diesen Gesellen war auch der Steuermann einer nordischen Brigg, der nicht aus noch ein wußte, so hoch belief sich die Summe, die er dem Wirthe schuldig war. Die Abreise der Brigg stand nahe bevor und der Steuermann wußte nicht, was er beginnen sollte, als der Wirth ihm einen

Wink gab und ihn auf eine geheimnißvolle Weise einlud, in der Nebenstube, die nicht Jedem zugänglich sei, mit ihm und noch einem Gaste eine Flasche ächten Lisboniner auszustechen. Verwundert folgte der Steuermann und befand sich bald dem Wein und dem Neger Sever gegenüber.

Ein gedrückter, von Sorgen beschwerter Mann war in das Hinterstübchen des Wirthes getreten; ein lustiger, fröhlicher, aufgeweckter Steuermann, mit allerlei Schelmenliedern auf den Lippen und blanken Cruzados in der Tasche verließ dasselbe. Kein leichteres Seemannsherz im ganzen Hafen, als das des Steuermannes am Bord der nordischen Brigg, als diese nach dreien Tagen die Anker lichtete, um in die nordische Heimath zurückzukehren.

Aber in dem Hause der de Lamos war großer Jammer und unendliche Noth. Der junge Erbe des Hauses war verschwunden. Dom Lisardo, so schnell als möglich von diesem Trauerfall benachrichtigt, kehrte von seinen Reisen zurück. Es setzte Alles in Bewegung, was nur in Bewegung zu setzen war, allein umsonst. Der Knabe blieb fort und Sever, dem derselbe anvertraut war, wußte so viele scheinbare Beweise seiner Unschuld beizubringen, daß diese von den Rich-

tern nicht angezweifelt werden konnte. Dom Lisardo selbst bürgte für die Treue seines Lieblingsselaven.

Lisardo wußte sich das Ansehen eines treuen, gewissenhaften Vormundes zu bewahren. Er ließ kein Mittel unversucht und erst als alle vergebens waren, als jeder gesetzlichen Bestimmung auf das Gewissenhafteste Genüge geleistet worden, trat er mit Seufzen die Erbschaft an, die das Streben und Ziel seines ganzen Lebens war.

Und kaum befand er sich auf dem Gipfel seiner Macht, als ein Gläubiger, den er sich selbst geschaffen hatte, gegen ihn in die Schranken trat. Das war Sever, der die Erfüllung der ihm geleisteten Versprechungen forderte. Lisardo reichte ihm Gold über Gold. Sever weigerte sich, es zu nehmen. Er forderte seine Freiheit und den verheißenen Grundbesitz. Lisardo, aufgebracht über den Trotz des Sclaven, verweigerte im Gefühl seiner Macht und Unabhängigkeit das mit Ungestüm Verlangte und bedrohte ihn mit den härtesten Strafen, wenn er es wagen sollte, bei demselben zu beharren. Sever entfernte sich mit dem furchtbarsten Rachegelübden.

Sein Auge ruhte mit den Blicken des tödtlichsten Hasses auf dem treulosen Herrn. Er beschloß, ihn von seiner stolzen Höhe in die tiefste Erniedrigung zu sto-

ßen. Das bisher ſchlau verborgene Geheimniß trat durch den Mund geſchwätziger Sklaven an das Licht und durcheilte die Hauptſtadt auf unſichtbaren Schwingen, von Moment zu Moment eine abentheuerlichere Geſtalt annehmend. Die Stimmung gegen Dom Liſardo wurde eine bedenkliche.

Da trat Sever als Kläger auf und mit einem Schlage nahm die ganze Angelegenheit eine entgegengeſetzte Wendung. Ein Sclave erhob ſich gegen ſeinen Herrn. Was Dom Liſardo begegnete, das konnte auch jedem Andern geſchehen und um die Unantaſtbarkeit der Herrſcher im Kleinen war es gethan. Die Richter bebten vor dieſer Verwegenheit zurück. Der Sclave, der ſich ſolcher Frechheit erkühnte, ward nicht nur auf das Allerentſchiedenſte zurückgewieſen; man belegte ihn auch zum warnenden Exempel mit einer der grauſamſten Strafen, welche jenſeits des Oceans Pflanzerhochmuth und Pflanzerwillkühr jemals erdachte. Sever verſchwand und Dom Liſardo blieb unangefochten in dem vollen Beſitz der Güter der de Lemos.

Aber die That, welchen Verlauf ſie auch in dem öffentlichen Leben nahm, fand ihre Richter im Verborgenen. Ein anderes Urtheil ward von dieſem Tribunal gefällt und wie daſſelbe ſeinen Weg über den Ocean fand, um in den Spalten des „Mercurius“ vor

den Augen des Advocatschreibers zu erscheinen, fand es auch seinen Weg in die Spalten der in Lissabon erscheinenden Zeitung und fesselte die Aufmerksamkeit des Dom Henriquez de Lemos, der noch immer seinen Aufenthalt in dieser Königsstadt hatte. Mit steigender Aufmerksamkeit las er den Bericht. Kein Zweifel, daß es das Schicksal seines Neffen war, welches diese Blätter erzählten, wenn man auch keine Namen nannte, oder diese gänzlich entstellte. Ein stilles Grauen bemächtigte sich des Edelmannes. Er durfte nicht zweifeln, daß hier von seinem Bruder die Rede sei und wie er denselben kannte, fürchtete er sofort ein Verbrechen. Die lebhafteste Unruhe bemächtigte sich seiner und er gewann erst die nöthige Besonnenheit wieder, als er fest entschlossen war, sobald nur irgend möglich nach Rio de Janeiro abzureisen, um der Sache auf den Grund zu kommen, und den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen.

Dort übte die Zeit ihr unwandelbares Recht. Das Ereigniß des Tages wurde mit Eifer ergriffen und verhandelt. Es war, als gäbe es kein anderes Interesse mehr für die Zukunft und hätte es vordem kein anderes gegeben. Dann verstummten die Gemäßigten und endlich auch die Enthusiasten. Die Sache wurde gleichgültig und am Ende ganz und gar ver-

gessen. Der Verschollene blieb verschollen; der Besitzende blieb in dem Besitz und die allgemeine Stimme proclamirte diesen als ein unveräußerliches Recht. Es war um diese Zeit, als Henriquez de Lemos in Rio de Janeiro anlangte, um eine verworrene Angelegenheit in die Hand zu nehmen und vor Aller Augen klar darzulegen; eine Arbeit, die kaum auf einen Erfolg zu rechnen hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach nie zu einem gedeihlichen Ende kommen konnte.

Mit Vorsicht hatte Dom Henriquez den brasilianischen Boden betreten. Im Voraus überzeugt, daß ihm große Hindernisse entgegen stehen würden, hatte er sich entschlossen, erst in aller Stille Beobachtungen anzustellen. Er hütete sich deshalb, sich seinem Bruder zu zeigen und hielt sich unter einem andern Namen bei einem Freunde auf, der seine Verborgenheit zu ehren wußte. Der Erfolg rechtfertigte die gehegten Besorgnisse. Wie vorsichtig auch Dom Henriquez die Fühlhörner ausstreckte, bei der leisesten Berührung zuckte der davon Betroffene zusammen und er mußte sie wieder einziehen.

Von schweren Sorgen heimgesucht, wandelte er einsame Straßen, um ungestört zu überlegen, wie er den Schleier des dunklen Geheimnisses heben sollte, als er durch eine winselnde Stimme aus seinem

Brüten aufgeschreckt wurde. Vor ihm, im Staube wand sich ein Neger, der um ein Almosen bat, seinen wüthenden Hunger zu stillen. Dom Henriquez befahl ihm aufzustehen und reichte ihm eine Gabe. Der Neger folgte dem Befehle und floß von Danksagungen über. Allein kaum hatte derselbe das Gesicht des Edelmannes erblickt, als er verstummte und in die höchste Aufregung gerieth. Alle seine Muskeln spannten sich an und mit dem Rufe: „Senhor Dom Henriquez!“ stürzte er vor demselben nieder und umklammerte seine Kniee.

Der Edelmann wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sein Incognito auf das Peinlichste bewahrt, und wurde nun von einem bettelnden Neger auf offener Straße erkannt. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich von demselben loszumachen. Zu entfliehen vermochte er ihm nicht, denn Jener verfolgte ihn Schritt um Schritt und stieß so jammervolle Töne aus, daß der Edelmann die allgemeinste Aufmerksamkeit zu erregen befürchtete und der Scene um jeden Preis ein Ende zu machen suchte. Er gab dem Neger einen Wink und dieser schlich nun demüthig hinter ihm her. In der Abgeschlossenheit seiner Wohnung, wo er vor jeder Ueberraschung sicher war, gewährte er das von dem Neger mit der größten Leidenschaftlichkeit erflehte Gehör.

Es war Sever, der treue Diener eines gewissenlosen Herrn, der um des vorenthaltenen Lohnes wegen zum grimmigsten Feinde ward und der dem Zorn des gereizten Gebieters zum Opfer fiel. Von harten Strafen bis zum Tode erschöpft, sah er seine letzte Stunde vor Augen, als es ihm durch die Fahrlässigkeit der Wächter gelang, zu entfliehen. Mit dem Aufgebot der letzten ihm gebliebenen Kräfte erreichte er seinen Zweck, irrte in den verlassensten Straßen umher und ging schon mit dem Gedanken um, das kaum erst gewonnene Leben durch einen freiwilligen Tod zu enden, als ihm Dom Henriquez erschien. Die Wohnung des Letzteren umschloß jetzt zwei Verborgene für einen.

Durch die Mittheilungen Severs ward der Verdacht des Edelmannes zur Gewißheit. Der kranke Sclave ward an sein Lager gefesselt. Ein schweres Siechthum, die Folge der vielfach erduldeten Mißhandlungen, warf ihn nieder und nur mit Mühe wurde er am Leben erhalten. Dom Henriquez war gezwungen, sich während dieser Zeit gänzlich unthätig zu verhalten. Die Ungeduld verzehrte alle seine Kräfte.

Da flog ein Meteor durch den glänzenden tropischen Himmel, der sich über die zauberische Bai von Rio de Janeiro ausspannte. Er kam über den Ocean geflogen und ging von der eisumstarrten Elbmündung

aus, die still und unbeachtet lag mit allen ihren geheimnißvollen Schrecken.

Es war ein Brief des Hamburger Hauses, um dessen Vermittlung der Advocatenschreiber gebeten hatte, an einen bewährten Geschäftsfreund in Rio de Janeiro. Dieser Brief enthielt eine Abschrift jener in den deutschen Blättern mitgetheilten geheimnißvollen Geschichte und erzählte darauf von dem schiffbrüchigen Knaben, der von der Mannschaft des Feuerschiffes gefunden ward, sammt allen dabei vorgefallenen Einzelheiten. Am Schlusse ward um eine möglichste Aufklärung in dieser dunklen Angelegenheit gebeten und ob es rathsam sei, in dem Interesse des jungen Mannes irgend einige Schritte — und welche — zu thun?

Der Empfänger des Briefes — ein Freund des Dom Henriquez und von dessen Anwesenheit unterrichtet — hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich diesem zu nähern und ihn in das Geheimniß einzuweihen. Der Edelmann bezweifelte keinen Augenblick die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte und beschloß, Alles anzuwenden, um sie aus ihrer Verborgenheit an das Licht zu ziehen.

Nichts schien ihm dazu geeigneter, als sich selbst nach Europa zu begeben und an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Die Reise wurde

beſchloſſen und ſollte angetreten werden, ſobald der Sclave Sever ſo weit hergeſtellt ſei, um die Anſtrengungen einer längeren Seereiſe ertragen zu können.

Die Zeit ging ihren gemeſſenen Gang. Die Feuerſchiffe kamen binnen und liefen wieder aus. Die einzelnen Mannſchaften wechſelten und wurden durch andere erſetzt. Einige waren des einförmigen Lebens müde und ſtrebten über die rothe Tonne hinaus, welche ſie bis dahin ſo treu hatten bewachen helfen. Einige ſehnten ſich nach Ruhe. Sie brachten ſich in einem beſcheidenen Kämmerlein unter und lebten von ihren Erinnerungen und der ſchmalen Ration, die ihnen für ihr hülfsbedürftiges Alter ausgeſetzt war. Nur auf dem Feuerſchiffe Nummer Zwei blieb der alte Stamm. Der Capitain, der keinen Unterrock am Bord leiden konnte und ſich jedes Mal ereiferte, wenn das Proviantboot kam und die Pflegetochter des Lampenwärters an Bord brachte, ſchwur zum zehnten Male, daß er ſie bei der nächſten Wiederkehr zu einer ſchwimmenden Ankerboje machen werde. Und doch war bei der Abfahrt Niemand beſorgter, daß ſie unverletzt in das harrende Boot zurückkehren möchte, als der zürnende Gebieter und unumſchränkte Herrſcher des Halbdecks. In dem Lampenraum regierte als ſtrenger Despot

der lange Docht, und nicht regelmäßiger gingen die Fixsterne am Himmel auf und unter, als er am Abend und am Morgen seine Lampen auf und unter Deck brachte. Auf seinem Wege lag die Cambüse und jedes Mal blickte er in dieselbe hinein, dem Löffel freundlich zunickend, der mit Schaumkelle und Feuerzange ein eisernes Regiment führte und bei jeder Mahlzeit, die er auftrug, versicherte, daß ihm noch nie eine so gut gerathen sei, als diese. Auf der Ankerspille saß dann der Meister des Kabelgats und musterte alles stehende und laufende Gut des Takelwerks mit einem Ernst und einer Genauigkeit, als sei er Hochbootsmann am Bord eines Dreideckers, der eben jetzt eine Reise um die Welt antreten sollte.

Und zwischen diesen vier Gestalten stand als leuchtender Mittelpunkt Jung Clemens, der Findling der Baak von Scharhörn. Von ihm ging am Bord alles Leben aus. Und wenn, wie das der Candidat Severin ausbrachte, das Feuerschiff Nummer Zwei sammt Allen, die sich am Bord desselben befanden, eine Welt für sich bildete, war Jung Clemens die Sonne, welche diese Welt erleuchtete.

Selten wohl hatte sich ein Knabe in solche Verhältnisse so fest und sicher eingelebt, als er. Die wenigen Erinnerungen, welche er Anfangs von seiner eigent-

lichen Herkunft hatte, drängten sich allmählich in den Hintergrund und starben ganz und gar, als die kindliche Anhänglichkeit, die er für die kleine Anna empfand, in eine feste, ernste Neigung überging, die von dem zur vollsten Schönheit heranblühenden Mädchen mit aller Liebe und Treue erwiedert ward. Seit Jung Clemens den festen Entschluß ausgesprochen hatte, den Dienst an Bord des Feuerschiffes nicht wieder aufzugeben und zwischen den Planken desselben zu leben und zu sterben, hatte sich die Aristokratie von Cuxhaven und Ritzebüttel nicht weiter um ihn gekümmert. Seine Heimath war im Sommer das Schiff, zur Zeit der Winterlage aber die Hütte des alten Clemens und die einsame Kammer in der Schenke zum Engelsmann. Sonst kümmerte sich Niemand um ihn und nur der Candidat und der Advocatenschreiber bewahrten ihm ein freundliches Gedenken. Jung Clemens wußte, was sie für ihn thaten, und verschloß es im treuen Herzen. Von diesen Dreien war gerade er am wenigsten darum besorgt, daß auf die von Seiten des Hamburger Hauses angestellten Nachforschungen noch immer keine bestimmte Nachricht eingegangen war. Ihm lachte die nächste Zukunft mit rosiger Helle entgegen.

Es begann Abend zu werden. Die behaglichen

Tage des Sommers waren vorüber. Allgemach rückte der Herbst heran mit ſeinen Stoßwinden und Regenböen. Aus den vorüberrauſchenden trüben Wellen ſprangen am frühen Morgen, wie am ſpäten Abend die Tummler mit ängſtlicher Haſt, als würden ſie von einem unſichtbaren Feind auf Tod und Leben verfolgt. Die Möven ſammelten ſich um die Spitze des Großmaſtes und umkreiſten dieſelbe mit ihrem eintönigen heiſeren Schrei.

Vater Clemens und der Meiſter des Kabelgats ſammt ſeinen drei Stimmen hatten die Deckwacht. Ihre Blicke flogen mit Beſorgniß über den Horizont, wo ein ſchlimmes Wetter aus der Tiefe aufbraute. Jeder von ihnen war auf eine ſchlimme Nacht gefaßt, aber Keiner ſprach davon, ſondern erging ſich im heiteren Geſpräch über vergangene harmloſe Tage und im Hinblick auf ein nahe bevorſtehendes Glück, das daheim am ſtillen Herde von emſiger Hand vorbereitet wurde.

„Rothen!“ ſage ich Dir, Docht! Nur rothen! Es liegt etwas Apartes darin!“ ſprach der Meiſter des Kabelgats und warf ſich in die Bruſt. „Werde noch ein Mal ſo lang bei dem Gedanken an den rothen.“

„Ich meines Theils bin nicht dafür!“ entgegnete

Vater Clemens," und werde bei dem Gedanken daran nicht um eines Strohhalms Breite länger."

Das wäre auch bei Dir ganz unnöthig, denn sobald es sein müßte, könntest Du die Laterne von dem Topp herunter holen, ohne eine Webeleine zu berühren, sobald Du die Arme gehörig ausstrecktest!" entgegnete Jener. „Warum bist Du nicht für den rothen? Das sage."

„Weil er aussieht, wie Blut!" sagte Clemens in seiner gelassenen Weise. „Ich halte es mit weiß. Hat eine Aehnlichkeit mit Gold und wir wollen doch, daß die Tage des jungen Volkes so golden sein sollen, als nur immer möglich."

Diese Aeußerung kam dem Meister des Kabelgats unerwartet. Er hatte stets gehört, daß der Rothwein ein sonderlich vornehmes Getränk sei. Hielt er es für seinen Theil auch lieber mit einem steifen Grog, hatte doch der Rothwein seinen Ehrenplatz auf der Tafel des Amtmanns und anderer vornehmer Herrschaften und vornehm sollte es an dem Ehrentage hergehen, der ihm gerade jetzt im Sinne lag.

Vater Clemens freute sich nicht wenig, daß er den Gegner schlug und den Sieg davon trug. Allein der Triumph dauerte nicht lange. Seine Gutmüthigkeit vertrug es nicht, in das verstimmte Gesicht des Freun-

des zu sehen, und die Hand auf dessen Schulter legend, sagte er:

„Glaube nicht, daß wir mit den Anstalten zur Hochzeit weit kommen, wenn wir uns gleich zu Anfang auf einen Streit einlassen. Schlage vor, daß wir Beide unsern Willen kriegen. Roth kann auch einmal Roth bedeuten, was der Anna ihre Backen färbt, wenn ihr der Bräutigam einen Kuß giebt."

Der Meister des Kabelgats sagte nichts, aber er schüttelte kräftig die Hand des Freundes. Er räumte seinen Sitz auf der Ankerwinde, rannte ein paar Mal das Deck auf und ab und sagte dann, vor dem Freunde stehen bleibend:

„Alle tausend Donnerbös, die noch am Himmel stehen, sollen auf mich herabfallen und mich in Grund und Boden schlagen, wenn Du nicht der rechtschaffenste Maat bist, der jemals eine Erbsenback auslöffelte."

„Würde ein Bischen zuviel werden mit all' den Donnerwettern!" entgegnete Vater Clemens in seiner stillen Weise, indem er ebenfalls seinen Sitz verließ. „Es wird gerade genug sein mit derjenigen Bö, die sich über unsere Köpfe zusammen zieht."

„Die Hochzeit soll werden!" rief der Kabelgatmeister plötzlich sehr ernsthaft und warf einen forschen-

den Blick auf die weite Fläche rings umher, die sich auf eine überraschend schnelle Weise zu ändern begann.

Die Wasser brodelten und gaben jenen eigenthümlichen Ton von sich, der hörbar wird, wenn sie nach zwei verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit getrieben werden. Die Ebbe setzte mit voller Macht aus, wie immer zur Zeit der Springfluthen, und floß seewärts. Der Wind, der von Helgoland her mächtig in die Mündung der Elbe hinein stand, hielt die Wellen auf und drängte sie zurück. Es war ein nicht ruhender Kampf, in welchem die Wellen stets unterlagen, jedoch nur, um sich in den nächsten Augenblicken desto drohender zu erheben. Die Wolken verdichteten sich mehr und mehr. Sie schoben sich über- und ineinander und trotz der mit der Minute wachsenden Dunkelheit ließen sich die verschiedenen Färbungen erkennen, welche sie annahmen.

„Glaube, daß wir einen Haufen Zuckernüsse auf das Deck bekommen, und thun wohl daran, uns die Lederkappe tief in die Stirn zu ziehen!“ sagte der Kabelgatmeister, der sein eigenes Ich von allen Dingen untrennbar hielt, während sein Maat, stets nur an Andere denkend, sich die Hände rieb und schmunzelnd sagte:

„Seitdem wir die starken englischen Gläser für

des zu sehen, und die Hand auf dessen Schulter legend, sagte er:

„Glaube nicht, daß wir mit den Anstalten zur Hochzeit weit kommen, wenn wir uns gleich zu Anfang auf einen Streit einlassen. Schlage vor, daß wir Beide unsern Willen kriegen. Noth kann auch einmal Noth bedeuten, was der Anna ihre Backen färbt, wenn ihr der Bräutigam einen Kuß giebt."

Der Meister des Kabelgats sagte nichts, aber er schüttelte kräftig die Hand des Freundes. Er räumte seinen Sitz auf der Ankerwinde, rannte ein paar Mal das Deck auf und ab und sagte dann, vor dem Freunde stehen bleibend:

„Alle tausend Donnerböen, die noch am Himmel stehen, sollen auf mich herabfallen und mich in Grund und Boden schlagen, wenn Du nicht der rechtschaffenste Maat bist, der jemals eine Erbsenback ausklöffelte."

„Würde ein Bischen zuviel werden mit all' den Donnerwettern!" entgegnete Vater Clemens in seiner stillen Weise, indem er ebenfalls seinen Sitz verließ. „Es wird gerade genug sein mit derjenigen Bö, die sich über unsere Köpfe zusammen zieht."

„Die Hochzeit soll werden!" rief der Kabelgatmeister plötzlich sehr ernsthaft und warf einen forschen-

den Blick auf die weite Fläche rings umher, die sich auf eine überraschend schnelle Weise zu ändern begann.

Die Wasser brodelten und gaben jenen eigenthümlichen Ton von sich, der hörbar wird, wenn sie nach zwei verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit getrieben werden. Die Ebbe setzte mit voller Macht aus, wie immer zur Zeit der Springfluthen, und floß seewärts. Der Wind, der von Helgoland her mächtig in die Mündung der Elbe hinein stand, hielt die Wellen auf und drängte sie zurück. Es war ein nicht ruhender Kampf, in welchem die Wellen stets unterlagen, jedoch nur, um sich in den nächsten Augenblicken desto drohender zu erheben. Die Wolken verdichteten sich mehr und mehr. Sie schoben sich über- und ineinander und trotz der mit der Minute wachsenden Dunkelheit ließen sich die verschiedenen Färbungen erkennen, welche sie annahmen.

„Glaube, daß wir einen Haufen Zuckernüsse auf das Deck bekommen, und thun wohl daran, uns die Lederkappe tief in die Stirn zu ziehen!" sagte der Kabelgatmeister, der sein eigenes Ich von allen Dingen untrennbar hielt, während sein Maat, stets nur an Andere denkend, sich die Hände rieb und schmunzelnd sagte:

„Seitdem wir die starken englischen Gläser für

unſere Laternen bekommen haben, hat es mit einer Hagelbö nichts mehr auf ſich. Sie ſpringen davon ab, wie die Kaffeebohnen thun, wenn der Löffel ſie in die eiſerne Pfanne ſchüttet, um ſie zu ſchmoren, bis ſie zu ſchwitzen anfangen. He! He! Da braut auch der Nebel aus der Tiefe und das kleine Feuer von Neuwerk, das ich eben noch an unſerem Steuerbord hatte, iſt verſchwunden. Nebel und Sturm, Hagelböen und Springfluthen ſind ſchlimme Geſellen in einer Nacht, wie dieſe. Wollen nicht mehr von unnützen Dingen ſchwatzen und einen ſcharfen Udkiek halten."

„Udkiek halten iſt es!" ſagte eine helltönende Stimme hinter ihnen. Die beiden Männer ſahen ſich überraſcht um und gewahrten Jung-Clemens, der ihnen entgegen lachte:

„Litt mich nicht länger in der Koje, als ich hörte, wie die Ebbe längs den Planken hinſauſte und das Schiff zu tanzen begann, wie die Bauernknechte thun, wenn der lahme Andres in der Döſener Schenke den Dreitritt aufſpielt."

„Es iſt etwas Verwunderliches um ein Menſchenkind, wenn es einmal zum Seemann beſtimmt iſt," ſagte mit vielem Ernſte der Meiſter des Kabelgats. „Glaube, daß er es mit dem erſten Athemzuge einſaugt,

den er thut, wenn er auf die Welt kommt. Iſt das nicht ein Burſche geworden, von dem man glauben ſollte, er wäre im Lee einer unſerer Sanddünen geboren? Und iſt doch auf einer Kaffeeplantage, oder in einem Zuckerrohrfelde, oder da herum zur Welt gekommen."

Der Kabelgatmeiſter kam mit ſeiner Weisheit nicht zu Ende. Der Nordweſt jagte mit ſolcher Gewalt heran, daß es in der Luft zu ſauſen begann und die Hagelwolken an einander raſſelten, wie die Gewaffen der Panzerreiter, wenn ſie über die Ebene hin jagen. Das Schiff fing an zu zittern und in dichten Maſſen regneten die Schloßen auf das Deck herab. Einen Augenblick ſtanden die Drei wie betäubt, dann aber flog der Eine in die Kajüte zu dem Capitain, während der Zweite die Uebrigen zu Deck rief und Jung-Clemens, ſich vollends auf das Bugſpriet hinausſchwingend, zu ſich ſelbſt ſagte:

„Glaube, daß es mit dem Udkiek für die Nacht vorbei iſt. Man könnte eben ſo gut den Kopf in die Balje ſtecken, worin die Lothleine geborgen iſt, und würde daſſelbe ſehen. Bei alledem aber muß ein Mann ſeine Schuldigkeit thun. Will dabei an die Anna denken, dann geht die Nacht raſch vorüber und wer weiß, was der morgende Tag uns bringt."

Er ſprach die letzten Wort hin, ohne ſich etwas Beſonderes dabei zu denken und ohne eine Ahnung von dem zu haben, was der nächſte Morgen ihm wirklich bringen ſollte.

Die ganze Mannſchaft war jetzt verſammelt. Zunächſt richtete ſich das Augenmerk auf die eigene Sicherheit. Als man ſich überzeugt hatte, daß Anker und Taue ihre Schuldigkeit thaten, hielt Jeder tapfer auf ſeinem Poſten aus, geduldig harrend, was der nächſte Augenblick bringen würde, ſtets bereit, eine helfende Hand zu bieten, wenn ein Verunglückter darnach greifen ſollte. Aber die Nacht war undurchdringlich. Kaum daß man die Laterne am Topp des großen Maſtes ſchimmern ſah. Die Spitze des Bugſpriets war mit einer Nebelkappe überzogen. Von Zeit zu Zeit verkündete ein laut gerufenes „Hollah Ahoi!" daß Jung-Clemens noch am Leben und auf ſeinem Poſten ſei.

Es war um die dritte Morgenſtunde, als das ſchwere Wetter etwas nachließ. Die Wolken gingen höher und der Sturm verlor an Heftigkeit. Die Lampe war wenigſtens für den nächſten Umkreis ſichtbar und der Kabelgatmeiſter ſah mit Befriedigung den jungen Uckiekmann auf ſeinem Platze, unbeweglich wie eine in Erz gegoſſene Statue. Die Leute athmeten unwill-

kührlich auf. Jeder dachte nicht mehr allein an ſich, ſondern auch an die Andern und der Capitain hatte den vorübergehenden Gedanken an ein Extraglas für die Schwerbetroffenen, als er vor etwas Unerwartetem plötzlich zuſammenfuhr:

„Sollte meinen, das ſei ein Donner, wenn um dieſe Zeit . . .“

Der Meiſter des Kabelgats trat an ihn heran, den Hut in der Hand und ſagte:

„Mit Verlaub, Herr, aber ich glaube . . .“

Er kam mit ſeiner Muthmaßung nicht zu Ende, denn derſelbe Ton, welcher vorhin die Betrachtungen des Capitains ſtörte, wiederholte ſich.

„Ein Schuß!“ riefen Beide zugleich, und in demſelben Moment ertönte vom Udkiek her ein lauter Ruf. Jung-Clemens hatte ſich erhoben.

Der Lampenwärter war ſchnell zur Hand und fragte mit einiger Haſt:

„Was ſiehſt Du?“

„Schwarz in ſchwarz!“ lautete die Antwort. Konnte Nichts unterſcheiden, allein mir war es, als triebe in der Richtung des Krahnbalkens Etwas in unſerm Lee vorüber. Es war ein dunkler Schatten, der ſich nach oben hin verlor, und überdies war er in demſelben Augenblicke fort.

Vater Clemens war zu der Glocke gelaufen und fing an zu läuten, wie es am Bord zu geschehen pflegt, wenn man in dunklen Herbstnächten ein Warnungszeichen für andere Schiffe geben will, die sich in der Nähe befinden könnten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Löffel aber, der stets in der Nähe der Cambüse war, eilte mit dem eisernen Stockfischhammer herbei und schlug damit so heftig auf den Reserveanker los, daß dieser Lärmen fast den Schall der Glocke verschlang. So zogen die letzten Nachtstunden an der Mannschaft des Feuerschiffes mit bleierner Schwere vorüber. Es schien, als wollten sie kein Ende nehmen.

Es war schon spät am Tage, als der erste blasse Schimmer an der grauen Himmelsdecke sichtbar wurde. Weit umher, im Luv und im Lee, rollten die See'n über die Banken hin. Wie ein langes und breites Leichentuch deckte sich die schäumende Brandung über den weiten Raum.

Weitab saß hoch auf dem Strande ein stattliches Schiff, festgekeilt, regungslos, die breiten Flanken den heranstürmenden Wellen preisgebend, die mit Ungestüm daran aufsprangen. Der Bug war eingebrochen und senkte sich zusehends. Das Bugspriet war niedergeworfen und die See raſete darüber hin. Sie hatte es

bald vollends niedergerissen und rüstete sich zu ihrem weitern Zerstörungswerk.

Alle Blicke richteten sich auf das Wrack, welches unrettbar verloren war. Der Capitain brachte das Fernrohr nicht vom Auge weg und rief dabei dem Kabelgatmeister, der unfern von ihm stand, seine Bemerkungen zu:

„Wette ein Doppeltmarkstück, daß der große Mast keine zehn Minuten mehr Stand hält. Fliegt hin und her, wie die Spitze des Petrithurms zu Hamburg, wenn der Nordost ihn packt."

„Werdet die Wette gewinnen, Capitain, und könnt ein zweites Doppeltmarkstück an den Fockmast wenden, der noch eher daran glauben muß, wenn ich mich auf meine Augen noch ein Bischen verlassen kann. He! Hallah! Er schlingert hin und her wie ein Leichtmatrose, der sein erstes Glas über den Durst gethan hat."

Er sagte dies Alles, nicht ohne ein gewisses Behagen darüber, daß er mit den bloßen Augen dasselbe und mehr sah, als der Capitain mit dem Fernrohre. Um aber das Ansehn seines Offiziers nicht bei sich selbst herabzusetzen und ihm Gelegenheit zu geben, sich in seiner Würde zu zeigen, sagte er rasch hingeworfen:

„Und keinen Menschen sieht man. Sollte doch nicht glauben, daß bei einem solchen Unglück die Mann-

ſchaft in den Kojen liegt und ſeine Sorgen und Kümmerniſſe verſchläft.“

„Der Capitain ſah ſeinen Deckoffizier mit dem Gefühl des tiefſten Mitleids an. Er zuckte die Achſeln, maß ihn mit einem ſtrafenden Blick von oben bis unten und ſagte dann in dem Tone der ſelbſtbewußten Ueberlegenheit:

„Können nicht Alle ſehen, die große Augen machen, ſonſt würdet Ihr nicht ſagen, daß die Mannſchaft in den Kojen liegt, während ſie auf und davon iſt.“

„Woher wißt Ihr das?“ fragte der Meiſter vom Kabelgat, der längſt denſelben Gedanken gehabt hatte, mit erkünſteltem Staunen.

„Wo ſind die Schaluppe und die Barcaſſe?“ fragte der Capitain und ſetzte das Fernrohr in die Seite, wie der Feldmarſchall ſeinen Stab. „Iſt irgendwo eine Spur davon zu ſehen? Auf und davon ſind ſie mit beiden und wer weiß, wohin verſchlagen, wenn ſie nicht gar gekentert ſind. Die Wellen machen zwar Lärmen genug, aber ſie plaudern nichts aus; wir werden es nimmer erfahren.“

Während dieſer Unterredung auf dem Halbdeck hatte das übrige Volk das ſich darbietende Schauſpiel mit nicht geringerer Theilnahme betrachtet. Vater Clemens und Löffel tauſchten ihre Anſichten gegen

einander aus, die von denen des Halbdecks wenig abwichen. Jung-Clemens war das Fockwant bis zur Hälfte hinauf geklettert und hielt seine Blicke fortwährend auf das Wrack geheftet. Er befand sich in einer seltsamen Aufregung; sein Herz schlug mächtig; er wußte selbst nicht zu sagen, woher dies kam. Keiner von Allen hatte sonderlich Acht auf ihn. Sie sahen nicht, wie er einige Webeleinen höher hinaufstieg, wie er mit der rechten Hand sich fest an das Wanttau klammerte und die Linke über das Auge hielt, um nicht von dem heller einfallenden Tageslicht geblendet zu werden, und darum fuhren sie verwundert auf, als seine Stimme laut über Deck hinschallte:

„Menschen!"

„Will der Donnersjunge das Want herunter und zu Deck kommen oder nicht? Warum schreist Du wie ein Betrunkener und wo hast Du Menschen gesehen?"

„Menschen am Bord des Wracks, Herr! Zwei Köpfe!" rief Jung-Clemens als Antwort und schwang sich dann über die Reiling weg zu Deck. „Zwei Köpfe, Herr! Ich sah sie mit meinen Augen über die Schanzkleidung hinausragen."

Der Capitain hatte sein Fernrohr wieder ausgelegt und der Kabelgatmeister blickte scharf nach der

angegebenen Richtung, als Jung-Clemens neuerdings ausrief:

„Da tritt Einer auf die Galerie! Er weht mit einem Tuche.“

„Der arme Teufel möchte ein Signal machen und hat keinen Mast mehr, woran er es befestigen kann,“ sagte der Meister des Kabelgats zum Capitain. „Seht, Herr, wie der Rumpf zusammenbebt, wenn die Brandung dagegen anprallt. Sollte meinen, es müßte bald Hülfe kommen, wenn die Beiden unbeschädigt von Bord sollen.“

„Wollt Ihr sie etwa holen?“ fragte Jener barsch zurück und ehe der Deckoffizier noch ein Wort darauf entgegnen konnte, rief Jung-Clemens rasch:

„Ich, Herr! Ich will es thun.“

Der Capitain sah ihn groß an. Die Worte blieben ihm vor Erstaunen auf der Zunge kleben.

„Laßt es geschehen, Herr!“ bat Jung-Clemens, lebhaft drängend. „Als ich an dem Balken der Baak von Scharhörn hing, kam Euer Boot und rettete mich vom Tode. Möchte es gern wett machen, Herr, und die Unglücklichen befreien.“

„Es ist gesundes Menschenblut in dem Jungen!“ sagte Vater Clemens, der zu ihnen trat. „Gebt Euer

Wort dazu. Ich fahre mit; ich und der Kabelgatmeister."

Der Capitain warf einen Blick auf das Boot des Feuerschiffs und sagte:

„Mit der Nußschale wollt Ihr in die Brandung hinein? Ich darf es nicht zugeben."

„Das Boot war nicht einen Zoll länger und breiter, als es vom Bord abstieß, um mich abzuholen, und es ist glücklich davon gekommen. Ich muß dorthin, Herr! Und wenn Ihr mich nicht fahren lassen wollt, werfe ich mich in die Brandung und schwimme hinüber."

Der Capitain warf einen strafenden Blick auf den jungen Mann und war im Begriff, die beleidigte Subordination zu rächen; aber die ganze Haltung desselben, sein sprühendes Auge und der Ausdruck seines Gefühls machten einen solchen Eindruck auf den Capitain, daß dieser nach einer Pause sagte:

„Wenn Ihr insgesammt meint, es durchsetzen zu können, will ich nicht die Schuld auf mich laden, daß zwei Menschen vor unsern Augen umkommen. Legt in Gottes Namen Hand an Euer Werk. Aber ich sage Euch . . . ."

Der Capitain war im besten Zuge, wie stets bei solchen Gelegenheiten eine Fülle von Ermahnungen an seine Mannschaft ergehen zu lassen. Aber diese hatte

keine Ohren für unnütze Worte, sondern legte Hand an und binnen nicht allzu langer Zeit war es gelungen, das Boot seitlängs zu bringen und von dem Schiffe abtreiben zu lassen. Gleich die erste Welle schlug mit solcher Heftigkeit dagegen, daß es halb voll Wasser lief' und in Gefahr war, zu kentern. Der Capitain sah es und rief in großer Aufregung: „Zurück! Zurück!" Aber in dem Boote hörte es Niemand, oder wollte es nicht hören und, fortgerissen von dem mächtigen Zuge der Wellen, schwamm dasselbe seinem Ziele näher.

Die beiden Männer, welche sich auf dem gestrandeten Schiffe befanden, hatten das Boot von dem Feuerschiffe abstoßen sehen und harrten der Ankunft desselben mit der größten Spannung. Aber der Aeltere von ihnen vermochte es nicht, sich lange aufrecht zu erhalten. Erschöpft von der langen Seereise und besonders von den Anstrengungen der letzten Tage, ließ er sich auf eines der Geschütze nieder. Zu machtlos, um gegen die ihn bedrohenden Widerwärtigkeiten anzukämpfen, ergab er sich in sein Schicksal. Der Mann war gebeugt und von Krankheit hart mitgenommen; allein es lag etwas Vornehmes in seinem Wesen, das sich auch in dieser bedauernswerthen Lage nicht verleugnete.

Der Jüngere war ſein Diener, ein krausköpfiger Neger, deſſen dunkles Wollenhaar bereits einen weißlichen Schimmer zeigte. Er hatte ſeine ganze Einbildungskraft erſchöpft, wie er Hülfe in der Noth ſchaffen ſollte, und hielt ſich, feſt überzeugt, daß das Boot, welches jetzt zu ihnen unterwegs war, nicht gekommen wäre, wenn er nicht das dringende Nothzeichen gegeben hätte. Aber er war nicht ſo ruhig, als ſein Herr und bald nach der Galerie rennend, um nach den Kommenden auszuſchauen, bald zu ſeinem Herrn eilend und dieſem das Geſchehene berichtend, war er in ſteter Bewegung. Jetzt kauerte er zu den Füßen des Herrn nieder und rief ihm zu:

„Sind ganz nahe! Kommen gleich, Senhor Dom! Können in Boot ſteigen und an Land kommen, Senhor Dom Henriquez.“

„Ich glaube nicht an unſere Rettung!“ entgegnete Jener kleinmüthig.

„Aber ich glauben daran! Ich, arme Sclave Sever!“ rief der Schwarze lebhaft.

„Ich habe Dir ſchon oft geſagt, daß Du kein Sclave mehr biſt“, ſprach der Edelmann. „Seitdem Du dieſes Schiff betrateſt und deſſen Flagge über Deinem Haupte wehte, wurdeſt Du ein freier Mann. Du biſt frei, Sever, und kannſt mich verlaſſen, wie die freien Män-

ner hier am Bord ihren Capitain verließen, der in den letzten Zügen lag."

„Böte auf und davon!" sagte Sever. „Des kranken Capitains Fluch ist ihnen nachgelaufen und sie werden nicht kommen an Land. Liegt nun todt in Kajüte, armer Capitain."

„Wir werden bald bei ihm liegen, Sever!" sagte der Edelmann. „Die Wellen werden uns alle Drei mitleidig begraben. Das ist nun das Ende des Werkes, das ich mit den größten Hoffnungen begann."

Der Edelmann bebte, denn das Wrack wurde von der Brandung so mächtig gefaßt, daß es in allen Fugen krachte.

Sever hatte sich vor seinem Herrn niedergeworfen und klammerte sich an ihn fest. In diesem Augenblicke glaubte er selbst nicht an seine Rettung.

Und gerade in diesem Augenblicke war sie da. Das Boot des Feuerschiffs näherte sich dem Wrack und die anbrandenden Wellen faßten es mit solcher Gewalt, daß Vater Clemens und der Meister des Kabelgats alle ihre Kräfte aufwenden mußten, um zu verhüten, daß das nur leichtgebaute Fahrzeug zerschellte. Aber diese eine Secunde hatte für Jung-Clemens ausgereicht. Er sprang von der Ducht auf und griff so fest in die Eisen der großen Rüst, daß er mit einem

mächtigen Satz oben war und rückgewendet denen im Boote zurief:

„Haltet Euch hart! Ich will sehen, wie es hier steht, und es Euch zurufen. Es wird allstunds geschehen sein.“

Vater Clemens schrie unwillkührlich auf und sah ihn mit leuchtenden Augen nach, der Kabelgatmeister aber brummte vor sich hin:

„Donnersjunge! Frägt nichts darnach, ob er Hals und Beine bricht. Aber hinauf ist er glücklich gekommen.“

Als diese Worte noch nicht ganz gesprochen waren, enterte Jung-Clemens schon das Deck.

„Da sind sie!“ rief er laut. „Hallah Ahoi! Seid Ihr noch am Leben, so gebt ein Zeichen von Euch.“

Bei dem Klange dieser Stimme schreckten die beiden Schiffbrüchigen auf. Der Edelmann erhob sich, und Sever schrie:

„Sind gekommen! Bringen Rettung!“

Jung-Clemens sah den Neger vor sich und blieb wie gefesselt stehen. Eine wunderbare Wandelung ging in seinem Innern vor. Er wurde abwechsend blaß und roth; das Herz in der Brust begann hörbar zu schlagen. Er vernahm, daß die beiden Schiffbrüchigen zu ihm sprachen. Die Worte, die von ihren

Lippen floſſen, klangen ihm fremd und doch wieder bekannt. Er war wie von einem Traum befangen.

Den beiden Männern im Boote währte es zu lange, bevor ihnen das erſehnte Zeichen von Jung-Clemens gegeben ward, daß er die Schiffbrüchigen fand, von denen ſie ſeit ihrem Abgange vom Bord nichts gewahrten. Schnelle Worte flogen hin und her und der Meiſter des Kabelgats hatte große Luſt, einen gleichen Wageſprung zu verſuchen, als die Scene abermals einen anderen Charakter annahm.

Die Ebbe hatte beinahe ihr Ende erreicht. Es war der niedrigſte Stand und die anbrandenden Waſſermaſſen wurden geringer. Dazu ſprang der Wind nach der entgegengeſetzten Richtung um und jagte nicht mehr mit ſolcher Gewalt vorwärts. In der Nähe des Wracks aber befanden ſich zwei jener allzeit bereiten Fahrzeuge, mit ihren durchwetterten Schiffern, ihren endloſen Maſten und den eben ſo endloſen Raaſegeln daran. Zwei Blankeneſer Fiſcher hatten das Wrack glücklich entdeckt. Begünſtigt von der zur erwünſchten Stunde eintretenden Aenderung des Windes flogen ſie mit voller Kraft darauf zu.

„Wir ſind heran!“ riefen ſich die beiden Blankeneſer zu und waren nicht wenig erſtaunt, als ſie das Boot des Feuerſchiffes in augenſcheinlichſter Gefahr

an der Seite des Wracks hin und her fliegen ſahen. Vater Clemens ſchrie ihnen zu, daß ſie es möchten handlich angehen laſſen, allein der Meiſter des Kabelgats, der ſeinem Aerger Luft machen wollte, ſang den alten Reimſpruch, der die Blankeneſer der früheren Zeit ſtets in hellen Zorn verſetzte:

„Viet! Viet!
Nu iſt 't Tied.
Da is Bilet
Uem de Süd!“ *)

Aber der Wind verwehte es und der Ernſt der Lage war ein ſo bedeutender, daß an die Aufnahme eines Streites nicht zu denken war. Die Männer in dem Boote des Feuerſchiffes ſchwebten in der augenſcheinlichſten Gefahr zwiſchen den Fiſcherewern, die ihren Lauf nicht ſo ſchnell hemmen konnten. Das Boot gerieth zwiſchen beide Ewer und wurde ſo plötzlich gequetſcht, daß die darin befindlichen Leute ſich nur mit der größten Schwierigkeit auf einen der beiden Ewer retten konnten. Kaum war es geſchehen, als eine Sturzwelle die Trümmer des Bootes mit ſich fortſchwemmte.

*) Veit! Veit!
Nun iſt es Zeit!
Da iſt Beute
An der Süd (Seite).

Der Drang der Umstände forderte ein rasches, gemeinsames Handeln. Die verschiedenen Mannschaften einigten sich und rasch war das Deck des Wracks geentert. Die Männer des Feuerschiffes waren voran. Der Anblick, der sich ihnen darbot, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Als lägen sie auf der ruhigsten Rhede vor Anker, saßen der Edelmann und Jung-Clemens auf der Bank der Kajütskappe und hatten die Blicke fest auf einander gerichtet. Der Edelmann sprach laut und eindringlich; Jung-Clemens hörte in großer Spannung zu. Und ob er gleich wenig von dem verstand, was zu ihm gesagt wurde, klang ihm doch jedes Wort so heimisch; es schlug volltönig an sein Ohr und trieb ihm das Wasser in die Augen.

„Das ist der Zug in dem Gesichte der de Lemos", rief der Edelmann. „Ich lege einen Eid darauf ab, daß Du es bist, den sie in Rio stahlen und der hier in dem nordischen Eise verloren ging. Sever! Rede jetzt die Wahrheit und schwöre mir bei der allerheiligsten Jungfrau, ob Du glaubst, daß dies der Knabe ist, an den Du eine frevelnde Hand legtest?"

„Glaube es, Senhor Dom!" antwortete Sever mit zitternder Stimme, indem er sich mühsam aufrichtete und seinem Herrn näher kam. Er wollte die Hand des jungen Mannes ergreifen, aber dieser zog

ſie raſch zurück, und mit dem Ausrufe: „Sever! Schwarzer Teufel!“ wendete er ſich von demſelben weg. Der Neger brach in ſich zuſammen.

„Nun fange ich an zu begreifen, weshalb der Burſche wüthend wurde, als wir ihm den Namen Sever geben wollten, wenn ich auch ſonſt von der ganzen Geſchichte nicht ſonderlich viel verſtehe!“ ſagte der Meiſter des Kabelgats zu ſeinem Gefährten. „Was bedünkt Dich nun bei dieſer Gelegenheit?“

„Mir ſcheint es“, ſagte Vater Clemens und der Ton ſeiner Stimme zeugte von einem tiefen Ergriffenſein, „daß hier ein Stück Menſchenleben an den Tag tritt, wobei der liebe Gott ein ſichtbares Wunder thut. Iſt es nicht, als ob jener Mann und unſer Clemens Vater und Sohn wären und ſind die Augen des Alten nicht auch die Augen des Jungen? Glaube, daß Beide fühlen, ſie gehören zuſammen, und können nur nicht das rechte Ende finden, wobei ſie die Geſchichte angreifen müßten, um ſie ſich klar zu machen. Auch über mich kommt es in dieſer Stunde wie ein Mahnruf von oben. Es ſchüttert mir durch Mark und Bein und ich fühle, daß Gott will, ich ſoll durch meine ſchwache Kraft zu Ende bringen, was nur mir allein möglich iſt.“

Der Meiſter des Kabelgats ſchüttelte mit dem Kopfe, wie er zu thun pflegte, wenn er nicht begriff,

was um ihn her vorging. Er sah den alten Gefährten an, als habe er eine Erscheinung, so fern nnd fremd kam dieser ihm vor. Er sah, wie Vater Clemens zu dem Findling trat, ihn liebkosend an sich zog und zu ihm sagte:

„Glaube, daß Du bei Dir trägst, was allen Zweifeln und Besorgnissen ein Ende macht. Laß mich das Wahrzeichen sehen, das ich bei Dir fand, als ich Dich von der Bank von Scharhörn wegtrug. Gieb das Kreuz, das ich für Dich stets sorgsam hütete."

Er löste die Schnur, woran das braune Kreuz hing, von dem Halse des Findlings und hielt es dem Edelmann hin. Dieser hatte dasselbe kaum erblickt, als er es mit Leidenschaft ergriff. Er drückte gegen die mittlere Goldplatte, welche zurück wich, und es zeigte sich ihm ein strahlendes Wappen.

„Das ist das Wappen der d'Accunha's!" rief er aus. „Es ist das von dem heiligen Vater selbst geweihte Zeichen, das Deine Mutter, die holdselige Estrella, als einen Theil des Brautschatzes in unser Haus brachte und Dir am Tage der Firmelung umhing. Gepriesen sei die allerheiligste Jungfrau, welche es Dir erhielt, damit es uns zum unverwerflichen Zeugen diene und jeden Zweifel schwinden lasse. Sei mir willkommen als der alleinige und unbestrittene Erbe unseres Hauses! Sei mir gegrüßt Dom Alonzo de Lemos!" Und mit

leidenschaftlicher Hast schloß er den erschrockenen Jüngling in seine Arme.

Längere Zeit ist abermals verstrichen. Lootsgaliot und Feuerschiffe haben ihre Winterlage eingenommen. Cuxhafen und Ritzebüttel sind voll von den neuen und unerhörten Ereignissen, welche ihnen zuerst durch den Mund eines Blankeneser Fischers zukamen und welche sie nachher in ihrer nächsten Nähe sich entwickeln sahen.

Die Männer des Feuerschiffes, welche ihr Boot eingebüßt hatten, waren in die Hände der Fischer gegeben. Diese hatten mit dem ihnen in solchen Fällen eigenen Scharfblick bald eingesehen, daß Gefahr im Verzuge sei und demgemäß ihr lohnendes Tagewerk begonnen. Mit vereinten Kräften wurde Hand angelegt und manches werthvolle Stück der Ladung fand seinen Platz in den Räumen der beiden Ewer. Die Männer des Feuerschiffes, aus ihrem poetischen Rausche erwachend, erkannten gleichfalls, wie kostbar die Zeit sei, und es gelang ihnen, den Edelmann auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Dom Henriquez begriff seine Lage vollkommen. Er drängte die Gefühle, welche ihn bestürmten, gewaltsam zurück und begab sich in die Kajüte. Sever folgte ihm auf dem Fuße.

Bald waren die werthvollen Gegenstände, die sich dort befanden, am Bord des Ewers in Sicherheit. Der Eigner desselben und der Edelmann verstanden sich gegenseitig keine Silbe; aber das Gold ist ein geübter Dollmetscher und Beide wurden schnell handelseins. Der Fischer blieb bei ihm und ein Dritter, der sich unterdessen einfand, nahm seine Stelle bei dem Wrack ein.

Zunächst begab man sich an Bord des Feuerschiffes. Unbekümmert um das Fluchen und Wettern des Capitains, als seine Leute ohne das Boot wiederkamen, wurde ihm begreiflich gemacht, welche Ereignisse stattfanden und was nun geschehen müsse. Dom Henriquez versicherte feierlich, daß er seinen Neffen keinen Augenblick hier lasse. Nach vielen Reden und Widersprüchen wurde endlich gestattet, daß Jung-Clemens mit seinem Oheim an Bord des Blankeneſers und nach Hamburg gehe und daß einer von den Leuten des Fischers gegen reiche Vergütung dessen Stelle auf dem Feuerschiffe einnehme, bis das Fahrzeug binnen hole. Jung-Clemens war von all' dem Außerordentlichen, das auf ihn einstürmte, so benommen, daß er keines eigenen Entschlusses fähig war. Er ließ mit sich geschehen, was die Andern von ihm forderten. Der Abschied von seinen Genossen war erschütternd und von dem

alten Clemens war er nur mit Gewalt zu trennen. Er kam an Bord des Fischerewers, er wußte nicht zu sagen, wie? Als die Wellen unter dem Rumpfe desselben wegrauschten, war es ihm, als schlügen sie über seinem Kopf zusammen. Und als das Feuerschiff, an dessen Bord er sein halbes Leben zubrachte, nur noch wie ein ferner Punkt am Horizonte zu sehen war und bald darauf gänzlich verschwand, brach er in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Oheim und Neffe legten in Cuxhaven an, um die Leiche des Capitains, die man von dem Wrack mitnahm, zur Ruhe zu bestatten. Dann gingen sie weiter nach Hamburg. Dem Henriquez hatte sich in der Heimath mit Empfehlungen aller Art reichlich versehen und fand die erwünschteste Aufnahme. Es wurde beschlossen, zunächst nach Lissabon zu gehen, um dem Könige den außerordentlichen Fall vorzulegen und gezie memend um den Hohen Richterspruch zu bitten. Von dort aus solle dann die Heimreise nach Brasilien angetreten werden.

Während dies Alles in der großen Handelsstadt vorging, verschwand der Winter allmählich. Die Boten des nahenden Frühlings kamen nach und nach in's Land und mahnten die Wächter auf der wallenden Fluth zur Rückkehr auf ihren einsamen Posten.

Die verwaiseten Väter des Feuerschiffes saßen bei einander und blickten ab und zu in das auf dem Herde verglimmende Torffeuer.

„Glaube wohl, daß wir diesmal allein auf unsere Wacht ziehen müssen. Es wird uns Einer fehlen, wenn wir auslegen," sagte der Meister des Kabelgats. Er nannte keinen Namen, aber Jeder wußte, wer gemeint war.

„Diesmal und immer, so lange die morschen Knochen zusammenhalten!" sagte Vater Clemens mit tonloser Stimme. „Wir galten ihm als Vater. Nun, es ist ja herkömmlich, daß die Söhne in die Welt gehen und die Väter allein lassen. Warum sollen wir vor den Andern Etwas voraus haben?"

„Nimm es nicht schwer," sagte der Kabelgatmeister. „Es ist eben nicht anders und man muß sich Nichts daraus machen. So denke ich."

Er sagte es, aber der schmerzensreiche Zug um den Mund strafte seine Worte Lügen.

Löffel hatte bisher Nichts gesagt. Er saß dem Feuer zunächst und rührte nach alter Gewohnheit mit der Zange in der Gluth umher, obgleich er an diesem Herde das Regiment nicht führte. Jetzt schlug er mit solcher Heftigkeit auf die Kohlen, daß die Funken knisterten, und sagte:

„Und noch Einer wird sich grämen, der nicht mit hinaus darf.“

Die Andern sahen ihn fragend an und Löffel fuhr fort:

„Einer oder Eine! Es kommt auf Eins heraus. Das arme Kind ist bleich und stumm, seit der Bursche eines reichen Mannes Sohn geworden ist. Er soll mir in den Weg kommen!“

Löffel faßte die Zange mit beiden Händen und blickte so grimmig darein, daß es aussah, als würde er ihn mit einem Schlage niederwerfen, wenn er jetzt einträte.

„Kann er etwas dafür?“ fragte Vater Clemens ernst. „Daß Du mir dergleichen nicht noch einmal sagst, sonst ist es mit der Freundschaft zwischen uns Beiden aus.“

Löffel wollte Etwas entgegnen, allein er kam nicht dazu, denn Anna näherte sich der Gruppe und sagte:

„Ich weiß nicht, was es sein mag; aber von Ritzebüttel her kommen viele Leute und ein Wagen ist auch dabei.“

„Sind Fremde, Kind!“ sagte Clemens begütigend. „Dich erschreckt Alles.“

„Es war so ruhig hier!“ entgegnete das bleiche Mädchen. „Ich kann nicht dafür, daß sich mir

das Blut zum Herzen drängt, wenn Etwas geschieht, von dem ich nicht weiß, was es ist. Und diesmal ist es unruhiger in mir, als je vorher."

Die beiden Alten hatten nicht darauf geachtet, daß Löffel gleich bei den ersten Worten, die Anna sprach, hinausging. Dieser kehrte jetzt, hochroth im Gesicht, zurück.

„Er ist es!" platzte Löffel heraus. Anna wurde noch bleicher. Die Andern fragten nicht; sie wußten ohnedies, von wem die Rede war.

„Er ist es!" fuhr er fort. „Und all' das vornehme Volk ist mit ihm. Die blaue Jacke hat er ausgezogen und er trägt einen Rock, feiner als der des Herrn Amtmannes. Ich weiß nicht, was er hier noch will, aber wenn er . . ."

Sein Auge blieb auf Anna haften. Er ballte die Hand zur Faust und, sie aufhebend, stieß er die Worte heraus:

„Wenn er sich untersteht . . ."

Anna fuhr erschreckt zurück und sah mit einem Flehensblick auf Clemens. Dieser erhob sich in seiner ganzen Länge und sagte ernst:

„Vergiß nicht", daß Du in meinem Hause bist. Hier hat Keiner Etwas zu befehlen, als ich. Wen ich einlasse, der muß Jedem recht sein, und Gott ge-

nade Dem, der meinen Gast beleidigt. Er schlägt mir in das Gesicht."

Löffel biß sich auf die Lippen und schwieg. Als die Personen erschienen, die er selbst anmeldete, zog er sich in die äußerste Ecke zurück und sah grollend auf Jung-Clemens, gegen den er von einem mächtigen Zorn erfüllt war, er konnte selbst nicht sagen, weshalb."

Jung Clemens und dessen Oheim Henriquez de Lemos wurden von dem Amtmann und dem Lootsen-Commandeur begleitet. In ihrer Gesellschaft befand sich auch ein portugiesischer Cavalier, Dom Francesco Terceira, der die Gerechtsame der portugiesischen Unterthanen bei den drei nordischen Handelsstädten vertrat und dieser Angelegenheit den größten Eifer widmete.

„Ihr lieben Leute," sagte der Amtmann, sich an die Seeleute wendend. „Ich komme mit diesem Herrn in einer eigenthümlichen Angelegenheit zu Euch . . ."

„Mit Verlaub, Herr Amtmann," sagte Vater Clemens. „Wir sind mit Allem bekannt und bitten, Euch nicht weiter zu bemühen. Ich spreche für Alle und weiß, daß es ihnen genehm ist, was ich sage. Habe mir immer gedacht, daß es über kurz oder lang ein Ende nehmen würde, wenn ich es auch nicht gerade

herausſagte. Gottes Segen mit dem jungen Manne! Möge es ihm wohl gehen. Wir, ſeine Väter, wünſchen ihm das."

„Ihr ſeid ein braver Mann, Clemens," ſagte der Amtmann und gab dem Lampenwärter die Hand. „Euer Pflegeſohn iſt mit uns gekommen. Er beſtand mit aller Beſtimmtheit darauf, nicht ohne Abſchied von Euch zu gehen."

„Das habe ich mir — mit des Herrn Amtmannes Wohlnehmen — auch gar nicht anders gedacht," entgegnete der Docht des Feuerſchiffes. „Iſt von uns ſtets ſo gehalten, Alles offen und ehrlich herauszuſagen, und wird ſich in den paar Tagen unter den vornehmen Leuten nicht ſo verändert haben."

„Nein! Nein!" rief Jung-Clemens leidenſchaftlich und fiel ſeinem alten, treuen Freund um den Hals. „Nun und nimmer vergeſſe ich Dich und wenn ſie auch den ganzen Ocean zwiſchen uns ſchieben. Ach Gott! Wie iſt das Alles nur ſo gekommen? Ich weiß es nicht. Sieh, Vater Clemens, das iſt der Mann, der mir auf Erden am nächſten ſteht . . ."

„Vermuthe, es iſt Dein Oheim, oder ſo etwas dergleichen. Man ſieht es am Geſicht."

„Und ich habe kein Herz für ihn," ſagte Jung-Clemens mit dem Tone des Selbſtvorwurfes. „Ich

weiß, daß es eine Sünde ist, und kann es doch nicht ändern."

Er blickte mit einiger Scheu auf den Oheim und seinen Begleiter und fuhr leiser fort:

„Sie reden eine Sprache, die ich nicht verstehe und die doch meine Muttersprache ist. Sie sind katholisch . . ."

Vater Clemens drückte dem jungen Manne die Hand. Im orthodoxen Lutherthum erzogen, dünkte ihm dies das größte Unglück, was seinen Liebling treffen konnte.

Dom Francesco Terceira, der Geschäftsträger Seiner Allergläubigsten Majestät, hatte einige Worte mit dem Amtmanne gesprochen und dieser sagte zu den Männern des Feuerschiffes:

„Ihr lieben Leute, die Zeit drängt, also macht es mit dem Abschiede kurz. Die Wagen, welche jene Herren nach Hamburg zurückbringen sollen, stehen schon bereit."

Jung Clemens riß sich von dem treusten Freunde los und ging zu den Andern. Dom Henriquez trat zu dem alten Manne, sah ihn freundlich an und sprach einige Worte, die Dom Francesco Terceira als eine Danksagung verdollmetschte, welche Dom Henriquez dem Freunde seines Neffen zu sagen sich verpflichtet fühlte.

Der Amtmann aber zog den Lampenwärter des Feuerschiffes seitwärts und sagte:

„Ihr und Euere Maaten nennt Euch die Väter des jungen Mannes. Väter sind verbunden, Alles, was in ihren Kräften steht, für die Kinder zu thun."

„Das thaten wir, Herr, und würden es ferner thun, wenn es der liebe Gott nicht anders beschlossen hätte."

„Gut!" sagte der Amtmann. „Wenn Ihr aber Eines zugebt, müßt Ihr auch das Andere glauben. Wenn Gott es fügt, daß ein Sohn vom Glück begünstigt wird und den Vater vergißt, der in der Dürftigkeit lebt, ist er ein schlechter Sohn. Ihr aber habt zum Oeftern gesagt, Jung Clemens sei ein braver Sohn . . ."

„Sprecht nicht davon!" unterbrach ihn Vater Clemens in seiner bestimmten Weise. „Ich weiß, was Ihr sagen wollt, und will Euch meine Meinung vorweg kund thun. Der Oheim unseres Pfleglings ist ein vornehmer Mann. Ihn wurmt es, daß er uns armen Leuten für Etwas zum Danke verpflichtet sein soll, und möchte uns das gern abkaufen. Was wir für den Knaben gethan haben, den die See uns in die Arme warf, ist nicht zu bezahlen, und wenn ich wüßte, daß der Junge . . ."

„Er weiß von Nichts!“ fiel der Amtmann lebhaft ein. „Ihr aber thut Unrecht an Euch selbst, die Mittel zurück zu weisen, wodurch Ihr Euch und Euern Kameraden ein behagliches Alter bereiten könntet.“

„Ein Wort für tausend, Herr Amtmann,“ sagte Vater Clemens fest. „Ich will nicht. Und was ich nicht will, das wollen die Andern auch nicht.“

Der Amtmann ließ ab und Dom Henriquez mahnte wiederholt zum Aufbruch. Jung-Clemens, den der Geschäftsträger mit dem prunkenden Namen Alonzo de Lemos anredete, trat entschieden vor und sagte, indem er Anna's Hand ergriff:

„Ich habe mit ihr zu reden, ehe ich gehe. Mit ihr; aber allein. Geht Alle! Alle, sage ich. Es braucht Niemand zu hören, was wir miteinander zu sprechen haben.“

Die Herren machten Miene, zu zögern, aber Jung-Clemens sagte aufwallend:

„Ihr habt mir versprochen, meinen Willen zu thun, so lange wir hier am Strande verweilen. Weicht nicht von diesem unsern Vertrage ab, oder ich breche mein Wort, das Ihr mir abgedrungen habt, und bleibe hier bis an mein Ende.“

Die Beiden waren allein. Sie standen sich gesenkten Blickes gegenüber und zwischen ihnen lag eine

peinliche, drückende Stille. Da ermannte ſich Jung-Clemens und ſprach, indem er die Hand des Mädchens ergriff:

„Ich ſoll Dir Lebewohl ſagen. Lebewohl für immer, und ich kann es nicht.“

Sie ſah ihn an und verſuchte zu lächeln, aber die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

„Ich kann es nicht und ich will es auch nicht!“ fuhr er ſtürmiſch fort. „Wir ſind mit einander für das Leben verlobt, und ich will mein Wort nicht brechen. Du biſt meine Braut und bleibſt es. Und wenn ich von hier fort ſoll, mußt Du mit mir.“

„Das denkſt Du nicht im Ernſt,“ ſagte das Mädchen. „Darf ich den alten Mann verlaſſen, der für mich gethan hat, was nur ein Menſch für den andern zu thun im Stande iſt? Es wäre ſein Tod. Mein Platz iſt bei ihm.“

„Dein Platz iſt bei mir, Anna. Hier iſt Dein Ring und daran halte ich Dich.“

„Den Ring, den ich von Dir trug, habe ich Vater Clemens an dem Tage gegeben, als ich von ihm erfuhr, was aus Dir ward,“ ſagte Anna feſt. „Er hat es für gut gefunden und mich geſegnet. Wir müſſen

unſere Schuldigkeit thun und Du ſollteſt mir Muth einſprechen, denn Du biſt der Mann."

„Scheide Dich nicht von mir, Anna!" rief Jung-Clemens leidenſchaftlich. „Es thut nicht gut. Und wenn das Aergſte entſteht . . ."

Seine Augen leuchteten. Anna ſah ihn traurig an und ſagte bekümmert:

„Du willſt eine Sünde begehen, größer und ſchwerer, als Du weißt. Wir ſind Waiſen. Meine Aeltern habe ich nicht gekannt; aber wie mit eiſernen Klammern halte ich mich an den Mann, der Vater- und Mutterſtelle bei Dir vertrat. Du biſt keine Waiſe mehr. Du haſt Diejenigen gefunden, die ein Recht auf Dich haben und die Dich mit allen Ehren und Glücksgütern beſchenken, die es nur geben kann. Sei nicht ungehorſam, Jung Clemens, indem Du Dich gegen Diejenigen auflehnſt, die Dir befehlen können. Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebeſt auf Erden."

„Ich will Dir folgen," ſagte er nach einer längeren Pauſe. „Ich weiß, daß ich das Rechte thue, wenn ich Dir folge, denn Du biſt ein liebes, frommes Kind geweſen. Ach Gott! Ich weiß nicht, wie ich es tragen werde, aber ich thue es um Deinetwillen. Deinen Ring gebe ich Dir nicht zurück. Ich behalte ihn.

Wer ihn mir nehmen will, muß mir erſt den Finger abhacken, woran er ſteckt. Lebe wohl, Anna."

Er hielt ſie feſt umſchloſſen. Sie weinte ſtill in ſeinen Armen, dann machte ſie ſich von ihm los und führte ihn ſchweigend nach der Thür. Er entfernte ſich mit krampfhaftem Schluchzen. Bis dahin hatte das junge Mädchen ſich heldenmüthig aufrecht erhalten. Als ſie ſich allein ſah, brach ſie unter der Laſt des Kummers, der ſie bedrückte, zuſammen.

Vater Clemens fand ſie, als er zurückkehrte, in tiefer Ohnmacht am Boden.

Draußen war es einſam und ſtill.

Es war in der Schenke zum Engelsmann. Der Wirth hatte, obgleich es noch früh am Tage war, bereits viel zu kramen und da es in den erſten Frühjahrstagen ſpät hell wird, mehr Lichter angezündet, als er ſonſt zu thun pflegte. Das gab Allem, was er that, einen feſtlichen Anſtrich. Die Tafel war mit einem ſchneeweißen Tuche bedeckt, und Guirlanden von Tannenreis lagen auf dem Nebentiſch. Sie wurden weither von der Geeſt geholt, denn die Marſch bringt dergleichen Herrlichkeiten nicht zu Stande.

Der Meiſter des Kabelgats vom zweiten Feuer-

ſchiffe trat bei ihm ein. Er hatte die Sonntagsjacke angethan und keine Pfeife im Munde. Die Männer ſchüttelten ſich ſchweigend die Hand und der Wirth ſagte nach einer Pauſe:

„Habe ihn noch nicht geſehen.“

„Wird wohl bald kommen,“ war die Antwort. „Mag ſeine Schwierigkeiten haben, ehe man einen Bräutigamsrock auf den Leib bringt. Und wenn vollends der Seemann zum Bauern wird . . .“

„Ja, es iſt ein wunderliches Ding, wie es mit dem Löffel gegangen iſt!“ ſagte der Wirth, und Jener unterbrach ihn:

„Löffel hieß er bei uns am Bord. Seitdem ſein Vetter ihn zum Erben einſetzte mit der Bedingung, daß er von der See ausſcheiden ſolle, heißt er bei ſeinem chriſtlichen Taufnamen Jan Dreßler. Braucht nun nicht mehr zu kochen, ſondern hat dazu eine Magd.“

„Und von morgen ab thut es ſeine junge Frau!“ ſagte ſchmunzelnd der Wirth.

„Hm! Hm!“ ſprach kopfſchüttelnd der Kabelgatmeiſter. „Hätte es gut haben können, der Clemens, wenn er das braſilianiſche Gold annahm. Wäre genug geweſen für alle Väter des Feuerſchiffes, um auch im Hochſommer eine geſegnete Winterlage zu

halten. Aber es war brav, daß er es ausschlug. Wären dann bezahlt für die Vaterschaft und hätten Nichts im Herzen, das uns im Alter jung machte."

„Waren schwere Tage!" sagte nachdenklich der Wirth, sich an frühere Zeiten erinnernd. „Die Anna hatte den jungen Mann richtig soweit gebracht, daß er gutwillig ging. Aber kaum waren sie in des Amtmanns Hause angelangt, von wo aus die Abreise vor sich gehen sollte, als er sich zur Wehre setzte und mit Gewalt in den Wagen geschleppt werden mußte. Es mag schwer geworden sein, ihn nach Hamburg und an Bord zu bringen. Solches junge Volk ist nicht zu bändigen."

„Ist ihm schwer angekommen!" sprach der Meister des Kabelgats.

„Die arme Anna hat es auch nicht leicht gehabt!" fuhr der Wirth dazwischen. „Sie lag ohne Bewußtsein auf dem Fußboden, als der Clemens herein kam, und der Doctor hatte viele Mühe mit ihr. Es wurde noch nicht an die Aussaat gedacht, als sie sich legte, und der Rapps war längst geschnitten, ehe sich die Gesundheit wiederfand. Sie ist gar nicht mehr dieselbe, welche sie früher war, und der Candidat Severin, der hier neulich Abends sein Gläschen nahm, sagte:

„Es ginge ihm zu Herzen, daß das liebe Kind so recht eigentlich eine Maschine geworden sei.“

Der Kabelgatmeister sah ihn an, als verstehe er den Sinn dieser Worte nicht. Es kam aber zu keiner Erklärung, da Jan Dreßler, der ehemalige Leichtmatrose und Koch am Feuerschiff Nummer Zwei, eintrat, im langen Bauern-Oberrock, den Hut etwas im Nacken und einen Strauß auf der linken Brust.

„Siehst auch nicht darnach aus, als ob Du ein Hochzeiter wärest!“ sagte der Meister des Kabelgats, ihn mitleidig ansehend.

„Ist mir auch nicht so zu Muthe,“ antwortete Jan Dreßler. „Sehe ich die Anna an, kehrt sich mir das Herz im Leibe um. Sie hing zu fest an dem schwarzköpfigen Burschen und ich hätte ihn in meiner Wuth gern umgebracht, wenn ich dazu Gelegenheit gehabt hätte. War Unrecht von mir. Habe es später eingesehen. Ich weiß auch, daß die Anna sich nicht sonderlich viel aus mir macht. Aber es ist von wegen früherer Zeiten.“

„Wie das, wenn es beliebt?“

„Vor langen Jahren, ich war damals noch ein grüner Bursche, saß ich neben dem Decht auf dem Deck. Er gab mir seinen letzten Krumen Taback und sprach mit mir von vielen Dingen. Erzählte mir

eine Geschichte von der Anna und ihrer Mutter, versteht Ihr, und als er fragte — — wie es einmal werden solle, wenn er davon müßte, rief ich aus: Dann sind auch noch Andere da."

„Denke mir, daß Du mit diesen Andern Dich selbst meintest!" entgegnete der Meister des Kabelgats und Jan Dreßler erwiederte:

„Ihr sagt recht. Wißt Ihr nicht, daß der Theß Balzer in Döse es nach Amerika verlaufen hat? Bei dem Manne hatte Vater Clemens sein sauer Erspartes stehen, das er für die Anna bestimmt hatte. Er kann ihr Nichts nachlassen."

„Und darum nimmst Du sie zum Weibe!" sagte der Meister des Kabelgats. Er schüttelte dem ehemaligen Maaten die Hand und als er sich abwendete, fuhr er mit der Hand über die nassen Augen.

„Mich hat es oft gereut," sagte Jan Dreßler nach einer Pause, „daß ich gegen den Jungen so aufbegehrte, und ich denke mit Schaudern daran, wenn ich mir vorstelle, welches Unglück ich auf ein Haar anrichten konnte. Gern hätte ich es gut gemacht und ein Stück von meinem Leben daran gesetzt, wenn ich es hätte zu Wege bringen können, daß er die Anna kriegte. Aber all' dies Schwatzen ist nichts als Dummheit und man muß nicht weiter daran denken. Glaube,

daß es jetzt Zeit ist, zu dem Vater Clemens in das Haus zu gehen."

Der Wirth zum Engelsmann, welcher vorher abgerufen ward, kehrte jetzt zurück und sagte in nicht gewöhnlicher Aufregung:

„Löffel — ich wollte sagen, Jan Dreßler — da ist Jemand draußen; der Schreiber von dem Advocaten, meine ich. Er kommt von seinem Herrn. Ihr müßt gleich zu ihm."

„Was gehen mich der Advocat und sein Schreiber an?" brummte Jan Dreßler. „Ich will nicht."

„Ihr müßt!" drängte der Wirth." Helft ihn mir hinaus bringen, Meister Kabelgat, und bleibt dann hier, um ein Wechen nach dem Rechten zu sehen, bis ich wiederkomme. Rührt Euch, Jungkerl! Es ist keine Zeit zu verlieren. Ebbe und Fluth warten auf Niemand."

Dem Wirthe war es auf eine etwas gewaltsame Weise gelungen, den Bräutigam aus der Stube zu bringen, und der Meister des Kabelgats blieb im äußersten Staunen zurück.

Während dessen saß Vater Clemens in seinem Stübchen, der Anna gegenüber. Sie sprachen kein Wort, aber er hielt ihre Hand mit der seinigen und sah sie mit einem Blick des tiefsten Kummers an.

Nach einiger Zeit erschien Muhme Buschmann. Es war nicht mehr die rührsame Frau von ehedem, sondern ein gedrücktes Mütterchen mit vielen Falten auf der Stirn. Sie brachte den Brautkranz, mit Silberzindel und Rauschgold umflochten und wollte ihr denselben mit einigen Worten aufsetzen; aber die Stimme stockte und mit lautem Schluchzen zog sie die bleiche Braut an ihre Brust.

„Was wollt Ihr nur, Ihr lieben Leute?" fragte Anna ängstlich. „Es quält mich, wenn ich in Euere kummervollen Gesichter sehe. Ich folgte Euerm Rath, weil ich mich überzeugte, daß er gut war. Jan Dreßler ist ein braver Mensch, den ich von Kindesbeinen an kenne. Er meint es ehrlich mit mir und ich werde auch gewiß meine Pflicht thun . . ."

Thränen unterbrachen sie und sie sank still weinend auf ihren Platz zurück.

Muhme Buschmann, die sich draußen zu thun machte, kehrte jetzt zurück und sagte zögernd:

„Anna, der Jan Dreßler kommt mit seinen Begleitern. Ich bin vorausgegangen, es Dir zu sagen."

„Ich bin bereit, ihm zum Altar zu folgen!" sagte sie mit fester Stimme und erhob sich.

Gleich darauf trat Jan Dreßler ein. Wer ihn kurz vorher in der Schenke beobachtete und jetzt wieder sah, konnte ein leises Staunen nicht unterdrücken. Er war ganz und gar verändert. Der traurige Zug war aus dem Gesicht verschwunden; der Blumenstrauß im Knopfloch war es auch.

„Vater Clemens," sagte er, indem er der Anna freundlich zunickte. „Ich bin hier . . ."

„Wir sind bereit, mit Dir zu gehen!" antwortete dieser mit gepreßtem Herzen.

„Es hat damit noch keine Eile!" sagte Jan Dreßler. „Vor dem Kirchgange können wir immer einige Worte zusammen sprechen. Liebe Anna, Du hast mir Dein Jawort gegeben, damit Dein alter Pflegevater in eine gute Winterlage kommen sollte. Vater Clemens war für Dich besorgt, Anna, als er Dich bat, meine Frau zu werden. Und ich? Gott weiß es, daß ich kein Böses zu thun glaubte, als ich Dir sagte, da es nun einmal so ist, daß Du den Mann nicht bekommst, den Du Dir wünschest, nimm mich, und ich will für Dich thun, was ich kann. War es nicht so?"

Anna reichte dem ehrlichen Burschen die Hand, die er treuherzig drückte, und Vater Clemens sagte:

„Wir ſollten von ſolchen Dingen nicht mehr ſprechen, Jan Dreßler.“

„Das wollen wir erſt recht thun,“ entgegnete Dieſer. „Wie ich es eben ſagte, war es vor einer Stunde. Jetzt aber iſt es ganz anders und darum ſagte ich, es hat mit dem Kirchgange keine ſolche Eile.“

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte Vater Clemens und die Anna zitterte.

„Es ſoll bedeuten, daß ich glaube, die Trauung werde aufgeſchoben, oder gar nicht zu Stande kommen, weil ſich Jemand gefunden hat, der Einſpruch thut.“

„Großer Gott!“ rief das Mädchen, und aus dem Ton, den ſie auf dieſe Worte legte, konnte man unſchwer heraushören, welchen Eindruck das Geſagte auf ſie machte.

„Kam gerade noch zur rechten Zeit,“ fuhr Jan Dreßler fort.“ Ein paar Stunden weiterhin wäre es zu ſpät geweſen. Mir iſt leicht geworden im Herzen, als ich hörte, was ich Dir jetzt ſagen will und muß. Wir wären heute Mann und Frau geworden, Anna, und ich hätte des Glückes, das mir zu Theil ward, nie froh werden können, weil ich weiß, daß Du mich

nur aus Pflicht und Schuldigkeit nimmst. Du bist wohl lieb und gut, aber am schönsten bist Du doch, wenn Du von Herzen fröhlich bist und mit dem ganzen Gesichte lachst. Und das hätte ich in meinem ganzen Leben nicht zu Stande gebracht. Nun aber kommt Einer . . ."

Sie hatten ihn in großer Spannung angehört. Vater Clemens forderte ihn auf, Alles herauszusagen. Die Anna sagte nichts. Sie hielt sich an die Muhme fest, als habe sie nicht die Kraft, allein zu stehen. Man sah es ihr an, daß ihr das Herz in der Brust stürmisch schlug.

„Die fragt mich nicht," sagte Jan Dreßler. „Die hat mich schon verstanden. Ja, Anna, der Brasilier ist hier und wird nicht lange auf sich warten lassen. Sie haben ihn in seine Heimath gebracht und ihm alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt. „„Bleibe hier und Alles ist Dein!"" sagten sie zu ihm. Aber er that es nicht, sondern hielt Dir die Treue. Sie haben es von Hause aus an den Amtmann geschrieben und er kommt . . ."

Anna hörte nicht weiter auf den uneigennützigen Freund, der sich schon in der frühesten Kindheit zu ihrem Beschützer anbot. Sie schrie auf vor Freuden,

umarmte ihren Pflegevater unter Lachen und Weinen und fiel dann auf die Kniee, aus vollem Herzen betend. Jan Dreßler schaute traurig darein und ging dann hinaus, ohne daß es Einer merkte. Er kannte die Anna, er wußte, wie seine Botschaft sie erfreuen würde, und hatte sie ihr gern gebracht; aber sehen mochte er diese Freude nicht.

Der Tag ging vorüber in Hoffen und Erwarten. Mit der einbrechenden Dämmerung traf Jung-Clemens ein und in der engen, dunkeln Stube glänzte es wie Sonnen- und Sternenschein.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor sich die Gemüther beruhigten. Endlich fand der Wirth zum Engelsmann den geeigneten Ausweg. Eine Hochzeit hatte es nicht gegeben, also konnte man auch nicht hochzeitlich schmausen. Aber ein Fest des Wiedersehens konnte gefeiert werden und diesem Rufe leisteten Alle Folge.

Da saß nun Jung-Clemens oben an der Tafel. Er trug die blaue Seemannsjacke mit den vergoldeten Knöpfen und hatte nichts von der brasilianischen Herrlichkeit an sich. Ihm zur Seite saß die fröhliche Braut und um ihn her saßen die sämmtlichen Väter des Feuerschiffes. Der Capitain war nicht vergessen und am untersten Ende, der Braut gegenüber, saß

Jan Dreßler. Er hatte für heute den langen Bauernrock ausgezogen und war in die Rundjacke geschlüpft, die er von Kindesbeinen an trug, in guten und bösen Tagen. Nun nahm er sich zusammen, füllte sein Glas und leerte es auf das Wohl der werthen Braut und des Bräutigams.

Alle klingelten an und Jung-Clemens sagte mit bewegter Stimme:

„Dank Euch Allen. Und da ich nun einmal am Worte bin, laßt mich vom Herzen herunter sagen, was noch darauf liegt. Als ich in Rio de Janeiro anlangte, mitten in der schönen Gegend, die wohl ein Paradies auf Erden heißen mag, da wurde ich irre an mir selbst, und ich hatte große Lust, mich in alle diese Herrlichkeiten zu stürzen, als mein Oheim Henriquez zu mir trat und zu mir sagte: „„Alles, was Du hier vor Dir siehst, ist Dein!““ Als sich nun aber die Besinnung einfand und ich erfuhr, unter welchen Bedingungen mir dies Alles gehören sollte, hatte es mit der Freude ein Ende. Eine ganze Familie, die sich widerrechtlich meines Eigenthums bemächtigte und mich in das Elend stieß, sollte ich auf Tod und Leben anklagen. Vater, Mutter und Kinder, nur an Pracht und Glanz gewöhnt, sollten, mit Schande bedeckt, in Noth und Elend wandern, damit

ich, der von allen diesen Wundern keinen rechten Begriff hatte, zu meinem Rechte käme. Ich war wie betäubt und wußte mir nicht zu rathen und zu helfen. Als nun aber der Mann, der mich als Kind verderben wollte, und jetzt selbst dem Verderben nahe war, zitternd vor mir stand; als ich sein Weib und seine Kinder in Verzweiflung sich an ihn anklammern sah und er mir zu Füßen fiel und . . . Hört Ihr Alle! das war mehr, als ein Mensch ertragen kann. „„Macht Ihr es mitsammen aus!““ rief ich meinem Oheim Henriquez zu, „„ich will von dem Allen nichts wissen.““ Und ich weiß auch nicht, was sie thaten. Ich weiß nur, daß die mit Schande Bedrohten bei Ehren blieben und daß um meinetwillen kein Mensch in das Elend hat wandern dürfen. Ledig und los habe ich mich von Allen gemacht. Wir haben uns in Frieden und Freundschaft getrennt, und mit Geld und Gut beladen schied ich von einem Vaterlande, das ich nie kannte, um in die Fremde zurückzukehren, die mir zur eigentlichen Heimath geworden ist. Hier bin ich nun, um nicht wieder zu scheiden und wem es darnach um's Herz ist, der heißt mich willkommen.“

Anna umfaßte ihn mit beiden Armen, als wollte sie ihn nimmer lassen; die Andern aber erhoben ihre Gläser und riefen:

„Willkommen! Willkommen!“

„Dank Euch, Ihr meine Väter insgesammt!“ rief Jung-Clemens. „Und nun bleiben wir beisammen in der wohlverdienten Winterlage. Die Väter zu dem Sohne.“

Dies ward mit hundert Danksagungen erwiedert, als auf Veranstaltung des Wirthes der Advocatenschreiber und der Candidat sich einfanden, um auch ihre Glückwünsche laut werden zu lassen.

Hinter dem Stuhle des Jung-Clemens raschelte und hüstelte es schon eine Zeitlang und als er sich umsah, gewahrte er die zusammengetrocknete Gestalt des Negers Sever, dessen Kopf nun ganz ergraut war.

„Hierher an den Tisch, Sever,“ sagte Jung-Clemens heiter. „Da ist der Bursche, der mich seiner Zeit haßte und mich aus der Welt schaffen wollte, um seine Freiheit zu erlangen. Und nun er die Freiheit erhalten hat, folgt er mir auf Schritt und Tritt und ist mehr Sclave als je vordem.“

„O Senhor! Gute Senhor!“ sagte Sever, die Hände flehend ausgestreckt. „Wie kann ich genug bitten Verzeihung?“

„Wer in der Liebe lebt, wie ich, dem ist der Haß ein unbegriffenes Wort. Sei getrost, alter Sever. Du rückst mit in die allgemeine Winterlage! Nehmt Eure Gläser auf und seid Alle miteinander willkommen binnen!“

Schifferleute und Bauerleute

oder

Saat und Frucht.

Schiffersleute und Bauersleute

oder

Saat und Frucht.

1.

Wer auf der Strecke von Cuxhafen bis zum Stader Zollschiff die Niederelbe auf und ab fährt und auf die beiderseitigen Ufer schaut, wird sich von deren Einförmigkeit nicht befriedigt finden. Nichts als hohe, mit Gras bewachsene Deiche, über die man nur von dem Mastkorbe wegsehen kann. Zuweilen ragen ein Hausdach oder eine Kirchthurmspitze darüber hinaus, und geben Zeugniß von dem Leben hinter diesen Schutzdeichen. Von den Dörfern selbst, zu denen diese Hausdächer und Thurmspitzen gehören, hat der rasch vorübersegelnde Reisende keine Ahnung. Und doch sind die Wohnstätten gesellig lebender Menschen von einer ausgeprägten Eigenthümlichkeit. Aber selten verirrt sich der Fuß eines Reisenden bis hierher. Die große

Heerstraße zieht sich über die Höhen des Geestlandes hin, die von der Elbe durch die weiten Marschstrecken getrennt sind, zu welchen die vereinzelten Thurmspitzen gehören.

Ein solches Dorf ist Assel, das gegenüber von Glückstadt liegt und einen sogenannten Außendeich, oder angeschwemmtes Vorland hat, das aus üppigen Wiesen besteht. Durch diese schlängelt sich ein schiffbarer Kanal, der in die Elbe mündet und in einen kleinen Hafen ausläuft, worin Fährjollen und andere Küstenfahrzeuge eine sichere Winterlage halten können.

Um diesen Hafen und um die nahe gelegene Kirche herum gruppiren sich ziemlich regellos eine Anzahl Häuser, von denen das vornehmste die Landesherberge ist. Es gilt für das erste Gasthaus des Ortes und dient zugleich als Schauplatz aller gerichtlichen Verhandlungen. Hier herum haben sich auch die sogenannten kleinen Leute angesiedelt, die Krämer, die Gewerker und die Fährschiffer, die den Verkehr mit den umliegenden Städten vermitteln. Sonst sieht man hier viele blaue Rundjacken, vollbefahrne und halbbefahrne Matrosen, Seeleute von der sogenannten langen Reise und solche, die niemals über Cap Lezart hinaus gekommen sind. Das Volk in diesen großen Elbdörfern ist beidlebig und geht mit derselben Gemüthsruhe jenseits der rothen

Tonne bis Auſtralien und China, als Schritt vor Schritt hinter dem Pfluge her, wenn es daheim zwiſchen ſichern Mauern weilt. Der Bauer iſt Seemann und der Seemann iſt Bauer. Einer pfuſcht in das Handwerk des Andern.

Um die Kirche und den Hafen dehnt ſich das eigentliche Dorfleben aus; aber die Macht, der Reichthum und mit dieſen die Gewalt des Dorfes liegen jenſeits dieſes Raumes zu beiden Seiten. Dort wohnen, inmitten ihrer reichen Aecker, die Vollbauern, die ſogenannten Herrenleute der Marſch. Ihre Häuſer ſind von Baumgärten und Blumenbeeten umgeben. Ein breiter Graben trennt den Herrenſitz von der Landſtraße und nur über eine Brücke und durch ein Gitterthor kann man zu demſelben gelangen.

Zwei ſolcher Gehöfte machten ſich ſeiner Zeit — eine geraume Zeit iſt ſeitdem verſtrichen — auf den Feldmarken des Dorfes Aſſel bemerkbar. Das eine gehörte dem Jacob Bomann. Es hatte den üppigſten Boden, der einen ungewöhnlichen Ertrag gewährte; allein mehrere Aecker gränzten mit dem Deiche und waren bei einem Deichbruche der größten Gefahr ausgeſetzt. Die meiſten lagen in dem Außendeiche ſelbſt. Das zweite gehörte dem Hans Smolt. Es galt nicht für ſo bedeutend, als das des Jacob Bomann, allein

die Aecker streckten sich in das Land hinein bis an die Moorgründe und waren nicht den Launen der Elbe ausgesetzt. Dadurch stellte sich das Gleichgewicht zwischen den beiden Hofbesitzern wieder her.

Und auf dem Raume zwischen diesen beiden Gehöften verschlingen sich die Fäden der nachstehenden Geschichte:

Von der Landesherberge aus gingen die beiden Besitzer der eben genannten Gehöfte. Einzeln hatten sie dieselbe betreten, gemeinsam entfernten sie sich. Zwischen Beiden hatte sich vor Jahren ein Gränzstreit entsponnen. Dieser wurde mit all' der Hartnäckigkeit fortgeführt, die den Eisenköpfen der Marschbewohner eignet. Endlich gelang es der Beredsamkeit eines jungen Advocaten, die erbitterten Gemüther zu besänftigen und Frieden zu stiften. Mit einander ausgesöhnt gingen die beiden Männer auf dem breiten Fahrwege neben einander her, ihren Gehöften zu, ohne sich anzusehen, oder ein Wort mit einander zu wechseln. Von dem Augenblicke an, da sie sich zum Zeichen der Versöhnung die Hand reichten, war kein Laut über ihre Lippen gegangen.

Auf einem bestimmten Punkte standen Beide, wie auf ein gegebenes Zeichen zugleich still. Es war zunächst dem Graben, welcher den durch mehrere Jahre dauernden Streit hervorgehoben hatte.

„Hier war es, Jacob Bomann!“ sagte nach einer Pause Hans Smolt.

„Ja, Hans Smolt!“ antwortete Jener.

„Bei Lichte besehen, war es die Zeit nicht werth, die dabei verloren ging!“ sagte der Erste weiter.

„Und der Kosten auch nicht, welche die Advocaten und das Gericht geschluckt haben!“ sprach der Zweite.

„Aber ich wollte mein Recht.“

„Und ich auch.“

Bei diesen Worten sahen sich die beiden Männer so herausfordernd an, daß man fürchten mußte, der kaum beendete Streit werde von Neuem entbrennen. Aber sie gedachten des feierlich vor Zeugen gegebenen Handschlages und der Erstere sagte:

„Morgen lasse ich meinen Theil von dem Graben zudämmen, Jacob Bomann.“

„Und ich den meinigen, Hans Smolt. Und zehn Schritte weiter, hier, wo ich meinen Stock in den Boden stoße, ziehen wir den neuen.“

„So soll es sein. Und ich sorge dafür, daß unsere Knechte bei der Arbeit den Frieden nicht brechen, den wir geschlossen haben.“

„Gut das. Ich will dasselbe thun. Nun einmal Frieden geworden ist, soll er auch bleiben. Adjes.“

„Adjes!“ erwiderte Hans Smolt, und Beide mach-

ten Miene, sich zu trennen. Aber der Erstere wandte den Kopf um und sagte:

„Eigentlich sollten wir den Friedensschluß noch fester machen, als durch einen bloßen Handschlag."

„Sollen wir einen Schluck darauf nehmen?" fragte Jacob Bomann in einem Tone, der seine Geneigtheit dazu deutlich aussprach.

„Das wollen wir, aber erst wenn das geschehen ist, was ich meine," antwortete Hans Smolt. „Ich habe einen Sohn, den Hinrich."

Jacob Bomann nickte.

„Und Er hat eine Tochter, die Gretel," sagte Hans Smolt. „Was meint Er dazu? Machte seiner Zeit den Graben ganz und gar unnütz."

„Das thut es," sagte Jacob Bomann nachdenklich. „Mein Sohn, der Bernhard, ist mit der Mühle abgefunden und der Hof bleibt der Gretel. Können darüber sprechen."

„Wollen es beschlafen," schloß Hans Smolt die Unterhaltung. Beide reichten sich nochmals die Hand und gingen dann nach Rechts und Links auseinander.

Es war Mancher im Dorfe, dem die Versöhnung der beiden Vollbauern nicht behagte. Wo zwei im hellen Streite sind, fischen die guten Freunde im

Trüben. Das hörte auf, seitdem der alte Grenzgraben zugeworfen, der neue geöffnet war und die beiden Bauern sich gehörig zugetrunken hatten.

Am ungeberdigsten stellte sich Bernhard Bomann, der Müller. Ihm war es ärgerlich, daß er Frieden halten sollte, absonderlich mit dem Sohne des Gränznachbars, dem Hinrich Smolt, den er stets neckte und ärgerte, wo er ging und stand, so daß er sich bereits auf dem Wege befand, sich in dem Hinrich Smolt, der eine blöde und zugleich verstockte Natur war, einen Todfeind zu erwerben.

In seinem Aerger vor sich hinpfeifend, trat er in die Wohnstube, wo seine Schwester bei dem Spinnrade saß und dem Eintretenden halb scherzend, halb verdrießlich zurief:

„Die alte Hilk in der Deichschenke muß volles Maß gegeben haben, Bruder Bernhard. Ich sehe, daß Du schwer daran trägst."

„Warum soll ich nicht?" entgegnete er ärgerlich. „Wenn die Alten am Gränzgraben saufen, kann ich es in der Schenke auch thun. Dich kostet es von Deinem Hofe noch nicht einen Weizenkorn. Du bleibst so reich als vorher, während ich mit meiner armseligen Mühle . . ."

„Bruder Bernhard, Du lügst!" sagte die Gretel

aufſtehend und das Spinnrad zur Seite ſchiebend. „Du haſt nicht blos die armſelige Mühle, ſondern das Haus, den Garten und den Weizacker, der dazu gehört, und das erſte auf den Hof eingetragene Geld iſt Dein. Du hätteſt den Hof für Dich behalten ſollen, allein Du wollteſt nicht, weil Du keine Luſt zum Bauer haſt und lieber faul auf der Mühle lungern magſt, die der Wind für Dich dreht. Jeder Menſch iſt ſeines Glückes Schmied und Dein Eiſen war ſo heiß, daß Du Alles daraus ſchmieden konnteſt, was Du nur wollteſt."

Willſt mich wohl noch auslachen?" fuhr Bernhard Bomann auf. „Freilich, wenn man daran iſt, aus zweien Höfen einen zu machen."

„Was meinſt Du damit?" rief die Grete lebhaft und ſah den Bruder fragend an.

„Weil Du den Hinrich Smolt heirathen ſollſt!" rief der Bruder, ſich die Hände reibend, da er wußte, daß er die Schweſter damit ärgerte.

„Und wenn ich nicht will?"

„Du weißt wohl, daß hier zu Lande die Dirnen nicht gefragt werden, wenn die Väter einmal Ja geſagt haben. Am zugeworfenen Gränzgraben haben ſie es mit einander ausgemacht."

„Mir ſagte Keiner etwas."

„Du hörſt das früh genug, wenn Paſtor Hollander

von der Kanzel herab das Aufgebot verlieſt!“ lachte der Müller ſpöttiſch. „Mich freut es, daß Du bald an den Mann kommſt, Gretel. Und dann freut mich noch etwas Anderes.“

Die Grete fragte nicht, was er meine, denn ſie wußte es und wurde blutroth. Bernhard fuhr lachend fort:

„Der Behrend Heithof geht Dir nach. Er ſchielt immer nach Dir, wo er Dich zu ſehen kriegt. Und Du biſt auch in ſeine runde blaue Jacke verliebt.“

„Bernhard!“ rief ſie drohend. Aber die Röthe auf ihrem Geſichte kündigte an, daß er wahr geſprochen hatte. Der Behrend Heithof war ein hübſcher Junge und ſie tanzte am liebſten mit ihm. Beide verſtanden ſich auf das Beſte. Bernhard hatte ſeine Luſt am Necken und ſagte:

„Zum Herbſt macht die hübſche Rundjacke das Steuermanns-Examen und da er nach zwei oder drei Jahren, um ſeines Vaters willen, der in Hamburg gut angeſchrieben iſt, ein Schiff haben ſoll, zieht ſeine junge Frau mit ihm nach Hamburg und heißt Frau Schiffscapitainin. Was meinſt, Grete? Das ſchmeckt!“

„Nun habe ich es ſatt! Du ſollſt nicht mehr davon ſprechen! Und wenn Du nicht gleich ſtill biſt, ſage ich es dem Vater.“

„Was willſt ihm ſagen? Daß Du in den Behrend Heithof verliebt biſt? Bin neugierig, was Du darauf für eine Antwort kriegſt. Er iſt nicht beſonders auf die Blaujacken zu ſprechen, weil ſein Bruder Seemann war und als ſolcher einen lüderlichen Lebenswandel führte, bis die Herrlichkeit eine Ende hatte."

„Man braucht nicht Seemann zu werden, um lüderlich zu leben," fuhr die Grete heraus. „Die Müller können es auch."

Bernhard Bomann drehte ſich auf dem Abſatze herum und entgegnete leichtfertig:

„Das kommt daher, weil Beide nur Etwas taugen, wenn ſie unter Segel und flott ſind. Der Müller und der Matroſe leben vom Winde. Aber wie ich ſehe, ſchleicht der Hinrich Smolt um die Stallecke herum und ſchielt nach dem Fenſter. Er will Dir gewiß einen Bräutigamsbeſuch machen. Soll ich ihn Dir holen?"

Er ging. Die Schweſter rief dem Forteilenden nach:

„Sage ihm, daß ich ihn nun und nimmer nehme. Ich wollte lieber unſern alten Nachtwächter heirathen, als dieſen verſtockten Jungen."

Bernhard Bomann hörte nicht mehr. Draußen ſtrich er an dem Hinrich Smolt vorüber, dem er kein

Wort ſagte, ſondern ihm nur einen Blick zuwarf und ſo laut hinter ihm her lachte, daß der Verhöhnte die Hände ballte und in ſich hinein ſprach:

„Er lachte ſchon wieder über mich. Jedesmal, wenn er mich ſieht, thut er es und in der Schenke hetzt er ſeine Saufbrüder, die Matroſenkerle, auf mich. Gott verdamme mich, wenn ich ihm das vergeſſe. Laß mich nur erſt Dein Schwager ſein, Bernhard Bomann. Du ſollſt mir von der Mühle herunter und mit dem weißen Stock in der Hand durch das Dorf wandern, oder ich will das Leben nicht haben.“

Und als er dieſes Wort zu ſich ſelbſt geſprochen hatte, rief er dem alten Jacob Bomann, der am Heckthor ſtand, einen guten Abend zu und ging mit ihm in das Haus, um der Grete zu ſagen, daß er ihr Freiersmann ſei.

Der Müller hatte ſich auf den Weg zur Deichſchenke gemacht. Hier ging es bereits luſtig her und die alte Mutter Hilk hatte genug zu thun, um ihre durſtigen Gäſte zu befriedigen. Ein halbes Dutzend Dorfkinder waren mit der Fährjolle von Hamburg gekommen, woſelbſt ſie am Tage vorher von einem Weſtindienfahrer abgemuſtert wurden und nun in der Schenke ihre erſte Raſt hielten. Zwei unter ihnen waren beſonders ſtramme Jungen, nämlich der Carſten

Ehlers und der Marten Jahnke. Sie trommelten mit der Flasche und dem Glase zugleich auf dem Tisch und riefen dem eintretenden Behrend Heithof zu:

„Hollah Ahoi! Wen haben wir hier? Legt allstunds back und bringt Euch vor Anker!"

„Willkommen binnen!" entgegnete dieser, seemännisch grüßend und setzte sich Beiden gegenüber. „Mutter Hilk, ein Glas und eine Flasche. Wollen ein vernünftiges Wort mitsammen reden."

Wenn ein Dutzend Matrosen zusammen kommen, die seiner Zeit Schul- und Spielgenossen waren, und sich nachher im Hafen bei'm Ein- und Aussegeln nur im Vorüberfliegen sahen; oder wenn sich zwei Schiffer auf offner See anriefen und sie sich, auf den Bugspriets stehend, nur auf eine Secunde einander plötzlich gegenüber sahen, kann es bei dem ersten Zusammentreffen in der Schenke lustig hergehen. Manches volle Glas wird geleert, manches geleerte Glas zerbrochen und manches Schelmenlied gesungen. Es wird bald so laut, als ginge es mit einer Backstagskühlte und mit gerefften Marssegeln an der rothen Tonne vorüber, in die See hinein. In diesem Zustande befand sich die flotte Backmannschaft, als Bernhard Bomann, der Müller, eintrat und den fröhlichen Zechern zurief:

„Habe wohl gewußt, daß Ihr binnen gelaufen ſeid, und wäre gern eher gekommen, um den Willkomm mit Euch zu trinken, aber ich hatte mich erſt noch mit meinem Schwager zu begrüßen.“

Behrend Heithof, an den dieſe Worte vorzugsweiſe gerichtet wurden, ſprang auf und fragte blutroth im Geſichte:

„Mit Deinem Schwager? Wer iſt Dein Schwager?“

„Biſt Du der einzige Jungkerl in Aſſel, der es nicht weiß, daß mein Alter und der Hans Smolt Frieden gemacht haben und daß meine Schweſter und der Schleicher, der Hinrich, ſich heirathen und die beiden Höfe zuſammen bringen ſollen? Ich kriege das Roggen- und Weizenmahlen für Beide und darf auf der Hochzeit ſaufen und tanzen, ſo viel ich will.“

Mit dieſen Worten leerte er ein volles Glas und warf es weit von ſich, daß die Scherben am Boden klirrten.

Behrend Heithof zog den Müller mit ſich in eine Ecke und ſagte in ſprudelnder Haſt:

„Ich habe nie ein Geheimniß vor Dir. Du weißt, daß ich Deine Schweſter lieb habe; du weißt, daß ſie es ebenſo meint und daß es Dein Schaden nicht ſein ſoll, wenn ich ſie zur Frau kriege. Längſt konnte ich mein Examen machen und hatte eine tüchtige Steuermanns-

ſtelle in Sicht. Aber ich habe es verſchoben, damit ich einen Vorwand hatte, dieſen Winter zu Hauſe zuzubringen und während deſſelben mein Gewerbe anzubringen. Und nun ſoll das mit einem Male nichts gelten und der Kopfhänger mir die dralle Dirne vor der Naſe wegnehmen?"

„Wird ſich nicht anders machen laſſen, Behrend Heithof", ſagte Bernhard Bomann, gleichgültig mit den Beinen ſchlenkernd. „Magſt ein geſcheiter Steuermann ſein, allein die beiden alten Eiſenköpfe bringſt Du doch nicht in das rechte Fahrwaſſer.

„Dann laufe ich mit der Dirne davon!" rief der junge Steuermann.

„Das leide ich als Bruder nicht!" entgegnete der Erſtere in dem vorigen Tone. „Auch würden die Landreiter Euch bald wieder einholen. Beſſer wäre es ſchon, wenn der Bräutigam davon liefe."

„Wie meinſt Du das?"

„Ich meine es ſo, wie ich es ſage. Weil er aber nicht von ſelbſt auf den Gedanken kommen wird, muß man ihn denſelben in den Mund legen."

„Das kriege ich nicht ſpitz!" ſagte kopfſchüttelnd der angehende Steuermann.

Bernhard Bomann bedachte ſich einige Zeit und ſagte dann:

„Spukt mir allerlei im Kopfe herum, das ſich erſt klären muß. Auch iſt es hier zu voll und die Kerle machen einen zu tollen Lärmen, als daß man etwas Vernünftiges überlegen könnte. Laß Du heute noch fünf gerade ſein. Morgen will ich nach Drochters, wo ich ein Geſchäft habe. Wenn es vorüber iſt, gehe ich in die dortige Landesherberge zum alten Röſing. Komme Du auch dahin, ganz von ungefähr. Und da wir Beide allein nichts anfangen können, bringe noch ein paar luſtige Geſellen mit, den Marten Jahnke etwa und den Carſten Ehlers. Wir Vier wollen ſchon Etwas ausſpintiſiren, was den Hinrich Smolt aus dem Wege ſchafft und Dir freie Bahn macht. Das iſt nun abgethan und nichts weiter von der Sache heute Abend. Ich habe Durſt.“

Der Müller trat mit dieſen Worten an den Schenktiſch und lärmte ärger als zuvor. Der junge Steuermann folgte ihm zögernd. Er gab den beiden vorhin Genannten einen Wink und ſprach mit ihnen ein Langes und Breites, worauf er ſich in aller Stille entfernte. Auf dem Wege von der Schenke nach ſeinem Hauſe wickelte er ſich ſelbſt ein langes Geſpinnſt ab, worin die künftige Capitainſchaft und die ſchöne junge Capitainsfrau eine bedeutende Rolle ſpielten.

Die verabredete Zuſammenkunft in der Landes-

herberge zu Drochters hatte ſtattgefunden. Der alte Röſing hatte den luſtigen Geſellen tüchtig einſchenken müſſen, aber von Dem, was ſie heimlich unter einander ſchwatzten, worüber ſie vor ſich hin kicherten und das Beſchloſſene mit einem Handſchlage bekräftigten, davon hatte er nichts gehört. Es blieb überhaupt für Jeden ein Geheimniß, das erſt ſpäter offenbar werden ſollte.

Tages darauf begegneten der Bernhard Bomann und der Hinrich Smolt ſich wieder. Aber diesmal ſah der Müller den Bauernſohn mit keinem ſpöttiſchen Blicke an, noch lachte er hinter ihm her, ſondern blieb, die Mütze rückend, ſtehen und ſagte:

„Da wir doch einmal durch meine Schweſter in die Freundſchaft kommen ſollen, Hinrich Smolt, denke ich, wir vergeſſen, was geſchehen iſt, und werfen den alten Lebenswandel hinter uns. Biſt Du gleicher Meinung, ſo kann ſich leicht zuſammen ziehen, was bisher auseinander lag.“

„Du willſt mich betrügen, Bernhard Bomann,“ entgegnete Hinrich Smolt mißtrauiſch. „Geh' weg; Du biſt ein Judas.“

„Wenn ich es nicht ehrlich meinte, würde ich jetzt ſchon meine Finger zu einer Fauſt zuſammen ballen und Dir damit in das Geſicht fahren!“ entgegnete der

Müller. „Aber ich meine es ehrlich und gebe Dir die Hand darauf.“

„Es ist gut; ich will es glauben,“ sagte Hinrich Smolt zögernd, ohne die dargebotene Hand zu nehmen. „Deine Schwester sieht mich auch über die Achsel an.“

„Setze Dir Nichts in den Kopf,“ unterbrach ihn der Müller, „und gehe mit mir in die Schenke. Wir wollen ein Glas trinken und Brausebart spielen.“

„Damit die Matrosen mich wieder närren und hänseln? Ich will nicht.“

„Wenn sie es thun, stehe ich Dir bei. Wir sind unser Zwei, mit denen nicht so leicht fertig zu werden ist. Denke doch nicht, daß Du Dich vor ihnen fürchtest?“

Das half. Für einen Feigling mochte Hinrich Smolt nicht angesehen werden, ob ihm gleich das Herz im Leibe pochte. Arm in Arm mit dem plötzlich bekehrten Schwager schritt er der Deichschenke zu.

Nichts von alledem, was Hinrich Smolt befürchtete, geschah. Man lachte nicht über ihn; man zog ihn nicht auf; man drängte sich auch nicht an ihn, als suche man seine Gesellschaft. Aber wenn sich die Gelegenheit dazu fand, richtete Jemand das Wort an

ihn und hörte, was er zu sagen hatte. Sie kamen unerwartet leicht im Guten auseinander.

Was an diesem ersten Abend begann, setzte sich an den folgenden fort. Hinrich Smolt wurde zutraulicher. Sein verschlossenes Gemüth öffnete sich. Er fühlte sich ein anderer Mensch, der von den Uebrigen mit Achtung behandelt wurde und eine Rücksicht genoß, von der er sich bislang nichts träumen ließ. Er thaute nach und nach auf und wurde heimisch in dem Kreis von jungen Männern, die er noch vor wenigen Tagen bis auf's Blut haßte.

Eines Abends saßen sie schwatzend an der gewohnten Stelle zum großen Erstaunen der Wirthin, die keine Ruhe hatte, weil es so still in der Stube war und ihre alte Magd die Befürchtung aussprach, es stehe dem Dorfe gewiß ein Unglück bevor, weil das junge Volk sich gar nicht mehr prügele und seit dreien Tagen alle Gläser ganz geblieben wären. Da rief Einer:

„Ja, in Hamburg! Das lasse ich mir gefallen. Da kann man Alles. Und sogar den Teufel kann man tanzen sehen."

„Blos sehen? Ich dachte, man könne auch selbst mittanzen?"

„Wie fängt man das an?" fragte Hinrich Smolt, der diesen Abend bei besonderer Laune war.

„Man geht nach dem blauen Anker auf Sanct Pauly und wirft der dicken Wirthin so lange die Doppeltmarkstücke in das Gesicht, bis sie laut aufschreit und vom Schenktisch aufspringt; dann sieht man den Teufel tanzen.“

Alle lachten und Hinrich Smolt am meisten. Außer ihm waren die Anwesenden mehrere Male in Hamburg gewesen und Jeder von ihnen wußte irgend etwas von den Annehmlichkeiten dieser großen Stadt zu erzählen, bis Hinrich Smolt, der tüchtig einschenkte und mittrank, sich vor Vergnügen die Hände rieb und mit dem Glase aufstampfend rief:

„Hört! Wenn Ihr wieder einmal nach Hamburg fahrt, nehmt mich mit.“

„Das kann geschehen!“ antworteten Mehrere. „Und Du wirst es gewiß nicht bereuen. Du mußt aber nicht blöde sein und Alles flott mitmachen.“

„Das will ich!“ fiel Hinrich Smolt, bei dem der Wein zu wirken anfing, lebhaft ein. „Ich will nach dem blauen Anker . . . .“

„Um den Teufel tanzen zu sehen!“ fiel einer der Gäste ein.

„Und die Wirthin mit Doppeltmarkstücken werfen!“ schrie er laut und schlug mit der Hand auf die Tasche, worin die Geldstücke klangen.

Die Unterhaltung wurde immer lebhafter und schon konnte man sein eigenes Wort nicht mehr hören, als ein neuer Gast eintrat:

„Guten Abend beisammen! Frau Hilk, ein Glas Rum! Prosit alle Mann."

„Da ist der Schiffer Voigt! — Guten Abend, Schiffer Voigt! Sei willkommen von Hamburg. Du kommst doch von Hamburg?"

So rief die junge Mannschaft, denen der alte Fährschiffer von Kindesbeinen an bekannt war, und dieser entgegnete:

„Freilich! Woher denn sonst? Komme aus Hamburg und bringe fröhliche Grüße aus dem blauen Anker . . ."

„Wo man den Teufel nach Doppeltmarkstücken tanzen läßt!" kicherte Hinrich Smolt in sich hinein, während Jener fortfuhr:

„Und aus dem rothen Flosse und vom goldenen Löwen her, wo gerade solche lüderliche Bursche verkehren, als Ihr Euer Lebstage bleiben werdet, und von den Capitainen und Schoutendienern. Ich komme auch von den Schlafbasen, die nach Mannschaften suchen und keine finden können, denn es ist theure Zeit damit und die Heuer steigt Tag für Tag thalerweise."

Diese neue Kunde fiel wie ein Funken auf einen

Haufen nasses Pulver. Es zischte und sprühte und leuchtete auf. Alle sprachen zugleich und der Schiffer Voigt wurde von zweien Seiten so eng umstellt, daß er sich nicht bewegen konnte.

Endlich gelang es, die Ruhe nothdürftig herzustellen. Der Schiffer wiederholte seine erste Aussage mit allen Nebenumständen und setzte hinzu, daß noch niemals eine so günstige Gelegenheit gewesen sei, lohnende Reisen zu machen, als gerade jetzt.

Das schlug ein. Viele der Anwesenden erklärten sich bereit, nach Hamburg zu fahren und an Bord zu gehen, sobald es sich thun lasse. Unter diesen waren auch Carsten Ehlers und Marten Jahnke, die erst vor einiger Zeit heimgekommen waren. Es war an dem Abend ein lustiges Durcheinander und Bernhard Bomann, der Müller, der ebenfalls unlängst eingetreten war, trat zu seinem Schwager, dem Hinrich Smolt, und fragte:

„Na! Und Du gehst auch mit nach Hamburg? Kannst Dir keine bessere Kameradschaft wünschen, als die Du übermorgen mit bekommst. Nicht wahr, Schiffer Voigt? Uebermorgen?"

„Früh um sechs Uhr mit dem Einstehen der Fluth," war die Antwort. „Und wenn nur eine Mütze voll

Westwind einzufangen ist, liefere ich Euch binnen sechs Stunden an die Stadt."

Es wurde an diesem Abend viel gelacht und noch mehr getrunken. Als die Mannschaft um Mitternacht auseinander ging, waren Alle einig, übermorgen nach Hamburg zu reisen. Hinrich Smolt bekräftigte es mit einem Eide und schwankte nach Hause.

Bernhard Bomann, der Müller, faßte den Steuermann Behrend Heithof unter und sagte vertraulich:

„Den sind wir los."

„Hoffe es!" sprach Behrend Heithof eben so leise. „Wenigstens so lange, bis ich mit Deiner Schwester, der Grete, einig bin. Nachher mag er kommen und schreien wie ein Kalb, das in den Schleusengraben fiel."

„Schiert mich nicht!" sagte Behrend Bomann." Du aber wirst, als mein neuer Schwager, ein Einsehn haben und begreifen, daß ich bei der Theilung zu kurz gekommen bin."

„Das habe ich begriffen und will für Dich thun, was ich versprochen habe."

„Wollte es Dir auch gerathen haben!" entgegnete der Müller, der am Mühlenwege stand und den Arm des Steuermannes fahren ließ. „Nichts ist in der Welt umsonst und ein Brautwerber am wenigsten."

„Der Saufaus!“ brummte Behrend Heithof, ihm verdrießlich nachsehend. „Wenn es nur nicht um die Grete wäre! Aber später will ich ihn schon kurz halten.“

Die Fahrt von Assel nach Hamburg lag weit dahinten. Die Fährschiffer jener Zeit sahen sich ihre Passagiere an und richteten darnach die Reise ein. Wenn eine Anzahl junger Matrosen am Bord war, gehörte es sich, daß die Flagge von der Gaffel, oder vom Mast abwehte und eine ausreichende Masse von Flüssigkeiten an Bord gebracht wurde. Wieviel auch immer, er brachte solche Waare stets zu einem doppelten Preise unter. Manche Schnurre wurde während der Fahrt erzählt, manches Schelmenlied wurde gesungen und ein paar halb erwachsene Bursche, die ihre Jungfernreise machten, wurden wacker gehänselt. Alle Passagiere waren obenauf und der Lustigste von Allen war der Hinrich Smelt. Die beiden Matrosen, Carsten Ehlers und Marten Jahnke, hatten ihn unter ihren besondern Schutz gestellt, und waren bemüht, alle seine Einfälle gut zu heißen und seine Launen zu tragen, ohne es sich merken zu lassen, wie sauer es ihnen wurde, und ihn für ganz etwas Besonderes gelten zu lassen. Hinrich Smelt schwamm in eitel Glückseligkeit. In seinem ganzen Leben hatte er nicht so

viele luſtige Worte geſprochen, als während dieſer Fahrt und auf dem Wege zu dem Hauſe des Schlafbaſes. Hier herbergten die jungen Seeleute aus Aſſel und Drochters, bis ſie am Bord irgend eines Schiffes eine Unterkunft gefunden hatten.

Die Schlafbaſen ſind die natürlichen Vermittler zwiſchen den Capitainen und den Matroſen. Auch die Schoutendiener unterzogen ſich dieſem Geſchäft. Sie waren die Gehülfen des Waterſchout, in deſſen Gegenwart die Verträge zwiſchen den Capitainen und den Mannſchaften rechtsverbindlich geſchloſſen wurden. Ihnen wurde daher zuerſt bekannt, wo es an Leuten fehlte. Leicht konnten ſie den Suchenden aus der Noth helfen und thaten es für die übliche Gebühr.

Manchmal aber wollten dieſe einfachen Mittel doch nicht ausreichen. Viele Matroſen weigerten ſich an Bord zu gehen, weil ſie noch einen Vorrath von klingenden Münzen in der Taſche ſpürten. Andern ſagte eine Reiſe nach dieſen oder jenen Küſten nicht zu; wieder Andere machten ſonſtige Schwierigkeiten. Am ſchlimmſten war es beſtellt, wenn es galt, die Mannſchaft eines Schiffes zu ergänzen, oder zu erneuern, deſſen Capitain mit Recht oder mit Unrecht in dem Rufe ſtand, ſeine Leute ſchlecht zu behandeln. Da fanden ſich denn wüſte verkommene Geſellen in den Schenken

und auf den Tanzböden von Sanct Pauli und von andern Gegenden ein, die alle Mittel aufboten, junges, unerfahrenes Volk trunken zu machen und sie unter allerhand Vorspiegelungen und Versprechungen an Bord einer solchen Galeere zu schleppen. Eines der berüchtigsten Locale dieser Art war die Taverne zum blauen Anker, wo man den Teufel tanzen lassen konnte.

Trübe schimmerten die Lichter in der von Tabaksdampf und Branntweindunst geschwängerten Atmosphäre des langen und schmalen Raumes, der mit dem Namen „Salon zum blauen Anker" belegt ward. In dem Hintergrunde desselben befand sich der Schenktisch und hinter diesem hausete die Wirthin, welche, wenn Häßlichkeit das Wahrzeichen des Teufels ist, für ein Musterbild desselben gelten konnte.

Hinrich Smolt, den seine Begleiter nicht aus den Augen ließen, hatte den Ort erreicht, auf den er seit der Abfahrt aus Assel gehofft hatte. Seit dem Tage, da er sich mit seinem vermeinten Schwager, dem Bernhard Bomann, aussöhnte, bis zu dieser Stunde war eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen. Das versteckte, heimtückische Wesen war ganz in den Hintergrund gedrängt und die lustigste Ausgelassenheit trat in all' ihrer Rohheit hervor. Er war kaum eingetreten und hatte die Wirthin mit einem flüchtigen

Blicke gestreift, als er ein lautes Gelächter aufschlug und rechts und links Rippenstöße austheilte, um so schnell als möglich an sein Ziel zu gelangen.

„Was für ein Unband trampelt auf meinen Füßen herum?" schrie Einer auf und zahlte das Empfangene zwiefach zurück. „Willst Du stehen und das Maul halten, oder ich schließe es Dir auf meine Manier."

„Ist ein Bauernkerl!" rief ein Anderer dazwischen. „Was will der Bauernkerl in der Matrosenschenke? He, Du Lümmel! Was willst Du hier?"

„Will den Teufel tanzen sehen!" entgegnete Hinrich Smolt mit etwas schwerer Zunge und begann, seine Ellenbogen abermals in Thätigkeit zu setzen.

Auf's Neue schrie es in seiner Nähe auf. Bedrohliches stand bevor, als seine treuen Begleiter, Carsten Ehlers und Marten Jahnke, noch zur rechten Zeit herbeikamen und sich mit den Umstehenden durch allerlei Zeichen verständigten. Kaum hatten diese begriffen, um was es sich handle, als sie lachend zurücktraten und dem vordringenden Bauer den hinreichenden Raum ließen. Unaufgehalten drang Hinrich Smolt bis in die Nähe des Schenktisches und stellte sich, beide Hände in die Taschen seiner langschößigen Jacke gesteckt, der Wirthin gegenüber, welche ihn mit keinem besonders gnädigen Blicke ansah, weil sich alle Trinker

zurückzogen und der Raum zwischen ihr und dem Bauer frei blieb.

„Warum gafft Er mich an?" brach sie los.

Hinrich Smolt grinsete.

„Was will Er?" fragte sie und ihr Zorn war im Steigen.

„Den Teufel tanzen sehen!" antwortete er.

„So scheere Er sich zum Teufel!"

„Das thue ich!" sprach er, und sah ihr noch einmal fest in das Gesicht; dann zog er ein Geldstück aus der Tasche und warf es so geschickt, daß es die Nasenspitze der Alten traf.

„Satan!" fuhr sie auf.

Ein lautes Gelächter erschallte. Hinrich Smolt lachte heller auf, als alle Andern, und zog ein zweites Doppeltmarkstück hervor. Wie das erste Mal schnellte er es vor sich hin und traf sicher das Ziel.

„Tanze, Teufel! Tanze!" rief er mit lauter Stimme. „Ich bin eigens nach Hamburg gekommen, Dich tanzen zu sehen, und will meinen Willen haben."

Der Lärmen in der Schenke nahm überhand. Das Volk stieg auf Tisch und Bänke, um besser zu sehen. Die Wirthin, welche sich zum Gegenstand des allgemeinen Gelächters gemacht sah, ward blutroth vor Zorn und stolperte hinter dem Schenktisch hervor.

„Nun geht es los!“ schrie Hinrich Smolt, mit den Fingern ein Schnippchen schlagend. „Wenn Du es gut machst, Alte, wage ich noch ein paar Stücke daran. Tanze, altes Weib!“

Mehreren der Anwesenden schien es bedenklich, dies Schauspiel weiter fortzusetzen. Die Hafenrunde war seit einiger Zeit strenger, als gewöhnlich, und der Lärmen, der jetzt loszubrechen drohte, konnte ein blutiger werden, dessen Ende nicht abzusehen war. Sie riefen der Alten begütigende Worte zu und suchten sie aufzuhalten, wodurch diese genöthigt wurde, verschiedene Bewegungen zu machen, die nichts besonders Gutes verkündeten. Hinrich Smolt, der sie keinen Augenblick aus den Augen ließ, klatschte in die Hände und rief ihr zu:

„Das ist nichts! Das muß besser kommen! Warte! Ich will mehr Feuer dahinter legen, damit das Wasser desto schneller in's Kochen kommt. Nun gieb Acht!“

Er warf zum dritten Male. Allein dieses Mal erreichte das Geldstück sein Ziel nicht, sondern flog gegen die Stirn eines Deckoffiziers, der das Treiben des Bauern bereits mit Unwillen angesehen hatte und eben losbrechen wollte, als er den Schlag gegen die Stirn erhielt. Mit einem lauten Donnerwetter flog

er auf den Bauer zu, packte ihn mit seinen eisernen Armen und hob ihn federleicht vom Boden auf, indem er ihn tapfer schüttelte. Der unerwartete Angriff benahm dem Bauer den Athem, der nur ein dumpfes Stöhnen vernehmen ließ.

„Jetzt sollst Du tanzen, mein Junge!" rief der Deckoffizier, indem er den Bauer in der Luft umherschwenkte, „tanzen, bis Dir Hören und Sehen vergeht. Satan von einer Landratte! Willst eine ehrbare Frau zum Narren haben, die es sich angelegen sein läßt, ihre Gäste christlich und gottselig zu behandeln?"

Ein zweites, lauteres Lachen unterbrach den Deckoffizier bei dieser Schilderung der alten Wirthin, die ihren Vertheidiger gnädig anblickte und ihm kichernd zuflüsterte:

„Gieb es ihm tüchtig, mein Junge, und Du kriegst die beste Flasche, die ich im Keller habe."

Unterdessen bemühte sich die Mannschaft aus dem Dorfe Assel, diesem Auftritt ein Ende zu machen. Es gelang mit einiger Anstrengung, dem Deckoffizier sein Opfer zu entreißen und mit diesem letzteren in Unterhandlung zu treten. Man sah den Carsten Ehlers und den Marten Jahnke längere Zeit im eifrigen Gespräch mit demselben.

„Gut das!" war die schließliche Antwort des Deck-

offiziers. „Wenn der Kerl da — Smolt, sagt Ihr, heißt er? — wenn der Smolt mir vor allen diesen Leuten sagt, daß es nicht böse gemeint war . . .“

Die Matrosen hatten dem Bauer gut zugesprochen und dieser sagte:

„Nein, ich habe es nicht böse gemeint.“

„So ist es gut und ich sage dagegen, daß ich es auch nicht böse meinte. Gieb mir die Hand, Jungkerl!“

Der Bauer sah mit trübseliger Miene auf seine zerfetzte Jacke und seinen zerdrückten Hut und streckte zögernd die Hand aus, die der Deckoffizier so herzhaft drückte, daß Hinrich Smolt vor Schmerz laut aufschrie.

„Du packst tüchtig an, mein Junge!“ sagte der Deckoffizier lachend, „und ich fange an zu glauben, daß Du es mit Deiner Freundschaft ehrlich meinst. Nun wollen wir Eins zusammen trinken.“

Hinrich Smolt wollte sich dieser Aufforderung entziehen, aber Carsten Ehlers flüsterte ihm zu:

„Thue ihm seinen Willen, sonst wird er wieder wild. Wenn er erst hinter dem Glase sitzt, machen wir Dich von ihm los.“

Der Deckoffizier und der Bauer setzten sich neben einander. Die Uebrigen folgten ihrem Beispiel. Zwei

ältere Seeleute, die zurückblieben, sahen sich an und Einer sagte zum Andern:

„Ist ein Satanskerl, dieser Niklas Niklassen. Heute lügt er sich zum Deckoffizier, um einen Bauerjungen zu fangen. Ist ein Haifisch sonder Gleichen, dieser Matrosenfänger."

„Ein Bauernkerl!" sagte der Andere mit verächtlichem Achselzucken.

„Gut genug für die „„Emma"" des Hein Bloom, der keine rechten Seeleute zwischen seine Planken kriegt. Ein wahrer Menschenschinder, dieser Capitain Hein Bloom. Der arme Kerl thut mir eigentlich leid."

„Ei was! Kam hierher, um den Teufel tanzen zu sehen, und wird nun selbst vor dem Teufel tanzen müssen. Das ist der ganze Unterschied."

Die Beiden verloren sich in der Menge. Marten Jahnke, der vor dem Zusammentreffen des Deckoffiziers mit dem Bauer hinausging und jetzt wieder kam, ging zu seinem Freunde Carsten Ehlers und sagte erschrocken:

„Was habt Ihr gemacht? Der Kerl ist ein Haifisch, der keine Beute fahren läßt, die er einmal zwischen den Zähnen hat."

„Kann ich Etwas dafür?" entgegnete Jener. „Habe

ihn gewarnt, so lange es Zeit war, aber umsonst. Der Junge ist ja wie versessen auf den Haifisch."

„Müssen ihn aber doch mit uns nehmen, wenn nicht im Guten, so mit Gewalt!" entschied Marten Jahnke und faßte den Hinrich Smolt am Arm, indem er ihn aufrüttelte:

„Es ist Zeit zur Koje, mein Junge! Wir wollen nach Hause."

„Koje! Koje!" murmelte Hinrich Smolt. Er hatte so schwer geladen, daß er nicht mehr zusammenhängend sprechen konnte.

„Laßt den Mann in Ruhe!" gebot Niklas Niklassen, indem er seine Hand gegen Marten Jahnke ausstreckte. „Er ist mein für den Abend und soll mir auch bleiben."

„Mein ist er!" begehrte Jener auf. „Ich bin für seine Sicherheit verantwortlich. Raffe Dich auf, Hinrich Smolt! Es ist die höchste Zeit."

„Zeit! Zeit!" lallte dieser und suchte vergeblich, sich zu erheben. Seine beiden Landsleute wollten ihm zur Hülfe kommen, allein Niklas Niklassen wußte es zu verhindern, indem er sagte:

„Ihr habt Recht; er hat genug. Aber nach Hause gehen kann er nicht. Er mag oben zu Bette gebracht werden und seinen Rausch ausschlafen. Weg mit ihm!"

Zwei Männer traten herzu und trugen den Bauer sammt dem Stuhl, auf welchem er saß, hinaus. Umsonst war es, dies zu hindern. Die beiden Matrosen von Assel ließen von ihren vergeblichen Bemühungen ab und entfernten sich, ohne die Schenke zum blauen Anker aus den Augen zu lassen. Sie hofften, den Hinrich Smolt zu befreien, wenn er am Morgen aus dem Hause gebracht würde, um an Bord geschafft zu werden. Allein diese Hoffnung war eine vergebliche. Die Sonne schien bereis hell und noch war Nichts erschienen. Sie entfernten sich mit schwerem Herzen. Im Laufe des Tages fiel es ihnen ein, sich nach dem Schiffe des Hein Bloom umzusehen. Einer der Knechte des Hafenmeisters antwortete auf ihre Frage:

„Die „„Emma““ hat sich schon gestern Abend außerhalb des Schlängels gelegt und ist mit dem anbrechenden Tage unter Segel gegangen. Glaube wohl, daß Capitain Bloom jetzt schon bei Cuxhaven ist.“

„Der arme Teufel!“ brummte Marten Jahnke vor sich hin, und Carsten Ehlers sagte:

„Ein wahres Glück, daß wir unsere Heuer in der Tasche haben und erst über Jahr und Tag, oder noch später wieder auf hier kommen; dann ist über die ganze Geschichte Gras gewachsen. Eigentlich hat uns

der Behrend Heithof zu der Geschichte verleitet, und es ärgert mich, daß ich mich darauf eingelassen habe."

Sie gingen, im hohen Grade verstimmt, zu ihrem Schlafbase und von diesem an Bord des Schiffes, mit welchem sie sich verheuert hatten.

Die „Emma" war bereits jenseits des zweiten Feuerschiffes und die Schaluppe von dem Lootsgaliot kam an Bord, um den Lootsen abzuholen. Der letzte Begleiter hatte Abschied genommen und Alles war bereits seeklar, als Hinrich Smolt noch immer in dem Zwischendeck auf den harten Dielen lag. Allmählich verließ ihn der bleierne Schlaf. Er schreckte aus seiner Betäubung auf und blickte verstört um sich. Die Bewegung des Schiffes, das Sausen der Fluth, die den Rumpf anrührte, verursachte ein leises Schwanken, und der kaum Erwachte machte vergebliche Anstrengungen, sich zu ermuntern.

„Wen haben wir hier?" erklang eine Stimme und der Schein einer Laterne fiel auf das Gesicht des gespenstischen Mannes im Zwischendeck. „Wie kommst Du hierher?"

„Ich weiß nicht!" antwortete Hinrich Smolt leimlaut. „Aber seid so gut und helft mir auf, damit ich nach Hause gehen kann. Die Andern warten schon lange auf mich."

Der Mann mit der Laterne ſchlug ein lautes Gelächter auf, das von der Stimme eines Dritten übertönt wurde:

„Iſt das der Kerl, den der Niklas Niklaſſen noch um Mitternacht an Bord ſandte? Bringt ihn auf das Deck, damit wir ſehen, was für eine Mißgeburt es iſt.“

Die Stimme kam von oben herab in das Zwiſchendeck. Sofort wurde dieſem Befehl Folge geleiſtet. Hinrich Smolt ſtand bald darauf im vollen Tageslichte mit bebenden Knieen vor dem gefürchteten Hein Bloom, der einen ſtechenden Blick auf ihn warf:

„Zum Teufel mit dem Niklas Niklaſſen, der mich zum zweiten Male betrügt. Was für eine Mißgeburt iſt das? Biſt Du ein Seemann, Du Hund?“

„Nein!“ war die Antwort. „Ich bin Hinrich Smolt, ein Sohn des Vollbauern Hans Smolt in Aſſel. Wie ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht, und mein Vater wird es Euch Dank wiſſen, wenn Ihr mich nach Hauſe ſchickt.“

Hinrich Smolt ſprach dies Alles nur auf wiederholtes Fragen in verſchiedenen Zwiſchenräumen. Ihm war wirr und wüſte im Kopf. Der kalte Angſtſchweiß perlte ihm von der Stirn. Bei den letzten Worten brachen die Umſtehenden in ein lautes Gelächter aus.

„Einen Bauernknecht ſchickt man mir!“ rief Ca-

pitain Hein Bloom, mit dem Fuße stampfend. „Nun, mein Junge, wir werden oft eine Zwiesprach mitsammen zu halten haben und wenn Du nicht genau antwortest, gebe ich Dir Hanfaale ohne Butter zu kosten. Seht nur, Steuermann, was der Kerl für ein schiefes Maul zieht! Also nach Hause willst Du? Nun, so sieh Dich um und sage mir, wo der Schornstein Deines Vaters raucht?"

Hinrich Smolt that, wie ihm geheißen ward. Als er aber auf die dunkle Wasserfluth sah, die das Schiff von allen Seiten umwogte und nur die weißen Köpfe der Wellen gewahrte, schrie er laut auf und sank vor Angst in die Kniee.

„Die Nordsee treibt ihre Lämmer auf die Weide!" rief Capitain Hein Bloom mit wildem Lachen. „Frisch auf, mein Junge ,und suche sie einzufangen."

Und zum ersten Male sauste ein wohlgedrehtes Tauende um den Kopf des Vollbauern-Sohn.

Das Verschwinden des Hinrich Smolt machte in dem Kirchspiel Assel ein nicht geringes Aufsehn. Er war mit dem Fährschiffer Voigt in Gesellschaft mehrerer Personen nach Hamburg gefahren und von dort nicht wieder zurückgekehrt. Die Matrosen, die ihn begleitet hatten, waren nicht wieder heim gefahren,

ſondern gingen an Bord ihrer verſchiedenen Schiffe und zerſtreuten ſich nach allen Steuercourſen der Windroſe.

Hans Smolt hatte ſeit dem Verſchwinden ſeines einzigen Sohnes, an dem er mit der größten Zärtlichkeit hing, keine Ruhe. Er war immer auf den Beinen und klopfte überall an, wo er hoffen durfte, etwas über den Verſchollenen zu erfahren, allein umſonſt.

Er begegnete auf ſeiner Wanderung von Haus zu Haus dem Müller Bernhard Bomann. Dieſer ſah ihn von der Seite an und fragte mit ſchadenfrohem Lachen:

„Hat Er ihn noch nicht gefunden, Hans Smolt?“

Der alte Mann ſchüttelte wehmüthig den Kopf und ſagte:

„Ich gebe eine Laſt Weizen, wenn mir Einer nur eine Wort ſagt, woran ich mich halten kann. Nur ein einziges Wort von meinem Hinrich. Wo iſt Euer Vater, Bernhard?“

„Geht ihm aus dem Wege!“ mahnte Bernhard Bomann. „Er iſt nicht gut auf Euch zu ſprechen.“

„Ich habe ihm nichts gethan.“

„Doch, Mann. Erſt gelobtet Er ihm den Sohn für die Tochter und dann läßt Er den Jungen in

die weite Welt gehen. Meint Er, daß der Vater das ruhig hinnimmt? Und die Grete wird es sich auch zu Herzen nehmen. Eine Dirne ist allemal schimpfirt, wenn der Bräutigam ausbleibt."

Der Müller ging pfeifend davon. Hans Smolt begab sich nach dem Hofe des Jacob Bomann. Dieser war nicht daheim und die Grete ließ sich nicht sehen.

„Wer weiß Etwas von meinem Sohne?"

Mit diesen Worten zog der Vollbauer Hans Smolt von einem Herrenhofe nach dem andern und gelangte darauf in das eigentliche Dorf, wo der eben von einem Begräbniß heimkehrende Pastor Hollander ihm freundlich zuzusprechen suchte. Allein der geängstigte Vater hatte keinen Sinn für christliche Tröstungen und lief an dem geistlichen Herrn vorüber, an jede Thür pochend, bis er endlich zu der alten Frau Hilk in der Deichschenke kam.

Dort saß, wie gewöhnlich, eine lustige Compagnie beisammen und der Müller Bernhard Bomann mitten dazwischen. Diesem Letzten gegenüber saß der Knecht des Fährschiffers Voigt, beides ein paar verstürmte Gesellen, die nur zufrieden waren, wenn sie ein volles Glas in der Hand hatten, um die Schelmenlieder,

welche sie stets im Munde führten, damit hinunter zu spülen.

Der Müller grinsete den Vollbauer an und blinzelte dem Fährknecht zu. Dieser erwiederte das Zeichen und als Hans Smolt ihm vorwarf, daß er von dem Verbleib seines Sohnes wissen müsse, da er denselben nach Hamburg gebracht habe, antwortete der:

„Für unsere Passagiere sind wir nur so lange verantwortlich, als sie am Bord unserer Jolle sind. Mir ist es selbst nicht recht, daß er nicht mit retour kam, denn nun haben wir unser Fährgeld nicht erhalten, weil die Leute immer erst bei der Rückkunft bezahlen."

„Ich will Ihm das Zehnfache geben!" entgegnete der Vollbauer und warf eine ungezählte Summe auf den Tisch. „Sage Er mir nur, wo mein Sohn geblieben ist, Mann."

Der Schiffer. der eben selbst eintrat, legte die Hand auf das Geld und sagte darauf:

„Das kann ich nicht und es ist ein ganz unnützes Gebahren, daß Er umherläuft und die Leute nach Dingen fragt, welche sie nicht wissen können. Weit besser, Er nimmt mich zu einer Extrafahrt an. Ich bringe Ihn nach Hamburg, wo ich Ihm die Orte

zeige, die unser junges Volk zu besuchen pflegt. Da frage Er dann weiter nach."

„Ja, ja!" rief Hans Smolt erregt. „Das will ich thun. Gleich morgen früh soll es sein. Halte Er sich bereit, Schiffer Voigt. Ich bin pünktlich mit dem Beginn der Fluth in Seiner Jolle."

„Vergesse Er in Hamburg den blauen Anker nicht, Nachbar Smolt!" rief der Müller dem Vollbauer unter vollem Lachen nach. „Er gilt für einen schmucken Ort und es könnte wohl sein, daß Sein Hinrich sich dort einquartiert hätte."

Der Vollbauer that, als hörte er es nicht. Schiffer Voigt legte seine Hand auf den Arm des Müllers, hieß seinen Knecht sich fortscheeren und sagte verweisend zu Jenem:

„Du treibst es zu arg und gegen alles Christenthum. Der blaue Anker ist ein verrufenes Haus, worin Geschichten vorgehen, die Einem das Haar sträuben machen, und ich will nicht nacherzählen, was man davon munkelt. Gott tröste den Vater, dessen Sohn Sein Schiff an den blauen Anker kettete; er wird nicht viel Gutes von ihm hören sein Lebelang. Bernhard Bomann, ich bilde mir ein, daß Du den blauen Anker auch anders, als vom Hörensagen kennst. Singe Deine Schelmenlieder allein weiter.

Ich will meine Zolle klaren und den alten Mann nach Hamburg bringen, so schnell, als Wind und Wetter es gestatten wollen."

Schiffer Voigt hielt Wort und ging dem alten Manne in Hamburg nicht von der Seite. Als sie den blauen Anker betraten, nahm der Schiffer die Wirthin seitwärts und sprach angelegentlich mit ihr. Allein diese wollte von Nichts wissen, sondern entgegnete überaus verdrießlich:

„Lasse Er mich zufrieden mit Seinem Bauernjungen. Ich schenke mein Bier und meinen Branntwein aus und bekümmere mich nicht weiter um meine Gäste, die thun können, was sie wollen, wenn sie nur ehrlich bezahlen."

„Aber die Leute sagen, daß der junge Mensch lange bei Ihr verkehrte!" fiel der Schiffer ein.

„Zum Teufel mit den Leuten. Müßte hundert Ohren haben, wenn ich auf jedes Geschwätz hören wollte, das hier aus ungewaschenen Mäulern geht. Ich weiß nichts von dem Sohne des Mannes, der nun schon eine halbe Stunde hier ist und noch nicht einmal ein Glas Bier gefordert hat. Wenn Ihm aber soviel daran gelegen ist, setze Er sich nieder und trinke Er tapfer, bis Boosmann Niklas Niklassen kommt, der kann Ihm vielleicht zum Recht verhelfen."

Hans Smolt ergab sich in Geduld und ließ die Flasche unberührt, die man ihm hinstellte. Schiffer Voigt forschte nach dem Bootsmann Niklas Niklassen und führte diesen, als er ihn gefunden hatte, zu dem harrenden Vater.

„Kann Ihm nicht vieles Tröstliche sagen, Mann," sprach der halbverstürmte Deckoffizier, indem er das dargereichte Glas in einem Zuge leerte. „Besinne mich auf einen Bauernjungen, den Einzigen, den diese Schenke seit Jahren sah. Er trank wie ein Wallfisch, wollte den Teufel tanzen sehen, weshalb er nach der Wirthin mit Doppeltmarkstücken warf, und machte der Geschichte dadurch ein Ende, daß er mit dem Teufel einen Vertrag schloß."

„Was für einen Vertrag, Mann?" fragte besorgt Hans Smolt. „Treibe Er keinen Spott mit mir. Wie kommt der Teufel hierher?"

„Er kam in der Gestalt des Capitain Hein Bloom," sagte der Deckoffizier. „Wie der Teufel in der Hölle, so raset dieser Mann am Bord seines Schiffes umher. Versteht Er mich? Frage Er überall herum und Er wird stets dasselbe Lied hören."

„Und mein Sohn kennt diesen Mann?"

„Wenigstens wird er ihn jetzt kennen!" lachte Niklas Niklassen, „denn er hat sich demselben verheuert

und ist mit ihm nach Surinam versegelt, wie Er aus den Musterrollen bei dem Waterschout erfahren kann, wenn Er sich nach dem Neustädter Neuenweg begeben will."

Der Deckoffizier, der sich den Beinamen des Haifisches erworben hatte, trank den Rest des Weines aus und ging seines Weges. Hans Smolt that auch den letzten Gang und sagte, als er das Haus des Waterschout wieder verließ, indem er sich auf seinen Begleiter stützte:

„Hinrich ist nach Surinam. Hätte niemals geglaubt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir das Herzeleid anthun und heimlich davon laufen würde. Nun wage ich es daheim gar nicht mehr, die Augen aufzuschlagen, und es wäre am besten, Er trüge mich gleich aus Seiner Jolle auf den Kirchhof. Nach Surinam! Es ist mein Tod."

Der Schiffer versuchte, ihm gut zuzureden, allein umsonst. Er hörte nicht darauf.

Grete Bomann kam aus dem Baumgarten in das Haus. Sie hatte dort mit dem Behrend Heithof gesprochen und es fest gelobt, nun und nimmer von der blauen Rundjacke zu lassen. Von ihrem verlobten

Bräutigam war nicht die Rede. Die Grete fürchtete, Etwas zu hören, was sie nicht hören mochte, und der junge Steuermann konnte ein peinigendes Gefühl nicht unterdrücken, wenn er daran dachte, was auf sein Anstiften die leichtsinnigen Genossen mit dem Jungen anfingen, der ihnen als Opfer in die Hände fiel.

„Das habe ich nun davon, daß ich Ihm Seinen Willen that!" sagte die Grete, als sie den Vater gewahrte, der auf der Ofenbank saß. „Im ganzen Kirchspiel gab es ein Handschlagen und ein Bekreuzen und Segnen, als es hieß, die dralle Grete Bemann ist mit dem Schleicher, dem Hinrich Smelt, versprochen. Und nun geht der Schleicher auf und davon. Er läßt mich sitzen und ich bin vor dem ganzen Kirchspiel schimpfirt."

Jacob Bomann war, seiner resoluten Tochter gegenüber, nie ein besonderer Held. Er hatte sich stets von ihr beherrschen lassen und that ihr immer den Willen, wenn es auch nur widerstrebend geschah. Er stand auf und sagte begütigend:

„Es ist nicht so schlimm, Grete, und darum nimm es leicht. Wenn der Hinrich ein Schurke ist, bist Du unschuldig daran und die Gemeinde wird es Dir nicht entgelten lassen."

„Sie wird es, sage ich Ihm," fuhr die Grete

beharrlich fort. „Alle ſtecken die Köpfe zuſammen, wo ich mich ſehen laſſe, und kein anderer Burſche wird um mich freien.“

„Gieb Dich zufrieden, Grete,“ ſagte der Alte beſchwichtigend. „Es wird ein anderer Freier kommen und Du ſollſt keine alte Jungfer werden.“

„Von den Bauersſöhnen klopft Keiner bei Ihm an,“ entgegnete die Dirne. „Und von Denen iſt mir auch nicht Jeder recht. Und wenn ein Anderer käme, der, aus Liebe zu mir, ſich nichts aus dem verlaufenen Bräutigam machte . .“

„Was ſoll das hier?“

„Ich meine,“ ſagte Grete ſtockend, denn ſie wußte wohl, daß das Geſpräch auf einen Punkt kam, der die empfindlichſte Seite des Bauern berührte. „Ich meine, daß es nicht recht von Ihm iſt, Vater, alle Leute geringe zu halten, die nicht gerade Vollbauern ſind.“

„Da will es hinaus!“ fuhr Jacob Bomann auf. „Von dem Matroſenkerl, dem Behrend Heithof, ſoll hier die Rede ſein! Damit komme mir nicht. Von dem will ich nichts wiſſen. Gar nichts. Ein für alle Mal nicht. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, ſprich nicht von ihm.“

„Von Wem ſoll ich denn ſprechen?“ fragte Grete erregt. „Behrend Heithof iſt ein braver Junge und ein tüchtiger Seemann, wie alle ſeine Kameraden ſagen. Er hat auch eine Handvoll Geld und kann es leicht zum Capitain bringen. Iſt Ihm denn ein Schiffscapitain zum Schwiegerſohn nicht gut genug?“

„Nein!“ entgegnete der Bauer feſt.“ Ein hölzernes Deck läßt ſich nicht pflügen und beſäen. Eine einzige Welle ſpült oft die Arbeit eines Jahres weg.“

„Das thut die Welle auch auf dem feſten Lande, wenn die Deiche brechen!“ ſprach Grete mit feſter Stimme.

Das Geſicht des Bauern wurde bleich. Er wußte, daß er zu den reichſten Außendeichern gehörte, und hatte bei den ſchweren Herbſtſtürmen oft mit zitternden Knieen auf ſeinem ſchwankenden Eigenthume geſtanden, wenn die Wellen darüber hinraſeten, oder die vorbeitreibenden Eisſchollen die Deichböſchungen durchſchnitten. Drohend hob er die Hand auf und ſchrie:

„Kein Wort mehr davon! Kein Wort! Du weckſt die böſen Geiſter! Helfe Gott in Gnaden und ſchirme unſere Deiche!“

In dieſem Augenblicke klinkte es an der Stubenthür, daß Beide, erregt von dem Geſpräch und befan-

gen durch die stark hereinbrechende Dämmerung, zusammenfuhren.

„Wer ist da?“ fragte Jacob Bomann, sich zusammennehmend, mit einem tiefen Athemzuge.

„Guten Abend beisammen!“ erklang es zur Antwort und Hans Smolt trat vollends ein. Er war so schwach, daß er sich auf seinen Stock stützen mußte, und stand nun da, die Mütze in der Hand, eine wahre Leidensgestalt.

„Ich bin es, Nachbar,“ sagte er, dem Hausherrn die Hand bietend.

Jacob Bomann that, als merke er es nicht, sondern sagte kurzab:

„Seinen Besuch habe ich nicht erwartet.“

„Bin Ihm denselben schuldig,“ sagte Jener, der die verschmähte Hand zurückzog. „Habe ein Wort mit Ihm zu reden. Und auch mit Ihr, Jungfer Grete.“

„Das ist nicht nöthig!“ fuhr Jacob Bomann dazwischen. Was Er meiner Tochter zu sagen denkt, geht mich allein an. Hinaus, Grete.“

Die Tochter befolgte den Befehl des Vaters. Als sie an Hans Smolt vorüberging, sagte sie schnippisch zu diesem:

„Hat Er kürzlich Nachricht von Seinem Hinrich? Wenn Er an ihn schreibt, grüße Er ihn von mir.“

„Das war ein schweres Wort, Nachbar," sprach Hans Smolt, tief verletzt.

„Hat Er ein anderes zu hören vermuthet?" lautete die Antwort. In dem Verhältniß, worin wir zusammen stehen, kann ich mir nichts Anderes denken. Warum ist Er hier?"

„Ich bringe ihm Etwas wieder, Nachbar."

„Was wird es sein?"

„Euer Wort, Nachbar. Ein feierlich gegebenes Wort, womit Er Seine Tochter meinem Sohne anverlobte. Ich weiß, die Grete sinnt darauf, sich mit einem Andern zu versprechen, und das würde sie nicht mit gutem Gewissen thun können, so lange dies Wort sie noch an einen Dritten bindet."

„Er muß betrunken, oder sonst von Verstand sein, wenn Er glaubt, daß hier noch von einem Verspruch die Rede ist!" entgegnete Jacob Bomann hochmüthig.

„Ein Wort ist eine Kette, und wenn es auch an einen verlaufenen Burschen verpfändet ist," sagte Hans Smolt. „Sehe Er mich an, Nachbar, und gehe Er in sich. Ich bin der Vater eines verlaufenen Sohnes und bekenne es selbst. Greife Er in seine eigene Brust und denke Er, was ich bei diesen Worten leide. Er hat auch einen Sohn, der aus einem andern Holze geschnitzt ward, als der meinige, und es ist noch nicht

alle Tage Abend. Gott laſſe Ihn nicht erleben, was ich jetzt erleben muß. Das iſt meine Antwort auf Seinen Spott. Und nun Er und die Grete das Wort von mir zurückhaben, gebe Er mir auch das meinige wieder."

„Er hat es!" ſagte Jacob Bomann und Hans Smolt entfernte ſich ſchweigend.

Es war unheimlich in der Stube des Vollbauern Jacob Bomann. Er ging unruhig darin auf und ab, griff dann gedankenlos zu der Pfeife, ſtülpte ſich den Hut auf und ging hinaus. Auf dem halben Wege zur Landesherberge blieb er ſtehen und ſah ſich, wie abweſend, nach allen Seiten um, als könne er die oft betretene Straße zur Schenkſtube nicht finden; dann ging er wieder nach Hauſe zurück.

Die Tage vergingen und die Wochen. Hans Smolt hielt ſich auf ſeinem Hofe und verkehrte mit Niemandem. Auch Sonntags erſchien er nicht mehr in der Kirche, und als der würdige Paſtor Hollander ihm einen Beſuch machte, erwiederte er auf deſſen troſtreiche Zuſprache nichts, als:

„Herr Gott, wie Du willſt, ſo ſchicke es mit mir." Vielen Dank für Seinen guten Willen, Herr Paſtor, aber ich bin ein armer, gebrechlicher Menſch, der mit Kummer und Noth in die Grube fährt."

Auch der Jacob Bomann war mürrisch und verdrießlich, wenn auch nicht auf so lange Zeit. Allmählich fanden sich die alten Gewohnheiten wieder, und als er in dem Verkehr mit den Menschen sah, daß sein Ansehn durch die ärgerliche Geschichte nicht gelitten hatte, hielt er den Kopf oben. Die Grete wußte sich bei ihm durch Freundlichkeit in Gunst zu setzen und es dauerte nicht lange, so war sie wieder sein liebes Kind und auf dem Hofe Alles in Allem. Nur mit dem Behrend Heithof wollte es sich Anfangs nicht schicken. Der Alte wurde wild, wenn er den Namen hörte, und brauſete auf, wenn er den Steuermann von Weitem sah. Aber auch dieser Sturm ging allmählich in eine handliche Kühlte über. Als der junge Steuermann eines Abends mit einem Gewerbe zum Vollbauer kam, fand er diesen nicht so schroff, als er gefürchtet hatte. Und als der Zufall ihn nach acht Tagen wieder zu dem Jacob Bomann führte, war dieser gesprächiger. Er bot dem Steuermann eine Pfeife an und spann seinen Discurs bis zum Abendbrod fort. Von dem Tage an kam der Steuermann öfter, auch wenn er kein Gewerbe hatte, oder wenn der Bauer in der Landesherberge, oder sonst wo saß. Die Leute, sowohl im Dorfe, als auf den Gehöften der Herrenleute bemerkten es und dach-

ten Jeder das Seinige; aber Keiner glaubte an Das, was wirklich geschah, und ein allgemeiner Ruf des Staunens ward gehört, als es hieß, der Vollbauer Jacob Bomann sei zum Pastor Hollander gegangen, um für seine Tochter das Aufgebot zu bestellen, die den Steuermann Behrend Heithof heirathen solle.

Am Sonntage war die Kirche gedrückt voll und Jeder hielt den Athem an sich, als bei dem Verlesen der Aufgebote der Pastor sich mit eintöniger Stimme vernehmen ließ, wie es der Landesbrauch vorschrieb:

„Zum ersten Male: Der ehrbare Junggeselle und Steuermann Behrend Heithof, Sohn des ehrbaren Fährschiffers, weiland Behrend Heithof's eheleiblicher Sohn, mit der hochachtbaren und wohlfürnehmen Grete Bomann, des hochachtbaren und wohlfürnehmen Jacob Bomann, des Außendeichers, eheleibliche Tochter."

Nun lösten sich die Zungen. Nun ging es über den liebsten Nächsten her, wenn die Nachbarn und die von der Freundschaft zusammenkamen, und an der Braut, dem Bräutigam und dem Brautvater blieb kein gutes Haar. Der Müller aber, der täglich weniger auf seiner Mühle, desto mehr aber in den Schenken zu finden war, begehrte groß auf und sagte, mit den Gläsern und Flaschen auf den Tisch trommelnd, es müsse eine Hochzeit werden, wie das Kirchspiel sie bis-

lang noch nicht gesehen habe, denn da nun einmal ein Seemann in die Familie des Vollbauern eingeschwommen sei, solle er es auch spüren, daß er wirklich in der Wolle säße. Und wenn drei Tage nach einander im ganzen Dorfe ein Kerl nüchtern bliebe, sei es nicht seine Schuld.

Das ländliche Drama, das sich allmählich zu entrollen begann, ward mit großem Pompe verkündigt.

Das war ein Jubeln und Juchheien auf dem Gehöfte des Jacob Bomann. Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen Jedermann in Anspruch. Der Brautvater hatte den dringenden Bitten seiner Tochter nachgegeben und nur zur einzigen Bedingung gemacht, daß sein künftiger Schwiegersohn den Seefahrer an den Nagel hinge. Unter seiner Leitung solle er sich der Wirthschaft annehmen und dann dieselbe alleinig führen. Jacob Bomann hielt fest an dem alten Spruch, daß man ein hölzernes Deck nicht umpflügen könne. Der Behrend Heithof gab nur zögernd nach, allein er that es aus Liebe zu der jungen Frau und zugleich aus Liebe zu ihrer reichen Mitgift.

Es sollte Niemand ausgeschlossen werden von der allgemeinen Lust und darum hatte der Hochzeitbitter vollauf zu thun. Sein dreigespitziger Hut leuchtete

von bunten Blumen und noch bunteren Schleifen. Die blanken Zinnknöpfe an dem sauber gebürsteten Sonntagsrock glitzerten so hell, daß man hätte glauben mögen, es wären Sterne, die durch die Nacht aufleuchteten. An dem großen Stabe in seiner Hand, den er wie ein Scepter vor sich hertrug, flatterten rothe und blaue, grüne und gelbe Bänder. Die Zahl derselben mehrte sich in jedem Augenblicke, denn überall, wo er eintrat, um die Einladung in wohlgesetzten Versen zu verkünden, heftete die Tochter des Hauses, oder wo diese fehlte, eine junge Verwandte ein neues Band zu den übrigen, worauf sie dem Hochzeitbitter aus einem großen Glase zutrank und ihm einen Gedenkschilling in die Hand gleiten ließ.

Glühend von Wein und andern genossenen Herrlichkeiten trat der Hochzeitbitter zu dem Müller Bernhard Bomann in die beste Dönse und stellte sich so gerade vor demselben auf, als es ihm in seiner Stimmung irgend möglich ward. Drei Mal nach einander stieß er mit dem bändergeschmückten Stock auf den Boden und sagte dann:

„Sämmtliche gute Freunde und liebe Vettern lassen danken für die Einladung, welche ich ihnen in Seinem Namen brachte, und sie werden sich Alle zur rechten Zeit und am rechten Orte einfinden. Gottes

Segen in dieses Haus. Ein Junggeselle kehrt ein, ein Ehemann geht hinaus."

„Hast Du auch Keinen vergessen, Jan Timmermann?" fragte der Müller.

„Keinen, Herr Bernhard. Jeder ist geladen nach Stand und Würden."

„Bist Du auch bei dem Hans Smolt gewesen, Jan Timmermann?"

„Nein, Herr Bernhard. Bei Dem bin ich nicht gewesen. Bei Dem nicht."

Es schien dem Hochzeitbitter, trotz seiner Weinlaune, als käme ihm ein Frösteln an.

„Siehst Du wohl, daß Du nicht überall gewesen bist, Jan Timmermann? Du wirst alt und man muß Dir einen Vormund setzen. Wenn Du also noch nicht auf dem Smoltenhofe gewesen bist, gehst Du jetzt gleich dahin und bringst Dein Gewerbe an."

„Gebe Er es auf, Herr Bernhard. „Es kommt nichts Gutes dabei heraus."

„Der Hans Smolt hat für seinen Hinrich um meine Schwester angehalten und der Hinrich ist vor dem Verlöbniß davon gelaufen. Es ist ein Schimpf gewesen, Jan Timmermann, den mein Vater eingesteckt hat, und ich will diesen Schimpf mit der Einladung

vollends zudecken. Jetzt geh und thue, was Deines Amtes ist."

„Es wird schon dunkel, Herr Bernhard," sagte der Hochzeitbitter und der bändergezierte Stock zitterte in seinen Händen.

„Der Gänsejunge soll Dir die Laterne vortragen, Du Haase. Und nun mache, daß Du fortkommst und ausrichtest, was Dir befohlen ist, sonst behalte ich Deine Gebühr und zeige Dich obendrein wegen Widersetzlichkeit bei dem Gemeinde-Vorstand an. Sage Deinen Spruch der ganzen Länge nach her und lasse mich hören, wie der alte Hans Smolt die ihm erwiesene Ehre aufgenommen hat."

Jan Timmermann, der Hochzeitbitter, ging mit schwerem Herzen.

Das Wetter war rauh. Der Nordwest fuhr über die herbstlichen Stoppeln, und die Weiden, die an dem Saum der Gräben standen, welche die Aecker von einander trennten, schüttelten die entblätterten Aeste, woran die Regentropfen im bleichen Lichte des hereinbrechenden Abends schimmerten. Es war still und melancholisch auf den schmalen Wegen, die über die einzelnen Aecker hin von Gehöfte zu Gehöfte führten. Noch stiller war es auf den großen Hofstellen selbst, wo Alle bereits nach vollbrachter Arbeit ruhten. Am

ſtillſten war es auf dem Hofe des Hans Smolt. Der alte Herr ließ ſich wenig, oder gar nicht mehr blicken und wenn es geſchah, blieb ſein Mund feſt verſchloſſen. Der Hof gerieth zuſehends in Verfall, denn Niemand war da, der nach Recht und Ordnung ſah, als der Großknecht, und dieſer faule Geſell nahm ſein ſchweres Geſchäft auf die leichte Achſel.

Nicht nur der Hof war in Verfall. Der Beſitzer deſſelben war es noch weit mehr. Er magerte ſichtlich ab. Sein ſonſt ſo volles Geſicht war durchſcheinend und die trüben Augen lagen tief in ihren Höhlen. Er begehrte nie aus eigenem Antriebe nach Speiſe oder Trank, und wenn man ihm die Schüſſel hinſetzte, aß er, ohne dabei etwas zu empfinden. Der Gram um den verlornen Sohn, den er für einen lüderlichen Geſellen hielt, der gänzlich aus der Art geſchlagen ſei und Schimpf und Schande auf ihn häufte, hatte all' ſeinen Lebensmuth gebrochen. Der tiefe Seufzer, der ſich unwillkührlich von ſeiner Bruſt losrang, ſagte es deutlicher, als es tauſend Worte vermocht hätten.

Der Großknecht lehnte an dem Heckthor, das er zu ſchließen im Begriff war, als Jan Timmermann, der Hochzeitbitter, daher kam. Der Mann war völlig entnüchtert. Die blanken Knöpfe wollten nicht mehr

leuchten und die farbigen Bänder hingen verworren durcheinander. Auch rückte er den Hut nicht, als er an dem Großknecht vorüber ging, der ihm nachstarrte, als hätte er eine Erscheinung gehabt."

Der kranke Mann fuhr aus seinem Halbschlummer auf, als er seinen Namen rufen hörte und eine Gestalt vor sich stehen sah, die er nicht mehr recht unterscheiden konnte.

„Wer ist da?" fragte er langsam.

„Ich bin es, Herr Smolt. Ich, Jan Timmermann, der Kirchendiener und Hochzeitbitter, und habe ein Gewerbe auszurichten."

„So richte Er es aus!" sagte der kranke Mann.

Jan Timmermann that es mit allen ihm vorgeschriebenen Formen und setzte dann am Schlusse die Worte hinzu:

„Er muß es besser verstehn, als es geworden ist."

Der Eingeladene muß hierauf die Antwort geben: „Es ist gut genug bestellt!" Als diese Antwort ausblieb, fragte der Hochzeitbitter ängstlich:

„Hat Er mich nicht verstanden, Herr Smolt?"

„Er meint?" fuhr dieser auf. In seinen Kummer versenkt, hatte dieser von dem Allen nichts gehört und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Ja, so geht es mir allerwege. Er muß es schon noch einmal sagen, wenn ich es hören soll. Aber mache Er es kurz, Mann. Und was hat Er da in der Hand?"

„Es ist der Hochzeitbitterstock," sagte Jan Timmermann. „Hier wird wohl kein neues Band zu den übrigen kommen."

„Wer läßt mich zur Hochzeit bitten?" fuhr Hans Smolt auf und eine fieberhafte Röthe flog über sein Gesicht. „Wer höhnt auf diese Art einen alten, kranken Mann, der am gebrochenen Herzen stirbt?"

„Der Müller Bernhard Bomann thut es, Herr Smolt. Der Sohn des Vollbauern Jacob Bomann."

„Die Bomanns!" stieß der Kranke mit einem Schmerzenslaute hervor und knirschte mit den Zähnen.

„Der Jacob Bomann verheirathet seine Tochter, die Grete, mit dem ehemaligen Steuermann Behrend Heithof. Er giebt sein ganzes Gewesen an den künftigen Schwiegersohn und setzt sich auf's Altentheil."

„Und Der läßt mich zur Hochzeit einladen?"

„Nicht er, sondern sein Sohn, der Müller. Sei Er mir nicht böse, daß ich hierher gekommen bin, aber ich durfte nicht wegbleiben, weil ich sonst bei der Gemeinde verklagt worden wäre, als ein Mann, der seine Schuldigkeit nicht thun will. Gute Nacht, Herr

Smolt. Er braucht mir nicht aus dem großen Glase zuzutrinken und den Gedenkschilling verlange ich auch nicht. Gott gebe Ihm bessere Tage."

Der Hochzeitbitter entfernte sich. Der kranke Mann blieb allein. Er hatte nach Niemandem von dem Gesinde verlangt und von selbst kam keine der faulen Dirnen, um nach dem Herrn zu sehen und zu fragen, ob er Etwas bedürfe.

Draußen fing der Nordwest an, stärker zu wehen, und trieb die regenschwangeren Wolken vor sich her, die sich immer mehr verdichteten Der Wind heulte durch den Schlot und klirrte mit den Scheiben.

Im Dunkel kam ein Mann den Dorfweg entlang und schlug den Fußpfad ein, der über die einzelnen Ackerstücke gerades Weges nach dem Gehöfte des Hans Smolt führte. Der Regen flog ihm in das Gesicht; der kalte Wind machte ihn zittern. Er war sichtlich erschöpft und mußte die größten Anstrengungen machen, um sich aufrecht zu erhalten. An Ort und Stelle angelangt, klinkte er die Pforte auf, welche die über die Gräben führende Brücke an der Binnenseite vom Gehöfte trennt, und trat durch die stets offene Seitenthür in das Innere. Die Knechte und Mägde, die ihre eigenen Gänge hatten, hielten es nicht der Mühe

werth, ſie bei dem Ausgange, oder bei der Heimkehr zu verſchließen.

Hans Smolt erhob ſich von der Ofenbank. Er ſaß ſo lange im halben Fiebertraum, daß er erſtaunt um ſich blickte, weil es ſo finſter war. Er rieb ſich die Stirn, um ſich zu beſinnen, als er das Knarren der Thür vernahm, die geöffnet wurde.

„Wer iſt da?"

„Ich bin es!" antwortete eine vor Froſt und Schmerz zitternde Stimme.

Bei dem Klange derſelben war es dem alten Manne, als führe ihm ein glühendes Meſſer gerade in die Bruſt.

„Gott im Himmelsthron! Wer iſt da?"

„Ich bin es, Vater Smolt. Der Verlaufene, der Verunglückte, wie die Leute geſagt haben. Ich bin der Hinrich, Vater. Laſſe mich niederſetzen. Meine Beine tragen mich nicht mehr."

Der jähe Schreck hatte dem alten Manne die Sprache geraubt. Mechaniſch griff er dem Sohn unter den Arm und die beiden Kranken ſchleppten ſich mühſam zur Ofenbank, wo ſie ſich neben einander ſetzten und in langem Schweigen verharrten.

Dem Vater wurde es warm um das Herz in der Nähe des Sohnes, den er ſehr liebte und deſſen

Flucht ihn bis zum Tode getroffen hatte. Er legte seine eiskalte Hand auf die zitternde des Sohnes und fragte:

„Hinrich, warum bist Du mir davon gelaufen?"

„Vater!" entgegnete Hinrich Smolt und seine Stimme tönte tief und schauerlich. „Ich bin nicht davon gelaufen. Sie haben mich gestohlen und dem Teufel verkauft; dem Teufel in Menschengestalt."

„Sammle Deine Sinne, Kind!" sagte der Vater nach einer Pause. „Man verkauft keine Menschen, wie sonst, nach Ostindien. Warum bist Du von Haus und Hof gegangen und wo bist Du gewesen in der langen, langen Zeit?"

„Ich will Dir Alles erzählen, Vater. Aber nicht jetzt. Mein Leib ist krank, mein Kopf ist schwach und ich kann mich nicht mehr aufrecht halten. Laß mich hinaufgehen in meine Kammer, wenn das Bett noch darin steht, worin ich sonst schlief. Gute Nacht, Vater."

„Nicht eben," sagte der alte Mann, den Sohn zurückhaltend. „Hier! Hier! Ich will Dich nicht wieder von mir lassen."

Er führte ihn in seine eigene Kammer und hüllte ihn sorgsam ein. Der kranke Vater saß an dem Bette des kranken Sohnes und bewachte den fieberhaften Schlummer desselben.

Am andern Morgen rief Hans Smolt seine Leute zusammen. Sie hatten Nichts von dem Allen gemerkt, was in der Nacht vorgegangen war, und staunten nicht wenig, als der Bauer ihnen sagte:

„Der Hinrich ist wieder da. Aber es soll Niemand wissen, daß er hier ist. Er will es nicht haben und ich auch nicht. Richtet Euch darnach und sagt Keinem etwas, sonst werdet Ihr auf der Stelle abgelohnt und verliert den Weihnachten, den Ihr sonst doppelt haben sollt."

Sie versprachen zu schweigen und hielten es, wenn auch nicht aus Liebe zur Herrschaft, sodoch aus Eigennutz. Der Lohn im Hause war gut und nie fanden sie einen Hof wieder, wo sie nach Gefallen herumlungern konnten, als auf diesem. Es blieb dem Dorfe ein Geheimniß, daß der Hinrich Smolt bei Nacht und Nebel angekommen sei und in der Kammer bei dem Vater sitze, der nicht müde wurde, zu hören.

„So ist es gewesen, Vater!" sprach der Sohn. „Ich will es beschwören und in der Kirche das Abendmahl darauf nehmen, daß es so gewesen ist. Ich fuhr nach Hamburg, um den Teufel tanzen zu sehen, und ich habe ihn gesehen, Vater. Er hat eine menschliche Gestalt und heißt Hein Bloom. Ein ganzes Jahr hatte er mich zwischen den Klauen und nicht einen

Augenblick ließ er mich los. Ich bin krank geworden vor Hunger, meine Knochen ſind ausgedörrt vom endloſen Durſten und mein Rücken iſt wund von den Schlägen, die ich erhielt, wenn ſie von dem Unbefahrnen das Werk eines geſchulten Matroſen verlangten und ich es ihnen nicht zu Dank machte."

Der Vater ſagte dem Sohne kein Troſteswort. Er wußt keines. Aber er ſtreichelte ihn und erwies ihm mit rührender Sorge jeden Dienſt, deſſen er bedurfte. Der alte Mann vergaß ſein eigenes Leid, um das des Sohnes zu mildern.

Mehrere Tage waren in dieſer Weiſe vergangen und unbemerkt wechſelten die Rollen zwiſchen Beiden. Die urſprünglich kräftige Natur des Sohnes überwand die erduldeten Strapatzen und fühlte ſich mit jedem Tage kräftiger. Aber als die erſte gewaltſame Aufregung des Vaters nachließ, wurde die Erſchöpfung deſto ſichtbarer. Er war hülfloſer, als vor der Rückkehr des Sohnes.

Mit dem Wiederkehren der Kräfte trat auch der eigentliche Charakter des Hinrich Smolt wieder entſchieden hervor. Er ſprach nicht, aber in ſeinem Innern bildete ſich Alles klar und deutlich aus und die unheimliche Gluth in ſeinen Augen verkündete, daß er für den erlittenen Schimpf, für die erduldete Schmach

volle Rache nehmen werde an Kind und Kindeskind, so weit als sein Arm reichte und so lange, als ein Athemzug seine Brust bewegte.

Im Dorfe selbst blieb es still. Einmal tauchte wohl ein dunkles Gerücht auf, als ob der Hinrich Smolt im Orte sei und sich nicht sehen lassen wollte; aber Keiner gab etwas darauf und es verschwand, wie es erschien.

Wie hätten die Bewohner des Dorfes Assel auch Zeit gehabt, sich um solche geheimnißvolle Dinge zu bekümmern in den Tagen, da auf dem Gehöfte des Vollbauern, Herrn Jacob Bomann die Hochzeit zugerichtet ward und alle die Festlichkeiten stattfanden, die stets einer solchen Hochzeit vorangehen.

Da erschien zuerst der Tag des Brodbackens, an welchem die Kuchen und Brode gebacken wurden, welche auf der Hochzeit verzehrt werden sollten. Das Feuer im Ofen wurde von der Braut angezündet und es galt für ein gutes Zeichen, wenn es gleich lichterloh brannte. Die Freundinnen derselben kamen zahlreich herbei, um den Teig zu kneten und die Brode daraus zu formen, worauf dann die jungen Männer dieselben in den Ofen schoben und die Gluth anschürten. Darauf ward es still, bis das erste Brod aus dem Ofen

genommen wurde, und wenn es abgekühlt war, schnitt der Hausvater dasselbe an, ließ die Brautleute davon kosten und trank ihnen zu. Darauf setzten sich Alle in der besten Dönse um den Tisch. Die Gäste, die treulich geholfen, wurden reichlich bewirthet und die Lust dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Dann kam der Tag des „Butterns". Jedem Hausmann, der etwas auf sich hielt und der zu einer Hochzeit geladen war, galt es als eine Ehrensache, die beste Butter zu liefern. Sie wurde in einer beliebigen Form auf eine weiße Schüssel gestellt und mit Blumen und grünen Kränzen geschmückt. Auf der Spitze nickte ein ausgezacktes Fähnlein von Rauschegold. Die Hausfrauen ließen die Schüsseln vor sich hertragen und erschienen mit ihrer Gabe im Brauthause, wo sie mit aller Höflichkeit empfangen und mit mancherlei Leckerbissen bedient wurden.

Am Abend vorher versammelten sich die Brautjungfern und die übrigen jungen Freundinnen der Braut und begaben sich paarweise, die Dorfmusik voraus, nach dem Pastorenhofe. An die Spitze des Zuges trat die erste der Brautjungfern. Sie hieß die Kistenschließerin und trug am Gürtel ein Bund großer Schlüssel, die zu den Koffern und Schränken gehörten, worin die Aussteuer bewahrt ward. Im Gehen ras-

ſelte ſie tüchtig mit denſelben und es galt für ein günſtiges Zeichen, wenn dies Raſſeln zeitweiſe die Pfeifen der Dorfmuſikanten übertönte. Jeder ſolcher Moment wurde von der begleitenden Menge mit Jubel begrüßt. Die Frau Paſtorin empfing die jungen Dirnen mit der Frage nach ihrem Begehr und nachdem ſie daſſelbe in herkömmlicher Weiſe kundgegeben, ward ihnen der Brautkranz ausgehändigt und dieſer mit voller Muſik der Braut in das Haus gebracht.

Alles dieſes wurde gewiſſenhaft ausgeführt in den Tagen, welche der Hochzeit der Grete Bomann mit dem Behrend Heithof vorangingen. Aber manche andere herkömmliche Sitte mußte unterbleiben und die Aengſtlichen im Volke, die weiblichen und männlichen Klatſchbaſen, unterließen nicht, daraus Schlimmes zu prophezeihen.

Es gab einen Tag, an welchem die Brautkiſten gefahren wurden. Dann erſchien, in Begleitung ſeiner nächſten Freunde, der Bräutigam mit einem vierſpännigen Wagen vor dem Hauſe der Braut, um die Ausſteuer in Empfang zu nehmen und nach ſeinem Hauſe zu fahren. Aber dieſer Bräutigam hatte kein Haus, wohin er die Kiſten und Kaſten bringen laſſen konnte. Die Braut zog nicht zu ihm, ſondern er zog zu ihr in das Haus.

Und am Hochzeitsmorgen mußte der Bräutigam, ſeine berittenen Freunde hinter ſich, hoch zu Roß auf dem Brauthofe erſcheinen, um ſeine Braut zur Kirche abzuholen. Aber der Seemann in der Rundjacke hatte nicht gelernt, ein wildes Pferd zu tummeln, ſondern erſchien demüthig zu Fuß auf der Schwelle des Hauſes, was den heitern Sinn der Braut einen Augenblick trübte und ein Stirnrunzeln des Brautvaters hervorrief.

Jacob Domann hielt feſt an den alten Sitten und Gebräuchen der Väter, die heutzutage auch an der Niederelbe allmählich in Vergeſſenheit gerathen.

Vor der Kirchenthür ſammelten ſich die armen Einwohner des Dorfes, die Preßhaften und Bettler, die ſtets eine fette Hochzeit witterten und von weither kamen. Wenn dann die Braut an der Hand des Bräutigams aus der Kirche trat, reichte dieſer ihr einen Beutel mit kleinen Münzen, welche ſie mit voller Hand nach Rechts und nach Links auswarf.

Und während ſie die Segenswünſche der Armen und Kranken entgegen nahm, eilte der Bräutigam mit ſeinen Begleitern voraus, um die Braut mit ihren Kranzjungfern auf dem Gehöfte zu empfangen. Er trat ihr grüßend entgegen. Einer der Zugführer reichte ihm ein Glas Wein und er trank ſeiner Braut zu.

Aengstlich harrten die Anwesenden dieses Momentes. Die Braut mußte das Glas austrinken und dann hinter sich werfen. Wenn es zersprang, galt ihre Ehe für eine glückliche. Grete nahm das Glas. Sie besann sich einen Augenblick und leerte es dann langsam, worauf sie es über den Kopf warf. Es klirrte nicht.

Ein halb unterdrücktes Gemurmel flog durch den Kreis. Grete Bomann wurde bleich. Behrend Heithof schien es nicht zu bemerken. Der Vater gab dem ältesten der Begleiter seines Schwiegersohnes einen Wink. Dieser nahm dem Bräutigam den Hut ab und setzte ihn der Braut auf. In diesem Augenblicke hatte sie die unumschränkte Herrschaft und stets rief dies Gebahren bei dem Beginn einige Heiterkeit hervor. Auf dem Gehöfte des Jacob Bomann ging die Ceremonie unbemerkt vorüber. Die Braut nahm den Hut rasch ab, als sei er ihr eine unerträgliche Last, und folgte dem Bräutigam nach der großen Diele, wo die Mahlzeit hergerichtet ward.

Das Brautpaar saß sich gegenüber. Zwischen Beiden nahm der Vater den Platz ein.

Die Schafferknechte erschienen mit den Speisen, unterstützt von den Schaffermädchen, welche die Gäste bedienten. Die Schenker klapperten mit den Deckeln der Zinnkrüge und schwärmten um die Tafel. Das

ſtarke Bier und der reichlich aufgeſtellte Wein fingen an, die Köpfe zu erhitzen und das Geſpräch wurde lebhafter, als die erſte Speiſetracht abgehoben ward und die Schaffer die brennenden Pfeifen herum reichten.

Nun erſchien der Aelteſte der Geſellſchaft mit einer großen, weitbauchigen Zinnſchüſſel, die er vor dem Brautpaar aufſtellte. Er begrüßte daſſelbe mit einigen höflichen Worten, legte dann ein Silbergeräth hinein und ſagte:

„Das iſt meine Hochzeitsgabe. Ihr müßt das kleine Geſchenk nicht verſchmähen.“

Somit war nun die erſte Gabe dargebracht und die andern Gäſte folgten dieſem Beiſpiel. Einer erſchien nach dem Andern. Jeder ſprach dieſelben Worte und das Brautpaar blieb während der ganzen Ceremonie aufrecht ſtehen.

Da ſtürzte der älteſte der Schafferknechte herein und ſagte ganz erſchrecken, aber laut, daß alle Anweſenden ee hören konnten:

„Er iſt da!“

„Wer? Wer?“ rief es durcheinander und der Schafferknecht antwortete:

„Der Bernhard Bomann hat ihn zur Hochzeit laden laſſen und er kommt.“

Bernhard Bomann, der ſchon manchen tiefen Zug

gethan hatte, erhob sich und sah nach dem Eingange. Ein Mann erschien und ging langsam vor. Er trug den stattlichen Sonntagsrock eines Vollbauern und den dreigespitzten Hut auf dem Kopfe, von welchem ein langer Trauerflor herabwehte.

„Wen hast Du da geladen, Sohn?" rief der Vater stirnrunzelnd und warf einen scheuen Blick auf den Eintretenden, der einen unheimlichen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachte.

„Ich kenne ihn nicht!" antwortete Bernhard Bomann mit ungewisser Stimme.

„Du kennst mich wohl!" gab Jener zur Antwort. „Ich bin Hinrich Smolt, der Sohn des Hans Smolt, den Ihr verkauft habt an den Teufel in Menschengestalt, der den Namen Hein Bloom trägt."

Hinrich Smolt! Der Name ging wie ein Laufseuer um den Tisch. Jedes Auge war auf ihn gerichtet. Mit einer seltsamen Mischung von Furcht und Neugier sahen sie sich an. Nun kannte ihn Jeder und die Erinnerung an die früheren, nach und nach verstummten Gerüchte tauchten von Neuem auf und traten in den lebhaftesten Farben in den Vordergrund. Der Brautvater sah ihn mit einem scheuen Blick an, des Unrechtes gedenkend, das er ihm zufügte; der Bernhard Bomann aber nahm seinen ganzen Muth zusammen und sagte:

„Ich habe Dich nicht geladen. Die ungeladenen Gäste dürfen nur bis an den Zuschauerbalken gehen.“

„Du hast meinen Vater, den alten, kranken Mann laden lassen, Bernhard Bomann, damit er den Treubruch mit eigenen Augen sehen soll, der hier begangen wird. Der Vater ist aber in der vergangenen Nacht gestorben und ich stehe hier an seiner Statt.“

Der plötzliche Eintritt des Todes in das volle, glühende Leben wirkte wie ein erstarrender Frost, der in einer Frühlingsnacht sämmtliche junge Blüthen zerstört. Es war grabesstill in der Versammlung. Hinrich Smolt ging nach dem obern Ende der Tafel, wo das Brautpaar saß, und sagte:

„Ihr sammelt die Hochzeitgaben ein. Es ist meine Pflicht, für den geladenen Todten einzustehen und in seinem Namen Euch zu beschenken.“

Mit diesen Worten riß er den Trauerflor von seinem Hute und warf ihn auf die blitzenden Silbergeräthe in die Brautschüssel, dann sagte er mit dumpfer Stimme:

„Wie Ihr mir gethan, soll Euch geschehen!“ und ging dann zur Thür hinaus, ohne daß ihn Einer aufgehalten hätte. Ein panischer Schrecken hatte die ganze Hochzeitgesellschaft gelähmt. Die Braut lag ohnmächtig in den Armen des Bräutigams und der

Brautvater stand regungslos, wie von einem Starrkrampf befallen.

Die Musikanten, die in einem Nachbarhause gespeist wurden und von dem Vorfall nichts wußten, hielten, einen lustigen Walzer spielend, ihren Einzug.

Viele Jahre waren verstrichen seit jener unseligen Hochzeit, zu welcher Hinrich Smolt den Trauerflor von seinem Hut als Morgengabe steuerte.

Die Tannern und Wettern, jene breiten und tiefen Gräben, welche die fetten Marschländer von den unheimlichen Moorgründen trennen, hatten die heißen Sommer vielfach ausgetrocknet. Regenreiche Herbste hatten sie wieder gefüllt und die Winter legten eine Eisdecke darüber. Kam dann der Frühling, der die Schneemassen schmolz, krachte das Eis zusammen. Die Hunderte von Kanälen, welche vom Moor bis zum Deiche die einzelnen Ackerstücke trennten, füllten sich bis an den Rand und führten die Gewässer der Hafenschleuse zu, durch welche die Fluth in das große Becken der Südelbe strömte. Es ist ein eigenes Schauspiel, welches sich in solchen Tagen in den weiten Marschstrecken des Kehdinger und des Hadeler Landes darbietet, wenn die starre Unbeweglichkeit der einzeln

liegenden Aecker von einem aufglänzenden, ruhelosen Rahmen umrauscht wird.

In dem Dorfe Assel war äußerlich Alles bei'm Alten. Manches Haus hatte seine Bewohner gewechselt, aber das Haus selbst, seine Sitten und Gebräuche blieben dieselben. Die Bewohner der Elbmarschen hängen mit einer seltenen Zähigkeit an ihrem Herkommen und lassen nie, ohne die größte Noth nur das Geringste davon fahren. Die Landesherberge war noch immer das Haus, wo die Gemeinde-Angelegenheiten und die Vergnügungen der Einwohner verhandelt wurden, und der lustige Wirth war zugleich der Einnehmer, der alle Geldgeschäfte zwischen den höhern Behörden und der Gemeinde besorgte. In der Schenke auf dem Deiche, wo einst das verhängnißvolle Complot geschmiedet ward, welches Hinrich Swolt dem Teufel in Menschengestalt in die Arme führte, stand jeder Stuhl, jeder Tisch noch an derselben Stelle, wo sie vor zehn Jahren standen, und waren allmählich in die morsch gewordenen Bretter des Fußbodens eingesünken. An die Stelle der Wirthin, die damals der Schenke vorstand, war die Tochter getreten, allein diese war der Mutter in allen Stücken so ähnlich, daß hier eine Aenderung nicht auffällig ward.

An einem der Tische saß hinter einem Glase

Branntwein ein verkommener Kerl. Sein Gesicht war eine Zusammensetzung aus Kupfer und Bart. Seine Kleidung bestand in Fetzen, die auf einem Trödelmarkt zusammen gerafft schienen, so grell stach das Eine gegen das Andere ab. In der Hand hielt er eine kurze Thonpfeife und die Schwärze derselben bezeugte, daß sie eine lange Dienstzeit hinter sich hatte. Jetzt erhob er sich schwerfällig und ging nach der Stelle, wo die bleierne Tabacksdose zum Gebrauch der Gäste bereit stand. Er faßte mit der Hand hinein und rief der eintretenden Wirthin zu:

„Sie ist leer."

„Wenn Nachmittags die Gäste kommen, wird sie wieder voll sein!" entgegnete diese kurzab.

„Ist es nicht mehr Sitte hier zu Lande, daß der Wirth den Taback frei liefern muß? Auf und ab gilt das in den Marschen. Will Sie hier etwas Neues einführen?"

Die Wirthin antwortete nicht, sondern setzte sich zu ihrem Spinnrade. Der Kerl kehrte an seinen Platz am Tische zurück, schlürfte die letzten Tropfen aus seinem Glase und schrie:

„Noch ein Glas Branntwein."

„Wenn Er das Erste bezahlt hat!" lautete die

Antwort der Wirthin, die ſich bei'm Spinnen nicht ſtören ließ.

„Weib!“ rief der Kerl, indem er ſich erhob. „Sie unterſteht ſich, mich zu mahnen? Mich?“

„Warum nicht?“ fragte ſie kalt.

„Bin ich Ihr für die paar lumpigen Schillinge nicht mehr gut genug?“

„Nicht für einen kupfernen Sechsling vertraue ich Ihm an, Bernhard Bomann. Wer iſt Er und was hat Er? Sein ſchönes Geld iſt hin und Seine ſchöne Mühle liegt daneben. In Schulden ſteckt Er bis über die Ohren und nur in Unſauberkeit und unfläthigen Reden thut Er es allen Andern zuvor. Hier bekommt Er Nichts mehr, daß Er es weiß. Thue Er mir den Gefallen und komme Er nicht mehr hierher; dafür will ich Ihm ſchenken, was Er mir ſchuldig iſt.“

„Sie unterſteht ſich, mir die Thür zu weiſen?“ ſchrie Bernhard Bomann und nahm eine herausfordernde Stellung an. Aber die Wirthin ließ ſich nicht einſchüchtern, ſondern ſagte unerſchrocken:

„Ich gebrauche mein Hausrecht und Er weiß wohl, daß in der Hilkenſchenke ſtets drei ſtämmige Brennerknechte anweſend ſind, die der Wirthin beiſtehen; alſo nehme Er ſich in Acht.“

„Will Sie vielleicht auch den Teufel tanzen ſehen,

weil Sie so grob ist?" entgegnete Bernhard Bomann boshaft; aber die Wirthin unterbrach ihn rasch, indem sie mit großem Ernste sagte:

„Nehme Er nicht das Wort in den Mund, das schon einmal hier gesprochen ward und das über so viele Leute hier im Dorfe ein großes Unglück gebracht hat. Er gehörte auch zu Denen, die das böse Ding anzettelten, und es hat Ihm keinen Segen gebracht. Gehe Er in sich, Bernhard Bomann, und habe Er endlich ein Einsehen, sonst nimmt Er ein schreckliches Ende, wie es Ihm der gute Pastor Hollander kurz vor seinem Tode prophezeite. Den Tod des Vaters hat Er auch auf Seinem Gewissen. Schauert es Ihm nicht, wenn Er von hier weg und über den Kirchhof geht, wo der alte Mann liegt?"

Sie entfernte sich. Bernhard Bomann trumpfte noch tüchtig auf und polterte hinter ihr her. Als er endlich sah, daß es ihm nichts nutzte, schob er zur Thür hinaus. Aber über den Kirchhof, der gleich hinter dem Deiche lag, ging er diesmal nicht, sondern nahm einen weiten Umweg, der in einem Bogen zu der Mühle führte, die er einst als volles Eigenthum besaß.

Der jetzige Besitzer trat aus dem stattlichen Wohnhause, das von einem blühenden Garten umgeben war, und schritt der Mühle zu, als Bernhard Bomann

ihn anhielt und den fälligen Zins begehrte. Es war nämlich bei dem Verkaufe des Grundstückes ausgemacht worden, daß der Käufer dem Bernhard Bomann jährlich, so lange er lebe, eine Rente auszahlen solle, damit dieser wenigstens Etwas habe, das ihn vor dem Verhungern schütze. Es war dies ein menschenfreundlicher Zug des Gerichtes, das diese Clausel dem Kaufbriefe anhing.

Der Mühlenmeister sah den Trunkenbold an und sagte achselzuckend:

„Deinen Zins? Du hast ihn auf Ostern ein halbes Jahr vorweg erhalten und Nichts von mir zu fordern."

„Ich muß aber Geld haben! Ich muß!" schrie Bernhard Bomann. „Die Hunde bellen mich an und die Buben zeigen mit den Fingern auf mich, weil ich kahl bin, wie eine überwinterte Ratte. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo ich mit einer Handvoll Geld etwas anfangen kann."

Der Mühlenmeister lachte: „Wenn Du heute Geld kriegst, ist es morgen verthan. Geh' Deiner Wege."

„Das ist nicht wahr. Mir hat geträumt, daß ich mit einer Handvoll Drittelstücke zum reichen Mann werden und meine Mühle zurückkaufen kann. Daran

glaube ich und darum thue ich Dir einen Vorschlag, wobei Du auch gewinnst."

„Vom Gewinn lebt der Mensch. Laß mich hören, was Du zu sagen hast."

„Wenn Du mir den Zins, den ich erst zu Michaelis bekommen soll, jetzt gleich auf der Stelle zahlst, lasse ich den vierten Theil schwinden. Statt der hundert Mark nehme ich mit fünf und siebzig vorlieb. Ist das nicht christlich?"

„Sollte es nicht thun," sagte der Mühlenmeister. „Kannst ja vor Michaelis sterben und dann ist mein Geld umsonst weggeworfen. Allein, da man hierorts wahrscheinlich nicht solche Geschäfte macht, wie Du sie im Sinne hast, werden wir Dich vielleicht für einige Zeit los, also mag es darum sein. Willst es mir schriftlich geben?"

„Das will ich!" sagte Bernhard Bomann, und trat in das Haus, worin er sonst unumschränkt befahl, um einen Schuldschein zu schreiben. Der Mühlenmeister zählte das Geld auf, und als Jener es eingesackt hatte, sagte er:

„Du hast nun Deinen Willen. Jetzt sage mir, wie Du es anfangen willst, um Das wieder zu gewinnen, was doch für immer verloren ist? Es wäre nur, wenn es Dir Jemand nachmachen wollte."

Bernhard Bomann ſtemmte beide Hände in die Seiten und ſagte:

„Schau' in den Kalender, dann wirſt Du ſehen, daß übermorgen Vitus iſt."

„Nun und dann?"

„Zu Vitus iſt großer Jahrmarkt in dem Belumer Außendeich. Da kommen die reichen Hanſen von allen Ecken und Enden herbei. Sie haben die Taſchen voll und möchten ſie gerne leeren. Dann lege ich eine Bank auf."

„Ich wußte ſchon, daß Du ein Lump biſt, nun wirſt Du auch noch ein Narr. Gott beſſere Dich, kann ich nicht ſagen, denn das würde Ihm unmöglich ſein. Du darfſt nun vor Neujahr nicht wieder bei mir anpochen; das merke Dir."

Der Mühlenmeiſter ging in das Haus zurück. Bernhard Bomann rief ihm trotzig nach:

„Zu Neujahr bin ich hoffentlich wieder der Herr hier! Und bin ich es nicht, iſt es vielleicht Keiner..."

Er verſchluckte die letzten Worte und ſchritt, mit dem Gelde in der Taſche klingend, ſo mächtig aus, daß es ſchien, als wolle er noch vor Einbruch der Nacht den Schauplatz ſeiner künftigen glorreichen Thaten betreten.

Seit dem Tage, da Hinrich Smolt das Erbe antrat, welches ihm durch den Tod des Vaters zufiel, herrschte auf Smolten-Hof eine noch strengere Zurückgezogenheit, als vordem. Der junge Gutsherr nahm sich der Wirthschaft mit großem Eifer an und handhabte eine musterhafte Ordnung. Seine Leute hielt er gut und zahlte den höchsten Lohn; aber sie durften keine Besuche annehmen und nie über die Gebühr aus dem Hause bleiben. Er selbst erschien nur an den Orten, wo er nothwendig erscheinen mußte, und blieb nie länger, als unumgänglich nöthig war. Kein überflüssiges Wort ging aus seinem Munde. Alle Menschen behandelte er mit außerordentlicher Gleichgültigkeit und nur wenn ihm auf seinen Gängen ein lustiges Matrosenherz über den Weg lief, drang ein tödtlicher Blick aus seinen Augen und seine Finger krallten sich unwillkührlich ineinander.

Sie wußten es Alle und gingen ihm darum gern aus dem Wege. Der Blick seines Auges schmerzte und die Sage von dem zerrissenen Trauerflor, der das hochzeitliche Silbergeräth deckte, schwebte wie ein unheimlicher Schatten vor ihm her.

„Da kommt er!“ sagte ein Mann zu einem Andern, mit dem er quer über die Straße schritt, die von der Landesherberge bis zur Ritschermühle führte.

„Laß uns hier ſtehen bleiben, bis es vorbei iſt, ſonſt laufen wir ihm gerade auf den Leib.“

„Es war Carſten Ehlers, der es ſagte, und ſein Maat, der Marten Jahnke, der ihm auf den Ferſen war, entgegnete kurzab:

„Warum? Die Straße iſt für uns Alle! Der Kerl iſt ſo voll Uebermuth, daß man ihn nicht noch darin beſtärken muß.“

„Es iſt nicht das!“ ſagte Carſten Ehlers. „Aber es liegt mir immer noch ſchwer auf dem Herzen, daß wir uns eigentlich an dem Mann verſündigt haben.“

„Potz Krahnbalken ohne Ende!“ fuhr Marten Jahnke auf. „Vergiß doch einmal die Geſchichte, die nichts war, als ein dummer Jungensſtreich.“

„Kann ſie nicht vergeſſen. Und ich glaube auch nicht, daß der da ſie vergeſſen hat!“ ſprach Carſten Ehlers. „Ich traue ihm nicht, und kann das Fürchten nicht laſſen.“

„Du warſt immer ein Haſe und wollteſt bei der leichteſten Briſe ſchon alle Bram- und Leeſegel bergen!“ ſchalt Marten Jahnke. „Da will ich Dir zeigen, daß ich etwas mehr Courage habe.“

Er trat an den Bauer heran, der ſich ihnen jetzt gegenüber befand, und ſagte:

„Hinrich Smolt, mir ist meine Pfeife ausgegangen. Gieb mir einen Funken Feuer."

Der Bauer zuckte beim Ton dieser Stimme unwillkührlich zusammen. Er stand still und, den Seemann mit dem durchbohrenden Blick anschauend, der schon so Manchen in Schrecken gesetzt hatte, sagte er mit schneidender Kälte:

„Das Feuer, woran Du Dir Deine Pfeife anstecken sollst, wird eben angeschürt."

Die Worte, obgleich mit eisigem Tone gesprochen, brannten doch empfindlicher, wie eine glühende Kohle. Marten Jahnke wußte nicht zu sagen, wie es kam, aber als der letzte Ton verhallte, fiel es ihm wie ein schwerer Stein auf das Herz.

Auch mit diesen beiden Männern war seit jenen verschollenen Tagen eine Veränderung vorgegangen. Sie hatten Jeder von den Aeltern einen Käthnerhof geerbt und zwei Schwestern geheirathet, die wenig mehr in das Haus brachten, als ein paar gesunde Arme zum Arbeiten und hinreichend guten Willen, es zu thun. Im Sommer machten sie gemeinsam kurze Reisen und wenn sie zum Herbste heim kamen, steckten sie die gemachten Ersparnisse in die Wirthschaft. Es half nicht viel. Wenige sind für ein doppeltes Leben geschaffen. Wer von Kindheit auf die See pflügte,

weiß mit dem Pfluge auf dem Lande gewöhnlich nicht viel anzufangen. Sie lebten nur von der Hand in den Mund. Die Beine wurden steif und wollten nicht mehr wie sonst in den Wanten auf und ab springen. Der Dienst auf den großen Vollschiffen wurde zu schwer; sie stiegen allmählich zu den Smacken und Tjalken herab. Aber kleine Schiffe, kleiner Gehalt; wenig freies Seemannswesen und tausend kleinliche Plackereien, von denen ein Matrose von der langen Reise keine Ahnung hat.

Die beiden Männer gingen stumm neben einander her. In der Nähe ihrer Wohnung trennten sie sich mit einem Händedruck. Ihre Schritte wurden immer langsamer. Es ist nicht erhebend, sein Haus zu betreten, wenn der Mangel anfängt mit in unsrer Stube zu wohnen und die Sorge am Kopfende unseres Bettes schläft.

Die Frau des Marten Jahnke kam diesem entgegen und sagte besorgt:

„Der Kirchspielsbote Peter Braak ist da gewesen und that sehr unwirsch, als er Dich nicht zu Hause traf. Hast Du Etwas mit dem Gericht?"

„Nein, Anmagret," entgegnete er und suchte weiteren Fragen auszuweichen. Er wollte nicht sagen, daß er hundert Thaler Kassengeld schuldig sei, die er auf-

nahm, um sein Gut zu verbessern, und daß der Rückzahlungs-Termin vor der Thür sei. Aber die Frau ließ sich so leicht nicht abweisen und fuhr fort:

„Von uns ging er zu Ehlers. Ich sah, wie meine Schwester ihn bis vor die Thür begleitete, und er that sehr ungeberdig. Was will der lange, dürre Kerl mit der krummen Nase bei Euch? Das nimmt gewiß kein gutes Ende. Wo seid Ihr gewesen?"

„Wir waren bei dem Schiffer Voigt, der uns eine Heuer zu verschaffen versprach. Aber alle Schiffe sind vollauf besetzt. Der leidige Krieg ruinirt alle Schifffahrt. Es traut sich Keiner hinaus."

Wie in diesem Hause, fand eine ähnliche Scene in dem Hause des Carsten Ehlers statt. Der Kirchspielsbote aber, der in beiden Häusern diese Unruhe hervorgerufen hatte, begab sich von dort gerades Weges nach den Smoltenhof und wartete unter der Thür geduldig auf die Heimkehr des Hausmanns.

Als dieser endlich erschien, folgte er auf einen stummen Wink demselben in seine Stube. Die lange Gestalt pflanzte sich an der Thür auf. Den Hut in der einen Hand, den langen Wanderstab in der andern, blickte er auf den Hausmann, der ihm gegenüber Platz nahm, und dann fragte:

„Etwas ausgerichtet, Peter Braak?"

„Nicht viel, Herr. Die Beutel ſind leer.“

„Können alſo nicht zahlen, die beiden Rundjacken?“

„Nein, Herr.“

„Keine hundert Thaler im Hauſe?“

„Nicht hundert Schillinge, Herr. Soll ich ſie ausklagen laſſen?“

„Unnütz,“ ſagte Hinrich Smolt, ſich die Hände reibend. „Behielten immer noch ſo viel, um ſich wieder aufzurappeln, wenn auf das Mißjahr, das wir hatten, ein gutes folgt. Ich weiß etwas Beſſeres für Ihn, Peter Braak.“

„Laßt es mich wiſſen, Herr, und es ſoll pünktlich beſorgt werden!“ entgegnete dieſer, unbeweglich in ſeiner Stellung verharrend.

„Er muß morgen wieder hingehen und feſt dabei bleiben, daß das Geld bezahlt werden muß. Der Mann in Stade, der es hergegeben hat — Er verſteht, daß ich ganz aus dem Spiele bleibe — giebt nicht länger Credit. Aber Er ſchafft neues Geld herbei. Die Kerle müſſen Jeder zweihundert Thaler nehmen, um die erſten Hundert zu löſchen und mit dem übrigen Gelde die aufgelaufenen Zinſen zu decken und es für die Wirthſchaft zu verwenden. Sie greifen zu; ich kenne das. Es ſind ja Blaujacken. Die Laſt iſt zu groß und ſie bringen ſie nicht von der Stelle.“

„Gut das, Herr. Ich will es ausrichten. Woher soll ich das Geld nehmen? Es hat einen bessern Schick, wenn man es gleich zur Hand hat. Von wem kommt es?"

„Morgen früh um zehn Uhr kann er es von mir in Empfang nehmen!" sagte Hinrich Smolt. „Und da der Mann, der ihnen die hundert Thaler borgte, ein Herr aus Stade war, kann dieser, der zweihundert giebt, ein Herr aus Freiburg sein. Er versteht mich. Und nun zur Hauptsache. Wie steht es auf dem Bomannshof?"

„Nicht zum Besten. Halte mir stets den Großknecht zur Hand, wie Er es mir befohlen hat. Der Steuermann wird niemals ein Bauer. Was er anfängt, das fängt er verkehrt an. Glaube, daß es nicht lange dauert, bis er auf den früher schuldenfreien Hof eine zweite Hypothek aufnehmen muß."

„Dann gleich die Hand darauf, Peter Braak," sagte Hinrich Smolt mit einer ihm sonst nicht eignen Hast. „Bei mir ist stets Geld vorhanden. Ein Tausender vier oder fünf, sollte ich meinen."

„Wird mehr brauchen, Herr."

„Desto besser. Um so eher ist der Bomannshof in meinen Händen. Ein solider Außendeicher und eine windige Rundjacke. Wie steht es sonst da?"

„Nicht sonderlich Herr," fuhr Peter Braak fort. „Mit der Liebelei ist es längst vorbei und Jeder von Beiden weiß, was er an dem Andern hat: Dem Behrend Heithof ist das ganze Landwesen ein Klotz am Beine. Er verwünscht es und thut jede Kleinigkeit mit Widerwillen; schätzt Alle gering, die zum Pfluge gehören, und thut sich, wenn er es nur irgend anbringen kann, mächtig viel darauf zu gute, daß er sein Steuermanns-Examen gemacht hat."

„Kann ja seine Steuermannkunst zeigen und den Bomannshof vom Untergange retten," sagte Hinrich Smolt spottend.

„Geht nicht mehr, Herr," entgegnete Peter Braak mißverstehend. „Zum Seemann ist er durch das lange Lodderleben am Lande auch verdorben. Er ist dick geworden und hat steife Beine. Weil die Frau zu Hause zankt, kommt er nicht oft hinein, und wer ihn sprechen will, muß ihn dort suchen, wo er sich am liebsten vor Anker bringt."

„Und wo ist das?" fragte Hinrich Smolt lauernd, schon im Voraus der Antwort gewiß.

„In der vorderen Herrenstube auf der Landesherberge, wo er stets das große Wort führt."

„In der Knechtsstube, hinten heraus, wird er seiner Zeit das Schweigen lernen! Es ist genug.

Weiß, woran ich bin. Der Bomannshof ist ein goldener Hof und nicht so leicht umzubringen. Gute Nacht, Peter Braak. Morgen früh um zehn Uhr."

Der Kirchspielsbote entfernte sich und ließ den Vollbauer allein. Allein mit seinen finstern Gedanken, seinen trüben Erinnerungen und seinem maßlosen Haß gegen Diejenigen, welche ihm ein Jahr seines Lebens zur Hölle machten und dadurch alle folgenden vergällten:

„Sie thaten es. Sie ließen mich von einem Weibe närren und verkauften mich in der Trunkenheit an den Teufel selbst, der mir mit einer glühenden Geißel Wunden schlug, die nimmer zuheilen. Ihr habt mit mir gespielt und mich verlieren lassen. Mein Vater war das einzige Menschenkind, das mich liebte. Er ist aus Gram über mein Elend gestorben. Die Grete Bomann war das einzige Geschöpf auf Erden, zu der mein Herz mich hinzog, und hätte ich sie bekommen, würde ich sie eben so lieb gehabt haben, als ein rechtschaffener Mann seine Frau nur immer lieb haben kann. Aber sie lachte mich aus und verachtete mich. Sie hat noch meinen Vater gehöhnt, als er um seinen verlorenen Sohn jammerte, und ihm zugerufen, wenn er an den lieben Hinrich schriebe, möge er ihn von ihr schön grüßen. Nun, Grete Bomann,

der Gruß ist bestellt, wenn auch etwas spät, und die schuldige Danksagung dafür soll folgen, wenn der rechte Augenblick da ist. Er wird kommen, wenn er auch einige Zeit auf sich warten läßt. Ich habe Geduld und Ausdauer."

Mit diesen Worten, die sich mächtig aus der Brust hervordrängten, erhob er sich und ging in großer Erregung in der Dönse auf und ab. Es dauerte lange, ehe sich das siedende Blut abkühlte und er das Lager suchte, auf welchem er sich ruhelos umherwälzte.

Der andere Tag brachte eine wunderbare Veränderung in den Haushaltungen des Carsten Ehlers und des Marten Jahnke hervor. Der Kirchspielsbote hatte um Mittag sagen lassen, sie möchten um drei Uhr zu ihm kommen, und Beide begaben sich nicht allzu leichten Herzens zu Peter Braak. Eine trübe Wolke deckte ihre Stirn bei'm Eintreten; aber sie schwand wie der Morgennebel vor dem Sonnenstrahl, als ihnen der Antrag gestellt ward, ein größeres Capital aufzunehmen, um das erste zu decken.

„Ihr kriegt es auf Jahr und Tag, könnt den Schuldner in Stade bezahlen, deckt die Zinsen, die Ihr von dem geliehenen Gelde schuldig seid, gebt mir für

meine Bemühungen, was rechtens ist, und behaltet noch eine gute Handvoll Geld übrig, um Euer Wesen wieder in Gang zu bringen. Herr Rotermund in Freiburg, der das Geld hergiebt, ist ein billig denkender Mann und wird Euch nicht drücken. Nun, was meint Ihr dazu?"

Hinrich Arnolt kannte seine Leute, als er sagte, sie würden mit beiden Händen zugreifen. Sie thaten es nur zu sehr. Die neuen Schuldscheine waren unterschrieben, die alten zerrissen; das Geschenk war für den Helfer in der Noth reichlich ausgefallen und das Geld klingelte in der Tasche. Marten Jahnke war oben auf; den Carsten Ehlers aber überkam eine Ahnung von schlimmen künftigen Tagen, und den Kirchspielsboten anschauend, um dessen Mund ein schlaues Lächeln spielte, sagte er:

„Nichts für ungut, Peter Braak. Er hat uns geholfen und das ist dankenswerth. Ist auch Alles ordentlich und ehrlich dabei zugegangen und doch kann ich den Gedanken nicht los werden, daß Er es nicht gut mit uns meint."

Marten Jahnke hörte mit sichtlichem Erstaunen diese Worte aus dem Munde seines alten Backsmaaten. Peter Braak aber fragte:

„Meint man es schlecht, wenn man Jemandem dazu verhilft, seine Schulden zu bezahlen?"

„Höre Er, Peter Braak. Er hat eigentlich keine Ursache, uns besonders grün zu sein. Schon als Jungens haben wir Ihn oft genarrt und gezerrt, wenn Er uns auf dem Deiche, oder auf dem Kirchhofe zur Ordnung wies, weil wir das Unterste zu oberst kehrten."

Peter Braak betrachtete wie zufällig seinen langen Stock, den er nie aus den Händen ließ, und Carsten Ehlers fuhr fort:

„Er schlug mich einmal mit dem Stock da, und ich gelobte, es heimzuzahlen, sobald ich groß genug dazu sei. Damals lachte Er mich aus; als ich aber meine erste Reise als Vollmatrose machte und mit einer Ladung steifem Grog am Bord aus der Hilkenschenke kam, wo Er vor der Thür lauerte, machte ich mein Wort wahr . . ."

Ein flüchtiges Roth deckte die Stirn des Kirchspielsboten und er sah den Mann fest an, der weiter sprach:

„Hätte es nicht gedacht, daß der Mann, der mich dafür in's Loch brachte, meine Ungebühr vergessen und mir eine helfende Hand reichen würde, ohne welche ich untersinken müßte."

„Das that die Rundjacke!“ sprach Peter Braak gelassen. „Jetzt seid Ihr Beide Bauern und nun nichts weiter davon. Geht nach Hause und laßt es Euch wohl sein.“

Die beiden Männer mit dem geborgten Gelde in der Tasche, das leichter durch die Finger rollte, wie Wassertropfen, entfernten sich, und Peter Braak, seinen Stock fester fassend, sagte ingrimmig vor sich hin:

„Du hast Dein Wort wahr gemacht und ich werde es mit dem meinigen thun. Einmal saßest Du im Hundeloch und strampeltest ungeduldig mit den Beinen, wie ein wähliches Füllen. Zum zweiten Male sollst Du hinein und Gott dafür danken, weil es das einzige Dach ist, worunter Du Dich bergen kannst.“

Die beiden Seeleute langten zu Hause an. Ihre Frauen, die mit spannender Ungeduld auf sie warteten, eilten ihnen entgegen. Sie sahen nur die Rosen und nicht den Abgrund, den sie verhüllten. Als die Luft in den Häusern der beiden Rundjacken in vollster Blüthe stand, schloß Hinrich Smolt die beiden Schuldscheine derselben in sein Wandspinde ein.

Die Zeit, welche der Erndte vorangeht, und die der Marschbauer den ledigen Sommer nennt, war

vorüber. Das Gold der Elbniederung, der schwere Weizen, fiel unter den mächtigen Sensen und ward in die Scheuern gebracht. Der Wind wehte über die Stoppeln und allgemach kam der Herbst in das Land, der die Aepfel roth färbt, aber auch die Nordwestböen und die Springfluthen bringt.

Wenn die feuchten Winde wehen und der Regen vom Himmel niedergießt, werden die Marschen bald ungangbar. Die Fahrwege weichen so sehr auf, daß ein leichtes Fuhrwerk nur mühsam mit vier Pferden von der Stelle zu bringen ist, und der Fußgänger sich allein mit untergeschnallten Stelzen und Springstöcken fortzuhelfen vermag. Dann hören die Verbindungen der Dörfer unter einander auf und selbst zwischen den einzelnen Höfen einer und derselben Gemeinde wird der Verkehr seltner. Es vergehen Tage, bevor man Jemand anders, als diejenigen Personen sieht, die zum unmittelbaren Haushalt gehören. Die einzelnen Herrensitze sind dann zu betrachten wie Inseln in einem stürmischen Meer, das Keiner zu beschiffen wagt.

Still war es in den Häusern; am stillsten in dem Hause, das der ehemalige Steuermann Behrend Heithof inne hatte. Es war erst sechs Uhr und schon brannte das Licht auf dem Tische. Im Ofen glimmte

das Feuer, um die feuchte Luft zu verzehren. Der Hausmann hatte sich auf die Ofenbank hingestreckt und blinzte mit halb offenen Augen die leeren Wände an. Frau Grete saß am Tische, mit einer Näharbeit beschäftigt, und sah ihrem Knaben zu, der in der bilderreichen Hauspostille blätterte und bei dem Anschauen der grotesken Holzschnitte laut auflachte. Das Lächeln, womit sie das Beschauen des Kindes begleitete, verwandelte sich in finsteres Stirnrunzeln, wenn sie den Blick auf ihren Mann richtete, der in seiner Regungslosigkeit verharrte. Endlich vermochte sie nicht länger zu schweigen und rief ihm zu:

„Es ist sechs Uhr vorbei, Mann."

„Meinethalben."

„Ich muß hinaus und das Abendbrod für die Leute herrichten. Gieb so lange auf den Jungen Acht, damit er kein Unglück anrichtet. Es ist Deine erste Arbeit heute und sie wird Dich nicht zu sehr angreifen."

Behrend Heithof fühlte den Spott, der in diesen Worten lag, und fuhr scheltend von der Ofenbank auf; allein Frau Grete war schon draußen. Er ließ seinen Aerger an dem Knaben aus, dem er das Buch vor der Nase zuklappte und ihm ruhig zu sein gebot.

Der Regen schlug gegen die Fenster und der

Sturm pfiff um das Dach, als wollte er es mit einem Stoß in sich zusammen werfen. Behrend Heithof blickte durch die Scheiben, und was er draußen gewahrte, sah nicht sonderlich darnach aus, seine üble Laune zu vertreiben. Die Möglichkeit, mit irgend einem Nachbar zu verkehren und die drückende Langeweile zu verscheuchen, schwand mehr und mehr.

Frau Grete war zurückgekehrt. Sie fand den Knaben eingeschlafen und brachte ihn zu Bette. Dann trat sie zu ihrem Manne an das Fenster und sagte tief bekümmert:

„Behrend, was soll daraus werden? Weißt Du denn gar nichts mit Dir anzufangen?"

„Willst Du etwa Brausebart mit mir spielen?" fragte er kurzab.

„Das ist Etwas für den Sonntag. In der Woche giebt es Arbeit genug. Mein Vater wußte während der Herbst- und Winterabende nichts von Langeweile, wenn er auch nicht in die Landesherberge gehen konnte.

„Ich gehe nicht mehr in die Landesherberge!" sagte er in dem einmal angenommenen Tone.

„Dort verkehren die Hausmänner, zu denen Du gehörst und aus denen Du Dir nichts machst, die es Dir aber auch redlich zurückzahlen. Mit jedem

angesehenen Manne im Kirchspiele stehst Du blank. Es ist nichts als Hader und Zwiespalt."

„Sie sind mir auffässig, weil ich nicht ihresgleichen bin!" warf er rasch hin, und sie entgegnete:

„Nicht darum, sondern weil Du nicht ihresgleichen werden wolltest, obgleich Du den besten Hof hast und unter Allen der Vornehmste sein könntest. Warum grifffst Du nach Pflug und Egge, wenn Du nicht wie ein Mann vom Pfluge und von der Egge leben willst?"

„Dachte es mir leichter und that es aus Liebe zu Dir!" sagte er gelassener. „Wäre es nicht geschehen, hätte ich jetzt ein Schiff unter meinen Füßen . . . Aber das ist hin und ich darf nicht daran denken."

„Du denkst nur zu viel daran und das ist unser Unglück!" sagte Grete. „Ich spreche nicht gern von unserer Wirthschaft, denn es sieht aus, als wollte ich Dich daran mahnen, daß Alles von mir kommt. Aber das verkehrte Wesen nimmt überhand und ich muß mit Dir sprechen."

„Das ist mein Schicksal, ich weiß es," sagte Behrend Heithof. „Mit jedem Bissen Brod muß ich es hinunterschlucken.

Frau Grete ſchüttelte mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Es geht mit uns zurück, Mann. Seitdem der Vater todt iſt, der mit Rath und That bei der Hand war, iſt es im Abnehmen bei uns. Der Bomannshof iſt mit einer Hypothekenſchuld belaſtet. Ich danke nur Gott, daß der Vater es nicht erlebte. Für ihn wäre das ein unauslöſchlicher Schandfleck geweſen.“

„Ich bin nicht ſo ängſtlich!“ lachte er.

„Nein, das biſt Du nicht, denn Du gehſt ſogar mit dem Gedanken um, der erſten Schuld noch eine zweite anzuhängen. Wohin ſoll das führen? Das Geld, was die Erndte bringt, müſſen wir zur Zinszahlung aufwenden, ſtatt den Hof zu vergrößern.“

„Das iſt eben eine Schickung!“ bemerkte er achſelzuckend.

„Nein!“ entgegnete ſie energiſch. „Es iſt Unverſtand und Arbeitsſcheu. Du wirſt den Hof zerſplittern und verwahrloſen. Wir werden zum Spott vor dem ganzen Kirchſpiel, und wenn unſer Junge groß geworden iſt, kann er als Knecht dienen oder tagelöhnern.“

„Werde einen Seemann aus ihm machen!“ ſagte Behrend Heithof. „Er geht dann dem Pflugſterz und dem Dreſchflegel aus dem Wege und kann es in der Welt zu Etwas bringen.“

„Das wolltest Du? Und hast es doch meinem Vater mit einem Handschlage gelobt, den Jungen zu einem rechten Bauersmann zu erziehen und den Hof unverkürzt auf ihn zu vererben."

„Man verspricht nur, weil man an die Möglichkeit glaubt, es halten zu können!" sagte er. Wenn es dann nicht geht . . . Ergieb Dich darein, Grete. Er wird es nicht bereuen, wenn er groß ist, daß ich ihm befohlen habe, die blaue Jacke anzuziehen."

„Behrend Heithof!" sagte sie gereizt. „Ist denn gar keine Wahrheit mehr in Dir? Alles, was Du meinem Vater vor unserer Ehe und nach derselben gelobtest, trittst Du mit Füßen. Ist Dir kein Eid heilig? Vielleicht spottest Du im innern Herzen auch schon über Dein Gelöbniß am Altar und denkst die Ehe zu brechen, oder davon zu laufen und in die weite Welt zu gehn."

„Wenn ich es noch könnte!" murmelte er vor sich hin.

„Du machst mich unglücklich, Mann. Mich und unser Kind und Dich selbst, wenn ich Dich gewähren lasse. Du kommst dahin, wohin mein Bruder, der Bernhard Bomann, bereits kam. Darum werde ich Dich nicht gewähren lassen."

„Was sprichst Du da? Willst Du Dich gegen mich auflehnen? Der Mann ist Herr."

„Ich kenne meine Pflicht und habe sie redlich erfüllt; denn ich hatte Dich lieb und mein ganzes Herz hing Dir an. Aber Du verstehst es gut, alle Gefühle zu tödten und den gelassensten Menschen aufzubringen. Ich kenne meine Rechte und werde mich wehren, so gut ich kann. Morgen am Tage gehe ich zu unserm guten Pastor Kieff und mit ihm will ich berathen, was ich thun soll, um Deinen Eigenmächtigkeiten ein Ziel zu setzen."

Behrend Heithof lachte laut auf: „Du willst wohl durch die Luft fliegen, da die Wege grundlos sind?"

„Die Grete Bomann war ihrer Zeit eine ächte Marschdirne und sie wird den Steig nach dem Pastorenhofe schon finden; darauf kannst Du Dich verlassen."

„Ich werde es hindern! Soll die ganze Gemeinde es wissen, daß es mit uns Beiden nicht so glatt fortgeht, als es anfing? Das kümmert uns allein und braucht nicht an die große Glocke gehangen zu werden. Wer seine Nase abschneidet, schändet sein Angesicht. Du bleibst hier und hältst den Mund. Das ist in allem Guten gesagt. Wenn Du klug bist, läßt Du es dabei bewenden. Lehnst Du Dich aber gegen mich

auf, werde ich Dir zeigen, daß ich der Mann bin. Und wenn sich der Teufel und seine Großmutter darein legen, sollst Du doch nach meiner Pfeife tanzen."

Die Frau fuhr erschreckt zurück. So hatte sie den Mann noch nicht reden hören. Alles Bittere und Widerwärtige, was sich seit Jahren in ihm sammelte, brach mit einem Male wie ein Lavastrom hervor und verschlang jedes bessere Gefühl. Seine Augen glühten und die Stirnader schwoll mächtig an.

Grete Bomann war eine starke, resolute Frau, die nicht leicht außer Fassung zu bringen war. Aber sie war auch eine Tochter der Marsch und hinter derselben wohnt eine Fülle von Aberglauben. Das ist ein Aengstigen und Fürchten vor Allem, was mit den Händen nicht zu greifen und mit den Augen nicht zu schauen ist. Das Unsichtbare und Unfaßbare, das sich nur in Töne kund giebt, die sich an den Deichen und den hohen Wurthen, die ihre Häuser tragen, brechen, sind ihre Dämonen. Das Heulen des Sturmes, das Brausen der Wellen, sind ihnen die wesenlosen Verkünder des Unheils, das um so gewaltiger faßt, als es ohne Warnungsruf plötzlich an sie herantritt und mit erkaltender Hand in das volle frische Leben eingreift.

Die Heftigkeit des Gespräches störte den Knaben

in der anstoßenden Kammer aus dem Schlafe auf. Er rief erschreckt nach der Mutter. Als sie ihm nicht antwortete, kroch er aus dem Bette und näherte sich der Thür. Die Furcht vor dem scheltenden Vater hielt ihn ab, sie zu öffnen. Die Lampe, welche die Mutter bei ihm zurückgelassen hatte, warf nur einen matten Schimmer von sich, aber doch hell genug, die Gegenstände umher zu erkennen.

Auf dem breiten Sims über der Kammerthür hatte eine buntbemalte Truhe ihren Platz, welche die Neugier des Knaben schon oft anregte. Vater Bomann hatte sie vor Jahren aus Stade vom Jahrmarkt mitgebracht und sie seiner Tochter, der Grete, geschenkt. Diese bewahrte darin mancherlei Erinnerungszeichen von ihrer Kindheit an bis zu ihrem Frauenstande. Sie liebte es, in einer stillen Stunde diese Zeugen früherer Tage zu betrachten und die Geschichte derselben in ihr Gedächtniß zurück zu rufen. Das war auch heute geschehen und mitten in dieser Beschäftigung ward sie unerwartet abberufen, denn die Truhe befand sich noch auf dem Tische und der Deckel war zurück geschlagen.

Der Knabe hatte dies nicht sobald bemerkt, als er auch auf den Stuhl kletterte und in den Schätzen, die ihm bisher verborgen waren, zu wühlen begann. Da fand er ein sogenanntes Namentuch, wie es junge

Mädchen aus den Nähschulen heim bringen, mit bunten, verschlungenen Buchstaben und sonstigen künstlichen Schnörkeln. Ein gedruckter Weihnachtswunsch mit einem Jesuskinde in grellen Farben; Blumen von Rauschegold und Silberzindel vom Kirchweihfeste her. Mitten unter diesen halbverblichenen Herrlichkeiten lag der Brautkranz und um denselben herum die silbernen Schaumünzen, welche sie an ihrem Hochzeitstage empfing. Außer sich vor Vergnügen griff der Knabe immer tiefer in den Schacht und brachte ein Papier zum Vorschein, das sorgsam zusammen gefaltet war. Zweifelnd sah er es an. Er schüttelte es, aber es klang nicht, wie die silbernen Münzen in seiner Hand. Die Neugier ließ sich nicht bezwingen. Rasch riß er die Hülle ab und ein langer Trauerflor rollte auseinander. Vor Schreck und Ueberraschung aufschreiend sprang er von dem Stuhl und eilte nach der nur angelehnten Thür.

In der Wohnstube war es still. Der Knabe trat ein und erblickte den Vater, wie er mit den Fingern gegen die Scheiben trommelte. Die Mutter saß mit aufgestützten Armen am Tisch. Sie hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte. Furchtsam schlich er näher und schmiegte sich an sie. Frau Grete hob langsam den Kopf in die Höhe und legte unwillkührlich ihren Arm um den Knaben, indem sie ausrief:

„Junge, wo kommſt Du her?“

„Ich konnte nicht ſchlafen, Mutter,“ antwortete er weinerlich.“ Da kroch ich aus dem Bette und ſah auf dem Tiſche die bunte Truhe ſtehen mit den goldenen Blumen und den ſilbernen Thalern und da . . .“

Der Knabe ſtockte. Aber in der Hand hielt er den Trauerflor. Die Mutter erkannte ihn alsbald und ſchrie laut auf:

„Jeſus!“

Behrend Heithof wandte ſich bei dieſem Angſtſchrei um. Er ſah ſeine Frau mit bebenden Knieen aufrecht ſtehend, den Trauerflor in der Hand.

„Was iſt das?“ rief er und konnte einen Schauer nicht unterdrücken.

„Das iſt der Trauerflor, den der Hinrich Smolt an unſerm Hochzeitstage in die Brautſchüſſel warf!“ ſagte Grete und ihre Zähne ſchlugen im Fieberfroſt aneinander.

„Wie kommt das hierher?“ fragte Behrend Heithof aufgebracht und entrieß ihr die verhängnißvolle Hochzeitsgabe.

Frau Grete deutete mit der Hand auf den Knaben. Dieſer ſagte weinend, wo er es gefunden.

Der Vater ſah verdrießlich darein. Aber der

Zorn von vorhin war verrauscht. Der Anblick des Knaben, der mit einer Mischung von Furcht und Zärtlichkeit zu ihm aufsah, stimmte ihn sanfter und, ihn zu sich emporhebend, sagte er:

„Das ist kein Spielzeug für Dich, Kind. Mache nicht ein so weinerliches Gesicht, Junge. Du bist aus reinem Seemannsblut und mußt nicht gleich zu schreien anfangen, wenn Dir eine Hagelbö um die Ohren saust."

Er trug ihn in die Kammer, legte ihn in sein Bette und löschte die Lampe aus; dann ging er in die Stube zurück, zog seine Frau an sich und sagte:

„Mit dem Sturme draußen hat sich auch der Sturm im Hause aufbegeben. Es ist nun ruhiger am Firmament und es soll auch hier stiller werden. Trockene die Thränen ab und lasse mich das Trauerzeichen verwahren. Ich will es weit wegbringen. Es taugt nicht, daß es mit uns unter einem Dache ruht. Vielleicht ist nur darum Hader und Zwietracht zwischen uns ausgebrochen, weil Du es nicht schon längst gethan hast. Lege Dich nieder, Grete; mit dem neuen Tage kommt uns der neue Muth."

Frau Grete folgte der Mahnung und ging schweigend in die Kammer. Behrend Heithof blieb noch längere Zeit am Fenster stehen und sah den fliehenden Wolken nach. Er hatte den Trauerflor fest um

die Hand gewickelt, ohne daß er zu sagen wußte, wie und warum es geschehen war.

Der Herbst mit seinen Stürmen und Unwettern zog allmählich vorüber. Das Christfest näherte sich und überall auf beiden Seiten der Elbe gab es schwimmende Weihnachten. Erst mit dem neuen Jahre kamen die Ostwinde und mit ihnen die blinkenden Eisschollen in den Strom und die blinkenden Sterne am Firmament. Die bisher grundlosen Wege wurden steinhart und der Schnee, welcher in dichten Flocken herabfiel, füllte alle Unebenheiten aus. Der Verkehr stellte sich her von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von den Dörfern zu der Stadt. Auf den Tennen erscholl das Juchhei der lustigen Dreſcher; auf den Landwegen klang das helle Schellengeläute, wenn die riesigen grün und roth gefärbten Familienschlitten, blitzend von vergoldeten Schnörkeleien und mit den stärksten Pferden bespannt, aneinander vorbeiklingelten.

Hinrich Smolt saß in seinem Sorgenstuhl und blickte auf den Kirchspielsboten, der kerzengerade, den unvermeidlichen Stock in der Hand, an der Thür stand. Er hatte alle seine Neuigkeiten ausgekramt und war nur des Winkes gewärtig, den er von dem Vollbauer, bei dem er in besonderer Gnade stand, empfangen würde.

„Die beiden Rundjacken sind also den ganzen Winter nicht heim gekommen?“

„Nein, Herr Smolt. Der Carsten Ehlers und der Marten Jahnke sind erst kurz vor Weihnachten an die Stadt gekommen.“

Die Marschbauern nennen die kleinen Städte immer bei ihrem Namen; aber wenn sie von der Stadt sprechen, meinen sie ganz besonders Hamburg. Der plötzlich und scharf einfallende Frost hatte es den Männern unmöglich gemacht, nach dem Heimathsdorfe zu fahren.

„Liegen also den ganzen Winter in Schlafstelle, Peter Braak. Das kostet Geld und von dem Verdienste des Sommers wird nicht viel zum Aufbessern der Wirthschaft zurück bleiben.“

„Und hier ist auch Alles gegangen, wie der Krebs auf dem Sande geht! Die Weiber können nicht dagegen ankämpfen. Beide sind geliefert. Die Männer werden ihr blaues Wunder erleben, wenn sie heim kommen!“ sagte der Kirchspielsbote.

„Sie werden den Teufel tanzen sehen, ohne daß sie mit Doppeltmarkstücken nach ihm zu werfen brauchen!“ sagte Hinrich Smolt, sich die Hände reibend.

„Soll ich kündigen?“ fragte Peter Braak.

„Freilich!“ antwortete der Bauer. „Ich kann nicht verlangen, daß Herr Rotermund in Freiburg sein schönes Geld, welches er gutwillig und zu einem mäßigen Zins hergeliehen hat, verlieren soll. Jeder empfing zweihundert Thaler. Wenn sie nicht die vier Hundert zahlen, müssen sie springen. Sie können es nicht und es wird einen lustigen Tanz geben. Gehe Er Seiner Wege, Peter Braak und richte Er Alles ein, wie ich es gern habe. Meinen Advocaten weiß Er zu finden und was sonst gebraucht wird, ist Ihm stets zur Hand. Gehe Er jetzt und wenn Er etwas Gutes weiß, komme Er ungesäumt zu mir.“

Peter Braak entfernte sich und ließ den Vollbauer mit seinen finstern Plänen und Entwürfen allein.

Der Vollbauer blieb sich mit seinen finstern Gedanken und Plänen nicht lange selbst überlassen. Er war so sehr mit denselben beschäftigt, daß er fast erschrak, als die Thür aufgeklinkt und er mit einem guten Abend begrüßt ward.

„Wer ist es?“ fuhr er auf und sah einen Mann vor sich stehen, den er auf den ersten Blick nicht recht erkennen konnte.

„Ich bin es, Nachbar Hinrich Smolt,“ war die Antwort. „Ich, Behrend Heithof . .“

„Eine Rundjacke!“ schrie der Bauer auf. „Und

eine von Denen, die ihre Freude daran hatten, mich mit dem Teufel zusammen zu koppeln. Was will Er von mir?"

„Mit Ihm sprechen und mich mit Ihm aussöhnen, wenn das möglich ist."

Der Bauer sah ihn mit starren, ausdruckslosen Augen an; das Gesicht blieb eisigkalt. Behrend Heithof mußte sich sehr zusammennehmen, als Jener sprach:

„Von Ihm will ich nichts wissen. Wir haben nichts miteinander zu theilen."

„Eine Botschaft habe ich auszurichten," sagte der ehemalige Steuermann. „Ich soll Ihm Etwas bringen und Ihn bitten, es zurück zu nehmen."

Der Bauer verzog keine Miene. Jener fuhr mit beklommenem Herzen fort:

„Meine Frau schickt mich zu Ihm. Die Grete Bomann ist unglücklich."

„Hat es so haben wollen."

„Von der Stunde ab, da wir am Brauttische saßen, bis zur gegenwärtigen quält sie ein schrecklicher Gedanke, der sie nie verläßt. Was sie sinnen und denken mag, stets sieht sie den Trauerflor, den Er in die blitzende Brautschüssel warf. Das gräßliche Geschenk ist das Unglück meines Hauses. Nehme Er es mir ab, Herr, zum Zeichen, daß Seine Rache befrie-

digt ist, und lasse Er diesen Schritt den ersten zur Versöhnung zwischen uns sein."

Der Bauer verharrte im finstern Schweigen. Behrend Heithof hielt den zerfetzten Trauerflor in der Hand und sagte:

„Lasse Er mich nicht weggehen, ohne daß Er meine Bitte erfüllte. Es liegt Vieles auf mir, das mich niederbeugt, und ich sehne mich nach Erleichterung."

„Er ist nahe daran, umzuwerfen, Steuermann. Ja, das Fahren in den Marschen ist schwer."

„Hätte es niemals versuchen sollen. Mein Ruin ist vor der Thür."

„Darum pocht Er an die meinige und begehrt, sich mit mir zu versöhnen. Der neu gewonnene Freund mag dann den Beutel aufthun und Ihn vom Untergange retten."

„Nein, Herr. Ich verlange Nichts von Ihm. Und wenn Er es freiwillig böte, würde ich es nicht annehmen. Ich will nur den Herzensfrieden für mein Haus haben und darum rufe ich Alles, was von menschlicher Regung in Ihm lebt, für mich auf."

„Ich fühle keine menschliche Regung, wie Er es nennt!" sagte Hinrich Smolt, finster blickend. „Er und Seinesgleichen haben sie im Keime erstickt. Er hat mich dem Teufel zum Spielwerk hingeworfen und

ich bin ein Teufel geworden. Was wundert Er sich?"

„Er nimmt das Zeichen der Rache nicht zurück?" sagte Behrend Heithof. „So thue ich es dann aus eigner Kraft von mir. Ich zerreiße den unseligen Fetzen und werfe ihn in den Staub. Ich trete ihn unter die Füße und es muß zum Frieden kommen, denn wir sind Christenmenschen und ein solches Rachewerk ist heidnisch."

Der Bauer sah das Vorhaben des Steuermanns und sagte mit Hohn:

„Und mit dem einen Riß, mit dem einen Fußtritt denkt Er zu vernichten, was ich einmal aufrichtete? Gehe Er nach Hause und öffne Er das Spinde, wo Er Seine Hochzeitsgaben aufbewahrt, der Trauerflor hängt darüber. Sehe Er Seiner Frau in das Gesicht und Er wird finden, daß es damit bedeckt ist. Meint Er, meine Rache bestehe in dem Fetzen, der zu Seinen Füßen liegt? Meine Rache ist ein Baum, der in Euern Herzen wurzelt. Wenn Er die Wurzel ausreißt, gehen die Herzen mit. Fort! Fort! Ich will Ihn nicht länger sehen."

Behrend Heithof stand sprach- und rathlos da. Gegen dies Uebermaß des Hasses vermochte er nicht anzukämpfen.

In diesem Augenblicke kehrte der Kirchspielsbote Peter Braak zurück, ein Zeitungsblatt in der Hand. Er hatte es so eilig, daß er ohne Stock erschien und den Hut auf dem Kopf behielt:

„Herr! Herr!“

„Was giebt es da?“ fuhr der Bauer auf. „Warum erscheint Er mit diesem Ungestüm? Hat Er die ruinirten Rundjacken eingefangen?“

„Meint Er den Carsten Ehlers und seinen Schwager, Herr? Die sind ja nicht hier. Ich bringe eine Zeitung, Herr. Den Hamburger Correspondenten bringe ich, der eben aus Stade angekommen ist.“

„Was schiert mich die Zeitung!?“

„Es steht eine Geschichte darin,“ antwortete der Kirchspielsbote, noch ganz aufgeregt. „Eine lange Geschichte, die Ihn angeht, Herr. Da ist ein Schiff, „Emma“ geheißen, das wird von dem Capitain Hein Bloom commandirt. Und auf der letzten Reise von der Mittellandssee her ist das Volk am Bord aufsässig geworden und sie haben ihn erschlagen und dicht an der englischen Küste über Bord geworfen.“

Mit der größten Spannung lauschte der Bauer diesen Worten. Als aber der Name Hein Bloom an sein Ohr schlug und die Worte folgten: „Sie haben ihn todt geschlagen!“ schrie er laut auf. Er riß dem

Kirchspielsboten die Zeitung aus der Hand und hielt sie dicht vor die Augen. Allein die Aufregung war zu groß; die Buchstaben tanzten und, das Blatt zurückgebend, sagte er:

„Lese Er weiter, Peter Braak. Sie haben ihn also gewiß und wahrhaftig erschlagen?"

„Ja, Herr. Aber der Schiffsjunge hat die Nothflagge aus den Kajütsfenstern wehen lassen. Die Fischer, die nicht weit vom Schiffe waren, haben es gesehen und sind an Bord gekommen. So wurde es verrathen. Und der Hauptmörder heißt Niklas Niklassen."

Dem Bauer summte es vor den Ohren bei diesem Namen. Peter Braak fuhr fort zu sprechen:

„Dieser Kerl war ein Haifisch, ein sogenannter Seelenverkäufer. Das junge Volk hatte es ihm geschworen und so kam es, daß sie ihn einstmals in der Trunkenheit an Bord der „Emma" schleppten und er nun selbst tragen mußte, was er oft den Andern aufhalsete. Er wird mit den Uebrigen geköpft, Herr."

„Es ist heute mein Geburtstag!" sagte der Bauer vor sich hin. „Ich dachte nicht daran bis zu diesem Augenblick und noch weniger, daß mir eine solche Verehrung zu Theil werden würde."

Das Gesicht des Bauern war in diesem Augen-

blicke so geisterbleich, daß sich Behrend Heithof vor demselben entsetzte. Er trat ihm zögernd näher und fragte:

„Soll dies Gottesgericht nicht unsern Streit beenden?“

Der Bauer sprang von dem Stuhl auf und sah den Fragenden mit blitzenden Augen an:

„Er hat voran gemußt; nun kommt die Reihe an Euch.“

Vor diesen niederschmetternden Worten sank dem Behrend Heithof der Muth. Ohne eine Silbe zu entgegnen, entfernte er sich.

Der neue Frühling kam in's Land. Aber bevor er kam, richteten Spätherbst und Winter noch ein großes Unheil an. Die Dünste, die aus dem fetten Boden aufsteigen und das trübe, halblaue Wasser, womit der Durstende seine Lippen kühlt, wirken ungünstig auf den Fremden, der in diese Gegenden kommt und dann dem sogenannten Marschfieber erliegt. Aber in diesem Jahre trat es mit solcher Heftigkeit auf, daß nicht nur die Fremden, sondern auch die Einheimischen niedergeworfen wurden. Die Krankheit nahm einen bösartigen Charakter an und Jan Timmermann, der Hochzeitbitter, der zugleich Leichendiener war, befand sich stets mit irgend einer Trauerbotschaft unterweges. Der

Doctor der Gemeinde und der Herr Hofmedicus aus Stade gaben ſich alle erdenkliche Mühe, um dem vernichtenden Strome einen Damm entgegen zu ſetzen, aber vergebens. Erſt nach langen Kämpfen wurde es möglich, die Krankheit zu brechen.

Trauer war überall. Trauer auf den Gehöften der Herrenleute; Trauer in den Häuſern der Käthner und der kleinen Gewerker. Am ſchwerſten traf es die beiden Seefahrer, die nicht daheim waren und von dem großen Unglück, das über ſie herein brach, keine Ahnung hatten. Carſten Ehlers und Marten Jahnke vollbrachten den tödtlich-langen Winter in Hamburg, den geringen Verdienſt des verfloſſenen Sommers verzehrend und die Stunde herbeiſehnend, welche das Waſſer frei mache. Und als nun dieſe Stunde kam, als ſie mit klopfendem Herzen in das heimiſche Dorf traten, fanden ſie ihre Weiber auf dem Kirchhofe. Ihre Häuſer waren verſchloſſen und an den Meiſtbietenden verkauft, weil die darauf laſtenden Schulden nicht rechtzeitig getilgt werden konnten. Beide brachen in Verzweiflung aus, am lauteſten der Carſten Ehlers, der eine kleine Tochter hatte, woran er mit der größten Liebe hing und deren Namen er mit bebenden Lippen rief.

„Faſſe Dich, alter Maat," ſagte Marten Jahnke, für eine Minute ſein eigenes Unglück vergeſſend und

die Hand des Freundes drückend. „Deine Trina ist nicht hier; Du siehst es."

„Hat das Fieber sie auch umgebracht? fragte er laut aufkreischend.

„Nein, Bruder!" sagte Behrend Heithof, der aus dem Kreise, der die beiden Seeleute umschloß, mit einem kleinen Mädchen an der Hand hervortrat. „Dein Kind lebt und ist bei mir auf Bomannshof wohl geborgen. Dein Eigenthum habe ich Dir nicht retten können. Die Klaue des Teufels, der hier im Orte hauset, hat es erfaßt und ihr entreißt man Nichts. Aber für Dein Kind ist noch Raum bei uns und wenn Du es mir und meinem Weibe anvertrauen willst . . ."

„Beschütze und behüte sie, wie Du kannst. Lasse sie christlich aufwachsen und empfange tausendmal Gotteslohn für das Gute, was Du mir und der armen Dirne thun willst. Was sollen wir Beiden hier anfangen, Marten Jahnke, Bettler, wie wir sind? Unser Weg führt in die weite Welt. Als wir in jugendlichem Uebermuth in der Hilkenschenke saßen und den Teufel lockten, fiel uns nicht ein, daß er uns bei der Gurgel packen und uns schütteln würde, bis uns der Athem ausginge. Es ist ein Ende mit Schrecken."

„Sage nur," sprach Marten Jahnke düster. „Es ist ein Schrecken ohne Ende. Wer weiß, wie lange

man noch einen Fuß vor den andern hinsetzen muß, bevor das Ende kommt."

Der Abschied des Vaters von dem Kinde, das den Schmerz noch nicht zu fassen vermochte, war herzzerreißend. Die Stunde der Abfahrt war trübe. Der Himmel hing voll Nebel und Regentropfen. Er paßte zu der Stimmung der beiden Auswanderer, welche ohne Ziel und Hoffnung ihre Heimath verließen.

Alles dieses war geschehen, bevor der Frühling in das Land kam. Allein nun war er da und breitete seine Herrlichkeiten über alle Lande aus. Weithin leuchtete er über die sonnigen Aecker bis zu den fernsten Moorgründen und jenseits derselben auf den Karven der Geest. Er spiegelte sich ab in den klaren Wellen des Stromes, der frei seine Bahnen zog. Er pflanzte seine Banner auf den gegenüber liegenden Küsten auf und winkte mit denselben von hüben nach drüben.

Seit der schweren Abschiedsstunde, welche die kleine Trina von ihrem Vater trennte, betrachtete Behrend Heithof seinen Sohn, der auch seinen Vornamen trug, mit einem andern Auge. Er schloß sich voll Liebe an den offnen, muntern Jungen an und wie es Kinder bald fühlen, wenn die uneigennützige Liebe ihnen mit offnem Herzen ohne Rückhalt entgegen tritt, schlang

Klein-Behrend ſeinen Arm feſt und zärtlich um den Nacken des Vaters und klammerte ſich an ihn an, als wollte er ihn nimmer laſſen. Und ſchnell und innig, wie das Verhältniß zwiſchen den Beiden entſtand, wuchs es voll und üppig empor, um zu einer Fülle zu erſtarken, die nur mit dem Tode ſchwinden ſollte.

Es war noch ein anderes Band, welches Vater und Sohn aneinander ſſelte. Wenn das Tagewerk gethan war und Behrend Heithof die Laſt, die er unwillig trug, von ſich ſchüttelte, ſetzte er ſich auf ſeinen Platz am Ofen, nahm den Knaben auf den Schooß und das Spiel zwiſchen den Beiden begann. Der Junge ritt auf des Vaters Knieen, aber nicht auf das Feld, um nach den Knechten zu ſehen, welche zum Pflügen ausgeſandt wurden, oder nach Freiburg, um den Weizen zu verkaufen, der auf vierſpännigen Wagen hinter ihm drein fuhr, ſondern ſie ſteuerten mitſammen aus dem Hafen in die Südelbe hinein. Und von dieſer aus ging es ſtromabwärts, vorbei an Cuxhaven und die rothe Tonne, in die Nordſee hinein. Wenn ſie dann grollte und tobte die wilde See, wenn die Segel an den Maſten klatſchten, wenn die Stürme ſauſeten und das Takelwerk ſchrillte und knarrte, trank der Knabe die Worte von des Vaters Lippen. Seine Wangen glühten, ſeine Augen leuchte-

ten und, in die Hände ſchlagend, rief er aus: „Dabei will ich auch ſein.“

„Das ſollſt Du auch, mein Junge!“ ſagte der Vater. „Habe nur Geduld; Deine Stunde wird kommen.“

Aber kaum hatte Frau Grete eine Ahnung von Dem, was ſich zwiſchen Sohn und Vater entſpann, als ſie mit aller Entſchiedenheit dagegen auftrat. Sie ſah ihren Mann ernſt an und ſagte mit einem Tone, der den Ausdruck der Feierlichkeit annahm:

„Ich weiß, Behrend Heithof, was in Deinem Innern vorgeht, und was Du zu thun entſchloſſen biſt. Ja, Du biſt ſchon entſchloſſen, wenn Du auch nicht den Muth haſt, es mir zu geſtehen. Ich beſchwöre Dich bei Allem, was Dir jemals auf Erden heilig geweſen iſt, daß Du es unterläßt, was Du zu thun Willens biſt. Der Junge ſoll auf dem Lande bleiben. Gott wird geben, daß wir uns Beide aufraffen, und daß wir ihm ſein Erbe erhalten, wenn auch nicht in dem Umfange, wie es uns von dem Vater übergeben iſt, aber immer noch groß genug, daß ihm ſein Platz unter den Herrenleuten des Kirchſpiels bleibt. Ein ächtes Erbe, auf welchem der Segen ruht, geht von dem Vater auf den Sohn und von Dem auf Kind- und Kindeskind über. Es war ſchon

ein Todesstoß für meinen Vater, daß mein Bruder aus der Art schlug und den Hof von sich wies. Aber dem Enkel soll er erhalten bleiben. Daran setze ich Alles und wer mir darin entgegen tritt, dessen Feind bin ich, und wäre es mein eigner Mann."

Wenn Frau Grete so sprach, hatte Behrend Heithof nicht den Muth, ihr offen und entschieden gegenüber zu treten. Aber im innersten Herzen bestärkte er sich in seinem Vorsatze und schuf in seinen Träumen dem Sohne eine feste Zukunft auf schwankenden Wegen.

Es war ein heiterer Morgen, als der Vater mit dem Sohne den Elbdeich bestieg. Die Sonne schien hell und ihr Glanz strahlte aus den leichtgekräuselten Wellen wieder. Die Schiffe zogen mit südlichem Winde der Mündung des Stromes zu. Die hochgethürmten Segel leuchteten hell und gewährten einen majestätischen Anblick.

Klein-Behrend war über die Maßen froh. Er klatschte in die Hände und rief:

„Ach, wenn ich mit könnte, Vater! Kann ich denn nicht mit? Es ist gar zu herrlich."

„Du bist noch zu klein, Junge."

„Ach nicht doch! Der Frau Kreuzsegger ihr Jan ist kein Fingerbreit höher als ich und ist schon vorigen

Herbst als Kajütenwächter mitgenommen worden. Du kennst alle Capitaine in Hamburg und in der ganzen Welt. Es ist gewiß Einer darunter, der Dir den Gefallen thut."

„Deine Mutter will es nicht haben."

„Nein! Die Mutter will es nicht," wiederholte der Sohn traurig. „Aber sie wird es nun und nimmer wollen. Ich aber muß. Wenn ich nicht hinauskomme, werde ich krank. Du bist auch krank, Vater. Die Leute im Dorfe sagen es, und der alte Steuermann Oelkers setzt jedes Mal hinzu, das käme daher, weil die Seejungfer es Dir angethan hätte und Du nun hinter dem Deiche aus Gram stürbest."

„Ja, Junge! Es ist wahr!" entgegnete der Vater mit dem Ausdrucke bitterer Empfindung. Ich bin dem blauen Wasser untreu geworden um der Liebe willen, die ich zu Deiner Mutter hatte, und nun schwebt es mir immer und immer vor Augen, ohne daß ich es erreichen kann."

„Ich werde gewiß krank, wenn ich hier bleiben muß!" rief Klein-Behrend lebhaft. „Wenn ich längs dem Deiche gehe, ist es mir immer, als müsse er mir auf den Kopf fallen. Erst wenn ich oben auf dem Kamm stehe, kann ich wieder ordentlich Luft holen. Mir ist dann gerade, als wenn ich auf dem Schiffer

Voigt seinem Verdeck stehe. Ich bin gern bei dem Schiffer am Bord, Vater! Er läßt mich hantieren, wie ich will, und erzählt mir dabei allerlei lustige Geschichten."

„Ein flügger junger Vogel, der auf dem Rande des Nestes sitzt und die Flügel zu regen beginnt. Sie sollen ihn nicht in einen Käfig stecken und darin verkommen lassen."

Behrend Heithof sprach diese Worte vor sich hin. Der muntere Knabe hatte indessen eines der auf der Nordelbe hin und her segelnden Fahrzeuge besonders in's Auge gefaßt und sprach zum Vater:

„Sieh' nur den großen Dreimaster. Er hat auf jedem Maste fünf Segel übereinander. Wer auf dem obersten sitzt, muß weit sehen können. Sieht er schon bis nach der See zu, Vater?"

„Ich weiß nicht, Junge. Wenn Du einmal am Bord eines solchen Schiffes bist, kannst Du es ja versuchen."

„Das will ich schon. Mache nur, daß es recht bald geschieht."

„Was sein soll, schickt sich wohl, Junge. Laufe nur voran nach Hause und sage der Mutter, daß sie das Mittagbrod bereit hält. Ich komme Dir gleich nach."

Behrend Heithof sah dem rasch davon eilenden Knaben nach und sagte:

„Breche ich den frisch sprudelnden Jugendmuth, begehe ich eine Sünde. Lasse ich ihn fröhlich austoben, verwunde ich das Herz der Mutter und das ist nicht minder eine Sünde. Ich glaube, ich soll auf dieser Erde keinen freien Athemzug mehr thun."

Er ging langsam weiter. Die verschiedenartigsten Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und machten ihn fieberhaft erglühen. Endlich vereinigten sich die widerstrebenden Begriffe und er sagte:

„Ja, die Mutter wird sich grämen. Aber nur im Anfange. Wenn sie nachher sieht, daß es ihrem Sohne gut geht und dieser bei dem herrlichen Seewerke prächtig gedeiht, wird sie sich bald darein finden und von ihrem Vorurtheil zurückkommen. Wenn ich aber dem Jungen schroff entgegen trete und ihm die Flügel stutze, ist er für immer gelähmt und findet den einmal verlorenen fröhlichen Muth nicht wieder. Ich habe das an mir erfahren. Verzeihe es mir Gott, wenn ich Unrecht thue an der Frau, die mir so manches Opfer brachte. Ich kann nicht anders."

Fest entschlossen und überall mit sich einig, kehrte er nach Hause zurück, wo ihm der Sohn am Heckthor bereits lustig entgegen sprang.

Jahr und Tag flog dahin.

Auf dem Bomannshofe ging Alles den gewohnten schleppenden Gang. Frau Grete wirthschaftete tüchtig im Hause umher und suchte durch doppelte Arbeit die trübe Stimmung zu verscheuchen. Klein-Behrend hatte die Schule verlassen und war zeitig eingesegnet, um bald Hand an's Werk zu legen. Jung-Heithof, wie er jetzt hieß, mußte mit hinaus auf das Feld.

Es war Mittag geworden und die Leute fanden sich allmählich auf der Vorderdiele zusammen, wo sie ihre Mahlzeit zu halten pflegten. Frau Grete sah kopfschüttelnd zum Fenster hinaus. Sie begriff nicht, wo der Mann mit dem Sohne blieb. Gleich nach dem Frühbrod hatte er den Hof verlassen und von da ab hatte sie ihn mit keinem Auge gesehen; weder ihn, noch den Jungen.

Die Großmagd kam und fragte, ob sie das Essen auf den Tisch bringen sollte? Sie erhielt keine Antwort. Kopfschüttelnd ging sie zu den Andern, die sich sichtlich verwunderten. Da kam der Pferdeknecht mit den Pferden, die er neu beschlagen ließ, aus der Dorfschmiede und sagte zu Frau Grete:

„Wartet Sie denn auf den Mann und den Sohn?"

Frau Grete sah ihn groß an, als verstände sie ihn nicht. Jener fuhr fort:

„Der Herr ist ja bei dem Schiffer Voigt an Bord gegangen und hat den Jungen mit nach Hamburg genommen."

„Nach Hamburg?" war Alles, was die erschrockene Frau hervorbringen konnte.

„Als ich heute früh mit den Pferden nach dem Dorfe ritt, warf mir der Herr einen Pack mit Kleidern zu und befahl mir, es in der Schenke bei der Frau Hilk abzugeben. — Was macht Sie denn für ein Gesicht, Frau? Wußte Sie von der Abreise nichts? Was soll das nur bedeuten?"

Aber Frau Grete gab ihm keine Antwort, sondern eilte in die Kammer; wo die Truhen standen, welche die Kleider und die Wäsche ihres Mannes und des Jungen enthielten. Ein Blick sagte ihr Alles.

„Er hat mir mein Kind geraubt, damit es auf der See verkommen und verderben soll. Das ist der Fluch, der mit dem Trauerflor des Hinrich Smolt auf mich gefallen ist."

Sie fiel auf die Kniee und weinte bitterlich.

Am dritten Tage nach diesem Ereigniß trat Behrend Heithof zur Zeit der Abenddämmerung in seine Stube. Er sah Frau Grete bewegungslos am Fenster sitzen, sah das starre Auge und die vom Gram

entstellten Züge. Er legte die Hand auf ihre Schulter und sprach mit bebender Stimme:

„Ich habe es thun müssen, Mutter. Er ließ mir keine Ruhe und ich konnte nicht anders.“

Sie sprang auf und eilte von ihm weg, indem sie aufkreischte:

„Du hast unser Kind umgebracht. Sein Blut schreit zum Himmel.“

„Besinne Dich, Grete,“ sprach er. „Wohl weiß ich, daß ich ein großes Unrecht that, als ich das Kind gegen Deinen Willen von Deiner Seite nahm; allein ich that es in der festen Ueberzeugung, daß ich das rechte Theil erwählte, und darum bitte ich Dich, höre mich ruhig an, ich will Dir Alles erzählen.“

„Ich will Nichts hören!“ entgegnete sie in wilder Hast. „Mit dieser That hast Du das letzte Band zerrissen, was uns noch zusammenhielt. Ich kenne Dich nicht mehr; ich will Nichts mehr von Dir wissen. Mein Auge soll Dich nicht wieder anblicken, es sei denn, Du träteſt zu mir, den Sohn an der Hand und machteſt gut, was Du an dem Mutterherzen verbrochen haſt.“

Er war ihr nahe getreten und ergriff ihre Hand. Sie riß sich von ihm los und eilte in ihre Kammer.

Der Riegel klirrte von innen. Keine Bitten, keine Betheuerungen vermochten ihn zu sprengen.

Der Bomannshof hatte manche traurige Tage gesehen, allein nie hatte es so traurige gegeben, als die des gegenwärtigen Sommers. Jeder derselben schlich träge vorüber, als hätte er Blei an den Flügeln. Die Hausfrau erfüllte ihre Pflichten nach wie vor, aber sie sprach nur das Nothwendigste und wenn ihr Mann in ihre Nähe kam, sah sie ihn so kalt und starr an, daß ihm vor diesem Eisesblick jedes Wort auf den Lippen starb. Wer aber die abgehärmte Gestalt sah, das verweinte Auge, das keiner Thräne mehr mächtig war; wer die tiefen, qualvollen Seufzer hörte, die sich unwillkührlich hervordrängten, den ergriff ein unsagbares Mitleid, und, vor banger Ahnung zusammenschauernd, malte er sich das trübselige Ende eines unheilvollen Beginnens.

Wohl ward manches gutmeinende Wort gesprochen, allein umsonst. Auch die ergreifende Rede des treuen Seelsorgers verhallte ungehört, oder unverstanden. Es mußte ein gewaltiger Schlag die Betäubten aus ihrer Lethargie aufschrecken. Es bedurfte eines weithin leuchtenden Strahles, um diese Nacht zu erhellen.

Der Herbst war wieder im Anzuge. Er kam dieses Mal früher, als sonst. Je üppiger und loh-

nender der Sommer gewesen war, desto schneller und bedrohlicher kündigte er seine Herrschaft an. Der letzte Schnitt war auf den Feldern kaum geschehen und die Scheunenthore, die den reichen Segen bargen, hatten sich kaum geschlossen, als die Stürme zu brausen begannen und aus dem Boden die feuchten Nebel brauten, welche den Marschen ein melancholisches Aussehen verleihen.

Behrend Heithof stand nahe dem Heckthor. Er war vom Felde gekommen, wo er mit dem Großknecht einige Anordnungen getroffen hatte, und sah nun, in ein dumpfes Brüten versunken, vor sich hin, als ihn ein lauter Zuruf aufschreckte.

„Schütze Gott, welcher Strauchdieb bricht durch dieses Thor ein!" rief er, als er die zerlumpte Gestalt sah, die sich vor ihm hinstellte. Aus dem Wege, Kerl! Was hast Du hier zu suchen?"

„Was ich hier zu suchen habe?" fragte der Lump, und bei dem Ton dieser Stimme bebte Behrend Heithof zusammen. „Ist es denn unerhört, wenn ein Mann den andern besucht, zumal wenn sie so nahe Verwandte sind, als wir Beide? Da ist meine Hand und ich denke, Du wirst Dich nicht weigern, sie von mir anzunehmen?"

„Bist Du der Bernhard Bomann?" fragte Beh-

rend Heithof erschreckt, und vergaß für diesen Augenblick der eignen Noth und Plage. „Es ist nicht möglich, daß Du es bist."

„Es ist aber doch möglich und Du mußt Dich darein ergeben. Und nun laß uns in Dein Haus treten; schüssele auf, was Du hast, und schenke tüchtig ein, denn ich habe Hunger und Durst. Und suche mir ein warmes Wamms hervor. Es wird kalt und das meinige hält nicht mehr zusammen."

Bernhard Bomann machte Miene, geradesweges in das Haus zu treten. Behrend Heithof schnitt ihm den Weg ab und sagte energisch:

„Keinen Schritt! Deine Schwester hätte den Tod davon, wenn sie Dich in diesem Zustande erblickte."

„Pah! Man stirbt nicht so leicht!"

„Sie soll Dich nicht in diesem Aufzuge sehen! Sie soll nicht! Bleibe im Guten zurück, oder ich lasse Dich mit Gewalt zurückhalten."

„Wie Du willst. Kerle in meiner Lage haben Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Gutwillig bekomme ich nichts, also nehme ich es mit Gewalt. Wege und Stege sind mir hierorts noch wohl bekannt."

Da kam zur guten Stunde der Kirchspielbote,

Peter Braak, die Straße entlang. Sein geübtes Auge witterte gleich den Vagabonden und, an das Heckthor tretend, berührte er die Schulter des Bernhard Bomann mit seinem Stock:

„Halt da und stopp! Du bist mir verfallen und ich will Dir rathen, gutwillig mitzugehen, sonst habe ich die Mittel, Dich zu zwingen."

„Mit Dir?" lachte Jener. „In das Hundeloch vielleicht, welches Ihr in der Landesherberge für Zigeuner und Seiltänzer bereit haltet?. Geht man so mit Leuten meines Schlages um? Peter Braak, ich hätte Dich nicht für einen so groben Gesellen gehalten. Ist das der Dank für all' das Bier, das Du in früheren Jahren auf meine Rechnung trankst?"

„Wer ist der Kerl?" fragte der Kirchspielbote mit unverhehltem Staunen und Behrend Heithof sagte:

„Nehme Er ihn mit sich und bringe Er ihn unter, wo es ihm beliebt. Lasse Er ihm Alles geben und sorge Er auch für seine Bekleidung. Morgen früh komme Er zu mir und ich will Ihm Alles reichlich bezahlen."

„Aber Wer ist es denn?"

„Meiner Frauen Bruder!" flüsterte Jener halblaut, als fürchte er, der Abendwind werde es weiter tragen.

Peter Braak war so überrascht, daß er kein Wort der Erwiederung hatte, sondern nur durch eine Handbewegung andeutete, daß er ihm folgen möge. Behrend Heithof redete eifrigst und der Müller, des Wartens am Heckthor müde, sagte:

„Gut. Ich verzichte für heute auf das Glück, meine übermüthige Schwester in ihrer Herrlichkeit zu sehen, aber morgen komme ich wieder. Morgen, Herr Schwager, sprechen wir weiter. Und nun, Peter Braak, bringe mich hin, wo tüchtig aufgeschüsselt und noch mehr eingeschenkt wird. Heute bin ich Dein Gast, wie Du sonst so oft der meinige. Ein Hurrah für volle Kannen und Gläser!"

Lärmend zog er mit dem Kirchspielsboten ab, der vergebens zur Ruhe ermahnte.

Am andern Tage ließ er sich im Dorfe sehen. Im nüchternen Zustande hatte er sich zureden lassen. Er war leidlich ausstaffirt und hatte auch einiges Geld in der Tasche. Abermals saß er in der Hilkenschenke, ärgerte die Wirthin, die ihm früher die Thür wies, und fing mit einigen böhmischen Musikanten, die auf den Jahrmärkten umherzogen, zu würfeln an. Es geschah in der Seitenstube, wo Knechte, Tagelöhner und dergleichen Leute verkehrten.

In der Herrenstube befand sich unter andern Leu-

ten auch der gegenwärtige Beſitzer der Bomannsmühle. Er hörte von dem unwillkommenen Gaſt, der in dem Dorfe erſchienen war, und ſagte:

„Will ihm lieber aus dem Wege gehen. Habe mit dem Kerl am Tage ſchon ungern etwas zu thun, wie viel weniger am Abend, wenn er toll und voll iſt. Adjes beiſammen.“

In dieſem Augenblicke betrat Bernhard Bomann, ein volles Glas in der Hand, die Herrenſtube. Er ſah ſich mit blöden Augen um und taumelte dem Müllenmeiſter entgegen:

„Da iſt der Kerl, der ſich behaglich in mein warmes Neſt geſetzt hat. Hollah, Kamerad, wie geht es jetzt auf meiner Mühle zu?“

„Ich weiß nicht, wo Deine Mühle ſteht!“ war die zurückweiſende Antwort.

„Weißt es nicht? Nun, morgen am Tage will ich ſie Dir zeigen. Aber heute Abend ſind wir alleſammt gute Freunde und wollen trinken und wieder einſchenken. Hier iſt ein volles Glas! Proſit, alter Junge! Ich trinke Dir zu.“

„Aber ich thue Dir nicht Beſcheid!“ ſagte der Müller kalt und kehrte ihm den Rücken.

„Nicht?“ fuhr Bernhard Bomann auf. „Dann lege ich meine Hand an Deine Kehle.“

Der Müller sah sich um und wollte Etwas erwiedern, als Bernhard Bomann ihm das volle Glas, welches er in der Hand hielt, in das Gesicht schleuderte.

„Das sitzt!“ rief er jubelnd und holte zugleich zu einem Schlage aus. Allein der Müller, ein baumfester Mann, hatte sich bald von der Ueberraschung erholt und rief ihm zu:

„Das thust Du, einmal und nicht wieder, Du Lump! Jetzt empfängst Du die Schläge, die der Büttel Dir zu geben vergessen hat. Macht Platz, Leute.“

Ein Hagel von Schlägen fiel auf den wüsten Gesellen herab, der von dem energischen Angriff so verdutzt war, daß er sich nicht zu widersetzen vermochte. Dann rief der Müller dem Kirchspielboten, der mit ungewohnter Hast eintrat, zu:

„Thut, was Eures Amtes ist, und haltet das Dorf vom Gesindel rein, sonst wird man es Euch eintränken. Fort mit dem Lump!“

Peter Braak und seine Helfershelfer griffen zu. Bernhard Bomann war so zerschlagen, daß er an keine Widersetzlichkeit denken konnte; aber zuckend unter den Händen der Gerichtsdiener raffte er sich auf und kreischte mit seiner widerwärtig heiseren Stimme:

„Du haſt es mir eingetränkt, dafür will ich Dir einheizen, daß Dir die Sinne ſchwinden ſollen.“

Der Reſt ſeiner Verwünſchung verhallte draußen ungehört. Der Müller ſagte kein Wort. Von ſchlimmen Ahnungen befangen, trat er den Heimweg an.

Die trüben Tage des Herbſtes waren da. Sie waren trüber und unheilſchwangerer, als ſeit vielen Jahren. Die Nebel brauten dichter aus dem Boden auf; die dunklen Wolken ſenkten ſich faſt bis auf die Kirchthurmſpitze herab. Die Luft war drückend und ſchwül, wie vor dem Ausbruch eines ſchweren Gewitters.

Wie der Himmel, ſo der Menſch. Wie ein Alp lag es auf jeder Bruſt. Ein finſterer Geiſt ging längs den Deichen und deutete mit der Hand auf den vorüberbrauſenden Strom.

Kein heiteres Wort ward vernommen. Was geſagt werden mußte, ward mit verhaltener Stimme geſagt. Scheu ſchlichen die Leute aneinander verüber und rückten zum Gruße kaum die Mützen. Es war die Furcht vor einem unbeſtimmten Etwas, das ſie bedrohte.

Frau Grete ſaß in der Stube am Fenſter und blickte in den dämmernden Abend hinaus. Sie hatte

nicht bemerkt, daß ihr Mann eingetreten war, der sie mit sorgenvoller Miene betrachtete.

Da rauschte es zu ihren Häupten. Es rollte über das Dach des Hauses hin. Der erste Donner des von ferne aufziehenden Unwetters.

Mit einem Angstschrei sprang sie auf. Es hatte ihr wie ein Mahnruf geklungen, der sie aus ihrem Brüten aufschreckte.

„Wir bekommen ein Gewitter!" sagte der Mann, sie beruhigend. „Du brauchst keine Angst zu haben, ich habe schon überall nachgesehen. Alles ist sorglich zugemacht und die Leute sind zu Hause."

„Und wer ist bei ihm auf der See?" tönte es bange aus dem gepreßten Mutterherzen. „Wer hält die Hand über meinen Sohn, wenn der Donner über ihn wegrollt?"

„Gott der Herr, unser Vater!" sagte Behrend Heithof. „Sei barmherzig, Frau, um unser Beider willen und gieb endlich diese Selbstqual auf. Ich weiß, ich habe ein Unrecht begangen, aber der Himmel bezeuge es, ich konnte nicht anders. Ihm ist sein heißester Wunsch erfüllt und er wird fröhlich und gesund wiederkehren."

Ein zweiter Donner rollte zu ihren Häupten.

Das Unwetter kam näher und lange dröhnte es im Echo nach.

„Das ist die Antwort!“ sagte die Frau und brach in ein lautes Weinen aus.

Vergebens bot Behrend Heithof alle seine Beredsamkeit auf. Er vermochte nichts auszurichten. Allmählich verließ auch ihn die Besonnenheit und er verlieh seinem Unmuth Worte.

Da fiel der grelle Schein eines Blitzes durch die Fenster und der Donner folgte ihm auf dem Fuße. Die Thür ward aufgerissen und der Großknecht trat in die Stube.

„Herr! Wo seid Ihr? Frau!“

„Was giebt es?“ rief Behrend Heithof.

„Sie läuten Sturm! In der Richtung nach dem Barnkruge zu leuchtet es auf. Es hat eingeschlagen.“

„Spannt die Pferde ein!“ befahl der Herr. „Wir wollen sehen, ob Etwas zu helfen ist. Halloh, alle Mann!“

Der Knecht rührte sich nicht. Frau Grete erhob sich:

„Wohin willst Du?“

„Hülfe bringen, wenn es möglich ist.“

„Hülfe bringen dort und hier Alles zu Grunde gehen lassen.“

Der Knecht trat näher und sagte: „Bleibt, Herr!

Ehe wir dahin kommen, ist doch Alles niedergebrannt. Die Pferde sollen aber eingespannt werden, denn wir können leicht das Gefährt anderweitig nöthiger brauchen."

„Wo das?"

„Draußen ist der alte Steuermann Oelkers, der in Drochters gewesen ist. Er flüchtete sich hier hinein, um dem Unwetter zu entgehen. Wir haben Springfluth, Herr. Während der letzten Ebbezeit ist die Elbe kaum einen Fuß gefallen und in einer Stunde beginnt das Wasser wieder zu wachsen. Der Außendeich ist jetzt schon zum dritten Theile überfluthet."

„Allmächtiger Gott!" schrie Behrend Heithof." Dort außen liegt Alles, was mein. Ruft alle Mann zusammen! Die Pferde zur Hand! Wir wollen hinaus. Sagt es überall an."

„Die reitenden Boten eilen schon von Hof zu Hof," sagte der Knecht, indem er hinausging. „Wir machen uns gleich auf den Weg."

Behrend Heithof rief seiner Frau ein flüchtiges Lebewohl zu und eilte an der Spitze seiner Leute fort. Es war stockfinstere Nacht geworden, aufgeschüttert durch den rollenden Donner, grell durchflammt von den herabfahrenden Blitzen. Wildes Rufen klang verworren von allen Seiten heran. Hier warf eine Laterne ihren Schein, dort sprühte eine Fackel im Winde.

Es war eine wandernde Lichtfläche, die sich von vielen Seiten her und einem Ziele zu bewegte.

Die Deiche waren mit Menschen bedeckt. Sie schauten auf den wild-heranbrausenden Strom, der sich mit reißender Schnelle über die weiten Flächen des Außendeiches ergoß. Es war die Wucht der Springfluth, die, in Schaum und Gischt aufgelöst, über den fruchtbaren Boden hinrollte und ihn bis in die Tiefe durchwühlte.

Behrend Heithof war überall. Er stand mitten zwischen den Außendeichern, die sich um ihn sammelten und ohne irgend Etwas thun zu können, dem Zerstörungswerke mit müssiger Hand zuschauen mußten.

Mitten in den reichen Wiesen, welche zu dem Bomannshofe gehörten und dessen größten Reichthum ausmachten, stand auf einer hohen Wurth das große Gebäude, worin zur Herbstezeit das Vieh untergebracht ward. In einem Seitenflügel wohnten die beiden Familien, welchen die Sorge für diese Stelle anvertraut war.

„Die Menschen dort!“ rief Behrend Heithof. „Die hülflosen Kinder!“

„Die Leute haben ihren Kahn, Nachbar!“ sagte Einer. „Damit werden sie sich gerettet haben. Sind wohl längst geborgen.“

„Und wenn der Kahn von der Fluth weggeriſſen iſt, ehe ſie die Noth gewahrten?“ rief er zurück.

„Dann ſtehe Gott ihnen bei!“ ſagte ein Anderer. „Wir ſind zu ſchwach und können es nicht.“

„Und haben auch genug mit uns ſelbſt zu thun!“ rief ein Dritter. „He! Hollah! Das war ein Stoß! Die ganze Luft ſchüttert! Iſt es ein Donner, oder bebt der Boden unter meinen Füßen?“

„Steht doch aufrecht! Ihr ſchwankt wie ein Betrunkener!“

Ein ohrzerreißendes Geſchrei ward vernommen. Eine Frau machte ſich Bahn durch das Gedränge und erſchien in der Nähe von Behrend Heithof, der mit einigen Männern berieth, was in einer Sache zu thun ſei, in der Niemand aus noch ein wiſſe. Sie klammerte ſich an ihn an und rief:

„Helft! Helft!“

„Laßt mich los, Frau! Ihr zerrt mich vom Deiche herunter! Was wollt Ihr?“

Das Weib ſtöhnte.

„Herr Gott, das iſt ja die Geſche Markmann, die dort im Außendeiche wohnt. Woher kommt Sie?“

„Hatte in Ritſch Etwas auszurichten und bin ſchon ſeit Mittag fort. Nun kommt das Unwetter. Ich

ſtehe hier und die Kinder ſind drüben. Das Waſſer kommt in's Haus und ſie müſſen ertrinken."

Ich rette ſie!" rief Behrend Heithof entſchloſſen. „Hollah, wo iſt ein Kahn?"

„Im nächſten Priel liegt einer. Aber Ihr werdet doch nicht toll ſein und Euch in den offnen Rachen ſtürzen?"

„Ich thue meine Chriſtenpflicht und wer es eben ſo meint, der folgt mir."

Er rutſchte den ſteilen Abhang herunter. Von dem Kamm des Deiches bis zum Fuße deſſelben, wo der Kahn in dem Graben hin und her geworfen ward, war nur ein Moment. Aber Niemand folgte ihm, als die Mutter, welche von der Todesangſt gejagt ward.

Von oben herab ſah die gaffende Menge klopfenden Herzens auf das haarſträubende Schauſpiel, das ſich in der Finſterniß ihren Blicken entzog, und nur auftauchte, wenn der Blitz ſein grelles Licht auf die ſchäumende, brandende Fläche warf.

„Ich ſehe ſie nicht!" rief Einer. „Der Kahn muß ſchon gekentert ſein."

„Nein!" ſchrieen Andere. „Dort iſt er! Hei! Da ſteigt er hoch in die Luft!"

„Das geht nimmer gut! Gott ſei des armen

Mannes Seele gnädig; den Leib bringt er nicht wieder heim."

Und dunkler ward es wie zuvor. Das Gewitter verzog sich nach dem jenseitigen Ufer des Stromes; aber der Regen strömte dafür in desto dichteren Massen herab. Das Wirrniß am Ufer wurde größer und die Befürchtungen wuchsen in dem Maße, als man nicht mehr mit den Augen erkennen konnte, was geschehen war.

Da zeigte sich ein unheimliches Treiben in der Nähe der Bomannsmühle.

Der Mühlenmeister, ein tüchtiger, beherzter Mann, war mit seinen Knappen hinausgegangen, um zu sehen, ob er irgendwo eine helfende Hand bieten könne. Kaum waren die Männer fort, als eine dunkle Gestalt aus dem Buschwerk brach, das die eine Seite der Mühlenwurth einschloß. Sie sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, war dann mit einem Sprunge bis an den Eingang und legte die Hand an den Drücker.

„Da fällt Feuer vom Himmel!" rief es in dem Gedränge am Deiche.

„Sage vielmehr, es fliegt in den Himmel hinauf!" lautete die Antwort. „Was bedeutet es nur?"

„Die Bomannsmühle brennt! Die Bomannsmühle brennt!" erscholl es von allen Seiten.

Blutigroth ſtieg die glühende Lohe in den dunklen Himmel auf. Von der wildempörten Fluth wandten ſich alle Blicke dem neuen Schauſpiele zu, das die Gemüthe mit Entſetzen füllte.

Der kühne Schiffer, der mit der ſchäumenden Brandung im Außendeiche kämpfte, war vergeſſen.

Bleiſchwer zogen die Minuten vorüber und Alle athmeten leichter auf, als der erſte Schimmer des Tages ſich auf das weite Chaos herabſenkte.

Vorüber zog die wilde Springfluth. Das Waſſer begann abzulaufen und kehrte in das alte Bette zurück. Der zu dem Dorfe Aſſel gehörige Außendeich lag frei, aber in der vollſtändigſten Auflöſung begriffen. Mitten in den üppigſten Landſtrichen waren tiefe Senkungen entſtanden und mit ſchlammigem Waſſer angefüllt. Breite Strecken waren mit Moder und Sand bedeckt, die ſich hügelartig darauf lagerten. An mehreren Stellen hatte ſich der Boden losgeriſſen und dieſe ſchwammen nun wie vereinzelte Inſeln auf der wallenden Fluth. Die Ebbe jagt ſie ſeewärts. Die einzelnen Häuſer und Ställe, die zerſtreut umherlagen, waren zuſammen geſtürzt. Kein lebendes Weſen lag unter dieſen Trümmern, das eine Auskunft über die Schrecken der vergangenen Nacht hätte geben können.

An dem geborſtenen Eckpfeiler des Hauſes, das

dem Außendeicher Behrend Heithof gehörte, lag dessen halbzertrümmerter Kahn und er selbst neben demselben, den Vordersteven mit dem linken Arm krampfhaft umschließend. Als die Beherzteren unter den müssigen Gaffern es wagten, in den Außendeich hinab zu steigen und die Stätte des Unglücks in der Nähe zu beschauen, fanden sie ihn, blutig und besinnungslos. Nur ein leises Röcheln verrieth, daß noch Leben in ihm sei. —

Frau Grete hatte mit ihren Mägden eine unruhige Nacht verlebt. Keiner von den Männern kam zurück, der ihr eine Kunde gebracht hätte von Dem, was außen vorging. Als die Bomannsmühle in Flammen aufging und der helle Feuerschein durch die Fenster drang, schrie sie vor Entsetzen laut auf. Sie sah in die sprühende Gluth, bis der letzte Funken erlosch; aber das Leben schien aus diesem Körper verschwunden, so starr und empfindungslos stand sie da.

„Warum hört Ihr mich nicht, Frau Heithof?“ sagte der Kirchspielsbote, der eingetreten war und auf seine Frage keine Antwort erhielt. Die Großmagd, die ihm auf dem Fuße folgte, hielt ihn zurück, indem sie sagte:

„Das Unglück hat die arme Frau verwirrt ge-

macht; sie sieht und hört Nichts. Was wollt Ihr denn von ihr?"

„Wollte ihr nur sagen, daß sie sich nicht wundern soll, wenn sie im Laufe des Tages einen Besuch von Gerichtspersonen bekommt. Gestern hat ihr Bruder in der Hilkenschenke mit dem Müllermeister Streit angefangen und eine tüchtige Tracht Prügel davon getragen. Zur Nacht brannte die Mühle ab und der Bernhard Bomann ward mit versengten Kleidern unterhalb der Mühlenwurth gefunden, wo er von einem der herabgestürzten Flügel erschlagen ist. Es ist immer gut, wenn man vorher weiß, was Einem bevorsteht. Vom Außendeich habt Ihr wohl noch keine Nachricht?"

Und ohne auf diese letzte Frage eine Antwort abzuwarten, ging der Kirchspielsbote hinaus.

Langsam kamen die Knechte des Bomannshofes mit ihrem im Sterben liegenden Herrn von dem Außendeiche her. Als sie in die Nähe des Heckthors kamen, ging der Großknecht voran, um das neue Unglück anzumelden. Die Mägde brachen in ein lautes Wehgeheul aus.

Das Jammergeschrei weckte die Frau aus ihrer Starrsucht. Irren Blickes schaute sie sich um. Der Großknecht, der ihr nahe stand, sagte:

„Nehme Sie sich zusammen, Frau Heithof. Es

ist Gottes Fügung. Ich will nach dem Herrn Pastor schicken und der Doctor kommt auch gleich. Ach Gott, daß ein solches Unglück in dieses Haus kommen muß."

„Mein Mann!" rief Frau Grete voll banger Ahnung.

„Er wird den Tag nicht überstehen! Es ist Gottes Fügung, Frau. Nehme Sie sich zusammen vor den Leuten. Sie ist hier nun Ein und Alles. Dort bringen sie den armen Herrn."

Der Doctor hatte sich draußen bereits dem Trauerzuge angeschlossen. Als sie in das Haus traten, war ihm jede Hoffnung verschwunden. Die Umstehenden erriethen es.

Frau Grete sank bei der Bahre in die Kniee. Sie schluchzte krampfhaft und drückte einen Kuß auf die Stirn ihres Mannes.

Den Bemühungen des Doctors gelang es, noch einmal, das Leben in den starren Leib zurück zu rufen. Behrend Heithof schlug die Augen auf und flüsterte:

„Erst schieden wir in Unfrieden. Laß es vergeben und vergessen sein."

„Alles! Alles!" rief sie laut klagend. „Ich unglückliche, geschlagene Frau!"

„Was ich Dir raubte, wirst Du wiederfinden.

Gott wird barmherzig sein. Lebe wohl, Grete. Segne unsern Sohn und denke ohne Groll an mich."

Seine Augen schlossen sich.

„Vergieb Du mir! stammelte sie in ihrem Schmerz und blieb neben der Leiche liegen.

Der Pastor trat ein.

Die Tage kommen und gehen. Der Sturm folgt dem Sonnenschein und der blaue Himmel bedeckt sich mit Wolken. Es ist ein steter Wechsel auf der Erde. Auch die Menschen, die auf dieser Erde leben, bleiben nimmer dieselben. Das war die Grete Bomann, die den alten Hans Smolt, der durch das Dorf ging und um den verlornen Sohn klagte, spöttisch fragte, ob er Nachricht von seinem Hinrich habe, und ihm auftrug, denselben von ihr schön zu grüßen. Und das war auch die Grete Bomann, die neben der Leiche ihres verunglückten Mannes stand und sich vor Sehnsucht nach dem Sohne verzehrte, der auf der See umher schwamm, sie wußte nicht, unter welchen Längen und Breiten.

Aber welcher Unterschied zwischen damals und jetzt. Dort die junge, dralle Dirne, das Bild der Gesundheit, voll des keckſten Uebermuthes; hier die gebrochene Gestalt mit den bleichen Wangen und der vom tiefen

Gram durchfurchten Stirn. Einst inmitten der größten Hoffnung an ein reiches Leben gewiesen, voll von häuslichem Glücke und blühendem Wohlstand; jetzt eine trostlose Wittwe, eine verwaisete Mutter, mit einem zerrütteten Körper, befleckt mit der Schande des verkommenen Bruders und an der Gränze des Mangels angelangt. Da erschienen Anfangs Einige von der Freundschaft mit endlosem Bedauern und noch längeren Betheuerungen. Sie waren freigebig mit guten Rathschlägen, legten auch wohl eine Hand mit an das Werk, allein es hatte keinen rechten Schick. Lässige Hände erlahmen bald und mit einem wohlfeilen „Helf Gott weiter!" zogen sie sich achselzuckend zurück. Frau Grete Bomann sah einem traurigen Ausgange entgegen. Sie betete um die Rückkehr des Sohnes und um ein baldiges Ende. Sie hatte keine andern Wünsche und Hoffnungen mehr.

Der Doctor kam in das Haus. Er kam, von einer besorgten Magd benachrichtigt, wie zufällig, denn die Frau wollte nicht glauben, daß sie ernsthaft krank sei, und mochte von dem Doctor und seinen lateinischen Recepten nichts wissen. Aber bald kam er alle Tage, ward immer kleinlauter und gab endlich sogar dem Pastor einen Wink, um ihm mitzutheilen, was sich nicht länger verschweigen ließ.

Und Paſtor Kieff, der das frömmſte Chriſtenherz hatte, das jemals unter einem ſchwarzen Talar ſchlug, trat an das Bett der bedrängten Frau und ſprach ſo herzlich und freundlich zu ihr, daß ſie die Hände faltend ſagte:

„Herr, wie Du willſt, ſo ſchicke es mit mir. Dein Name ſei gelobet in Ewigkeit.“

„Amen!“ ſagte der Paſtor und legte ſeine Hand ſegnend auf ihr müdes Haupt.

„Und wenn es Gottes Wille iſt,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „daß ich meinen Sohn nicht vor meinem Hinſcheiden ſehen ſoll, finde ich ihn droben im Himmel bei meinem Manne und meinem Vater. Ich nehme es als eine Schickung hin, als eine Strafe für die Sünden, die ich beging, und will ruhig ſterben, wenn ich mein Haus beſtellt habe.“

Der Paſtor war mit kräftigem Troſte zur Hand und verſprach Alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, um ihr den letzten Gang zu erleichtern. Sie dankte ihm mit matter Stimme und ſagte, auf die kleine Trina deutend:

„Sie iſt ein Vermächtniß meines Mannes. Die Tochter des Carſten Ehlers, der in die weite Welt gegangen iſt. Ich habe ſie gehalten, wie mein eigenes Kind, und wenn ich nun hinüber bin . . .“

„Darüber darfst Du Dir keine Sorge machen, meine Tochter," sagte der Pastor. „Ich habe schon mit meiner Frau gesprochen und Trina wird bei uns eine zweite Heimath finden. Wenn ich jetzt heim gehe, nehme ich sie mit mir."

„Dank, ehrwürdiger Herr, Dank! Und nun habe ich, da Er auch meines Sohnes gedenken will, wenn er noch lebt und hierher zurück kehrt, nur noch ein Geschäft auf Erden, das ich gern beenden möchte."

„Nenne es mir, liebe Tochter, und wenn es in meiner Macht steht, will ich Dir gerne beistehen," antwortete der Pastor.

„Da ist der Hinrich Smolt, unser Nachbar. Es ist ihm von meinem Manne und von seinen Freunden himmelschreiendes Unrecht geschehen und auch ich bin mir Manches bewußt, das ich gerne ungeschehen wünschte. Ich möchte nicht aus der Welt gehen, ohne ihm die Hand geboten zu haben und ihn um Vergebung zu bitten. Aber auf meinen Ruf wird er nicht kommen."

„Ich will ihn holen, sagte der Pastor, sich erhebend. „Gott segne Dich, meine Tochter, für dies christlich-fromme Begehren. Der Herr wird das Gedeihen geben, damit Dein Wunsch sich erfülle."

Länger als eine Stunde dauerte die Abwesenheit

des geiſtlichen Herrn. Es mochte ihm nicht leicht geworden ſein, den Beſitzer vom Smoltenhofe zu dieſem Ausgange zu beſtimmen. Nun traten Beide zugleich ein und der Paſtor ſagte:

„Das walte Gott! Ich laſſe Euch allein und bleibe in der Nähe. Sei mild und nachgebend, liebe Tochter, wie es einer demüthigen Chriſtin geziemt, und Er, Hinrich Smolt, denke Er des Wortes, das da geſchrieben ſteht: „Mein iſt die Rache!“

Frau Grete Heilhof nickte dem Manne zu, der, auf ſeinen Stock gelehnt, mitten in der Stube ſtand. Auf ihren Wink ſetzte er ſich nahe an das Bett und fragte:

„Was will Sie mir ſagen, Grete Bomann?“

Er nannte ſie Grete Bomann. Der Name ihres Mannes wollte nicht über ſeine Lippen.

„Ich liege im Sterben, Nachbar,“ ſagte ſie leiſe. „Aber ich kann nicht aus der Welt gehen, bevor ich Alles von mir geworfen habe, was mein Herz ſchwer belaſtet. Ihn habe ich am meiſten gekränkt, und es thut mir leid, mehr, als ich ſagen kann. Halte Er Sein Ohr näher an meinen Mund, daß ich mich ihm verſtändlich mache; ich kann nicht laut reden.“

Sie ſprach lange und eindringlich zu ihm, oft

unterbrochen von der sie anwandelnden Schwäche, welche immer bedenklicher wurde.

Hinrich Smolt hörte sie aufmerksam an, ohne sich von der Stelle zu bewegen und ohne durch eine Regung kund zu thun, wie das auf ihn wirke, was sie ihm sagte. Als aber die Zeichen der Erschöpfung immer sichtbarer wurden, konnte er die innere Bewegung nicht länger zurückhalten, sondern sprang auf und rief um Hülfe.

Eine Magd, die in der Nähe wartete, eilte sofort herbei. Der Pastor folgte ihr auf dem Fuße. Frau Grete ließ den Hinrich Smolt nicht aus den Augen und streckte ihm die Hand entgegen. Da brach dieser das Schweigen und sagte fest betonend:

„Es ist Alles vergeben und vergessen. Schließe Sie in Gottes Namen die müden Augen und gehe Sie zur Ruhe ein. Das ist gesprochen und für Das, was ich noch zu sagen habe, rufe ich Gott und Ihn, Herr Pastor, zum Zeugen. Von dieser Stunde an lege ich meine Hand auf den Bomannshof. Ich will ihn verwalten und herauf zu bringen suchen für den Sohn dieser Frau, damit er sein Erbe findet, wenn er aus der Welt zurückkehrt. Dies Alles will ich thun und erkläre mich zum Vormund des Seefahrers Behrend Heithof, jedoch unter der einzigen und aus-

drücklichen Bedingung, daß derselbe meinen Anweisungen folgt und mir blinden Gehorsam leistet. Mit dem Widerspenstigen schließe ich keinen Vertrag und halte mich sogleich meines Wortes entbunden."

Ein seliges Lächeln flog über das Gesicht der vielfach gequälten Frau, die auf ihr Lager zurücksank. Der Pastor faltete ihre Hände in einander und sprach das „Vater Unser!" Als er zu den Worten kam: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," wiederholte Hinrich Smolt dieselben mit lauter Stimme.

„Sie hat ausgelitten!" sagte der Pastor mit bewegtem Tone. „Wir wollen sie gemeinsam zu ihrer letzten Ruhestätte geleiten."

Als die Erbin vom Bomannshofe in ihrem Elende dalag, kümmerte sich von der weitläufigen Freundschaft Keiner um sie; aber am Begräbnißtage stellten sich Alle ein und das Bedauern und Klagen um die früh Verstorbene nahm kein Ende.

Da legte sich der Hinrich Smolt darein und sagte kurzab:

„Wer früher geschwiegen und die Hände in den Schooß gelegt hätte, brauche nun auch nicht groß aufzutrumpfen und zu handschlagen, als ob etwas Rechtes dahinter wäre. Er sei der erbetene Vormund des

abwesenden Sohnes, sowie der Verwalter des Gutes, wie es eben stehe und liege. Freiwillig habe er es übernommen und es liege schon der Regierung zur Bestätigung vor. Er wolle hier weder Mitsprecher, noch Mitesser haben und danke für jeden Rath und allen guten Willen, da er von jeher gewohnt sei, sich selbst zu helfen.

So machte Hinrich Smolt mit einem Worte reinen Hof und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend bemüht, das Wort, welches er in einem feierlichen Augenblicke gab, auf das Gewissenhafteste zu erfüllen.

Da hätten eines schönen Tages Alle, die gerade anwesend waren und sich darum kümmerten, ein dreimastiges Schiff gewahren können, das mit vollen Segeln an Glückstadt vorüber und die Elbe aufwärts steuerte. Als dieser Dreimaster in die Nähe des Stader Wachtschiffes kam, zog er die Hamburger Flagge auf, die für einen Freipaß galt. Die Engländer ausgenommen, die wegen des Hauses Hannover für heimathberechtigt galten, mußten sämmtliche Schiffe anderer Nationen hier vor Anker gehen und auf dem Zollamte zu Brunshausen vollständig clariren. Nur den Hamburgern stand die Vergünstigung zu, Einen

von der Mannschaft mit den Papieren an's Land zu schicken und unbehelligt stromaufwärts zu segeln.

Das Boot des Stader Wachtschiffes legte dem Dreimaster zur Seite an. Der Mann, der die Papiere auf das Zollamt zu bringen hatte, stieg ein und fuhr sogleich an das Land. Und kaum hatte er sich dieser Last entledigt, als er des zweitägigen Urlaubs gedachte, den er sich erbeten und seine Wanderung nach dem Dorfe Assel antrat, dessen Kirchthurmspitze er schon aus weiter Ferne mit lautem Zurufe begrüßte.

Es war ein liebes, junges Seemannsblut, das mit dem frischen Gesicht in die Welt hineinlachte. Die blanken Knöpfe an der Rundjacke blitzten hell. Das bunte Seidentuch war lose um den Hals geschlungen und der Strohhut mit den flatternden Bändern saß keck auf den braunen Locken.

Zwei Jahre war das junge Seemannsblut draußen gewesen; zwei Jahre und einige Monate darüber hinaus. Auf und ab ging es in der Mittellandssee, dann durch das Kattegat in die Ostsee und wieder zurück nach Bergen in Norwegen, bis er dann nach Cadix verschlagen ward, von woher er mit einer Ladung zurückkam, deren Werth er eben jetzt auf dem Zollamte declarirt hatte. Auf die Bitte des Vaters nahm ihn damals ein ehemaliger Freund als Spielvogel mit,

ließ ihn bald zum Kajütenwächter aufrücken und war nun nahe daran, den Leichtmatrosen von sich zu werfen und für einen befahrenen Mann zu gelten. Die Heithofs galten von jeher für tüchtige Seeleute und der junge Behrend war nicht aus der Art geschlagen. Sein bisheriger Capitain wollte ihn einem Freunde empfehlen, der größere Reisen nach Südamerika und selbst nach Ostindien machte; dies sei die eigentliche Schule für strebsame Matrosen; ihr Tummelplatz sei der stille Ocean und die chinesische See; alles Andere wäre doch nur Binnenwasser.

Von allen diesen Hoffnungen beseelt, kam der junge Behrend Heithof deichlängs, dem heimathlichen Dorfe zu. Er pochte schon in Gedanken an die Thür und flog dem Vater, der sie öffnete, an den Hals, um ihm für den schönen Lebensberuf zu danken, den er ihm eröffnete. Er trat zagend in die Stube, wo die Mutter am Spinnrade saß, und fiel vor ihr in die Kniee, um ihr all' den Kummer abzubitten, den er ihr bereitete und den Willkommen aus ihrem Munde zu hören.

„Ach, wie herrlich muß das sein!" rief er laut und die leise murmelnden Wellen, die sich am Fuße des Deiches brachen, gaben ihr Wort dazu. „Da ist auch schon die Spitze von unserm Kirchthurm zu sehen

und der goldene Hahn darauf wird gleich zu krähen anfangen."

Behrend Heithof würde sich in seinem jugendlichen Entzücken gar nicht sehr gewundert haben, wenn der metallene Göckelhahn bei dem Anblick eines so lustigen Matrosen ein Weniges mit den Flügeln geschlagen und laut gekräht hätte. Er nickte überall, fröhlich grüßend, rief einen guten Tag, wo nur irgend ein menschlicher Kopf sichtbar wurde und hielt endlich tief aufathmend an, als er vor der Hafenschleuse stand, die Hilkenschenke vor sich und den gerade in das Dorf hineinführenden Weg zur Seite.

Aber Etwas gewahrte er nicht, und wie weit er auch die Augen öffnete, es wollte ihm nimmer erscheinen. Von der Hafenschleuse aus begann, in der Richtung nach der See zu, der Außendeich sich auszudehnen und immer breiter und voller stemmte er sich dem Strome entgegen. Dort lagen des Vaters fetteste Wiesen; dort zeigte sich den erstaunten Blicken der Stolz und der Reichthum des Bomannshofes. Und gerade an dieser Stelle floß das trübe Elbwasser und wälzte sich träge und unbeholfen fort. Er rieb sich die Augen, denn er glaubte zu träumen; aber er sah hin und wieder hin und es blieb stets dasselbe.

Da erschien Peter Braak vor der Hilkenschenke,

wo er um diese Zeit stets einzusprechen pflegte, um nach seiner Weise ein wenig im Trüben zu fischen. Er gewahrte den jungen Seemann und sah dessen seltsamem Benehmen kopfschüttelnd zu. Behrend Heithof aber, der in ihm den ersten wirklichen Bekannten erblickte, eilte auf ihn zu und rief:

„Guten Tag, Peter Braak! Wo ist meines Vaters Außendeich geblieben?“

Als der Kirchspielbote den jungen Seemann erkannte, empfand er eine leise Regung des Mitleids und sagte:

„Ja, es ist viel darüber zu sprechen, darum komm mit mir herein zu Frau Hilk. Wir wollen ein Glas Bier trinken.“

„Jetzt nicht, Peter Braak. Ich will zu meinem Vater und zur Mutter.“

Peter Braak schielte seitwärts nach dem Kirchhofe und dachte bei sich: „Du bist ihnen näher, als Du weißt,“ dann aber sagte er:

„Wie lange Zeit bist Du fort, Jungkerl? Ich glaube, ein paar Jahre. In solcher Zeit fließt mancher Tropfen Wasser durch die Schleuse in die Elbe. Wir wollen zusammen gehen und im Vorüberstreifen dem Herrn Pastor Kieff einen guten Tag bieten. Es ist gerade kein Umweg.“

Dieſe unerwartete Rede machte einen ſo tiefen Eindruck auf den jungen Mann, daß er kein Wort darauf zu erwiedern vermochte, ſondern ſtumm neben dem Kirchſpielboten herging. Als ſie den Paſtorenhof erreichten, ging der Bote gradezu in das Haus. Der junge Matroſe aber gewahrte ein kaum der Kindheit entwachſenes Mädchen, das ihn mit unverhehlter Neugier anſah und mit ſeinen hellen Augen anlachte. Er beugte ſich zu ihr nieder und fragte:

„Wer biſt Du?“

„Trina Ehlers heiße ich und bin eine Waiſe. Bei dem guten Paſtor Kieff habe ich Aufnahme gefunden, ſeitdem meine Pflegemutter geſtorben iſt.“

Die beiden jungen Geſchöpfe plauderten miteinander, ſie wußten ſelbſt kaum was. Aber ſie waren ſo ſchnell bekannt und fühlten ſich ſo ſehr zu einander hingezogen, daß nichts Fremdes zwiſchen ihnen war und ſie Hand in Hand nach dem Hauſe gingen, als der Paſtor auf der Schwelle erſchien und den jungen Mann bei Namen rief.

„Tritt näher, mein Sohn und höre, was ich Dir zu ſagen habe!“ ſprach der Paſtor und nahm die Hand des jungen Mannes, der ihm mit bange klopfendem Herzen folgte.

Der fromme Prieſter, der jedes Leid und jeden

Kummer der Gemeinde zu dem seinigen machte, hielt die Hand des jungen Mannes fest und sagte mild-freundlich:

„Selig sind, die auf Gottes Wegen wandeln und Seine Gebote befolgen, ihnen wird ein himmlischer Frieden zu Theil, wenn auch irdische Trübsal ihr Leben verdüstert. Darum sei getrost, mein Sohn, und härme Dich nicht, wenn ich Dir jetzt sage, was Dein Herz bekümmern und Dein Gemüth mit Trauer erfüllen muß."

Behrend Heithof vermochte nicht, ein Wort zu erwiedern. Sein Herz klopfte vor unaussprechlichem Weh. Als er nun aber vernahm, daß das Vermögen der Aeltern nach und nach zerrüttet und in jener verhängnißvollen Sturmnacht ganz verloren ging; als er den Tod des Vaters und der Mutter vernahm: da strömten die Thränen unaufhaltsam und er vermochte es nicht, sich zu fassen.

„Weine, mein Söhnchen, weine!" sagte der Pastor mitleidig. „Ich will nicht versuchen, Dich zu trösten, sondern Dich allein lassen, damit Du Dich sammeln und erkennen mögest, was zu Deinem Frieden dient."

Mehrere Stunden ließ der Pastor seinen jungen Gast allein. Als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Fenster beleuchteten, kehrte er zu ihm

zurück und sagte ihm Alles von dem Verhältniß zwischen den Bomanns und den Smolts, von dem Hasse des Letztern und von der Sühne in der Sterbestunde der Frau Grete.

„Diese Sühne," schloß der Pastor, „hat Herr Hinrich Smolt angenommen und sich zugleich verpflichtet, Dein Erbe zu verwalten und die Vormundschaft über Dich zu führen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du ein Landmann werdest."

Jach fuhr der junge Mann von seinem Sitze auf, als er diese Worte hörte;. allein der Pastor drückte ihn sanft auf denselben zurück und sagte:

„Bedenke das Eine und das Andere und fasse keinen zu raschen Entschluß. Ich habe Dir den letzten Gruß Deiner Mutter und ihren Segen überbracht. Ich habe Dir gesagt, was ihr Hinrich Smolt versprach, und daß sie glücklich in dem Gedanken starb, daß Du seine Bedingungen annehmen und ein zufriedener Mann werden würdest. Ist Dir dies genug, Deine Neigung zum Opfer zu bringen, sage es mir morgen und wir wollen zusammen zu dem Vollbauer hinausgehen. Wenn Du es aber nicht vermagst, dieses Opfer zu bringen, verlasse das Dorf unbemerkt, wie Du es betratest, und lege Dein Geschick in die

Hand Gottes, ohne deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt."

Der junge Seemann blieb während der Nacht allein. Eine lange, ſchlafloſe Nacht voll Thränen und Noth; eine Nacht des Ringens, des Kampfes und des endlichen Sieges. Als der Geiſtliche am andern Morgen bei ihm eintrat, ging der junge Mann auf ihn zu und ſagte:

„Ich will den Glauben meiner Mutter nicht zu ſchanden werden laſſen und den Schritt thun, der von mir verlangt wird. Ich thue es nicht um der Hoffnung willen auf irdiſchen Gewinn, ſondern damit ich wieder gut mache, was ich ſündigte, als ich ohne den Willen der Mutter von ihr ging. Mein guter Vater! Er hat um meinetwillen vielen Kummer und Unfrieden gehabt. Aber mich hat er zärtlich geliebt und Alles ertragen, um mich glücklich zu machen. Gott tröſte ihn."

„Mein lieber Sohn," ſagte der Paſtor bewegt und legte die Hand auf deſſen Haupt: „Und Dich ſegne er!"

„Es war eine Nacht voll bitterer Thränen und ich möchte nicht noch einmal ertragen, was ich aushielt. Aber nun iſt Alles vorüber und Niemand ſoll mich

mehr weinen sehen. Ich bin bereit, nach Smoltenhof zu gehen, Herr Pastor!"

„Ich begleite Dich, mein Sohn!" entgegnete der alte Herr gerührt. Als sie den Hof verließen, stand Trina da und sah mit ihren lachenden Augen zu ihm auf. Er bückte sich zu ihr herab und gab ihr einen Kuß. Seine Wangen brannten, als er sie aus seinen Armen entließ.

Hinrich Smolt empfing den frühen Besuch. Er hörte Beide an und sagte:

„Es ist gut. Ich weiß, was ich versprach, und werde es halten. Aber nur, wenn mir dagegen gehalten wird, was ich verlangte. Bist Du bereit, Jung-Heithof, im Beisein des Herrn Pastors zu schwören, daß Du ein für alle Mal dem Seewesen entsagst, daß Du nie zu demselben zurückkehren, sondern als ein Bauer leben willst in aller Ehrbarkeit?"

Der Bauer sprach diese Worte langsam und gemessen und schloß darauf:

„Wenn Du dazu bereit bist, gelobe es mir mit einem Handschlage an Eidesstatt."

Als nun der entscheidende Moment kam, übermannte ihn, trotz seines festen Entschlusses, die Angst. Das ganze herrliche Leben zur See, die rollenden blauen Wogen, die buntbeflaggten Schiffe, die reizenden Küsten

ferner fremder Länder, lagen vor ihm im hellen Sonnenglanze da. Seine Augen füllten sich mit Thränen und eine namenlose Angst preßte ihm das Herz zusammen. Aber zugleich war es ihm, als treffe ein befreundeter Klang sein Ohr und dieser Klang ähnelte der Stimme der Mutter, wenn sie seinen Namen rief. Da schwand das letzte Bedenken und, nahe an den Bauer herantretend, nahm er dessen ausgestreckte Hand und sagte mit deutlicher Stimme:

„Ich schwöre, Alles, was von mir verlangt ist, zu halten, und der Herr Pastor soll Zeuge sein."

„Amen!" sprach dieser mit gefalteten Händen, und der junge Seemann begrub mit diesem einen Worte alle seine Hoffnungen und Träume.

„Wer hätte es gedacht?" sagte der Mühlenmeister eines Morgens, als er die Treppe hinanstieg, die zur obern Mühle führte, und sah kopfschüttelnd einem Bauer nach, der an der Spitze seiner Knechte und Mägde auf das Feld hinauszog. Es war die Zeit, wo der Raps geschnitten und, auf großen Tüchern ausgebreitet, gleich auf dem Felde ausgedroschen wurde, damit Nichts von der reichen Gottesgabe verloren gehe.

„Wer hätte es gedacht," wiederholte er kopfschüttelnd, „daß ein junges Blut, welches mit Leib und Seele Matrose war, und dem sein Capitain ordentlich bis hierher nachlief, um ihn wieder zu bekommen, sich in das Bauernleben so hinein finden würde, als hätte er nie an etwas Anderes gedacht. Er sieht herauf und grüßt. Guten Morgen, Jung-Heithof! Schönen Dank und gute Verrichtung! Hört es wohl nicht mehr. Nun, das muß wahr sein. Der junge Mensch macht wieder gut, was sein Vater und voraus sein lüderlicher Ohm, der Bernhard, am Bomannshofe und an der Bomannsmühle verschuldeten."

Er stieg nun vollends hinauf und Jung-Heithof langte mit den Seinigen auf den Rapsfeldern an. Alsbald war die Arbeit in vollem Gange. Stunde auf Stunde verging. Die Sensen klangen; die Dreschflegel klappten und die braune Saat floß in die bereit gehaltenen Säcke. Als die Arbeit fast gethan war, kam Hinrich Smolt langsam daher. Sogleich trat Jung-Heithof ihm mit dem Hute in der Hand entgegen und berichtete über die Arbeit des Tages. Der alte Bauer hatte die Augen überall; lobte wenig, tadelte viel und kehrte zurück, wie er kam. Als mit dem hereinbrechenden Abend der letzte Halm abgeerndtet und Alles nach dem Hofe zurück gewandert war,

ging Jung-Heithof im letzten Abendsonnenschein das Dorf, der Stelle zu, wo der Garten des Pastors mit einem Seitenwege zusammenstößt. Die Zweige einer Laube von wilden Rosen und Geisblatt ragten über den niedrigen Zaun weg und obgleich die Luft so still war, daß kein Blättchen sich rührte, fielen doch die Blüthen auf den abendlichen Wanderer nieder, als er sich diesem Platze näherte.

„Ueberrascht sah Jung-Heithof auf und über sich gewahrte er ein liebliches Mädchengesicht, das dem Pflegekinde der Pastorsleute gehörte. Er streckte die Hand nach ihr aus und als es ihm unmöglich war, die Hand, welche sie ihm entgegenreichte, zu fassen, sagte er:

„So öffne doch die Pforte, wie Du sonst thust, damit ich hinein kommen und mit Dir plaudern kann. Die Zeit ist nur kurz gemessen, denn der Alte ist streng und duldet kein langes Außenbleiben."

„Ich darf nicht!" rief sie, schelmisch lachend. „Mutter sagte, ein Gast, der es ehrlich meint, kommt durch die Thür herein. Die falschen Gesellen, die auf Nebenwegen sich einschleichen, gehen auf Raub aus."

„Einen Kuß würde ich mir schon stehlen, Trina!" rief Jung-Heithof; sie aber erwiederte erröthend:

„Das ist nicht nöthig."

„Und warum nicht, liebes Trinchen?“

„Weil ich ihn Dir freiwillig geben will!“ ſagte ſie und das liebliche Geſicht verſchwand. Gleich darauf öffnete ſich die Pforte und die jungen Leute ſaßen harmlos plaudernd neben einander auf der Bank in der Laube. Sie wußten kaum, wie lange; dann aber fuhren ſie plötzlich auf, denn in geringer Entfernung vernahm man eine Stimme, die nach der Trina rief.

„Das iſt die Mutter!“ ſagte ſie leiſe. „Nun gute Nacht und auf ein fröhliches Wiederſehn.“

Sie huſchte an ihm vorbei und Jung-Heithof verließ den Garten. Als er das Pflegekind des Paſtors das erſte Mal ſah, machte ſchon der Anblick deſſelben einen mehr als flüchtigen Eindruck auf ihn. Die Liebe wuchs mit den Jahren und kettete zwei Herzen, die für einander beſtimmt waren, unauflöslich aneinander.

„Die Trina wird meine Frau,“ ſagte er im rüſtigen Weiterſchreiten, „das iſt nun einmal gewiß. Der Alte wird mir zwar viele Schwierigkeiten in den Weg legen, denn erſtens iſt die Trina eine arme Waiſe, die nichts hat und dann trägt er ihr noch ſonſt Etwas nach, ich weiß nicht was. Aber ich bleibe feſt bei meinem Willen und wenn er es mir zu toll macht, werfe ich ihm den ganzen Kram hin und gehe wieder zur See.“

Es war ein trübes, schmerzliches Lächeln, das bei diesen Worten über das Gesicht des jungen Mannes flog. Im Weitergehen träumte er den immer wiederkehrenden Traum seiner Jugend von dem offenen Meer und seinen Herrlichkeiten; von den fernen Küsten mit den blauen Bergen, von den duftenden Gärten und den goldenen Aepfeln an immergrünen Bäumen. Er mußte die Empfindungen, die in ihm aufstiegen, gewaltsam niederkämpfen und eine Thräne rollte die Backe herab, er merkte es kaum.

Allein schritt er durch die schweigende Nacht. Er glaubte es wenigstens. Aber es war nicht so. Eine lange, hagere Gestalt war ihm vom Pastorenhofe her gefolgt und entfernte sich nicht eher, als bis Jung-Heithof den Smoltenhof erreicht hatte; dann zog er sich nach dem Dorfe zurück.

Am andern Morgen, als der Pastor in dem Baumgange, der seinen Garten der Länge nach durchschnitt, seine nächste Predigt überdenkend, sinnend auf und abschritt, trat die Pastorin an ihn heran und sagte:

„Vater, ich störe Dich, so leid es mir thut; allein es muß vom Herzen herunter, sonst erliege ich, so schwer lastet es darauf."

„Was giebt es denn, Kindchen?" fragte er freund-

lich. „Laß uns dort niedersitzen am Rosenbusch und gieb mir kund, was Dich drückt.“

„Es ist um der Trina willen, Vater. Du weißt, daß sie den jungen Heithof gern hat und daß dieser jede Gelegenheit wahrnimmt . . .“

„Laß sie doch gewähren. Sie werden nichts Unrechtes thun. Und selten begegnen sich zwei junge Menschenkinder, die mehr zusammen passen, als diese.“

„Das weiß ich auch und bis dahin ist Alles gut. Aber, Vater, wo hast Du Deine Augen, da Du nicht siehst, das daraus nichts werden kann.“

Der Pastor sah seine Frau voll Staunen an, als begreife er ihre Worte nicht. Sie fuhr fort:

„Ich habe wohl manches warnende Wort fallen lassen; aber die Dirne lachte und sagte so lange, es wäre nichts mit ihnen Beiden, bis ich es zuletzt selbst glaubte. Nun aber ist sie heute früh zu mir gekommen, hat sich mir an den Hals geworfen und laut schluchzend bekannt, es sei unter ihnen zur Sprache gekommen; sie hätten sich Liebe und Treue gelobt und würden in Ewigkeit nicht von einander lassen.“

„Gottes Segen sei mit ihnen!“ sagte der Pastor, und sein Weib setzte trübselig hinzu:

„Gottes Segen wird wohl mit ihnen sein, aber nicht der Segen der Menschen. Glaubst Du,

Vater, daß der alte Hinrich Smolt es zugeben wird, daß Jung-Heithof die Trina heirathet? Ist das Pflegekind des Pastorenhofes nicht die Tochter des verschollenen Carsten Ehlers und war dieser Mann nicht einer von Denen .... Besinne Dich, Vater! Du kennst ja die ganze Geschichte. Laß uns nicht weiter gehen. Jung-Heithof wird bald hier sein, um mit Dir zu reden. Die Trina hat es mir verkündet. Der junge Mann scheint wenig von Dem zu wissen, was zwischen seinem Vater und dem Hinrich Smolt vorgegangen ist. Besser, daß wir jetzt ein kurzes Leid bestehen, als ein größeres heraufbeschwören, das nicht wieder gut zu machen ist. Da kommt der junge Mann. Ich lasse Euch allein."

Der Pastor drückte seiner Frau die Hand und ging seinem jungen Gaste entgegen.

Das Gespräch der Beiden dauerte lange und war inhaltreich. Als es endete und Jung-Heithof den Garten verließ, sagte er:

„Mag da kommen, was immer will, meiner Liebe bleibe ich treu. Es ist eine traurige Geschichte, die ich vernahm, und ich begreife, daß eine Feindschaft zwischen den Männern herrschte, so lange sie auf Erden sich gegenüberstanden. Daß sie aber auch im Tode fortdauern und auf Kind und Kindeskind vererben soll,

begreife ich nicht und meine, daß es keine wahre Liebe ist, welche sich nicht stark genug fühlt, den Tod zu besiegen. Ich aber traue mir und der Trina zu, daß wir diesen Kampf bestehen werden. Weil Er es will, werde ich die Trina nicht mehr allein sehen; aber bei dem Verlöbniß bleibt es und damit zwischen uns Beiden nichts Fremdes sei, sage Er ihr Alles, wie Er es mir gesagt hat."

Er küßte die Hand des Pastors und entfernte sich eilends, um die heftige Bewegung seines Herzens zu verbergen.

Während dieser Unterredung im Pastorengarten fand eine andere auf Smoltenhof statt. Der Vollbauer saß auf seinem gewohnten Platz und ihm gegenüber stand an der Thür mit Hut und Stock der Kirchspielbote Peter Braak, der eben seine ziemlich lange Geschichte beendet hatte.

„Und Er weiß es ganz gewiß?" fragte der Vollbauer ernst.

„Ganz gewiß, Herr. Ich habe ihn selbst gesehen, als er aus dem Garten kam, und bin ihm in der Dunkelheit bis hierher gefolgt. Es ist kein Irrthum möglich. Er hält es mit der Pflegetochter der Pastorsleute und diese Pflegetochter ist die Waise des verlaufenen Carsten Ehlers, der seiner Zeit . . ."

„Schweige Er!“ kreiſchte der Bauer und warf einen tödtlichen Blick auf den Kirchſpielsboten, der dieſen ſofort verſtummen machte. Der Bauer blieb einige Zeit regungslos auf ſeinem Platze, dann gab er ein Zeichen mit der Hand und ſagte:

„Ich danke Ihm, Peter Braak. Es war mir ieb zu hören, wie mein Mündel die Abende zubringt. Gehe Er mit Gott und wenn Er wieder Etwas hört, laſſe Er es mich wiſſen. Er weiß, ich bin kein undankbarer Mann.“

Hinrich Smolt blieb nicht lange allein. Jung-Heithof kam zu Hauſe und wurde ſchon vor der Thür benachrichtigt, daß der Herr ihn ſprechen wolle, ſobald er heim komme.

„Iſt es wahr,“ herrſchte Hinrich Smolt den Eintretenden an, „daß Du hinter meinem Rücken eine Liebelei angefangen haſt?“

„Ich weiß nicht, Herr Vormund, wer Ihm geſagt hat, was ich bis geſtern Abend ſelbſt nicht wußte. Aber weil es nun einmal ſo iſt, will ich nicht lügen, ſondern offen und ehrlich ſagen, wie es mir um das Herz iſt. Ja! Ich habe mich mit der Pflegetochter unſeres Paſtors verſprochen und bitte Ihn als Vormund um ſeine Einwilligung.“

„Nun und in Ewigkeit nicht!“ brach Hinrich Smolt los.

„Und warum nicht?“ fragte Jung-Heithof erregt. „Er wird mir doch den Grund Seiner Weigerung sagen wollen?“

„Ich bin Keiner aus der neumodischen Zeit!“ sprach Hinrich Smolt kalt. „Ich will es und Du wirst mir gehorchen.“

„Wie schrecklich ist dieser nicht zu versöhnende Haß!“ fuhr Jung-Heithof auf. „Mir graut in Seiner Nähe. Die arme Trina Ehlers. Muß das unschuldige Kind den Leichtsinn ihres Vaters so schwer büßen.“

„Wirfst Du Dich zu meinem Richter auf?“

„Zu keines Menschen Richter werfe ich mich auf; aber ich kann es mit meinen Sinnen nicht begreifen, daß es einen Haß geben kann, der nicht durch die Zeit zu sühnen ist.“

„Für Dich ist nicht die Zeit des Fragens und des Begreifens, sondern des Schweigens und des Gehorchens. Finde Dich darein, oder wir sind geschiedene Leute. Kein weiteres Wort in dieser Angelegenheit. Wenn Du die Geschichte der früheren Tage kennst, weißt Du, daß ich Wort halte.“

Jung-Heithof brach für diesen Augenblick ab. Hinrich Smolt war stiller als je und sprach auch bei

Tiſche nicht. Er ſann über einen Plan nach, mit dem er ſich ſchon früher beſchäftigte, und völlig einig, beſchied er am achten Tage den jungen Mann zu ſich, dem er mit den Worten entgegen ging:

„Du ſollſt eine Reiſe thun.“

Er ließ ihm keine Zeit, ſeine Verwunderung auszuſprechen, ſondern fuhr fort:

„Du ſollſt in das Bremiſche an der Weſer. Ich habe dort mehrere Bekannte, mit denen ich weitläufig verwandt bin. Wir ſtehen mit einander in Rechnung und können uns nicht klar machen. Das Hin- und Herſchreiben nützt zu nichts. An Ort und Stelle iſt Alles leichter zu überſehen. Ich habe Dir eine Vollmacht aufſetzen laſſen und hier iſt, was ich ſonſt an Papieren darüber habe. Der Knecht ſoll Dich nach Himmelpforten bringen und von da fährſt Du mit der Poſt. Folge in Allem meinem Willen und es ſoll Dein Schaden nicht ſein.“

Hinrich Smolt ſprach noch ein Langes und Breites von dieſer Angelegenheit. Jung Heithof war wie von einem Traum befangen und begriff nur, daß es unmöglich ſein würde, ſich den ertheilten Befehlen zu widerſetzen. Er rüſtete ſich zur Reiſe und hatte kaum noch Zeit, einen zuverläſſigen Boten nach dem Paſtorenhofe zu ſenden. Dir vier braunen Hengſte, die

für das schönste Gespann im Dorfe galten, fuhren im Fluge mit ihm davon.

Jung-Heithof wurde von den Freunden gut aufgenommen und als ein Hausgenosse angesehen. Sonst aber hatte Alles keinen rechten Schick. Keinem schien die Sache besonders am Herzen zu liegen. Einer wußte Dieses, der Andere Jenes nicht. Man verschob die Erörterung nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Woche zu Woche. Ein langer Monat war vergangen, ohne das etwas Entscheidendes geschehen war. Dagegen suchte man den jungen Mann mit Zerstreuungen aller Art hinzuhalten und machte offne und versteckte Anspielungen auf Verhältnisse, die mit einem Schlage jedes Hinderniß beseitigen und Alles zum Besten kehren könnten. Jung-Heithof begriff dies nicht, obgleich die Tochter vom Hause anwesend war und lebhaft erröthete. Jung-Heithof war den Bremer Freunden als eine wohlhabende Parthie empfohlen und es war dabei bemerkt worden, es sei gut, ihn dort so lange fest zu halten, als nur möglich, damit er einige Narrheiten, die er sich daheim in den Kopf gesetzt habe, wieder vergesse.

Die Lage des jungen Mannes wurde eine unerträgliche, zumal auch sein Gastfreund auffallend kälter wurde, als er sah, daß der eigentliche Zweck, den er

bei dieſer Zuſammenkunft vorausſetzte, ſich durchaus nicht erfüllte. Er ſchrieb einen langen Brief an Hinrich Smolt nnd verlangte, daß dieſer ärgerlichen Geſchichte ein Ende gemacht werde.

Aber auf dieſen Brief folgte keine Antwort. Der Empfänger konnte ihn nicht einmal leſen. Er lag bewußtlos auf dem Siechbette.

Der Herbſt war wieder da mit ſeinen Stürmen und Nebeln. Aus den Sümpfen ſtieg das Fieber auf und ſein giftiger Athem verpeſtete die Luft. Es griff ſtark um ſich und die Kunſt der Aerzte ſcheiterte in den meiſten Fällen. Die Furcht wuchs mit jedem Tage und der Aberglaube ſteigerte ſich bis in das Unerhörte.

Die Furchtſamſten ſteckten die Köpfe zuſammen und raunten ſich in das Ohr, es ſei gar nicht das Marſchfieber, ſondern etwas viel Schlimmeres. Der Teufel habe ein türkiſches Schiff dicht unter Land geführt, das habe zur Nachtzeit einen Wollballen auf den Deich geworfen. Eine Hexe habe ihn gefunden und zu Aſche verbrannt und aus dieſer Aſche ſei die Peſt entſtanden. Wo aber die Peſt herrſche, dahin komme auch der Peſtengel und horche an den Thüren Derer, die ſterben ſollten, und ſinge ſie in den ewigen Schlaf. Mit bebenden Lippen verbreitete ſich

dieſe Kunde von Mund zu Mund. Die Augen blickten ſtarr und die Kniee ſchlotterten, denn der Peſtengel war im Dorfe und konnte jede Stunde ſeine Opfer fordern, wann und wo er immer wollte.

Da hieß es eines Morgens, der Peſtengel hat an die Thür des reichen Hinrich Smolt geklopft und, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſtürzte das Geſinde zum Hauſe hinaus. Keine Bitten, keine Drohungen halfen und ſelbſt für dreifachen Lohn ließ ſich der ärmſte Tagelöhner nicht bewegen, in das Haus des Kranken zu gehen.

„An der Thür ſteht der Peſtengel und küßt Jeden, der bei ihm vorbeigeht," ſagte der Bettler, dem man reichen Lohn für ſeine Samariterthat verhieß. „Ich aber will leben."

Da erſchien die Pflegetochter des Paſtorenhofes, zum Ausgehen bereit, vor dem Vater und, ſeine Hand an ihre Lippen drückend, ſprach ſie:

„Ich komme, um Abſchied von Dir zu nehmen, Vater!"

„Wo willſt Du hin, liebes Kind?"

„Zu ihm, Vater. Zu ihm, den alle Welt fürchtet, weil er Niemand liebt; zu ihm, den alle Welt flieht, weil er in Todesnöthen liegt, zu dem kranken Manne auf Smoltenhof."

„Trina! Um Gotteswillen!“ rief der Paſtor erſchreckt!“ Du weißt nicht, was Du ſagſt und thuſt. Mutter! Mutter!“

„Die Mutter weiß Alles!“ ſagte Trina, die Wange des Vaters ſtreichelnd. „Sie hat mich angehört und unter Thränen ihre Einwilligung gegeben. Sei Du nicht härter, als die Mutter.“

„Kind! Du gehſt dem gewiſſen Tode entgegen. Und thuſt es um eines Mannes willen, der alle Deine jungen Lebenshoffnungen zerſtörte.“

„Ich bin Deine treue Schülerin, Vater!“ entgegnete ſie, „und darum bin ich ſtark im Glauben. Von Dir weiß ich den ſchönen Spruch: Liebet Euere Feinde, ſegnet, die Euch fluchen, thuet wohl Denen, die Euch beleidigen und verfolgen.“

„Mein liebes Kind!“ ſagte Paſtor Kieff bewegt und ſchloß die Jungfrau in ſeine Arme. „Ich ſtehe tief beſchämt vor Dir und klage mich des Kleinmuthes an. Gehe mit Gott, Kind, der dieſen Trieb in Deine junge Seele legte. Ich will ſelbſt Deine Schritte leiten. Mutter! Komm' und ſiehe, wie ein Engel von unſerer Schwelle ſcheidet.“

Die Mutter kam herbei mit verweinten Augen und ſchloß die Jungfrau in ihre Arme. Sie ſchieden tief erſchüttert und an der Hand des geiſtlichen Herrn

begann Trina Ehlers ihre Wanderung. Schweigend gingen sie neben einander her bis an das Heckthor. Als nun aber der Pastor mit ihr durch dasselbe eintreten wollte, wehrte sie ihn sanft ab und betrat den verhängnißvollen Raum."

Drinnen befand sich der Doctor. Er war außer sich vor Zorn, weil er den Kranken allein fand, und machte seinem Unmuthe Luft, als Trina bei ihm eintrat und sagte:

„Ich bin hier, um die Dienste einer Wärterin zu versehen. Weise Er mich an, was ich zu thun habe, und ich will gerne gehorchen."

„Die barmherzige Samariterin ist zur guten Stunde gekommen!" sagte der Doctor bei'm Scheiden. „Gott gebe Dir Muth und Glauben, damit Du bei dem schweren Werke nicht unterliegst."

Die Tage der Versuchung gingen vorüber. Der Müller von der Ritscher Mühle war als letztes Opfer gefallen; die Uebrigen kamen mit einem längeren oder kürzeren Siechthum davon. Unter diesen war der Besitzer vom Smoltenhof. Er saß, zum Scelett abgemagert, aufrecht in seinem Bette und, auf die Worte des Doctors hörend, sagte er leise:

„Und ich glaubte, es sei ein Engel, den der Herrgott zu mir armen Sünder gesandte, damit er mir beistehe in meiner großen Noth."

„Es ist auch ein Engel gewesen; denn wenige Menschenkinder möchte es geben, die so das Böse mit dem Guten zu vergelten wissen."

„Und wo ist sie, Doctor, damit ich ihr danke?"

„Sie begehrt des Dankes nicht und ist heimgegangen, da sie erkannte, daß ihre Hülfe hier nicht mehr nöthig sei. Jetzt, wo die Gefahr vorüber ist, sind Seine Leute wiedergekommen und es wird Ihm an Beistand nicht fehlen. Er aber hat es nöthig, an Seine Brust zu schlagen und auszurufen: Gott sei mir Sünder gnädig!"

„Gott sei mir Sünder gnädig!" wiederholte Hinrich Smolt, dem Doctor nachschauend, und fiel dann mit gefalteten Händen auf sein Lager zurück. Die Lippen bewegten sich noch, aber die Augen des Entkräfteten schlossen sich unwiderstehlich.

Allmählich kam das Weihnachtsfest heran und nach den vielen traurigen Ereignissen trat die Hoffnung in manches verwaisete Haus. Kurz vor dem Beginn der Festzeit hatte sich der Himmel aufgeklärt. Ein milder Frost machte die Wege gangbar und es

herrſchte ein fröhlicher Verkehr in der Gemeinde; ein Verkehr, der nicht in rohe Luſt ausartete, denn das überſtandene Unglück war noch in zu friſchem Andenken und erfüllte die Gemüther mit banger Scheu.

In dem Paſtorenhofe herrſchte eine friedliche Stille. Die Leute hatten ihre Gaben empfangen und ſaßen bei dem duftenden Reisbrei, den die Frau Paſtorin nach alter guter Sitte an dieſem Abende mit andern Leckerbiſſen ſtets aufzuſchüſſeln pflegte. Trina ſaß am Klavier, das der kunſtgeübte Schullehrer ſie ſpielen lehrte. Die Finger entlockten den Taſten einen frommen Choral und mit ſanfter Stimme ſang ſie:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der die Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die Dein Fuß gehen kann.“

Die Leute, welche draußen am Feſttiſche ſaßen, legten den Löffel aus der Hand und horchten andächtig auf den frommen Geſang. Ein Mann, der eben eingetreten war, näherte ſich der Stubenthür und blickte mit tiefer Bewegung auf das liebliche Bild,

das ſich ihm darbot. Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen und machten ſich Zeichen, denn ſie erkannten den Mann, der eben eingetreten war, und Jeder hatte ſeine Gedanken.

Der letzte Ton des Liedes verhallte. Der Paſtor nahm das Käppchen von dem ehrwürdigen Scheitel und betete leiſe. Sein Weib ſchloß das theure Pflegekind in ihre Arme und Beide hielten ſich feſt umſchlungen. Da trat der fremde Gaſt näher und ſagte, indem ihm die hellen Thränen über die Backen liefen:

„Nun laßt mich Amen ſagen! — Das war ein Lied, welches Herz und Nieren erfriſcht. Befiehl Du Deine Wege! — Ja, das will ich thun, ſo mir Gott zur Seligkeit helfen möge.“

Die Gruppe trat auseinander und der Paſtor ſagte mit unverhehltem Staunen:

„Herr Hinrich Smolt! Er kommt zu mir?“

„Ja, Herr Paſtor, das thue ich. Ich, der wiedergeneſene Hinrich Smolt, der ein Anderer iſt, als Jener, der mit jahrelangem Groll und Hader ſich und der ganzen Welt das Leben verbitterte. Das hat jenes Engelskind gemacht, das dort an Seiner Seite ſteht. Den Peſtengel hat ſie vertrieben, der mich ſchon mit beiden Armen hielt, und ich bin zwiefach, geiſtig und leiblich, von den Todten auferſtanden.“

„Willkommen am heiligen Weihnachtsfeste!“ sagte der Pastor, seinem Gaste die Hand reichend und ihn zum Sitzen nöthigend. Aber Herr Smolt lehnte dankend ab und sprach:

„Habe erst noch ein Gewerbe zu bestellen und bitte, daß Er mich geneigt anhört, auch mir mein Ansuchen nicht abschlägt, was mich tief betrüben würde.“

„Ich höre, Herr Smolt,“ sagte der Pastor, abermals überrascht und wollte noch Etwas hinzusetzen; allein der Hausmann ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern richtete sich gerade auf und sagte:

„Herr Pastor, und Sie, Frau Pastorin, ich komme hierher, um in aller Ehrbarkeit den Brautwerber zu machen. Da ist das junge Mädchen, die Trina Ehlers, des Seefahrers Carsten Ehlers eheleibliche Tochter. Mein Mündel, der Behrend Heithof, hat eine Neigung zu ihr gefaßt und begehrt sie zum Weibe. Nun komme ich mit der Bitte, daß Ihr ihm dies Ansuchen nicht weigern mögt, und stehe hier für ihn von Vaters und Mutters wegen. Sein Erbe habe ich ihm aufbewahrt und es verbessert, so gut ich konnte. Was aber der alte Hinrich Smolt, der keine Leibeserben hat, einst hinterläßt, das wird nach dessen Tode die Trina Eh-

lers erben, die das redlich verdiente, um der Liebe willen, welche sie mir entgegen trug, als ich sie im blinden Hasse von mir stieß."

„Amen! Amen! das werde wahr!" rief der Pastor aus voller Brust, und es gab ein Händeschütteln und ein Umarmen und ein Freuen, wie es hier im Dorfe lange nicht gehört und gesehen worden. Herr Hinrich Smolt aber, nachdem er der Frau Pastorin einen herzhaften Kuß gegeben hatte, rief mit lauter Stimme:

„Nun der Behrend Heithof als Bräutigam gnädig auf- und angenommen ist, wird die Jungfer Braut wohl erlauben, daß er sich selbst bedanken darf für die ihm widerfahrene Ehre. Hat mich wissen lassen, daß er von der Weser her unterwegs sei, und ich glaube, daß er noch zeitig genug kommt, um seinen Antheil am Reisbrei zu erhalten."

„Hier bin ich schon!" ertönte die helle Stimme Jung-Heithofs, und er flog mit offenen Armen der Braut entgegen, die mit einem Freudenschrei an seine Brust sank.

Manche Fluth- und Ebbezeit war an den hohen Marschdeichen vorüber gerollt. Der Besitzer von

den Sohn Deines ehemaligen Backsmaaten zum Manne bekommen. Und nun Du das weißt, lasse ich die Cariole anspannen und fahre Dich hinaus nach dem Eigenthum Deines Kindes, das für Dich eine Heimath des Friedens werden soll."

Und als am Abend die untergehende Sonne die dichtbelaubten Bäume vergoldete, welche vor dem Eingange von Smoltenhof standen, saßen drei glückliche Menschen in deren Schatten und sahen sich an und liebten sich.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Binnen der rothen Tonne.

Dritter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in den meisten Leihbibliotheken vorräthig zu finden sind:

Alexis, Willibald, Der Roland von Berlin. 3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1½ Thlr.

Alexis, Willibald, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, oder. Vor fünfzig Jahren. Vaterl. Roman. 2. Aufl: 5 Bde. Geh. 2½ Thlr.

Alexis, Willibald, Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländ. Roman. Dritte Volks-Ausgabe. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Alexis, Willibald, Der Wärwolf. Vaterländischer Roman. (Fortsetzung von: „Die Hosen des Herrn von Bredow.") Zweite Volks-Ausgabe. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Alexis, Willibald, Der falsche Woldemar. Zweite Volks-Ausgabe. 3 Bde. Geh. 1½ Thlr.

Alexis, Willibald, Dorothe. Ein Roman aus der Brandenburgischen Geschichte. 3 Bde. Geh. 1½ Thlr.

Douai, Adolph, Land und Leute in der Union. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Golz, Bogumil, Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Zweite Aufl. in eleg. farb. Umschlag geh. 1 Thlr.

Golz, Bogumil, Physiognomie und Charakteristik des Volkes. Geh. 1 Thlr.

Golz, Bogumil, Zur Charakteristik und Naturgeschichte des deutschen Genius. Zweite Ausgabe von „Die Deutschen." 2 Theile in 1 Band. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Golz, Bogumil, Typen der Gesellschaft. Ein Complimentirbuch ohne Complimente Dritte Ausgabe. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr.

Golz, Bogumil, Die Bildung und die Gebildeten. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr.

Harrer, M., Der arme Tom. Roman. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Maron, Dr. H., Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Binnen

der rothen Tonne.

Novellenbuch der Niederelbe.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Ein Admiralitätslootſe.

Ein Admiralitätslootse.

Junges, lediges Volk war von Hamburg und aus See in Cuxhafen angekommen, das wollte sich einen lustigen Tag machen. Darum gingen sie nach der Schenke zum Engelsmann, die nun längst verschollen ist, und sagten zum Wirth:

„Heute Abend laßt aufspielen und laßt alle Dirnen holen, die Beine haben, wir wollen flott tanzen und trinken.

Da rieb sich der Wirth vergnügt die Hände. Er schickte nach dem lahmen Geiger und dem blinden Flötenbläser, steckte lange Talglichter auf die eisernen Wandleuchter und sperrte die Thüren weit auf.

Die Gäste kamen nach und nach. Die Dirnen von der nächsten Nähe; die Matrosen aus der Havannah, aus der Mittellandssee und wer weiß, woher noch. Lauter wurde es mit jedem Augenblicke und als der abgedankte Postillon mit der rothen Nase sein Horn vor der Thür blies und dann nach dem

Muſikantentiſch hinkte, kannte die Luſt keine Gränzen mehr.

„Anfangen!“ rief der Wirth und ſchlug die Hände zuſammen. Das Orcheſter gehorchte.

„Da ſind ſie Alle!“ ſchrie ein luſtiger Matroſe. „Die Liesbeth, die Trina, die Grete! Aber . . .“

Er hielt inne und ſah ſich nach rechts und links um:

„Sie iſt nicht da!“ ſetzte er ſeine Rede fort, und die Andern, die ihn verſtanden, fragten laut den Wirth:

„Engelsmann, wo iſt die Janna?“

Ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, fragte ein hierorts nicht heimiſcher Matroſe:

„Wer iſt die Janna?“

Die Schönſte von allen Dirnen zehn Meilen in der Runde!“ war die Antwort. „Eine Dirne, wie Milch und Blut; ſüß wie Honig und reſolut wie ein Hochbootsmann nach dem erſten ſteifen Glaſe.“

Die Liesbeth zupfte der Grete am Rock und flüſterte ihr zu:

„Nun höre Den da! Sollte man nicht glauben, die Janna ſei vom Amtmannshofe, oder gar eine Capitainstochter! Und iſt doch nur eines Jollenführers Waiſen-

kind mit einer großen Aussteuerkiste, worin drittehalb Hemden liegen."

„Anderthalb nur!" entgegnete die Grete. „Sie ist arm, wie eine Kirchenmaus. Alles will sie mit ihrem schönen Gesicht zwingen. Als ob wir ..."

Die Grete stockte, denn die Liesbeth sagte:

„Ich weise Alle ab, die zu mir kommen, weil sie die Janna nicht haben können. Wollen auch zeigen, daß wir unsern Kopf für uns haben."

„Heda, Liesbeth!" rief der Matrose, der vorhin nach der Janna fragte. „Willst 'nen Hopser?"

„Einen Hopser? Den habe ich lange nicht getanzt!" sagte sie, einschlagend. „Da ist meine Hand. Aber nicht zu langsam!"

Die Luft war im vollen Gange. Die Luft wurde heißer; die Lichter brannten trüber. Die Matrosen tranken die Gläser leer und der Wirth schenkte sie wieder voll. Einer that es dem Andern zum Schabernack und das Spiel wollte nicht enden.

Da trat eine zierliche Rundjacke ein; das ostindische Seidentuch leicht um den Hals geschlungen und den Strohhut auf das linke Ohr. Die vergoldeten Knöpfe an der Jacke leuchteten hell, aber noch heller lachte das ganze Gesicht, als er auf das schöne Mädchen blickte, welches er am Arm hatte.

„Hollah Ahoi!“ rief er eintretend. „Schwenkt Euch einen halben Strich Backbord ab, damit wir vollbrassen und in die Linie hineinschießen können. Das will es thun! Vorwärts mit der Musik!“

„Trara! Trara!“ blies der Postillon und lustigen Sinnes flog das neu hinzugekommene Paar allen Andern voran.

„Nun kann ich mich zusammen nehmen!“ sagte der Wirth zu einem Nachbar, der ihm öfters hülfreiche Hand leistete. „Das ist der junge Franz Meiners mit der Janna. Dem ist Nichts gut genug und er will immer aufgewartet sein, als ob er der Capitain eines Dreideckers wäre. Nun, er hat es ja dazu. Da ist er schon. Guten Abend, Steuermann Meiners. Was steht zu Diensten?“

„Negus von Portwein, Engelsmann, und für meine Tänzerin ein Glas vom süßen. Du hast doch süßen?“

„Alten Malaga, Steuermann Meiners,“ antwortete dieser und brachte die vollen Gläser. „Wohl bekomme es Euch!“

Nun trinke, Janna, und lasse es Dir schmecken! Nachher machen wir einen Galop!“ sagte Franz Meiners, ihr das Glas darreichend. „Denke, daß der Jürgen Wulff nichts dagegen hat.“

„Was geht Den mein Tanzen an?“ fragte sie schnippisch und wies den Wein zurück.

„Nun, ich dachte! Weil Ihr denn doch von Kindesbeinen an zusammen gewesen seid und weil er halb und halb Dein Bräutigam ist . . .“

„Wer hat das gesagt?“

„Die alten Muhmen und Basen tragen es von Haus zu Haus. Eigentlich ist es ein lustiges Stück von einer Dirne, ohne den Bräutigam zum Tanze zu gehen. Sie werden Dir wieder Eins anhängen.“

„Ich frage nichts nach den losen Mäulern der neidischen Dirnen!“ sagte Janna erregt. „Ich bin frei und kann gehen, wohin es mir beliebt. Dich habe ich durchaus nicht zum Tänzer verlangt, sondern Du hast vor der Thür auf mich gelauert und mich bei'm Arm genommen, ohne mich zu fragen. Jetzt lasse ich Dich stehen mit sammt Deinem Wein und wenn Du zehen Mal der Steuermann Meiners bist, der noch durch das Examen muß, so gut, als der dumme Jürgen.“

„Der dumme Jürgen!“ lachte Franz Meiners laut auf. „Ein Kerl, der von seinem Mädchen der dumme Jürgen genannt wird, ist mir nicht gefährlich. Lasse Du den Jürgen Wulff laufen, Janna. Wir Beiden

passen weit eher zusammen und Frau Capitainin klingt besser, als Frau Lootsin, oder so etwas dergleichen." Die Augen des Mädchens leuchteten hell. „Ist das Dein Ernst, Franz Meiners?"

„Warum denn nicht? Ich habe hierorts das schönste Haus und bekomme das schönste Schiff, warum soll ich nicht auch die schönste Frau haben? Aber nun fängt der Galop an! Laßt uns allstunds vollbrassen."

Und dahin flog das jugendlich-schöne Paar in das dichteste Gedränge. Die Uebrigen flogen hintendrein und die Luft war im Steigen.

An demselben Abend, wo es in der Engelsmannsschenke lustig herging, war es draußen trübe und naßkalt. Der südliche Wind kam über den Deich und warf sich auf die wogende Elbe, die grollend und tollend eine Welle über die andere hinwarf.

Ein alter Mann, der in seiner engen Stube am Webestuhl saß, horchte einige Male auf und sagte vor sich hin:

„Ich glaube, der Wind geht noch mehr nach Süden. Spüre es an dem Zuge vom Fenster her. Das ist nicht gut. Südwind am Michaelistage bedeutet nichts Gutes. Als mein armer Bruder Niklas am

Michaelistage in die weite Welt ging, blies auch der Wind aus Süden. He! Jürgen! Jürgen Wulff! Der Junge hört mich gar nicht! Ich glaube, er ist eingeschlafen."

„Nein, Wulff-Ohm!" erscholl es aus der einen Ecke her. „Ich habe beide Augen weit aufgerissen."

„Warum sitzest Du denn da und fängst Grillen?" Der Tanz in der Engelsmannsschenke hat gewiß längst angefangen und Du bist noch immer hier."

„Ist mir nicht tanzlustig zu Sinn, Wulff Ohm!" sagte der junge Mann aufstehend und zum Webestuhl tretend. „Die Janna würde mich wieder von oben bis unten ansehen, bevor sie mir aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie es nennt, einen Tanz zusagte, oder sie läßt mich ganz und gar stehen und schilt mich wieder den dummen Jürgen. Lieber bleibe ich hier."

„Dann fasse Dir ein Herz und gieb sie ganz und gar auf, Jürgen Wulff!" sagte der Alte. „Die Janna hat Dir schon so vieles Herzeleid bereitet, daß es nicht auszusprechen ist, und außerdem würdet Ihr ein Hungerleben führen, denn arm seid Ihr Beide. Wenn aber ein hochmüthiges Weib darben soll, ist sie ein doppelter Teufel und der Mann hat die Hölle auf Erden. Nimm guten Rath an, Junge, und lasse sie laufen."

„Kann ich denn?“ fuhr Jürgen Wulff auf. „Tausend Mal habe ich mir gesagt, Du bist ein jammervoller Weiberknecht und verdienst es, daß sie Dich den dummen Jürgen nennen. Dann steigt mir das Blut zu Kopfe. Ich verschwöre Seele und Seligkeit, daß ich sie nicht wiedersehen will, und renne deichlängs bis an den Strand von Duhnen, oder sonst wohin. Wenn es dann aber ruhiger in mir wird, treibt es mich heimwärts und ich gehe zu ihr, lasse mich von Neuem necken und hänseln und gebe noch gute Worte obenein. Sie hat mich vollständig in ihren Banden; ich kann nicht los von ihr. Ach, Wulff-Ohm, es ist ein jämmerliches, erbärmliches Leben.“

Der junge starke Mann war von den Empfindungen, die in ihm wogten, so erschüttert, daß er zitterte. Er hielt sich am Webestuhl aufrecht und sah vor sich nieder. Eine Thräne rollte ihm über die Backen:

„Die Janna ist mein Unglück, Wulff-Ohm. Ich weiß es und kann doch nicht von ihr lassen. Und wenn ich ihre alte Muhme, die Mieken-Möhm, ansehe, kommt es über mich, wie Hexenkunst. Ich glaube, sie haben es mir angethan ...“

Der Alte fuhr erschrocken auf: „Junge! Was sprichst Du da? Gestern vor Mitternacht fing unser

ſchwarzer Hahn an zu krähen und ſchlug ſo laut mit den Flügeln, daß die Hühner zu gackern anfingen. Iſt das ein natürliches Ding? Wenn die Hähne vor Mitternacht krähen und alte Weiber die Karten dazu legen, iſt ein Unglück im Anzuge. Und Mieken-Möhm hat geſtern Abend ſpät die Karten gelegt, das weiß ich. Als mein Bruder Niklas in die weite Welt ging, hatte auch am Abend vorher in unſerm Hauſe eine alte Magd ſpät die Karten gelegt und im ganzen Orte krähten die Hähne vor Mitternacht. Es war eine gräßliche Begebenheit."

Wulff-Ohm ſchwieg und brütete über das Unglück, welches krähende Hähne und kartenlegende Weiber anrichten können. Er war ſtets böſe auf die Muhme, und ſuchte ſie doch ſtets auf, weil er von ihr nicht laſſen konnte. In dieſen beiden Alten verſchmolzen ſich das Kartenſchlagen und der Aberglaube auf eine wunderbare Weiſe."

Jürgen Wulff hatte ſich bei ihm niedergelaſſen und in der Meinung, der Alte höre ihm zu, ſprach er zu dieſem:

„Und manchmal kann ſie wieder ſo freundlich und ſo lieb ſein, daß man glauben möchte, ſie denke an keinen Menſchen auf der Welt, als nur an mich allein. Sie ſieht mich an, daß es mir in das Herz hinein

geht und ich weinen muß, ich weiß selbst nicht warum. Dann giebt sie mir die Hand und es ist gerade so, wie an jenem Tage, da sie mit uns hinaus zum Fischen war und ich sie vor dem Ertrinken schützte, als die Nordwestbö unsere Jolle kenterte. Das war ein Tag! Leere Netze, aber ein Herz, voll zum Ueberlaufen. Wißt Ihr es noch, Wulff-Ohm? Ihr war't auch dabei."

Aber Wulff-Ohm antwortete nicht. Er saß in Gedanken am Webestuhl und die vergangenen Tage zogen in einzelnen Bildern an ihm vorüber. Es war ein wirres Durcheinander, das zuletzt wie ein falsches Luftgebilde sich auflöste und den Alten emporschreckte.

„Will noch 'nen Gang weggehen!" sagte er vor sich hin und fuhr in die abgetragene Friesjacke, die neben seinem Sitze lag. „Muß hören, was die alte Frau mit den Kartenblättern sagt, und will dann von dem Meinigen dazu thun, was ich weiß. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß ein Unglück im Anzuge ist. Zeichen und Wunder geschehen aller Orten und man muß thun, soviel man kann, um es zu verhindern."

Der Wind rüttelte an das Fenster, das nur schwach in seinen Angeln hing. Eine Scheibe fiel klirrend zu Boden und Jürgen Wulff fragte aufspringend:

„Wo wollt Ihr hin?“

„Komme bald wieder!“ lautete die abweisende Antwort. „Und wenn Du doch nicht weggehst, sieh' im Hause nach dem Rechten. Sorge, daß das Feuer gut gelöscht wird auf dem Herde, denn es giebt eine stürmische Nacht und mit Feuer und Wasser ist nicht zu spaßen.“

Der Oheim entfernte sich und Jürgen Wulff blieb bei der trüben Lampe sitzen, einen scharfen Dorn im Herzen.

Die Schiffer Hannes Brunswiek und Peter Wulff waren gute Freunde gewesen. Eigentlich war der Letztere bei dem Brunswieker in Lohn und Brod, allein dieser hatte die Schulfreundschaft nie vergessen und hielt treulich zu ihm. Hatte selbst nicht viel der Hannes Brunswiek, allein er theilte redlich mit dem bewährten Freunde und sprach ihm guten Muth ein, so oft Jener an die alten Tage dachte, und wie es mit seinem Jungen, dem Jürgen, werden sollte, wenn er einmal auf und davon müßte, bei Sturm und Regen, bei Nacht und Nebel, wie es den armen Küstenschiffern auf den Banken und Untiefen wohl zu gehen pflegt.

Und Hannes Brunswiek löste dieses Wort. Als

sein Freund Peter Wulff in einer Herbstnacht von den brandenden Wellen über Bord gerissen wurde und nicht wieder zum Vorschein kam, nahm er den Jürgen bei der Hand und sagte: „Hier ist fortan Dein Haus und so lange noch ein Stück Brod darin zu finden ist, bekommst Du Deinen Theil davon.“ Das ist redlich gehalten worden, bis der Hannes Brunswiek das Zeitliche gesegnete. Da kam der Mann, den das Amt der Janna als Vormund gesetzt hatte, und sagte: „Unnütze Mitesser kann ich hier nicht dulden. Du hast noch einen Ohm, der sein Haus und seinen Webestuhl hat; bei dem wirst Du nicht verhungern.“ Die Janna hörte es. Sie war ein eigensinniges, trotziges Kind und hatte dem Jürgen, der sich in seiner Gutmüthigkeit Vieles gefallen ließ, oft hart mitgespielt. Als sie nun aber den armen Jungen sah, mit dem Bündel in der Hand, laut schluchzend und keines Wortes mächtig, flog sie auf ihn zu, hielt ihn mit beiden Armen fest und sagte: „Er soll hier bleiben! Er soll! Der Vater hat es gewollt und ich will es auch!“ Der Vormund lachte und machte der Geschichte dadurch ein Ende, daß er den Jungen bei der Hand nahm und zu dem Oheim brachte. Die Janna war nicht zu beruhigen und wollte ihn wiederholen; aber, als sie anderen Tages in das Haus des Wulff-Ohm

trat und gewahr wurde, wie der Jürgen am Webestuhle saß und sich nicht zu helfen wußte, nannte sie ihn den dummen Jürgen und lief davon.

Der Jürgen paßte nicht für den Webestuhl. Der Oheim sah es ein und ließ ihm die Wahl. Da ging der Bursche hinaus mit den Lootsen und Fischern um magern Lohn und geringe Kost. Er war unverdrossen zu jeder Zeit, hatte ein gutes Auge für Wind und Wetter und ein glückliches Gedächtniß für alle Zeichen und Marken, für die Tiefen des Wassers, für die Lage der Sande und Alles, was sonst einem Manne zu wissen nöthig ist, der einen tüchtigen Lootsen abgeben will.

In seinem Kopfe durchlebte er in der einsamen Stube noch einmal alle die Jahre der Mühsal und der Entbehrungen. Seine Phantasie wurde angeregt und unwillkührlich lieh er den Gedanken Worte:

„Das glaube ich! Wenn ich erst auf einem Halbdecke stehe und mein erstes Schiff binnen lootse. Dann wird sie mich nicht mehr über die Achseln ansehen. Ich bin dann ein Mann bei der Stadt und kann mir etwas einbilden. Und dann bringe ich auch etwas vor mich. Ich weiß, daß ich zu etwas Tüchtigem komme. Aber wenn ich die Janna nicht kriege, muß ich verkümmern, wie ein Baum, dem man die

Wurzel abſägt. Es gönnt mir auch Jedermann die Dirne, weil ſie wiſſen, daß wir von Kindesbeinen an zuſammen geweſen ſind, und nur Einer iſt mir im Wege! Einer!“

Er hielt inne; aber der zornige Ausdruck ſeines Geſichtes gab Kunde von der Aufregung in ſeinem Innern:

„Wie hochmüthig mich der Kerl anſieht, wenn er bei mir vorbeigeht! Und die alberne Dirne, die Janna, läßt ſich von ihm beſchwatzen und glaubt an ſeine Ehrlichkeit. Ich habe es ihr geſagt, daß dieſer Franz Meiners ihr böſer Geiſt iſt, der ſie in's Unglück bringt; aber ſie lacht mich aus und hinterher befiehlt ſie mir, kein ſolches Wort zu ſprechen, oder ihr nie mehr vor die Augen zu kommen. Bislang habe ich es gethan, aber länger halte ich es nicht aus, und wenn mir der junge Uebermuth noch einmal quer über den Weg gelaufen kommt, wie in der vorigen Woche, ſtelle ich ihm ein Bein. Mag er dann niederſtürzen, meinetwegen kopfüber von dem Deich in die Elbe; bin ich ihn doch los.“

Es entſtand eine Pauſe. Das Bild, welches er eben entwarf, trat in den grellſten Farben vor ſein inneres Auge und er ſagte, ſich ſchüttelnd:

„Sein Tod wäre auch der meinige. Es würde

an den Tag kommen und ich müßte dafür mit meinem Kopfe büßen. Pah! Was frage ich nach dem Leben, wenn sie es mir täglich verbittert? Ich mag es nicht und werfe es hin für den Genuß, mich gerächt zu haben. Was ist mir die Welt?"

Der Platz am Webestuhl, wo der Oheim zu sitzen pflegte, fiel ihm in die Augen. Die Bitterkeit verlor an Ausdruck und nachdenklich sagte er:

„Aber der schwache, hülflose Mann, der mir viele Jahre ein treuer Vater war und der sich nun auf meine starken Schultern stützen will? Er kann mich nicht missen, und würde im Elend umkommen, wenn er mich nicht mehr hätte. Armer Wulff Ohm! Ich bin eine morsche Stütze; sie wird zusammenbrechen, ehe es Jemand denkt."

Den Kopf in die Hand gestützt, saß der Träumer da. Der Wind frischte immer mehr auf. Die großen Regentropfen schlugen auf das hölzerne Dach:

„Eine böse Nacht wird es geben. Der alte Mann kann in der Dunkelheit irre gehen. Ich will ihm nach. Zur Stunde sind diese Arme noch stark genug, ihn zu halten. Weiß, wo er sitzt. Er hat die Mieken-Möhm aufgesucht, die sich von dem schwarzen Hahn erzählen läßt und ihm die Karten dazu legt. Und mitten in all' dem Spuk erscheint ihm dann sein

Bruder Niklas, der nun schon viele, viele Jahre fort ist und gewiß lange in fremden Landen begraben liegt. Muß ein seltsamer Bursche gewesen sein, dieser Niklas. Ruhig und geduldig zur Winterszeit. Fleißig und unverdrossen von dem frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht; von Niemandem Etwas fordernd und Jedermann gefällig. Aber wenn der Herbst und das Frühjahr in's Land kamen, wurde es lebendig in ihm. Wenn die Störche und die Schwalben weit weg von uns zogen, wer weiß, wohin, dann konnte er keine Ruhe finden. Er mußte fort und kein Gewalt hielt ihn zurück. Meilenweit lief er in das Land hinein, und kam oft erst nach mehreren Tagen wieder heim. So trieb er es alljährlich, worauf Keiner mehr achtete, bis er von der letzten Wanderung nicht wiederkehrte. Hin ist hin! Aber dem Wulff Ohm macht es noch immer viel zu schaffen."

Eine scharfe Regenbö zog über den Deich hin, und prasselte auf das Dach nieder. Jürgen Wulff schüttelte sich und, die Jacke zusammen ziehend, sagte er:

„Da stehe ich und schwatze und träume von Dingen, die mich nichts angehen, während der alte Mann draußen auf den schlüpfrigen Wegen ein Unglück haben kann.' Zum Tanz in die Engelmannsschenke mochte ich nicht, aber um dem alten Mann zu stützen,

kann ich wohl noch nach dem Brunswiek'schen Hause gehen."

Er schritt zu, so rasch, als es die Dunkelheit gestatten wollte. Er hatte noch einen andern Grund, der ihn vorwärts trieb, wenn er ihn auch nicht auszusprechen wagte. Es war die Hoffnung, die Janna zu sehen, wenn sie vom Tanze heim käme; die schöne, störrische, eigensinnige Dirne, an die er mit tausend unsichtbaren Banden gekettet war.

Einstöckig war das Haus der Janna Brunswiek und hatte ein hohes, spitzes Dach. Man hätte es eher eine Kathe nennen können, wenn es nicht mitten in Cuxhafen stand, wo sie keine Kathen, sondern nur Häuser haben wollen, und wo das Wort: „Dein Haus ist eine Kathe!" ein Schimpfwort ist. Ein Ueberfluß an Räumlichkeiten war nicht vorhanden, und die große dunkle Stube, die da anfing, wo die Hausdiele endete, diente nicht nur zu allen häuslichen Zwecken, sondern war zugleich „die beste Dönse," wohin man die Gäste führte, und worin der alte Hannes Brunswiek seine Freunde bewirthete, wenn sein Hochzeitstag, oder ein sonstiges Fest begangen wurde.

Mitten in der Stube stand der schwere Eichentisch. Auf demselben befand sich ein eiserner Drahtleuchter

mit einem trübe brennenden Talglicht, und daran saßen sich gegenüber Wulff-Ohm und die Muhme Marie, welche von Jung und Alt Mieken-Möhm genannt wurde.

Wulff-Ohm saß mit vorgebeugtem Leibe da, den Kopf in beide Hände gestützt, und sah unverwandt auf die alte Frau im schwarzen Jäckchen und mit dem blendend weißen Kopfzeuge, unter welchem einzelne graue Haare hervorsahen. Vor ihr lagen mehrere Kartenblätter bunt durcheinander, welchen sie eine große Aufmerksamkeit schenkte.

„Was sagt Sie nun, Mieken-Möhm?" fragte Wulff-Ohm. „Sie hat noch den König mit der großen Perrücke dazu bekommen. Den König mit dem spitzen Gesicht hat Sie schon zur linken Hand. Zwei Könige zu gleicher Zeit . . ."

„Zwei Könige sind zwei Freiwerber, Wulff-Ohm," antwortete die alte Frau mit eintöniger Stimme. Sieht Er hier die Dame mit der Blume in der Hand? Das ist die Braut."

„Die Janna Brunswiek!" sprach der Alte vor sich hin. „Die Dirne mit dem glatten Gesicht und dem eisernen Kopf."

„Ich habe es nicht gesagt, daß es die Janna ist!" fuhr die Muhme auf. „Aber wenn es Gottes Wille

ist, daß sie die Braut wird, welche jene bunte Dame vorstellt, werden wir nichts dagegen thun können und wollen es auch nicht. Die Janna ist eine aparte Dirne, die ihren eigenen Weg geht."

„Weiber, die ihren eigenen Weg gehen, kommen öfters zu Fall," sagte er. „Je höher man gestiegen ist, je tiefer muß man herunter. Hat Sie nicht gehört, daß der schwarze Hahn schon wieder vor Mitternacht krähte?"

Die Muhme war so sehr mit ihren Karten beschäftigt, daß sie auf die Frage des Alten nicht achtete. Sie legte die Karten rechts und links und schrie dann plötzlich laut auf:

„Da sind sie alle Beide!"

„Wer denn?" fragte Wulff-Ohm hastig und beugte sich noch mehr vorne über.

„Die beiden Freier! Zwei Buben mit trotzigen Gesichtern und einer blanken Axt in der Hand. Es wird Blut geben, Nachbar."

„Mein Jürgen und der Franz Meiners sind ein paar grimmige Gesellen und Beide darauf versessen, die Janna zum Weibe zu bekommen," sprach Wulff-Ohm. „Sage Sie mir, was die Dirne eigentlich denkt? Ich traue ihr nicht. Sie meint es mit Keinem von Beiden ehrlich. Die wilden Enten kamen

heute aus dem Dänischen herüber geflogen, und Sie weiß, daß es eine schwere Zeit bedeutet, wenn die Enten schnattern und mit den Flügeln das Wasser schlagen. Sie schwammen in einem dichten Haufen zusammen, und ein Tummler, der aus dem Strome tauchte, sprang darüber weg. Fisch und Vogel im Kampf. Es ist nichts Natürliches damit, Mieken-Möhm. Die Freier tragen eine Axt in der Hand und zwischen ihnen liegt das Herzen-Daus. Zwei Kerle und ein Herz. Was wird die Folge sein?"

„Das Herz muß brechen!" war die Antwort der Alten, und der Ton, womit sie diese Worte sprach, klang dumpf und hohl.

„Es wird brechen!" wiederholte der Oheim. „Und wenn es bricht, wird es die Andern, die es gebrochen haben, verfluchen und verdammen. Sage Sie mir, Mieken-Möhm, wer es ist, dessen Herz brechen muß?"

Die Alte war im Begriff, zu antworten, als die Thür aufgerissen wurde und Jürgen Wulff mit dem Ausrufe eintrat:

„Guten Abend beisammen!"

„Jesus, der Jürgen!" schrie Wulff-Ohm laut auf und die Muhme fügte hinzu:

„Ich wollte es nicht sagen; aber der eine Bube liegt verkehrt, und er ist es, der daran glauben muß."

„Nun freilich bin ich es!“ entgegnete Jürgen Wulff, vollends eintretend. „Wer soll es auch anders sein? Die Janna kommt so zeitig nicht, denn in der Engelmannsschenke geht es noch lustig her. Es wird dort gefiedelt und trompetet nach Herzenslust und der Franz Meiners hat eine ganze Tonne Bier zum Besten gegeben.“

„Was willst Du hier, Junge?“ fragte der Oheim mit einem tiefen Athemzuge nicht ohne Verlegenheit.

„Was ich hier will?“ fragte Jener zurück. „Hört Ihr denn nicht, wie der Sturm das Dach schüttelt und der Regen gegen die Fenster schlägt? Es ist eine böse Nacht geworden und Ihr wäret nicht auf den eigenen Beinen nach Hause gekommen. Nun rüstet Euch; es ist die höchste Zeit.“

„Ich kann nicht, Jürgen Wulff!“ sagte der Oheim leise. „Da liegt das blutende Herz und die Freier haben eine blinkende Axt in der Hand. Es ist mir in die Beine gefahren. Mußt einen Augenblick Geduld mit mir haben.“

„Ihr macht mir den alten Mann ganz verwirrt mit Euern Narren!“ sagte der junge Lootse unwirsch zu der Muhme. „Laßt ihn in Ruhe und treibt Euern Spuk, wenn Ihr allein seid. Kommt, Ohm, kommt!

Das Wetter wird immer ärger und ich bringe Euch dann nicht von der Stelle."

Mieken-Möhm hatte sich erhoben und sah mit zornfunkelnden Augen auf den jungen Mann, der diesen Blick nicht zu ertragen vermochte:

„Unterstehst Du Dich, eine alte Frau zur Rede zu stellen und ihr zu befehlen, was sie thun und lassen soll? Treibst Du Deinen Spott mit Dingen, von denen Du nichts verstehst, und lachst, wenn uns Andern vor Schrecken die Haut schaudert? Siehe zu, daß es nicht über Dich kommt, wie ein feueriger Regen, der vom Himmel herabstürzt, und daß die Axt, die durch die Luft fliegt, Dir nicht die Stirn zerschmettert."

Die Alte schien, während sie im hellen Zorn diese Worte sprach, aus der Erde empor zu wachsen und stand mit einer furchtbaren Drohgebehrde vor dem erschrockenen jungen Mann. Wulff Ohm hatte sich mit einiger Anstrengung erhoben und, sich an seinen Neffen anklammernd, sagte er:

„Ich kann gehen, Jürgen. Laß uns machen, daß wir fortkommen. Das Haar kriecht mir auf dem Kopfe Ist das eine Nacht."

„Was geht hier vor?" erklang plötzlich die helle Stimme der Janna, und diese trat mitten in die Stube. Sie warf die wollene Decke, welche sie, um

sich vor dem Wetter zu schützen, als einen Mantel umgeschlagen hatte, von sich und ging auf ihre Muhme zu, die sich bei dem Anblick der jungen Dirne, welche sie fürchtete, scheu zurückzog.

„Du hast wieder Dein Spiel mit den Karten getrieben, obgleich ich es Dir verboten habe. Ich will Dein Prophezeihen und Dein Predigen vor den Leuten nicht länger geduldig anhören. Du machst mir alle alten und jungen Narren im Orte rebellisch und bringst nichts als Unheil zu Wege."

„Das ist ein schlechtes Wort, Janna Brunswiek!" sagte Wulff-Ohm, der sich etwas gesammelt hatte. „Soll ein so junges Ding einen Mann, wie mich, einen alten Narren schelten?"

„Warum gebt Ihr Euch mit Narrenwerk ab?" entgegnete sie rasch. „Aber der Eine ist, wie die Andere. Ihr und die Muhme solltet eigentlich zusammen eine Wirthschaft führen. Ihr würdet eine gute Kundschaft bekommen."

Der Alte war nahe daran, Etwas zu erwiedern, aber der Jürgen legte ihm die Hand beschwichtigend auf den Arm, und sagte zu dem Mädchen:

„Laß es gut sein, Janna! Du siehst, wir sind eben daran, nach Hause zu gehen, und morgen früh

iſt Alles vergeſſen. Wir wollen nicht in Unfrieden ſcheiden."

„Biſt Du auch da?" fragte ſie mit aufgeworfenen Lippen. „Zum Tanze biſt Du nicht gekommen. Haſt Dich wohl vor den Andern gefürchtet, denen Du aufſäſſig biſt, weil ich mit ihnen tanze und Du das leere Nachſehen haſt? Ja, es ſind reſolute Burſche dabei, die ſich nicht die Butter vom Brode nehmen laſſen."

„Das thue ich auch nicht!" ſagte er aufwallend. „Soll es Keiner verſuchen, und mir Etwas nehmen wollen, was ich nicht freiwillig geben will. Und Dich, Janna, Dich bitte ich, ſoviel ich nur bitten kann, ſage mir kein ſolches Wort wieder. Ich habe Vieles von Dir hingenommen, und werde es auch noch länger thun, um der Liebe willen, die ich für Dich im Herzen trage, und von der Du gar nicht weißt, wie tief ſie darin ſitzt. Aber von Furcht mußt Du nicht reden, und daß ich vor den Andern davon laufe, mußt Du auch nicht ſagen. Und wenn Du meinen Namen nennſt und ſetzeſt das böſe Wort hinzu, das meine Galle aufregt und worüber die Andern lachen .... Höre, Janna, das thut nimmer gut."

„Willſt Du mir drohen?" rief ſie aus, und Zornesröthe brannte auf ihren Wangen. „Sage es,

daß Du es thust, und ich werde Schutz zu finden wissen."

„Du hast ihn schon gefunden, Janna Brunswiek," sagte Franz Meiners. Er war gleich nach ihr auf der Schwelle erschienen und trat jetzt vollends ein.

„Jesus! Da sind sie Beide!" schrie Mieken-Möhm entsetzt. „Die beiden Buben mit den Aexten, und die Janna zwischen ihnen ist das blutende Herz."

Sie klammerte sich in ihrer Angst fest an Wulff-Ohm, der den Eintretenden fest anblickte und zu seinem Neffen, der eben losbrechen wollte, sagte:

„Was kümmerst Du Dich um eine Dirne, bei der das Jungvolk hinter den Thüren lauert und gleich zur Hand ist, wenn sie mit dem Finger winkt. Geh' mit mir, Jürgen Wulff. Es ist nicht passend für Dich, daß Du länger hier bleibst."

Janna Brunswiek hatte sich von ihrem Staunen noch nicht gesammelt. Sie blickte unverwandt nach dem eingetretenen Franz Meiners, der eine herausfordernde Stellung annahm, und erst, als sie die letzten Worte des Oheims hörte, faßte sie einen Entschluß. Sie rief dem Jürgen Wulff zu, der Miene machte, sich zu entfernen:

„Du sollst bleiben! Ich will es haben, daß Du bleiben sollst!" und sagte darauf zu dem Andern:

„Wie kommst Du hierher? Schon vor der Thür der Engelmannsschenke hieß ich Dich gehen und draußen vor unserm Heck gab ich Dir nochmals den Abschied. Und jetzt bist Du doch da?“

„Gieb es nur gnädig, Janna Brunswiek!“ entgegnete Franz Meiners, gezwungen lachend, denn es ärgerte ihn, daß er in Gegenwart von Fremden so kurz abgefertigt wurde. „Der Bursche bringt die Dirne, mit welcher er tanzte, nach Hause; das ist sein Recht.“

„Mein Recht ist,“ sagte sie gereizt, „daß ich Dich gehen heiße und Dir verbiete, auf eine solche Weise bei mir einzusprechen. Wenn irgend ein Mann überhaupt das Recht hätte, hierher zu kommen, ohne daß ich ihn rufe, so wäre es der Jürgen Wulff, der noch von meines Vaters wegen hierher gehört, und dem ich es nicht vergessen habe, daß er mich vom Ertrinken rettete.“

„Das Wort gab Dir ein guter Geist ein!“ rief Jürgen Wulff ihr zu. „Es macht alle bösen Worte quitt, die Du gesprochen hast.“

„Thue Dir nicht zu viel darauf zu Gute!“ fuhr sie in ihrer gereizten Stimmung fort. „Ihr maßet Euch Beide Etwas an, wozu Ihr kein Recht habt. Ein Mann, der um eine Dirne freit, muß Etwas

vorstellen in der Welt. Er muß ein Geschäft, eine Hanthierung, eine Wirthschaft haben, worin er eine Frau hineinsetzen und zu ihr sagen kann: Jetzt thue Deine Schuldigkeit. Ihr aber sollt Beide erst noch Etwas werden. Der Eine ist ein Steuermann, der Andere ein Admiralitätslootse in Hoffnung. Jetzt habt Ihr es leicht, groß zu sprechen und in der Schenke das Wort zu führen, als wäret Ihr, wer weiß, was für Helden. Aber noch seid Ihr nicht aus dem Examen heraus, und dann erst wird es sich finden, wie sich die großen Worte erfüllen. Bis dahin faßt Euch in Geduld. Wenn es so weit ist, sollt Ihr meine Meinung erfahren."

„Es ist gut," sagte Jürgen Wulff. „In einigen Tagen kommt es zur Entscheidung."

Franz Meiners, der bemerkt haben wollte, daß Janna Brunswiek ihn bei den letzten Worten besonders angesehen, wollte ihr in die Rede fallen; sie aber litt es nicht, sondern sagte:

„Noch Eins, ehe Ihr geht. Ihr sollt mir Etwas versprechen."

„Was ist es?" fragten Beide.

„Das sage ich nicht eher, als bis Ihr mir gelobt habt, daß Ihr das Versprechen auch halten wollt. Ihr braucht Euch nicht zu besinnen. Es ist nichts

Unmögliches und auch nichts Ehrenrühriges, was ich von Euch verlange. Gebt mir die Hand darauf, daß Ihr haltet, was Ihr mir versprechen sollt."

Sie reichte Jedem eine Hand, und die beiden jungen Männer schlugen ein.

„Ich halte Euer Wort, wie Euere Hand, und Schande komme über Den, der sein gegebenes Wort bricht."

Sie ließ die Hände ihrer Freier fahren und sagte ernst:

„Ihr seid ein paar rasche, heißköpfige Bursche. Zwei Freier um eine Dirne, die sich mit den Augen todtschlügen, wenn sie könnten. Damit wir kein Unglück erleben, fordere ich von Euch, daß Ihr weit von einander bleibt. Ihr sollt nie Beide zugleich in der Schenke sein, und wenn Ihr Euch auf offner Straße begegnet, sollt Ihr Euch aus dem Wege gehen. Weder im Ernste, noch im Scherze sollt Ihr Worte wechseln, und wenn Euch von dienstwilligen Zwischenträgern Etwas zugetragen wird, sollt Ihr Euer Ohr verschließen. Das ist es, was ich von Euch fordere und was Ihr mit einem Handschlage zu halten versprochen habt. Und hiermit gute Nacht; gönnt mir die Ruhe."

Die Männer entfernten sich und gingen ohne einen Laut in die stürmische Nacht hinaus. Jauna

Brunswiek sah sich in der leeren Stube um. Mieken-Möhm hatte sich, um dem Ausbruche eines neuen Sturmes zu entgehen, bereits in ihre Kammer zurückgezogen.

Das junge Mädchen stand voll Bewußtsein ihrer Schönheit und der Macht, welche ihr diese verlieh, triumphirend da. Ein stolzes Lächeln spielte um die aufgeworfenen Lippen.

Es giebt mancherlei Ereignisse im Leben, welche das junge Volk in Bewegung bringen und das Blut in den Adern rascher kreisen machen. Keine aber läßt das Herz höher schlagen, als die Stunde der Prüfung, wo es sich um Wissen und Nichtwissen handelt, und wo das Thor des Lebens vor uns aufgethan, oder vor uns geschlossen wird, um sich, wer weiß, wann erst, wieder zu öffnen.

Zu feierlicher Sitzung war der Navigations Director mit den zugeordneten Schiffscapitainen versammelt, um die jungen Seeleute zu prüfen, ob sie fähig wären, ein Schiff selbstständig zu führen und alle Pflichten zu erfüllen, welche einem Schiffsführer dieses Ranges obliegen. Der Sitz dieses Collegiums war in der großen Mutterstadt Hamburg, und Franz Meiners reisete dahin ab, begleitet von den lauten Wünschen

seiner Verwandten und Freunde, und von den unausgesprochenen Hoffnungen, die in der Brust einer jungen, schönen Dirne erwachten und ihr Herz höher schlagen ließen.

Hier in Cuxhaven berief der Lootscommandeur die jungen Männer, welche sich dem beschwerlichen Dienste eines Admiralitäts-Lootsen widmen wollten und zu dem Ende bereits Jahre lang bei Tag und Nacht, zur Frühlings- und Herbstszeit, in Sturm und Unwetter die Mündung der Elbe nach allen Richtungen hin befuhren; die stromauf, stromab, von Fluth und Ebbe getragen, die Art und Zusammensetzung der Grunde untersucht, die Untiefen gemessen hatten. Alle standen sie da, mit versetztem Athem der Fragen harrend, mit zögerndem Munde antwortend, der eigenen Sache gewiß, oder auf gut Glück, dem blinden Ungefähr vertrauend, wenn das Gedächtniß untreu zu werden drohte.

Vor dem Hause des Lootscommandeurs waren viele Leute versammelt und dennoch hörte man nicht den geringsten Lärmen. Es war die Stille der Erwartung, welche die Harrenden beherrschte. Mancherlei Leute waren es, die umher standen. Nahe Verwandte der jungen Männer, die aus erster Hand die Gewißheit ihres Schicksals haben wollten; geschämige Dirnen, die erröthend versicherten, nur ganz zufällig hierher

gekommen und eben so zufällig aufgehalten zu sein. Sie betheuerten, nicht einen Augenblick zögern zu dürfen, und standen doch bei der nächsten Gruppe wieder still. Und Müssiggänger gab es auch, die hier umher lungerten aus Lust zum Gaffen und weil sich gerade nichts Anderes vorfinden wollte, die Zeit todt zu schlagen. Von diesen Burschen war es Einer, der seinem Maaten zurief:

„Da ist auch die alte Muhme Brunswiek. Gieb Acht, die ist von der hochmüthigen Janna abgeschickt, um zu hören, wie die Glocken läuten. He, hollah! Mieken-Möhm! Was habt Ihr ausspintisirt? Ist der dumme Jürgen glücklich über alle Sande weg? Oder sitzt er auf Scharhörn und da irgendwo herum fest? Mieken-Möhm! Wißt Ihr etwas Neues? Ich habe ein Spiel Karten bei mir und Ihr könntet mir ein Bischen wahrsagen."

Die Alte sah den Schreier mit einem bitterbösen Blick an und ging auf die Seite. Der Maat des schreienden Gesellen zog ihn zurück und sagte:

„Laß' sie in Ruhe! Dergleichen alte Weiber können oft mehr als Brod essen, und ehe man es sich versieht, hexen sie Einem Etwas an den Hals. Sieh' Dich lieber einmal nach dem alten Weber Wulff um, der auch kein allzufreundliches Gesicht macht. Was kann

ihm der Helgoländer Fischer, mit dem er spricht, für eine Nachricht gebracht haben?"

„Wollen näher gehen und zuhören."

Sie thaten es, und langten bei ihnen an, als der Wulff-Ohm sagte:

„Ist es denn ganz gewiß?"

„Könnt das Abendmahl darauf nehmen," betheuerte Jener, und als er sah, daß sich mehrere Zuhörer eingefunden hatten, wiederholte er seinen Bericht:

„Ich lag zum Abfahren bereit am Baumhause, als ein junger Seemann herangesprungen kam und rief, ob er für Geld und gute Worte bis Cuxhafen mitfahren könne? Ich sagte ja, und bald darauf kam er an Bord mit allen seinen Habseligkeiten, den Flaschenkeller nicht zu vergessen. Unterweges wurden wir gute Bekannte. Es gab ein Wort das andere, und er sagte mir, daß er Franz Meiners heiße, daß er glücklich durch das Examen gekommen sei und eine Probereise als Steuermann machen werde. Nun wolle er sich noch schnell vor dieser Reise mit der schönsten Dirne verloben, die zehn Meilen in der Runde zu finden sei, und über Jahr und Tag bekomme er das Commando des schönsten Barkschiffes, das von Hamburg fahre. Er habe es schriftlich bei sich und kein Teufel könne es ihm nehmen."

„Und wo habt Ihr diesen Ausbund von einem Glückskinde?“ fragte Einer.

„Was weiß ich?“ entgegnete der Fischer. Als ich bei der alten Liebe anlegte, war er mit einem Sprunge auf der Brücke und mir aus den Augen.“

Wulff Ohm ging seitwärts und sagte: „Der Glückspilz hat es wieder durchgesetzt, und wie ich die Janna kenne, macht er es wahr, daß er zu dem schönsten Hause und dem schönsten Schiffe auch die schönste Frau kriegt. Der arme Jürgen hat bisher wenig mehr als Ungemach davon getragen und kommt auch jetzt wieder in die Hinterhand. Und er hat sie doch so lieb, daß er gern sein Leben für die Dirne ließe, die einen so treuen Burschen gar nicht verdient. Ich dachte es wohl, als vorige Nacht das Entenvolk wieder unruhig wurde.“

In dem Augenblicke wurde die Thür der Hauses, worin der Lootsen-Commandeur wohnte, weit aufgerissen und ein halbes Dutzend junger Seeleute in der Sonntagsjacke, mit strahlenden Augen und gerötheten Backen stürzte auf die Straße hinaus. Allen voran war Jürgen Wulff. Er machte sich Bahn durch das Gedränge und rief mit lauter Stimme:

„Wulff Ohm! Wo seid Ihr, Wulff Ohm?“

„Hier, mein Junge!“ entgegnete dieser. „Hättest

mich in Deinem Eifer bald über den Haufen gerannt. Sehe Dir an, daß es Dir gut gegangen ist."

„Ja, Wulff-Ohm! Ich habe Alles gut gewußt, und kann nun von der rothen Tonne an bis nach der Bösch zu die Elbe aufwärts lootsen, so viel ich nur will. Diesmal habe ich das Glück doch eingeholt."

„Andere Leute haben es auch bezwungen," entgegnete der Ohm und sah seinen Neffen mitleidig an. „Komm' mit mir heim. Wir wollen es in aller Ordnung besprechen, was zu thun ist."

„Was zu thun ist?" fragte Jürgen Wulff verwundert. „Sollte meinen, daß das nicht so schwer zu begreifen ist. Stelle von heute ab Etwas in der Welt vor und kann mich vor den Leuten sehen lassen. Jetzt muß es biegen oder brechen, und Ihr müßt bei der Janna mein Freiwerber sein."

„Denkst Du noch immer daran, das Ding zum Weibe zu nehmen?" fragte der Alte. „Laß' die hochmüthige Dirne fahren und nimm eine Andere. Sie hält es mit dem Franz Meiners und thut Dir nicht gut."

„Franz Meiners?" grollte Jürgen Wulff. „Ich mache ihm nicht Platz. Jetzt gewiß nicht. Die Janna soll es laut vor den Leuten sagen, daß sie mich auf-

giebt und sich dem neuen Freier an den Hals wirft, wenn sie das Herz dazu hat."

„Er ist vor einer Stunde aus Hamburg hier angekommen, der Franz Meiners, und hat es in der Tasche mitgebracht, daß er ein funkelnagelneues Schiff bekommt, wenn er eine Probereise als Steuermann gemacht hat. Ich kenne die hochfahrende Janna Brumswiek. Sie greift mit beiden Händen zu."

„Soll es offen thun vor den Leuten, Wulff Ohm! Dazu hat sie das Herz nicht. Von Kindesbeinen an weiß Jedermann im Orte, daß wir Beide zusammen gehören, und wenn sie es mit dem Franz Meiners hielt, geschah es mehr, um mich zu ärgern, als weil sie ihr Herz an ihn hing. Kommt es aber zum Ernst, wird sie anders sprechen."

„Das glaube ich nicht, Jürgen Wulff. Und Du glaubst es auch nicht. Ich sehe es Dir an, daß Du es nicht glaubst. Stehe ab, mein Junge, und reiße Dich mit einem herzhaften Ruck von ihr los. Es wird Anfangs wehe thun, sehr wehe, aber Dir wird dann besser werden."

„Nein, Wulff-Ohm, ich kann nicht. Ob ich von meinem Leben, oder von der Janna lassen muß, gilt gleich. So oder so! Ihr sollt sehen, daß ich Recht habe. Wenn das entscheidende Wort fallen soll, wird

wird sie sich besinnen. Darum geht Ihr morgen früh nach der Brunswieks-Kathe, und ich folge Euch gleich darauf nach, um das Jawort von ihr zu erhalten. Wulff-Ohm! Ihr werdet sehen! Morgen bin ich ein glücklicher Bräutigam."

„Und wenn nicht?" fragte der Ohm, und Jürgen Wulff sah ihn lange starr in das Gesicht:

„Dann . . ."

Er sprach nicht weiter, sondern entfernte sich rasch, beide Hände gegen die heftig arbeitende Brust gedrückt.

Am andern Morgen stand die Janna Brunswiek vor dem Spiegel. Sie hatte schon in der Frühe ihren Sonntagsstaat angelegt, sie wußte selbst nicht, warum und war so sehr mit sich beschäftigt, daß sie ihren Gedanken Worte lieh und nicht auf ihre alte Muhme achtete, die an ihrem gewohnten Platze saß, die Karten vor sich auf dem Tische.

„Das steht mir gut!" sprach sie vor sich hin. „Wenn der Franz mich so sieht, verliert er ganz und gar den Kopf. Er ist hier und sein Vetter, der reiche Friedrich Meiners, wird den Freiwerber machen. Er wird mein Jawort für den Franz verlangen. Und ich? Was werde ich sagen? Wenn nur der Jürgen nicht

wäre! — Er sieht so wild und verwegen aus und läßt kein Auge von mir; nicht einmal Sonntags in der Kirche. Eigentlich hat er ein Recht auf mich. Ich habe es ihm so halb und halb versprochen, seine Frau zu werden. Aber das war früher, als ich den Franz noch nicht kannte. Jetzt weiß ich es besser. Und was für ein Leben hätte ich an seiner Seite? Ich habe Nichts und er hat noch weniger. Man könnte vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht arbeiten für das liebe Brod, während .... Es muß sich gut wohnen lassen in dem Meiners'schen Hause, das so stattlich über den Deich wegsieht."

„Ach, Du gerechter Gott!" fuhr Mieken-Möhm auf und ließ die Karten aus der Hand fallen. „Da sind sie wieder."

„Wer? Wer?" schrie Janna erschreckt und fuhr von dem Spiegel zurück.

„Die beiden Buben mit der Axt in der Hand und das blutige Herz liegt in der Mitte. Ach Gott, was für ein Unglück wird es geben."

„Sie ist es?" sagte Janna, sich mühsam erholend. „Habe ich Ihr nicht verboten, die Karten anzurühren? Und nun obenein am hellen Tage und am lieben Sonntagmorgen."

„Schilt nicht mit einer alten Frau, die Etwas

thut, was sie nicht lassen kann!" entgegnete Mieken-Möhm, indem sie die Karten zusammen schob. „Sei gut mit mir, Janna, um Deines Vaters willen, der große Stücke auf mich hielt. Ich will Dich auch warnen, Kind. Warnen, so viel ich kann, damit Du nicht in Dein Unglück rennst. Du mußt nicht mehr mit dem guten Jürgen Dein böses Spiel treiben. Dein Vater wollte, daß ihre Beiden Mann und Frau werden solltet . . ."

„Spare Sie Ihre Worte, Mieken-Möhm!" sagte Janna hochfahrend. „Wenn ich einen Rath von Ihr bedarf, will ich ihn mir holen. Sie ist wohl von dem alten Wulff aufgehetzt, für den dummen Jürgen das Wort zu führen? Das kann Sie bleiben lassen. Besser ist es, Sie sieht nach dem Rechten, damit wir uns nicht vor den Leuten zu schämen brauchen, denn es ist Sonntag und nach der Kirche spricht wohl Dieser oder Jener von unsern Bekannten vor."

Die alte Frau war von dem resoluten Tone des Mädchens so sehr eingeschüchtert, daß sie still beiseite schlich. Die Janna warf noch einen letzten Blick in den Spiegel und setzte sich dann zum Spinnrade, denn es läßt schön, wenn eine junge Dirne die Hände nicht müssig in den Schooß legt. Fleißige Finger rühren sich auch am Sonntage. Sie war so

eifrig bei ihrer Arbeit, daß sie, den Tritt des alten Wulff nicht hörte und zusammenfuhr, als er sie mit einem „Guten Morgen“ begrüßte.

„Was wollt Ihr?“ fragte sie, nicht in der besten Laune und ohne den Gruß zu erwiedern. Ihre Augen blickten finster auf den alten Mann, der sich auf das Beste herausgeputzt hatte, und sie bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

„Habe mit Dir zu reden, Kind,“ sagte er sanft „Und ich will Dich bitten, recht aufmerksam zu sein.“

„Ist es gar so wichtig?“ fragte sie mit einem Anfluge von Spott.

„Ich für mein Theil weiß nichts Wichtigeres,“ entgegnete er ernsthaft. „Und da jedes Werk in Gottes Namen angegriffen werden soll, habe ich mich zuerst in die Kirche begeben und mein Herz ausgeschüttet. Nun komme ich zu Dir, damit Du mich anhörst und mich, wenn es Gottes Wille ist, mit einer freundlichen Antwort entlässest.“

Janna war in sichtliche Verlegenheit gerathen. Sie wusste wohl, was der Alte ihr mitzutheilen hatte; allein sie wollte es nicht hören und sagte deshalb:

„Kann es mir denken, was Ihr mich fragen und welche Antwort Ihr von mir haben wollt. Aber ich

kann Euch jetzt keine solche Antwort geben und darum müßt Ihr mich nicht erst fragen."

„Ich glaube Dir, daß Du erräthst, was ich bei Dir will, und wenn Du keine Antwort hast, sehe ich ein, daß es in Erfüllung geht, was ich vorausgesagt habe. Aber ich habe dem Jürgen mein Wort gegeben und darum muß ich reden und will es auch, und Du mußt mich anhören, wie es Sitte und Brauch ist, Janna Brunswiek."

„Wenn Ihr so sehr darauf besteht, daß Nichts geschieht, als was Brauch und Sitte ist, wißt Ihr auch, daß ein solches Gewerbe, als das ist, was Ihr mir zu bestellen habt, nicht ausgerichtet werden kann, bevor nicht Zeugen da sind, die es mit anhören. Ich habe keine Aeltern, die für mich das Wort nehmen könnten; aber ganz schutzlos bin ich doch nicht, und es wird wohl mit Eurer Bestellung nicht solche Eile haben, daß sie nicht unterbleiben könnte, bis meine Muhme von einem Gange nach Ritzebüttel zurück kommt."

Wulff-Ohm, der nicht gewohnt war, solche schroffe Worte zu vernehmen, verhielt sich still. Er überlegte noch, ob er gehen oder bleiben solle, als die Thür aufging und ein stattlicher Mann auf der Schwelle erschien.

Dieser Mann war Herr Friedrich Meiners, ein Verwandter des Steuermann Franz, ein wohlhabender Kaufherr und Schiffsreeder, der bei den Leuten in großem Ansehen stand. Er war Einer, der sich nicht zu geringe anschlug und den Werth des Geldes bei sich und Andern zu schätzen wußte. Er hielt sich strenge abgeschlossen von Allen, die ihm nicht gleichstanden. Aber er war ein Mann von durchaus rechtlicher Gesinnung, der mit der Hülfe nicht kargte, wenn sie noth that, und festhielt am gegebenen Wort, wenn auch noch so viele Nachtheile damit verbunden waren.

„Guten Morgen beisammen!" sagte Herr Friedrich Meiners, vollends eintretend. „Ich bin hier doch recht in dem Hause der Brunswiek? Und wenn ich nicht irre, ist Sie die Tochter des ehemaligen Schiffers Brunswiek, den ich seiner Zeit wohl kannte und ihm manche gute Fracht gönnte?"

„Ich bin die Janna Brunswiek, Herr Meiners," entgegnete sie mit einiger Beklemmung. „Was verschafft mir die Ehre, einen solchen Herrn hier zu sehen? Aber vor allen Dingen bitte ich, Platz zu nehmen und mir nicht die Ruhe weg zu tragen. Bitte, Herr Meiners."

Sie schob ihm mit großer Dienstfertigkeit einen Stuhl hin. Wulff-Ohm sah es und sprach vor sich:

„Mir hat sie keinen Stuhl angeboten."

„Wohl mag es Ihr wunderlich erscheinen, daß ich hierher gekommen bin," sagte Herr Friedrich Meiners, nachdem er mit aller Bequemlichkeit Platz genommen hatte. „Will es auch gestehen, daß ich eigentlich nicht gern kam, und mich erst sehr nöthigen ließ ..."

„Herr Meiners," stotterte die Janna und ihre Wangen brannten.

„Sie braucht keine Angst zu haben, Jungfer Brunswiek. Ich bin stets gewohnt, die Wahrheit zu sagen, frisch von der Leber weg. Der alte Mann da gehört ja wohl zu Ihrer Verwandtschaft? So sind wir denn vollzählig beisammen und ich will Ihr reinen Wein einschenken. Mein Vetter Franz, der sein Examen glücklich bestand, hat sich in Sie verliebt und begehrt Sie zur christlichen Hausfrau. Ich habe ihm das Anfangs ausreden wollen, denn nur Gleich und Gleich gehört zusammen und zwischen Ihr und dem Franz ist vieles Ungleiche, wie Sie wohl selbst weiß, wenn ich es Ihr auch nicht vorrechne, weil Ihr das wehe thun muß. Aus diesem Grunde suchte ich meinen Vetter von seinem Vorhaben abzubringen. Allein er

glaubt darin sein Glück zu finden und darum gab ich nach. Ich sagte Ihr offen und ehrlich, Jungfer Brunswiek, was ich in dieser Sache dachte. Aber eben so ehrlich sage ich Ihr, daß ich Sie von ganzem Herzen in unsere Verwandtschaft aufnehme, wenn Sie die Frau meines Vetters wird, und Sie sieht mich hier, um für ihn das Jawort zu holen. Was für eine Antwort giebt Sie mir mit?"

Janna Brunswiek, obgleich sie wußte, was der Besuch bedeuten sollte, war doch von dem eigenthümlichen Wesen des Brautwerbers und von der unerwarteten Wendung des Gesprächs so überrascht, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Ihre Wangen brannten wie Feuer, die Augen füllten sich mit Thränen und bewältigt von dem Gefühl, sich mit einem Male an dem Ziel ihrer Wünsche zu sehen, fiel sie vor dem stattlichen Freiwerber in die Kniee und drückte dessen Hand an ihre Lippen.

Herr Friedrich Meiners, an solche leidenschaftliche Ausbrüche nicht gewöhnt, zog die Hand zurück und sagte nicht ohne einige Bestürzung:

„Ei! Ei! Jungfer Brunswiek, lasse Sie das. Der Abstand zwischen uns ist gehoben, sobald Sie mir das Jawort giebt und dadurch meines Vetters Braut ist. Und da ich diese Thränen wohl für ein

laut gesprochenes Wort nehmen darf, ist Sie jetzt meine Jungfer Nichte, und ich stecke diesen Ring im Namen Ihres Bräutigams an Ihren Finger. Er verlobt sich Ihr mit demselben, und wenn ich ihn recht kenne, wird er nicht lange auf sich warten lassen, um es Ihr selbst zu sagen."

„Hier ist er schon!" rief Franz Meiners fröhlich und stand mit einem Sprunge mitten in der Stube. „Nun, Janna? Habe ich es recht gemacht und giebst Du mir den Verlobungskuß?"

Der alte Wulff-Ohm stand da wie ein verzaubertes Bild. Er sah und hörte, was um ihn her vorging, und war von dem Allen so ergriffen, daß er sich nicht vom Platze bewegen konnte. Erst als der Franz eintrat und die Janna jubelnd in seine Arme schloß, fühlte er die geschwundene Kraft zurückkehren und die Worte vor sich hin murmelnd: „Armer Jürgen!" verließ er leise und unbemerkt die Stube.

Herr Friedrich Meiners erhob sich und sagte, indem er sich verabschiedete:

„Junges Volk, in Eurer Lage hat sich Mancherlei zu sagen und zu vertrauen, wobei jeder Dritte überflüssig ist; darum gehe ich. Und zum Abschiede noch ein Wort zu Dir, Vetter Franz. Du weißt, daß ich mich gesträubt habe, mein Wort zu dieser Ehe zu

geben, und warum ich dies that. Aber ich konnte Deinen Bitten nicht widerstehen und gab meine Einwilligung. Nun stehe aber auch fest bei Deinem Worte. Bleibe treu Deinem Eide und wanke und weiche nicht, sonst ist es mit uns Beiden aus. Dir ist bekannt, daß ich Wort halte. Bevor man sich bindet, soll man sich wohl bedenken; ist es aber einmal geschehen, muß keine Macht der Welt stark genug sein, das geknüpfte Band zu zerreißen. Das ist genug für eine Predigt und nun laßt Euch die Zeit nicht lang währen."

Während Wulff-Ohm auf einem Nebenwege trübselig nach Hause schlich und Herr Friedrich Meiners die große breite Straße rüstig entlang schritt, ging Jürgen Wulff von einer andern Seite her der Brunswieks-Kathe zu. Es stürmte und wogte in ihm ohne Unterlaß; sein Herz klopfte in mächtigen Schlägen. Es war die längst ersehnte und gefürchtete Stunde. Jede Angst war von ihm gewichen. Er griff mit beiden Händen in das Blaue hinein, weil er das Glück zu erhaschen glaubte, das auf einer Nadelspitze vor ihm her gaukelte. Seine Gedanken drehten sich im Kreise und seine Lippen sprudelten über:

„Was gilt's? Der Wulff-Ohm hat schon das Jawort in der Tasche und er wartet ungeduldig auf mich, um es mir von Weitem zuzurufen. Ich komme

schon mit dem Loots-Patent in der Tasche, das ich der Janna zum Brautgeschenk mitbringe. Nun ist alle Trübsal vergessen. Die Dirne war mir eigentlich von Herzen immer gut und wenn sie mich neckte und mich auslachte, geschah es im reinen Uebermuth. Jetzt, wo es Ernst wird, sind diese Kindereien vergessen. Sie hat eingesehen, daß ich es treu und ehrlich meine. Sie muß fühlen, daß die Arme, welche sie aus der brausenden Elbe auffischten, auch stark genug sind, sie durch das Leben zu tragen. So muß es sein. Das Gegentheil ist unmöglich und wenn es geschähe, wäre es mein Tod."

Als er in das Haus trat, fuhr Mieken-Möhm, die auf der Diele stand, erschrocken zurück und rief: „Da ist der zweite Bube und die Janna ist das blutende Herz."

Janna und Franz Meiners hatten abwechselnd ernste Worte gesprochen und heiter gescherzt. Sie drückten sich die Hände und tauschten Kuß um Kuß.

„Und hast Du mich gern?" rief er ihr zu.

„Lieber, als die ganze Welt!" entgegnete sie, ihn an sich ziehend. „Du bist mein lieber Franz, mein goldener Capitain und ich bin Deine Capitainin."

„Dachte schon, Du würdest nein sagen, als mein Vetter um Dich anhielt!" sagte er muthwillig. „Ich

hatte einen schlimmen Nebenbuhler und habe mich eigentlich vor einer abschlägigen Antwort gefürchtet. Wenn ich nicht irre, schlich der alte Wulff hier um das Haus herum."

„Ach!" rief sie schmollend. „Wie Du garstig bist. Wer denkt nur noch an den dummen Jürgen?"

Ein herzzerschneidendes Aufkreischen machte Beide verstummen.

Da stand Jürgen Wulff, barhäuptig, mit todesbleichem Angesicht. Die Augen traten aus ihren Höhlen. Seine Lippen bebten, aber kein Wort trat über dieselben. Er wollte sich auf Franz stürzen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst und mit einem zweiten, Grausen erregenden Schrei stürzte er zusammen.

Zwei Häuser standen im Orte, klein und unansehnlich, von Leuten gleichen Standes bewohnt, bislang von Allen betrachtet, als zwei Dinge, die nothwendig zu einander gehörten und immer näher zusammen kommen müßten. Und nun lagen sie mit einem Male meilenweit auseinander. Die Bewohner waren sich so fremd, oder mußten es sein, als hätten sie sich in ihrem ganzen Leben nicht gesehen.

Bei dem Wulff-Ohm lag der Jürgen hart dar-

nieder. Aus der Stube der Janna hatten sie ihn dahin getragen, ohne daß er zur Besinnung gekommen wäre, und noch war das Bewußtsein nicht zurückgekehrt. Drei Tage und drei Nächte saß der alte Mann nun schon an dem Bette des Kranken. Er befolgte pünktlich jede Weisung des Doctors, brach in laute Klagen aus über das Unglück, das ihn in seinem Alter treffe, und verwünschte die böse Dirne, die das Alles verschuldete. Es war eine trübe Zeit hereingebrochen. Eine finstere Wolkenschicht lagerte auf dem Dache des armen Webers. Sie hatte sich so dicht zusammen gezogen, daß auch nicht der kleinste Lichtstrahl durch dieselbe wie ein milder Trost zu dringen vermochte.

Aber die Brunswiekskathe lag im hellen, fröhlichen Sonnenglanz. Das Erscheinen des Jürgen Wulff hatte zwar den Verlobungstag etwas verfinstert; aber als am Abend desselben Herr Friedrich Meiners selbst erschien und die Braut abholte, um sie der gesammten Familie vorzustellen, schwand der letzte Schatten und nirgends war etwas Anderes zu sehen, als rosiges, goldenes Licht.

Im Fluge eilten Stunden und Tage dahin. Die Feste, welche Muhmen und Oheime nacheinander veranstalteten, nahmen ein Ende und an den jungen

Steuermann erging der Mahnruf: „An Bord! An Bord!“

Die Abschiedsstunde war da. Janna war tief erschüttert, denn sie hatte sich mit ihrer jungen Liebe fest und innig an den Freund geschlossen. Franz nahm es leichthin und mit einem fast lustig klingenden Lebewohl sprang er in die Fährjolle und rief der Janna, die weinend auf der alten Liebe stand, zu:

„In drei Monaten bin ich wieder da und dann geht es auf die Capitainschaft los.“

Er hielt Wort. Als die drei Monate verstrichen waren, kehrte er von seiner Mittellandsseefahrt zurück und der Capitain gab seinem jungen Steuermann das beste Zeugniß. Nach dem geschlossenen Vertrage stand nun Nichts der Capitainschaft und der Uebernahme des neuen Schiffes entgegen. Es war ein glücklicher Tag, als Capitain Franz Meiners am Bord des „Palmbaum“ mit eigener Hand die Flagge hißte, die lustig von der Gaffel abwehte, und die glückliche Braut mit strahlenden Augen an seiner Seite stand.

Die Fahrt ging nach den westindischen Inseln. Es handelte sich nicht blos darum, eine Ladung nach irgend einem der dortigen Häfen zu bringen und eine andere von dort nach Europa überzuführen. Der Capitain sollte vielmehr verschiedene Plätze besuchen

um die bereits auf Jamaika, Portorico und Sanct Thomas eingeleiteten Verbindungen fester zu knüpfen suchen. Darnach konnte die Reise eine ziemlich lange dauernde werden. Dem Bräutigam mochte wenig damit gedient sein und die Braut sagte es offen und ehrlich, als sie zum zweiten Male von dem Freunde Abschied nahm. Dafür sollte aber auch das Wiedersehen ein desto heitereres werden und die Hochzeit so glänzend ausfallen, wie man in Cuxhafen eine solche noch niemals sah.

Mit diesem Versprechen fuhr Franz Meiners auf die Rhede hinaus, wo das befrachtete Schiff seiner harrte. Und als er in das Boot stieg, um die fröhliche Fahrt anzutreten, hatte Jürgen Wulff, der von einer schweren Krankheit langsam genas, am Arm des Oheims zum ersten Male den Deich erstiegen und blickte auf die schäumende, wogende Elbe, welcher er zum Dienst verpflichtet war.

In der Behausung der Janna Brunswiek herrschte große Thätigkeit. Franz Meiners hatte es seiner Braut an Nichts fehlen lassen, um eine Aussteuer zu beschaffen, so bedeutend, wie solche nur in den wohlhabendsten Häusern ausgerichtet wird. Da war ein stetes Kommen und Gehen, ein Bringen und Holen, ein Loben und Bewundern, ein Handschlagen und Nase-

rümpfen, ein Bekritteln und Beneiden, wie es bei solchen Gelegenheiten herkömmlich ist in der Welt und erst mit dieser selbst aufhören wird.

Aber die Anfertigung einer Aussteuer, wie bedeutend sie immer sein mag, erreicht ihr Ende. Schränke und Kisten waren gefüllt. Die Rätherinnen, mitsammt ihren Anhängseln, verschwanden. Die Freunde und Nachbarn hatten sich satt gesehen und geärgert; kein Mensch bekümmerte sich weiter darum. Herr Friedrich Meiners war in Handelsgeschäften auf Reisen und die übrige Sippschaft, denen die arme Schifferstochter eigentlich nicht recht war, bekümmerte sich um dieselbe nicht. So saß Janna manchen Tag allein in ihrer Stube, nur auf die alte Muhme beschränkt. Die früheren Bekannten hatten sich ganz von ihr abgewendet; die neu erworbenen sahen sie über die Achseln an. Es war ein nicht beneidenswerthes Loos, von welchem die junge Capitainsbraut betroffen ward.

Aber ihr Stolz ließ sie den Kummer nicht merken, den sie empfand. Sie trug den Kopf hochaufrecht und zahlte mit gleicher Münze. Nur einmal traf es sie, wie ein Stich, der mitten durch das Herz ging, als sie dem Jürgen Wulff begegnete und in dies todtenbleiche Gesicht, in diese starren, glanzlosen Augen schaute. Als der junge Lootse sich dem Mädchen un-

erwartet gegenüber sah, gerieth er in eine fieberhafte Aufregung, die sich durch ein krampfhaftes Schluchzen Luft machte.

Unterdessen bereitete sich allmählich ein seltsames Ereigniß vor, woran kein Mensch dachte und was Viele auch dann noch nicht begriffen, als es beinahe vollendet war. Erst kam es leise, wie ein schüchternes Kind, das sich bettelnd an die Vorübergehenden wagt; aber bald trat es festeren Schrittes auf, bis es im Echo wiederhallte und in die Ohren der Menschen drang, die laut aufschrieen vor Staunen und sich nicht darein finden konnten.

Es waren mit dem Capitain Franz Meiners zugleich mehrere Schiffe nach Westindien unter Segel gegangen, die von dort zurückkamen und Nachrichten mitbrachten, an die kein Mensch glaubte, die aber Jeder weiter erzählte. Und als Jürgen Wulff an Bord des Lootsgaliots ging, das zur Station beordert war, um das draußen liegende abzulösen, flüsterte ihm einer der Lootsenführer, die stets an der Brücke herumlungerten, zu:

„Du kriegst bald Gelegenheit, Dich an der hochmüthigen Janna Brunswiek zu rächen, denn das steht nun so gut, als fest, daß der Franz Meiners nicht wiederkommt“

Diese Worte veränderten das Wesen des Jürgen Wulff ganz und gar. Er fuhr rasch auf und schrie:

„Ist er todt?“

„Gott bewahre! Der lebt und wird erst recht in Pracht und Wohlleben seine Tage hinbringen.“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Jürgen Wulff, fieberhaft erregt. „Was ist es mit dem Manne, dessen Namen ich nicht aussprechen kann?“

„Er hat sich in Westindien eine andere Braut angeschafft; eine Negerin, oder Mulattin, oder Creolin, oder so etwas dergleichen. Der kommt nicht wieder.“

Jürgen Wulff, der von dieser Nachricht seltsam ergriffen wurde, klammerte sich fest an den Jollenführer an, der sich nur mit Mühe auf den Beinen hielt, und schrie ihm zu:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was sagst Du und von wem hast Du es gehört?“

Aber ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, klang die Mahnung, an Bord zu kommen, so dringend und laut, daß Jürgen derselben folgen mußte. Er ward von einer innern Unruhe so sehr hin und her gejagt, daß alle seine Schiffsmaaten nicht wußten, wie sie mit ihm daran waren, und ihm scheu aus dem Wege gingen.

Hinaus in die wogende Elbe flog das Lootsgaliot

mit vollen Segeln; aber die verwunderſame Kunde von den weſtindiſchen Inſeln her, die in dem Kopfe des jungen Admiralitätslootſen eine ſolche Verwirrung anrichtete, ſetzte ihre Wanderung am Lande fort.

„Ich ſagte es Euch, Mieken-Möhm!“ ſprach Wulff-Ohm, indem er von der Straße aus durch das geöffnete Fenſter zu ihr redete. „Etwas Schlimmes mußte kommen nach dem erſchrecklichen Ereigniß auf dem Vogelſand, wo die Tummler zu Hunderten gegen die Robben aufſprangen, die ſich bei tiefer Ebbe auf dem weißen Sande ſonnten. Das iſt ein unnatürliches Ding, wenn die Bewohner des Waſſers ihren Kampf auf dem Trocknen ausführen. Und das Schiff, welches die Nachricht zuerſt hierher brachte, hat auch keinen Segen davon gehabt. Drei Nächte ſaß eine Krähe auf dem großen Topp deſſelben und ließ ſich durch kein Geräuſch verjagen und als am vierten Morgen das ſchwere Gewitter ausbrach, riß der Blitz das ganze Stängen- und Takelwerk in tauſend Stücke.“

„Das ſind die drei Frauenbilder, die ſich geſtern in einer Reihe zuſammenfanden, als ich für mich in aller Stille die Karten legte,“ entgegnete Micken-Möhm. „Die Dinger ſahen mich ſo ſtarr an, daß es mir kalt über den Rücken lief und ich drei böſe Hexen vor

mir zu sehen glaubte, die uns alles mögliche Unglück in's Haus bringen. Vor Entsetzen sprang ich auf und als ich nach einiger Zeit zurück kam, um zu sehen, ob ich mich auch nicht geirrt hatte, waren die Karten verschwunden und ich konnte sie nirgends finden."

„Weil ich sie in das Feuer geworfen hatte!" sagte Janna Brunswiek, die hinter ihr stand. „Ich will dies Teufelswerk in meinem Hause nicht mehr dulden und wer nicht davon lassen kann, mag gehen, wohin es ihm beliebt; meine Thür bleibt ihm verschlossen. Daß Ihr es wißt, alter Mann! Euere gespenstischen Robben und Tummler sind keine Gesellschaft für mich und Ihr werdet wohl thun, ein Haus weiter zu gehen."

„Ich gehe schon!" sagte Wulff Ohm und knöpfte die Jacke fester, wie er immer that, wenn er in Aufregung gerieth. „Hochmuth kommt vor dem Fall, mein stolzes Jüngferchen, und es kann leicht eine Zeit hereinbrechen, da Ihr vor meinem Hause steht und ich Euch von meiner Schwelle weise, wie Ihr mich jetzt von der Eurigen wegschickt. Es wird Jedem nach der Würdigkeit das Seinige zugemessen, und Ihr werdet es ausbaden müssen, was Ihr an dem armen Jungen, dem Jürgen, gefrevelt habt."

Der Alte ging und die Muhme hatte sich erschreckt

in den fernsten Winkel der Kathe zurückgezogen. Janna war allein. Sie kam, ehe sie das Gespräch der beiden alten Leute belauschte, von einem Gange nach Ritzebüttel zurück, bis wohin das Gerücht von der Verlobung des Capitains Franz Meiners bereits gedrungen war. Unter der Maske des Bedauerns und des Mitleids kamen die sogenannten Freundinnen herbei. Sie konnten des Staunens und Entsetzens kein Ende finden, wünschten dem treulosen, abscheulichen Menschen alles nur erdenkliche Unglück, beklagten die verlassene Braut, deren junge Liebe so schändlich mit Füßen getreten werde, und drückten mit jedem Worte den vergifteten Pfeil tiefer in das angstvoll klopfende Herz. Ihre Augen schwammen in Thränen; die stürmischen Empfindungen, die in ihr auf- und abwogten, preßten ihr die Brust zusammen und bange stöhnte sie:

„Ihr lügt! Und Eure Zunge wird an dieser Lüge erstarren. Nur Neid und Bosheit sprechen aus Euch, und Ihr möchtet das Glück, das mir geworden ist und wonach Ihr vergebens die Hände ausstrecktet, unter Eure Füße treten. Aber ich lache über Euch und höhne Euch, wie Ihr mich höhnt. Mein Bräutigam wird wiederkommen. Dann werdet Ihr

vor Schande und Schaam vergehen und an Eurer eigenen Lüge ersticken."

Sie ließ die Weiber, welche sich um sie gesammelt hatten, stehen und kehrte nach Hause zurück. „Ihr lügt!" hatte sie denselben zugerufen, aber die Stimme in ihrem Innern flüsterte ihr unaufhörlich zu: „Es ist! Es ist!" Und der Ton dieser Stimme, unhörbar für Alle, gellte ihr wie ein Grabesruf in die Ohren.

Und es war. Der Capitain, welcher die Nachricht nach Europa brachte, erzählte es bald nach seiner Ankunft auf dem Baumhause in Hamburg an einen Freund und achtete nicht darauf, daß unfern von ihm ein Mann saß, auf den diese Mittheilung einen ganz besondern Eindruck machte. Kaum hatte er geendet, als Jener aufstand und zu ihm sagte:

„Ihr mögt entschuldigen, Herr, daß ich Euch ohne Weiteres anrede, allein die Mittheilung, welche Ihr eben machtet, verlangt es als eine Pflicht von mir. Es ist mein Verwandter, von dem Ihr sprecht, Herr, und ich muß Euch dringend bitten, mir eine nähere Erklärung zu geben."

„Dazu bin ich bereit," entgegnete Jener. „Allein hier ist wohl nicht der dazu geeignete Ort. Muth-

maße ich recht, so seid Ihr Herr Friedrich Meiners, ansässig in Cuxhaven, und für den Fall habe ich Briefe für Euch, die ich acht Tage nach meiner Ankunft an Euch abschicken sollte. Es wird aber wohl nichts ausmachen, wenn ich sie Euch früher einhändige, und da ich gerade im Begriff bin, an Bord zu fahren, will ich Euch bitten, mich zu begleiten."

Nicht lange darauf saßen sich beide Männer in der Kajüte einander gegenüber und der Capitain reichte dem Kaufmanne zwei Briefe, indem er sagte:

„Dies sind sie. Ihr werdet Euch durch den Anblick sofort überzeugen, daß es die Handschrift Eures Vetters, des Capitains Franz Meiners, ist."

Der Kaufmann betrachtete die ihm vorgelegten beiden Briefe. Der eine war an ihn selbst, der zweite an die Jungfer Johanna Brunswiek gerichtet. Er nahm sie an sich und sagte:

„Entschuldigt mein Mißtrauen, allein die ganze Angelegenheit kam mir so unerwartet, daß ich zweifeln mußte. Sehr verbinden würdet Ihr mich, wenn Ihr mir einige nähere Auskunft zu Theil werden ließet."

„Das Wenige, was ich weiß, steht zu Euern Diensten, Herr!" entgegnete der Capitain. „Ich lernte Euern Vetter zu Port au Prince kennen, wo wir uns in dem Hause meines Befrachters trafen.

Capitain Franz Meiners schien dort ganz heimisch zu sein, und ich bemerkte bald, daß er zu einer jungen, schönen Creolin in zarter Beziehung stand. Mademoiselle Louise Mecourt ist eine Schönheit, die zugleich ein ziemlich bedeutendes Vermögen besitzt, welches zur freien Disposition steht. Das sind zwei schätzbare Dinge und sehr dazu angethan, einem jungen Manne den Kopf zu verrücken. Der kräftige Nordländer mit dem blonden Lockenkopf und den blauen Augen machte einen tiefen Eindruck auf die feurige Creolin, und darum war auch Keiner sonderlich überrascht, als eines Tages an der Mittagstafel die Verlobung der beiden jungen Leute verkündet ward."

„Das ist ja geradezu unmöglich!" rief Herr Friedrich Meiners aus und der Capitain entgegnete ziemlich ernst:

„Ich bemerkte Euch schon einmal, daß es die volle Wahrheit ist. Euere Aufregung finde ich übrigens natürlich, da ich später erfuhr, daß Euer Vetter eigentlich schon gebunden ist . . . ."

„Feierlich verlobt hat er sich mit meiner Bewilligung und in meinem Hause! Laßt mich Alles wissen. Alles!"

„Ich bin am Ende," sagte der Capitain. „Als Euer Vetter hörte, daß ich demnächst nach Hamburg

abgehen werde, bat er mich, ihm die Briefe zu besorgen, die Ihr bereits erhieltet. Als er sie brachte und wir von Diesem und Jenem sprachen, wollte er außer sich gerathen, als ich ihm mittheilte, daß die Ladung meines Schiffes, woran ich einen kleinen Antheil habe, für eine bedeutende Summe versichert sei. Das hieße die Assecuranzen reich machen, rief er aus. Er würde es nicht thun, wenn er auch Millionen an Bord hätte. Man müsse der eigenen Kraft und dem Glücke vertrauen. Sagt mir, Herr, ist der junge Mann so sehr vom Glücke bisher verwöhnt, daß sich ein solcher Uebermuth erklären läßt?"

„Das muß ich bejahen!" antwortete Herr Meiners. „Was er unternahm, glückte ihm, und selbst das, wonach er kaum eine Hand ausstreckte, fiel ihm zu. So ist er sicher geworden und es gilt bei ihm für eine ausgemachte Sache, daß ihm Nichts fehlschlagen kann. Aber dies Letztere ist so waghalsig, daß es alle menschlichen Begriffe übersteigt."

Herr Friedrich Meiners war mit ganzer Seele Kaufmann; daher wurde es erklärlich, daß diese zweite Nachricht die erste ganz und gar, wenigstens für den Augenblick, in den Hintergrund drängte. Der Capitain, der diesen Wechsel der Empfindungen ganz natürlich fand, fügte hinzu:

„Franz Meiners ist tollkühn genug, sein rasch hingeworfenes Wort wahr zu machen. Die Hochzeit sollte bald nach meiner Abreise stattfinden. Mit einem Theile des Vermögens seiner Braut kaufte er werthvolle Güter, die in Europa bedeutende Abnehmer finden. Den Rest der Summe wollte er in Contanten an Bord nehmen. Wie er es sich merken ließ, ist es seine Absicht, sich später in Hamburg niederzulassen und dort eine erste Rolle zu spielen. Um dort Alles rein zu finden, hat er wohl die an Euch gerichteten Briefe geschrieben, und er wird Euch zur Mittelsperson ausersehen haben, um die Unannehmlichkeiten zu beseitigen, die ihn sonst erwarten könnten."

„Niemals!" entgegnete Herr Friedrich Meiners rasch, indem er sich erhob. „Niemals werde ich die Hand zu einer Sache bieten, die ich für ein Bubenstück erklären muß. Verzeiht mir, Capitain, diese Aufregung, die Ihr erklärlich finden werdet, wenn Ihr Euch in meine Lage denkt. Gestattet, daß ich mich entferne. Ich bedarf der Einsamkeit, um mich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen. Ein großer Theil meines Eigenthums befindet sich in und an jenem Schiffe, das der unselige Mensch befehligt, und wenn er ohne jegliche Assecuranz die Reise nach Europa antritt, wo

er bei den schweren Herbstwettern hier eintreffen muß, bin ich mit ihm ruinirt."

Herr Friedrich Meiners kehrte nach diesen Worten an das Land und bald darauf nach Cuxhaven zurück.

Janna saß in ihrer Stube, bleich und abgehärmt. Niemand war um sie. Nachdem die weissagenden Karten ein Raub der Flammen wurden, flüchtete die Muhme zu einer Bekannten nach Döse und war noch nicht wieder zurück gekehrt. Janna vermißte sie nicht. Sie vermißte Niemand. Der schwere Verlust, den sie erlitt, beschäftigte sie ganz allein. Ihre junge Liebe war treulos verrathen; ihr Stolz gedemüthigt. Dieser Wurm nagte an ihrem Herzen. Nur manchmal flammte die Hoffnung auf in ihrer dunklen Nacht; freilich nur auf Augenblicke, aber dann auch um so leuchtender. Gleich nachher war es das alte Chaos.

Der Vetter des Treulosen trat bei ihr ein. Sie hatte ihn kaum erkannt, als sie ihm entgegen eilte und seine Hand ergriff:

„Ist es denn wahr? Gewiß und wahrhaftig? Oder ist es eine schändliche Lüge und Ihr kommt, um es mir zu sagen?"

„Es ist wahr, Jungfer Brunswiek," sagte Friedrich Meiners. „Was hilft es, um den Brei herumzugehen. Es würde Euch nachher um so härter treffen. Franz

hat wie ein Schurke an Euch gehandelt und ſich mit einer Creolin verheirathet. Dieſen Brief hat er für Euch hierher geſandt. Und nachdem ich Euch denſelben gebracht, ſage ich Euch von meinetwegen, daß ich minder wankelmüthig bin. Wenn Ihr eines Freundes bedürftig ſeid und Euch an mich wendet, werdet Ihr das erfahren. Mit meinem Vetter hebe ich die Freundſchaft auf. Der Mann, der ein gegebenes Wort bricht, wie er es that, iſt mein Freund nicht mehr. Wir ſind einander von dieſer Stunde ab fremd geworden."

Er ging. Janna blieb zurück; ſtarr, regungslos, die glanzloſen Augen auf den vor ihr liegenden Brief gerichtet. Endlich griff ſie darnach. Sie ſchlug ihn auseinander und fuhr zuſammen, als aus demſelben etwas Glänzendes in ihren Schooß fiel. Es war der Verlobungsring, den er von ihr empfing. Ein banger Schmerzensſchrei entwand ſich ihrer Bruſt:

„Weggeſtoßen! Mit Füßen getreten, wie eine feile Dirne! Vergeſſen ſeine Eide! Nun ſtehe ich da, ein Gegenſtand des Spottes und des Hohnes für Alle, die in der kurzen Zeit meines Glückes meine Uebermacht fühlten. Nun werden ſie über mich lachen, mit Fingern auf mich zeigen und ſich zurufen: „Da geht ſie!" Aber ehe ich das geduldig ertrage; ehe ich mich beuge

und die Hände flehend nach ihnen ausstrecke und ihnen zurufe: Vergebt und vergeßt! Uebt Barmherzigkeit an mir Armen! Ehe ich das über meine Lippen bringe . . ."

Die Rede stockte. Sie sank krampfhaft zuckend auf den Stuhl, mit geschlossenen Augen.

So fand sie eine mitleidige Nachbarin, welche sie seit längerer Zeit vermißte.

Der Herbst kam in das Land mit seinen Nebeln und Böen. Das Wasser färbte sich dunkler und die Wellen mit ihren schaumbedeckten Häuptern rollten mit zwiefachem Getöse über die Banken.

Das Lootsgaliot ritt vor seinen Ankern. Die Mannschaft hielt einen scharfen Lugaus. Unter den am Bord befindlichen Lootsen war auch Jürgen Wulff, der bereits mehrfach bei unsicherm oder schwerem Wetter bewiesen hatte, daß er sein Werk verstehe. Dennoch stand er unter der Genossenschaft ziemlich allein. Sein verschlossenes, schweigsames Wesen gefiel den Leuten nicht. Keiner schloß sich ihm an und er war der Letzte, wenn es galt, sich der Gesammtheit mitzutheilen, oder gar einen Scherz zu treiben, oder einer gemeinsamen Fröhlichkeit beizuwohnen.

„Laßt ihn nur gehen," sagte Einer zu Demjenigen

ſeiner Maaten, der den Jürgen Wulff zu einem Extraglaſe einladen wollte. „Wozu braucht Der ſolche Herzſtärkung? Sie hilft ihm nichts, denn er bleibt mit derſelben und ohne ſie der dumme Jürgen.“

„Wie man ſich nur um einer Dirne willen ſo herunter bringen laſſen kann!“ ſprach der Maat. „Mir iſt es unbegreiflich.“

„Darum iſt er eben der dumme Jürgen!“ entgegnete Jener. „Beſſer, als ihm die Kehle zu ſchmieren, wäre es, ihm einen Poſſen zu ſpielen und Du könnteſt mir dabei helfen.“

„Will es thun. Was ſoll es geben?“

„Muthmaße, daß heute noch ein oder das andere Schiff in Sicht kommt. Ich habe die nächſte Nummer und es könnte ſein, daß ich fort müßte, wenn wir gerade im beſten Trinken ſind. Da wäre es gut, wenn wir dem Jürgen Wulff einreden könnten, die Reihe wäre an ihm. So haben wir Zeit zum Zechen und werden ihn los, was ein doppelter Vortheil iſt.“

„Glaube nicht, daß der Capitain das zugiebt. Er iſt ſtrenge im Dienſt.“

„Wird es thun, Maat. Er kann den Jürgen Wulff auch nicht leiden und wird froh ſein, wenn er ihn los iſt. Will in die Kajüte gehen und den

Capitain darum bitten. Kannſt immer den Keſſel an das Feuer rücken, damit das Waſſer heiß werde."

Der Maat that, wie er ſagte, und kehrte bald darauf mit freudeſtrahlendem Geſicht zurück. Er ging mit einem bedeutungsvollen Wink an dem Maaten vorüber und rief dem Jürgen Wulff zu, der an der Ankerwinde ſtand:

„He! Hollah, Meiſter Jürgen!"

„Was giebt es?"

„Schiff in Sicht und der Turnus iſt an Dir. Kannſt Dich immer klar machen und Dein Bündel ſchnüren. Der Capitain läßt Dich beſonders aufforbern."

„Es iſt gut!" ſagte Jürgen Wulff und richtete ſeinen Blick auf den Horizont, an deſſen äußerſtem Rande ein Segel ſichtbar wurde. Es kam nur langſam näher, denn der Nordweſt war ihm entgegen und die Wellen gingen hoch.

Es kam von weither das Schiff, welches Jürgen Wulff binnen lootſen ſollte, und hatte eine ſchlimme Reiſe gehabt. Die letzte Nacht war ſtürmiſcher, als eine der vorhergehenden. Durch trübe Regenwolken leuchtete das Feuer von Borkum unheimlich zu ihnen herüber. Oder war es ein anderes? Der Capitain

und seine Offiziere waren nicht sicher in ihrer Berechnung.

Der Untersteuermann betrat das Halbdeck und sagte zu dem Capitain:

„Entschuldigt, Herr. Die Nancy hat mich gerufen."

„Zum Teufel mit der Dirne! Was will sie?"

„Euere Frau schickt sie. Das arme Ding, die Nancy meine ich — konnte sich kaum auf den Füßen halten und ich mußte sie stützen."

„Geschwätz ohne Ende. Was ist es mit meiner Frau? He! Was will Madame?"

„Euch sprechen, Herr. Sie leidet furchtbar und glaubt, daß sie sterben muß."

„Man stirbt nicht von der Seekrankheit! Es ist der Nebel, der ihr den Kopf benimmt. — Gebt Ihr auf das Steuer Acht, während ich unten nachsehe. Laßt die Segel gut voll fallen. — Verdammt die Nacht, die kein Ende nehmen will."

„Mit diesen letzten Worten war er schon unten an der Treppe und trat in die Kajüte ein:

„Nun, was giebt es hier? — Louise! He, Louise! Wo bist Du?"

„Hier!" wimmerte es in einer Ecke. „Komm' zu mir, François! Ich sterbe!"

„Warum nicht gar! Du wirſt noch lange leben und fröhlich ſein.“

„Nein, nein, François! Ich ſterbe! Ich fühle es. O, dieſer Norden! Wie mich friert! Wie ich zittere! Lege Deine Hand hierher, François. Das Herz iſt kalt und todt. Weh' mir! Warum bin ich Dir gefolgt?“

„Du haſt es ſelbſt gewollt, Louiſe. Ich habe Dir Alles vorgeſtellt und Dich gewarnt. Es iſt Dein eigener Wille, daß Du hier biſt; darum verſchone mich mit Vorwürfen.“

„Ach, Du Undankbarer! Du ſchiltſt mich noch in meinem Elend!“ wimmerte ſie und barg das Geſicht in die Kiſſen.

„Herrin! Theuere Herrin!“ rief Nancy und warf ſich über ſie. „Warum verließen wir unſere Palmen und den goldenen Himmel, der ſich darüber ausſpannt.“

„Jammere nicht, Weibsbild!“ fuhr der Capitain ſie an und ward durch einen furchtbaren Schlag unterbrochen. Die kurzen, knappen Wellen, die dicht aufeinander über die Elbbanken laufen, ſchlugen über das Deck hin.

„Ich muß hinauf!“ ſagte der Capitain. „Nimm Dich zuſammen, Louiſe, und halte aus, wie es einer

Seemannsfrau geziemt. Heute Abend liegen wir vor unſern ſichern Ankern.“

Mit einem Sprunge war er nach oben. Der Tag begann zu dämmern. Man ſah vom Verdecke aus die Umriſſe des Lootsgaliots vor ſich und das Boot, welches ſich von demſelben loslöſete.

Es gab kaum einen ſchlimmeren Moment, um einem Schiffe ſeitlängs zu legen, als dieſen. Der Wind hatte ſich gedreht und ohne an Heftigkeit nachzulaſſen, wehte er gerade aus der Mündung in die See hinein. Dazu war Hochwaſſer und die Ebbe begann mit voller Gewalt zu laufen. Ein Schiff, welches in See ging, eilte, mit dem Fluge des Adlers wetteifernd, an ihnen vorüber.

Das Boot, welches den Lootſen an Bord bringen ſollte, gelangte nur langſam vorwärts. Die Männer, welche in demſelben waren, machten verſchiedene Zeichen, die aber an Bord nicht genau verſtanden wurden.

„Haltet Alles bereit!“ befahl der Capitain. „Das Boot kann mit der nächſten Wendung ſeitlängs kommen. Das Steuer nach Lee!“

„Nur mit Mühe gehorchte das Schiff. Die Segel begannen zu flattern. Die Fahrt hörte auf und Schiff und Boot lagen einander mit den Bugen gegenüber.

Das hatten die Lootſen gewollt, die nun mit vollem Winde heranſchoſſen.

Nach einer Viertelſtunde lagen ſie ſich ſeitlängs. Vom Deck aus warf man ein Tau, woran ſich eine Schlinge befand, dem Boote zu. Der Lootſe, der den Dienſt hatte, warf ſich die Schlinge um den Leib und mit dem Ausrufe: „Im Namen Gottes und des Herrn Jeſus Chriſt!“ ſprang er in die ſchäumenden Wellen. Das Boot luvte an und ſchoß in den Wind. Mit allen Kräften ward das Tau eingepalmt und der Lootſe an Bord gebracht.

„Sammelt Euch einen Augenblick, Mann!“ ſagte der erſte Steuermann, der ihn empfing. „Wir bringen ſchlechtes Wetter aus der See mit und hier wartet unſerer auch kein freundlicher Empfang.“

Der Lootſe hatte ſich bald geſammelt. Er gab einen kurzen Ueberblick der Lage, worin ſich das Schiff befand, und ſagte darauf:

„Gegen Wind und Ebbe können wir nicht kreuzen und zum Ankern darf ich auch nicht rathen. Wir müſſen wieder nach See.“

„Das wird der Capitain nicht wollen.“

„Er muß. Die Nothwendigkeit iſt ſtärker, als ſein Wille. Säumt nicht, ſonſt wirft uns der Sturm

die ganze obere Takelage auf das Deck und wir laufen Morgen ohne Kopfzeug binnen.

Der erste Steuermann ging nach der Kajüte, wo der Capitain bei seiner Frau war, die sich in einem Mitleid erweckenden Zustande befand. Der zweite Offizier, der sich dem Lootsen näherte, traf auf dessen wiederholten Befehl die nöthigen Anstalten.

„Woher kommt Ihr und was für ein Schiff ist es?“ fragte der Lootse, und der Offizier antwortete:

„Es ist der Palmbaum. Wir kommen von Port au Prince.“

„Wo ist der Capitain? Ruft ihn!“ sagte der Lootse befehlend.

„Er kommt gleich. Ist unten bei seiner Frau, die sich sehr unwohl fühlt.“

„Weibervolk am Bord? Hm!“

„Und schmuckes Volk,“ sagte der Offizier. „Der Capitain ist erst seit Kurzem verheirathet und hat die schönste Frau, die man sich denken kann.“

Der Lootse grübelte: „Der Capitain erst seit Kurzem verheirathet und kommt von Port au Prince?“ Und sich gegen den Offizier wendend, fragte er hastig:

„Wo bleibt der Capitain?“

Dieser betrat soeben das Verdeck. Der Lootse ging auf ihn zu. Beide standen sich gegenüber und

sahen sich unverwandten Blickes an. Das Erkennen war gleichzeitig. Der Schrecken raubte ihnen die Sprache.

Der Offizier vom Dienst, der es bemerkte, erstaunte ob dieser seltsamen Begegnung und fragte vor sich hin:

„Was will das bedeuten?“

Der Capitain faßte sich zuerst und herrschte den Lootsen an:

„Woher kommt Ihr und was wollt Ihr?“

Der Offizier war schnell zur Hand und sagte: „Es ist der Lootse, Herr! Ging erst über den Fallreep, als Ihr bereits abgerufen war't.“

„Warum unter allen Lootsen der Admiralität gerade diesen?“ grollte der Capitain vor sich hin. Sein Auge glitt über den Horizont hin; er sah den Cours, welchen sein Schiff anlag, und schrie dem Lootsen zu:

„Ist das der Weg in die Elbe hinein?“

„Es ist der Weg zur Elbe hinaus!“ war die Antwort. „Ich kann und darf jetzt nicht einsegeln; es wäre des Schiffes Unglück.“

„Ich will nicht nach See zu! Mein Weg geht in die Elbe. Dahin steuert.“

„Ihr habt mir nichts zu befehlen. Das Commando ist mein.“

„Dann nehme ich es Euch ab!“

„Das dürft Ihr nicht. Mein ist das Commando und auch die Verantwortung. Hollah Ahoi! Jedermann an sein Werk!“

Die Offiziere waren an den Capitain herangetreten und suchten ihn zu beruhigen, die Ursache der Aufregung nicht begreifend, worin dieser sich befand.

Der Lootse ließ die Stellung der Segel ändern und einen andern Curs steuern. Als das Schiff im vollen Gange war, sagte er zu dem ersten Offizier:

„Wenn wir eine Viertelstunde lang in dieser Richtung forttreiben, finden wir einen passenden Ankergrund. Haltet Alles dazu bereit, damit es nicht mißlingt, sonst fallen wir ganz und gar nach der Weser zu ab und müssen in die offene See hinaus.“

Die Ordre des Lootsen wurde pünktlich befolgt. Der Capitain suchte das Vorhaben des Letzteren zu kreuzen, allein vergebens; dieser ließ sich nicht irren und gab seine Befehle mit festem Tone. Als endlich das Schiff nach langer Anstrengung vor Anker gebracht war, wandte er sich dem Capitain zu und sagte:

„Nun ein Wort mit Euch, Herr! Ich habe am

Bord Eures Schiffes gewaltet, wie es mein Recht war, und will Euch jetzt sagen, weshalb."

Er that es mit aller Umständlichkeit und setzte darn hinzu:

„Und nun das vorüber ist, noch ein Wort von mir, nicht an den Capitain des „Palmbaum," sondern an den Seefahrer Franz Meiners."

„Dann kommt Ihr zu mir, als der dumme Jürgen!" lachte Jener höhnisch.

„Das sagt der ehrlose Franz!" entgegnete Jener scharf und laut genug, daß es weithin gehört wurde. Die Offiziere, die das verletzende Wort vernahmen, schrieen vor Erstaunen laut auf und traten zu ihrem Capitain. Dieser war von dem Unerwarteten so betroffen, daß ihn alle Geistesgegenwart verließ. Der Lootse aber sagte kalten Blutes:

„Ich bleibe bei meinem Worte. Wer sich mit einem ehrbaren Mädchen verlobt und sich dann mit einem andern verheirathet, verdient keinen bessern Namen. Warum habt Ihr mich aufgestachelt?"

Die Bö, welche mit Blitzesschnelle heraufzog, warf sich auf das Schiff und legte es auf die Seite. Hier blieb keine Zeit zum müssigen Streite und alles Volk am Bord hatte vollauf zu thun.

Der Sturm hielt an. Das Schiff gerieth in

eine immer bedrohlichere Lage. Die Mannschaften arbeiteten bis zur Uebermüdung.

Einer der beiden Kajütenwächter machte sich an den Capitain. Dieser wandte sich um und rief:

„Was giebt es, zum Teufel?“

„Euere Frau, Capitain. Sie rief nach Euch und als wir ihr sagten, es sei unmöglich, daß Ihr abkommen könntet, verlangte sie zu Deck ...“

„Daß sich Keiner unterfteht ...“

„Wir mußten, Herr,“ unterbrach ihn der Junge. „Die Frau wurde so heftig und bekam so schwere Krämpfe, daß wir glaubten, sie würde auf der Stelle sterben, wenn wir ihr nicht den Willen thäten.“

Louise Mecourt erschien, von dem kräftigen Kajütenwächter gestützt, auf dem Verdeck. Der feurige Blick der Creolin war matt und hinsterbend. Angst und Entsetzen malte sich in allen ihren Zügen. Die gebrochene Gestalt bebte vor Frost.

Franz eilte ihr entgegen: „Louise, was thust Du? Ich beschwöre Dich, bleibe unten.“

„Ich will nicht!“ entgegnete sie mit hohler Stimme. „Dort stürzt mir das Gebälk auf den Kopf. Ich will hier sterben. Hier unter dem dunklen Himmel.“

„Du wirst leben, Louise.“

„Ich sterbe!“ sagte sie schauernd. „Dein kalter Norden tödtet mich.“

Jürgen Wulff war näher getreten und sah nach der Creolin hinüber:

„Ist dies das Weib, um deretwillen er die Treue gebrochen hat?“

Er sah sie mit finstern Blicken an, fest und unverwandt, als ob er sie mit seinen Augen durchbohren wollte.

Die Wolken sanken tiefer und tiefer. Der Regen hatte sich stellenweise mit einigen Hagelkörnern und wehenden Flocken gemischt. Jetzt fiel der Schnee in dichten Massen herab. Die Creolin sah dies ihr so entsetzensvolle Schauspiel mit weit aufgerissenen Augen an. Krampfhaft hob sich die Brust und, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, kreischte sie:

„Mein Leichentuch! Es fällt vom Himmel herab, um mich zu verhüllen.“

Das Entsetzen ließ sie verstummen. Zusammenbrechend sank sie dem erschrockenen Franz in die Arme.

„Sie stirbt! Sie stirbt!“ schrie dieser jammernd. Die Last entsank seinen Händen. Er sprang auf und blieb endlich vor Jürgen Wulff stehen, der in seiner vorigen Stelle verharrte:

„Du haſt ſie umgebracht. Seit Du am Bord biſt, ſind alle Teufel der Hölle losgelaſſen. Du biſt das Unglück geweſen von Jugend auf und alles Glück, das Dir nahe kommt, muß ſterben.“

„Dein iſt der Mord!“ ſagte Jürgen Wulff. „Die Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn.“

„Wir treiben!“ erklang vom Buge her der neue Schreckensruf. „Wir treiben! Der Anker hat ſich losgeriſſen.“

Neues Entſetzen am Bord. Das grauenhafte Wort „Wir treiben!“ hallte von allen Lippen wieder.

Der Capitain war wieder zu ſeinem im Todeskampfe liegenden Weibe geeilt und brachte ſie in die Kajüte. Er ſank bewußtlos neben ihr nieder.

Die Offiziere waren einen Augenblick rathlos. Auf dem Verdeck wetterte der Bootsmann zwiſchen den Matroſen umher. Der Lootſe ſah unverwandt nach dem Eingange der Kajüte, wo Franz mit der Sterbenden untertauchte. Er war betäubt von all' dem Unerwarteten.

„Herr! In Gottes oder in des Teufels Namen! Was ficht Euch an?“ rief der erſte Steuermann, den Lootſen ſchüttelnd. „Denkt Ihr an das Schiff und an Euere Schuldigkeit?“

Die Matroſen, die auf dieſem Theil des Ver-

deckes waren, schlossen sich dem Offizier an. Drohende Arme erhoben sich.

Tief aufathmend, wie aus einem Traume erwachend, fuhr Jürgen Wulff auf. Er übersah mit einem Blicke die Gefahr, worin das Schiff schwebte, und schrie:

„Die Sturmsegel los! Rasch, alle Mann!“

„Wißt Ihr, daß der Anker nachschleppt?“ fiel der Offizier rasch ein. „Man muß ihn lichten.“

„Dazu ist keine Zeit,“ entgegnete der Lootse in fliegender Hast. „Man muß ihn kappen. Kappt den Anker!“

„Nehmt Ihr es auf Euch?“

„Ich nehme es auf mich! Her mit der Axt! Ich thue den ersten Schlag!“

„Hier ist die Axt!“ rief der Zimmermann und reichte ihm diese.

Der Lootse eilte zur Ankerwinde und that mit der scharfen Axt einen gewaltigen Schlag auf das straff angespannte Tau, indem er laut über Deck schrie:

„Hißt die Sturmsegel! Hurrah! Vorwärts!“

Alle Hände regten sich in diesem Kampf um Leben und Tod. Der Zimmermann hieb auf das Tau ein, bis es aus einander riß und das Schiff, von einem mächtigen Drucke befreit, sich aus der schiefen Lage hob und hoch aufrichtete. Es bäumte sich gegen die heran-

rauſchenden Wellen. Die Sturmſegel ſtanden ſtraff und füllten ſich. Der Wind ſetzte ſich mit ſolcher Gewalt darin feſt, daß Stängen und Raae ſich bogen.

„Anluven! Anluven!“ rief der Lootſe dem Mann am Steuer zu.

„Anluven iſt es!“ ſchrie dieſer zurück und warf die Ruderpinne nach dem Lee. Aber das Schiff wollte dem Steuer nicht mehr gehorchen. Zu mächtig war die Kraft der Strömung und der heranrollenden Wellen, die ohne Aufhören über das Deck hinſchlugen und Alles mit ſich fortriſſen. Es fiel immer weiter nach dem Lee zu und trieb der ſchäumenden Brandung entgegen. Ein Schrei des Entſetzens flog von dem einen Ende des Deckes zum andern.

„Brandung! Brandung überall!“ rief es von den Toppen, wohin Einzelne flüchteten, um den Schauplatz des Entſetzens mit einem Male zu überſchauen.

Ein mächtiger Schlag geſchah gegen den Rumpf, der in allen ſeinen Fugen bebte. Einen Moment lang ſtand dieſer wie gefeſſelt und höher leckten die Wellen daran empor; dann kam wieder einige Bewegung in denſelben und langſam ſchurfte er weiter, wobei es krachte und dröhnte.

„Wir ſind über den Steert eines Sandes hinge-

fahren!" rief der Untersteuermann. „Aber das Steuer läßt sich bewegen und wir sind wieder flott."

Jürgen Wulff hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um das Schiff aus der üblen Lage zu retten, worin es weniger durch seine Schuld, als durch die Macht der Umstände gerathen war. Umsonst. Alle Mühe war vergebens und, vor gänzlicher Erschöpfung inne haltend, sagte er:

„Es ist aus!"

Der Obersteuermann flog auf ihn zu und rief: „Mann! Was für ein Schreckenswort habt Ihr gesprochen? Ist keine Hülfe?"

Jürgen Wulff schüttelte mit dem Kopf.

Der Offizier sprang auf und rief mit lauter Stimme:

„An die Böte! Setzt die Böte aus!"

Noch ehe dieser Befehl ertheilt wurde, hatten sich die Matrosen daran gemacht, die Stroppen zu lösen, womit sie befestigt waren, und manches scharfe Messer schnitt in die straff gespannten Taue. Aber die herüberstürzenden Wellen mehrten sich. Das ganze Mitteldeck stand unter Wasser und die Matrosen klammerten sich an die Schanzkleidungen, um nicht über Bord gerissen zu werden. Noch einen Ruck, noch

eine über Alles hinrasende Fluthmasse und das Mitteldeck war rasirt.

„Böte über Bord!“ rief es in langgehaltenem klagenden Ton.

Aber dieser Schrecken ward durch einen zweiten, größeren zurückgedrängt. Jetzt warfen die Wellen den willenlosen Rumpf wie einen Ballen umher und wieder jetzt stand er fest und unbeweglich. Er schüttelte zusammen von dem untersten Kielholz bis zur höchsten Spitze. Die Nähte klafften auseinander. Die Deckplanken wichen. Die Wassermassen stürzten hinab in den Raum. Die Masten flogen hin und her, wie das Rohr im Winde.

„Gestrandet!“ schrie das Volk und dieser Ton drang durch Mark und Bein.

„Unsere Kinder werden Waisen und unsere Weiber Wittwen!“ rief Einer.

„Das hat uns der Lootse eingebrockt. Wir müssen Alle daran!“ rief ein Anderer.

„Und müssen wir daran,“ schrie vor Wuth schäumend ein Dritter, „soll er der Erste sein. Wo ist er?“

„Hier!“ sagte Jürgen Wulff vortretend. „Was liegt am Leben, wenn Ehre und guter Name verloren sind?“

„Zurück!“ donnerte der Obersteuermann die vordringenden Matrosen an. „Hat dieser Mann sich vergangen, wird das Gesetz ihn finden. Hier soll kein Blut fließen.“

Der Capitain kam auf das Verdeck, barhäuptig, todesbleich, mit wankenden Knieen. Der zweite Steuermann, der ihn aus der Kajütskappe auftauchen sah, eilte herbei.

„Todt! Todt!“ stöhnte Franz Meiners. „Es ist Alles hin!“

Er stand unfern von dem Lootsen. Beide sahen sich an; aber ihre Kraft war gebrochen und sie vermochten nichts zu thun.

„Mein Weib ist todt und ich bin ein Bettler!“ kreischte Franz Meiners nach einer Pause und diese Worte trafen das Ohr des Lootsen.

„Janna ist gerächt!“ entgegnete dieser dumpf. „Dem Verräther ward sein Lohn.“

Die Verwirrung am Bord des Schiffes, das bereits zu einem halben Wrack geworden war, stieg mit der Minute. Die Havarieen wurden schwerer, als der große Mast zusammenbrach und mitsammt den Raaen und dem Takelwerk über Bord schlug. Die Meisten sahen diesem neuen Unfall zu, ohne eine Hand zu rühren. Der Stumpfsinn hatte sie befallen. Die

einzelnen Hände, welche sich ausstreckten, um das Wirrniß zu klaren, sanken wieder lässig herab. An die Trümmer des Gangspills hatte sich der jüngste Kajütenwächter geklammert und betete: „Vater Unser, der Du bist im Himmel!“

Da kamen die Retter. Es nahten die steten Wächter auf der empörten See. Die langgestreckten Blankeneser Ever mit ihrem endlosen Maste und dem schmalen Naasegel tauchten aus den Wellen auf. Die Kämpfer in der brandenden Arena, die um das herrenlose Gut mit der offenen See auf Tod und Leben rangen, waren im Anzuge. Die Blankeneser Fischer kamen, ihrer vier an der Zahl, und schossen in die Brandung hinein. Sie legten Hand an die berstenden Planken und von ihren Lippen erklang es: „Mein!“

Mit der Trauerflagge am Maste lief der Blankeneser Ever binnen, der die Leiche Louisens am Bord hatte. Franz war nicht von derselben zu trennen. Kein Wort glitt über seine Lippen. Vetter Friedrich mußte das Nöthige besorgen.

Es war ein trüber Nebeltag, als der Sarg in die Gruft hinabgesenkt wurde. Als die Erde dumpf dröhnend auf den Deckel fiel, sank Franz mit leisem

Wimmern in die Kniee. Mitleidige Hände hielten ihn aufrecht und geleiteten ihn heim.

Das Unglück, welches durch diesen Schiffbruch angerichtet wurde, war in dem ersten Augenblick nicht zu übersehen. Erst nach und nach ermaß man es seinem ganzen Umfange nach. Der größte Theil von Louisens Vermögen bestand in Gold und Edelsteinen; sie waren unrettbar dahin. Von Schiff und Ladung war nicht das Geringste versichert. Trotzend auf sein bisheriges Glück hatte Franz Meiners blindlings demselben vertraut und lachend kehrte es ihm den Rücken.

Das Schiffsvolk wurde vorgeladen, um seine Verklarung zu belegen. Offiziere und Matrosen gaben ihre Aussage gewissenhaft zu Protokoll und leisteten den Eid. Der Lootse Jürgen Wulff wurde unter Anklage gestellt.

Das Urtheil ward gesprochen. Es war kurz, aber strenge. Der Lootse Jürgen Wulff ward für unfähig erklärt, jemals wieder ein Schiff binnen zu lootsen, und aus der Liste der Admiralitätslootsen gestrichen. Außerdem traf ihn eine längere Haft.

„Mir geschieht mein Recht!“ sagte er leise vor sich hin, als die Gefängnißthür hinter ihm zufiel. „Aber ihm ist auch sein Recht geschehen und die Janna hat ihre Rache.“

Wulff-Ohm war außer ſich vor Jammer und Noth. Er irrte auf den Straßen und auf den Deichen umher. Er folgte dem Fluge der Vögel und dem Laufe der Wellen und ſah überall die Zeichen und Wunder, die ihm beſtätigten, was ſie vorherſagten, und neuerdings unerhörte Ereigniſſe für die Zukunft verkündeten. Wenn dann vor Furcht und Erwartung ſein Herz bange klopfte, wenn ſeine Zähne im Fieberfroſt an einander ſchlugen, eilte er zu ſeiner Freundin und Mieken-Möhm deutete mit naſſen Augen auf ihre Karten, indem ſie ſagte:

„Hier ſtand es geſchrieben. Ich mache das Unglücksbuch nicht wieder auf, um nicht ein neues Leid darin zu leſen, das über uns verhängt iſt.“

Franz Meiners hatte ſich ſoweit wieder erholt, daß er ſeiner Gedanken mächtig war und das Unglück, welches ihn betraf, in ſeinem ganzen Umfange überſehen konnte. Er trat auf die Straße hinaus. Sein Gang war unſicher und langſam ſetzte er einen Fuß vor den andern. Es bangte ihm, den Ort zu erreichen, den er doch nicht länger meiden konnte.

Herr Friedrich Meiners empfing ſeinen Vetter kalt und fragte:

„Was willſt Du von mir?“

„Deinen Rath, Deine Hülfe!“ lautete die scheue Antwort.

„Beides ist Dir zu Theil geworden,“ entgegnete Herr Friedrich, „und Du hast sie als ein werthloses Gut von Dir geworfen. Als Du um die Janna Brunswiek warbst, warnte ich Dich. Du hörtest nicht. Nun hast Du ein feierliches Gelöbniß gebrochen; die verlassene Dirne grämt sich. Sie wird von Jung und Alt verspottet und über die Achseln angesehen. Das Weib, welches Du freitest, hast Du in fremder Erde begraben müssen. Dein Leichtsinn hat sich schwer gerächt.“

„Ich habe es hart büßen müssen!“ sagte Franz. „Ich muß es noch.“

„Erinnere Dich der Worte, die ich zu Dir sprach, als Du mich batest, Dein Freiwerber bei der Brunswiek zu sein. Als ich mit Widerstreben Deinen Wunsch erfüllt hatte, sagte ich zu Dir: „Nun stehe aber auch fest bei Deinem Werke. Bleibe treu Deinem Worte und weiche und wanke nicht, sonst ist es mit uns Beiden aus.“ Dies sprach ich zu Dir und Du weißt, daß ich noch nie mein Wort gebrochen habe. Mache es mit Deinem Gewissen aus und siehe zu, wie Du vor diesem bestehst.“

„Du stößest mich von Dir?“ rief Franz erregt. „Jetzt, wo ich an dem Rande des Abgrunds stehe?“

„Und wo stehe ich?“ entgegnete Herr Friedrich mit gleicher Lebhaftigkeit. „Glückskind! Wohin hast Du mich gebracht? Hast Du nur Dein Vermögen und das Deines Weibes vergeudet? Hatte ich Dir nicht auch den größten Theil des meinigen anvertraut? Vorsicht habe ich Dir gepredigt und vor dem raschen Gewinn gewarnt, der die Armuth im Gefolge hat. Aber Du trotztest auf Dein Glück und es hat Dich verlassen. Was ein Freund dem Freunde opfern kann, habe ich Dir gegeben; ein Weiteres ist von mir nicht zu verlangen.“

„Nein! Nein!“ rief Franz und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Du kannst, Du darfst mich nicht in dieser Weise verlassen. Dein Wort jagt mich in Tod und Verzweiflung.“

„Mein Arm ist zu schwach, um Dir als eine Stütze zu dienen,“ sagte Friedrich kalt. „Ich habe alle meine Besonnenheit nöthig, um selbst stehen zu bleiben, und weiß noch nicht, ob es mir gelingen wird, mich vor dem Sturze zu bewahren. Im besten Falle muß ich, fast am Ziel eines ehrenvollen Lebens, von Neuem wieder anfangen. Mache es auch so und ver-

traue mehr der eigenen Kraft, als dem blinden Glücke. Wir sind mit einander fertig."

Noch einmal versuchte Franz einen Sturm auf das Herz seines Verwandten. Umsonst.

„So stehe mir Gott bei!" rief er und verließ das Haus, wo er sonst als der allgemeine Liebling empfangen und gehalten wurde.

Lange irrte er umher ohne Ziel und Zweck. Als es zu dämmern begann, befand er sich unfern der Wohnung seiner früheren Braut.

Janna Brunswiek lebte in der größten Einsamkeit. Das Unglück, welches über sie hereinbrach, hatte sie erst heftig aufgeregt, dann war sie verstummt. Kein Laut kam über ihre Lippen. Keine Thräne netzte das brennende Auge, aber der Wurm nagte an ihrem Herzen. Sie verzehrte sich in der Stille. Ueber die Schwelle ihrer kleinen Stube hinaus kam sie nicht und kein Fremder durfte dieselbe betreten.

Die Dämmerung war im Wachsen und Mieken-Möhm trat mit der Lampe ein. Seit dem Tage, da Janna in ihrem Zorn die Karte in das Feuer warf, fürchtete sie diese noch mehr, als früher. Die alte Frau blickte scheu zu ihr herüber. Sie hatte offenbar Etwas auf dem Herzen und wußte nicht, wie sie es

anbringen ſollte. Sie ging ſo lange hüſtelnd hin und her, bis Janna endlich aufmerkſam ward und fragte:

„Was giebt es?“

„Es iſt Jemand da!“ ſprach ſie zögernd.

„Ich will Keinen ſprechen.“

„Er will Abſchied nehmen!“ fuhr die Muhme fort. „Ich bringe es nicht über mich, ihn abzuweiſen. Soll er hereinkommen, Kind?“

„Nein! Nein!“ entgegnete ſie heftig und ihre Pulſe klopften, als ahne ſie, was ihr bevorſtehe. „Wer iſt es?“

„Ich!“ ſagte Franz Meiners eintretend und die Muhme ſchlich hinaus.

„Fort! Fort!“ rief Janna abwehrend. „Ich kann Dich nicht ſehen und will es auch nicht.“

„Habe Erbarmen mit mir!“ bat er mit flehender Stimme. „Es hat Niemand Erbarmen mit mir. Jede Hand, die ich ergreifen will, ſtößt mich zurück. So übe denn Du Barmherzigkeit.“

„Ich kenne Dich nicht mehr!“ ſagte ſie und die Stimme zitterte.

„Mein Weg geht in die vier Straßen der Welt!“ fuhr Franz Meiners dringender fort. „Ich muß wandern und weiß nicht, wohin. Ich ſuche, ohne zu finden. Ich ſtand hoch oben auf dem Berge, nun liege

ich am Fuße desselben und kann den Pfad nicht wiederfinden, der aufwärts führt. Gieb mir die entschwundene Kraft wieder, damit ich in dem Kampfe bestehe, dem ich entgegen gehe."

„Du hast mir Alles genommen!" sagte sie hart. „Was kann ich geben?"

„Deine Vergebung!" antwortete er. „Ohne sie vermag ich nichts. Mit ihr wird es mir vielleicht möglich sein, gut zu machen, was ich verschuldete, und wenn nicht, wenigstens die Gewissensqualen zu lindern, die mich ruhelos umhertreiben."

Sie verharrte im finstern Schweigen. Er wartete in großer Spannung auf eine Antwort und sagte dann, nahe an sie herantretend:

„Ich habe mich schwer vergangen und ein großes Unglück über Dich gebracht, das ich nicht wieder gut zu machen im Stande bin. Ich weiß es und ich weiß auch, wie viel ich von Dir fordere. Aber es gilt mein ewiges Heil und darum werfe ich mich vor Dir nieder und flehe Dich an mit aller Angst, die mein Herz zusammen preßt: Vergieb mir!"

„Nein!" entgegnete sie dumpf und ging von ihm weg. Als sie nach einer Weile zurückkehrte, war er verschwunden. Da warf sie sich an derselben Stelle

nieder, wo er vorhin kniete, und mit überströmenden Augen rief sie aus:

„Ich vergebe Dir! Ich hatte Dir schon vergeben, aber der störrische Mund wollte sich nicht öffnen.“

Franz Meiners wandte sich nach Hamburg. Der stolze Capitain mit dem blinden Vertrauen auf ein nie zu fehlendes Glück kehrte als ein armer Schiffbrüchiger wieder. Er hatte früher keine andere Wohnung genommen, als auf dem Baumhause, von dessen Balcon er die weite Aussicht hatte auf die Schiffe des Hafens. Und wenn er dort oben stand, sagte er: „Von diesen allen ist meines das reichste und beste.“ Jetzt suchte er die bescheidenste Schifferherberge auf, die er finden konnte, wo junge Steuerleute und Deckoffiziere wohnten, und deren Wirth es nicht verschmähte, die Thür seiner Gaststube auch den Matrosen zu öffnen, wenn sie mit dem Gelde in der Tasche klimperten. Voll von einer Empfindung, die keine Worte schildern, betrat er die Börse, nicht um sich zu erkundigen, welcher Makler sich verpflichtet halte, ihm eine vortheilhafte Befrachtung nach irgend einem Hafen jenseits des Oceans anzutragen. Er forschte in der Stille, ob unter allen Capitainen, die hier umhergingen, vielleicht Einer sich befände, der eines Steuermanns

bedürfe. Aber alle Stellen waren besetzt. In Cuxhafen sprach Niemand von dem früheren Glücksschiffer.

Der Winter ging langsam vorüber. Es hatte kein Eis gegeben, darum war die Schifffahrt nicht gesperrt, und in Cuxhaven blieb es einsam, weil die Schiffe fehlten, die dort sonst überwintern. Wo Schiffe sind, da ist auch lustiges Seevolk, und was dies anzugeben vermag, davon würden die Wände in der Engelsmannsschenke Wunder berichten, wenn sie reden könnten. Allein die Wände haben nur Ohren, aber keinen Mund, und der Wirth war ein schweigsamer Mann, der ein Geheimniß bei sich behielt, so lange er von einem Gaste zum andern ging.

Um diese Zeit war es, als die Gefängnißthür sich öffnete und Jürgen Wulff seine Freiheit erhielt. Das Lootsenhandwerk durfte er nicht mehr treiben, aber er hatte vollauf Erlaubniß, sich darum zu bekümmern, auf welche Art er sich durch die Welt schlagen wollte.

Sein erster Gang war in die Hütte seines Oheims. Wulff-Ohm saß hinter dem Webestuhl und summte ein geistliches Lied vor sich hin. Die beiden lange Getrennten begrüßten sich stumm und saßen sich gegen-

über. Der Mund schwieg, aber die Herzen schlugen laut. Endlich sagte Jürgen:

„Habt Ihr sie gesehen, Wulff-Ohm?“

„Ja, mein Junge. Sie war in der Kirche.“

„Wie fandet Ihr . . . ?“

Er hätte Alles fragen mögen und konnte es doch nicht. Der Alte half ihm, indem er sagte:

„Sie sieht bleich und vergrämt aus. Aber sie trägt, was ihr auferlegt ist, und der Nacken ist noch nicht gebeugt. Wenn Du zu ihr gehst . . . .“

„Nein!“ rief Jürgen lebhaft. „Das werde ich nicht. Wie würde sie mich empfangen, und was könnte ich ihr sagen? Meint Ihr, daß der dumme Jürgen im Gefängniß etwas Besonderes geworden ist? Ich habe auf der Welt Nichts mehr zu hoffen und es würde mir ein Glück bedeuten, wenn ich wüßte, daß Morgen für mich die Sonne zum letzten Male aufginge.“

Er nahm seinen Hut und ging wieder fort. Wohin geht ein Schiffsmann hierorts, wenn er sein Haus verläßt, als nach der alten Liebe? Aber als Jürgen Wulff sich der Brücke näherte, standen mehrere Männer dort. Sie gewahrten ihn und es mochte ihm scheinen, als ob sie die Köpfe zusammen steckten und sich in die Ohren zischelten; darum wandte er sich und ging an

dem Leuchthurm vorüber in der Richtung nach der Kugelbaak. Dort war es still und kein anderes Geräusch hörbar, als das Brausen der Fluth, die gegen den Deich heranrauschte.

Von seewärts her kam ein Schiff, ein verspätetes, das mit widrigen Winden kämpfte und beträchtlich havarirte. Aber die schadhaften Masten hielten und, von kundiger Hand geleitet, steuerte es seinen Cours.

Jürgen Wulff sah den Segler an sich vorüberziehen und ein schwerer Seufzer rang sich von seiner Brust:

„Dort auf der Galerie steht einer meiner ehemaligen Gefährten und giebt ihm das Geleite. Mich wird man nicht mehr auf einem solchen Platze sehen. Es ist ein jammervolles, verpfuschtes Dasein, dem ich verfallen bin, und mein einziger Trost wird sein, daß ich weit weg von hier gehe, wo mich Niemand kennt, und mit der Schaufel auf dem Rücken, oder mit dem Dreschflegel in der Hand von Dorf zu Dorf tagelöhnere."

„Das ist nicht nöthig," sagte eine Stimme hinter ihm, und als er sich umwandte, sah er in das Gesicht eines Mannes, der eine verdeckte Jolle hatte, mit welcher er mühsam sein Brod verdiente.

„Ihr seid es, Dirk Voigt?“ fragte Jürgen Wulff. „Welcher Ausweg bleibt mir sonst?“

„Habe einen Platz für Euch, wenn Euch damit gedient ist,“ meinte Dirk Voigt. „Meine Jolle ist zwar kein Dreimaster, der nach Westindien segelt, aber sie ist stark und fest und nimmt nicht mehr Wasser über, als jede andere. Es ist nur eine Koje am Bord und das ist gerade genug, denn einer von uns wird immer die Wache haben. Wir essen aus derselben Schüssel, denn zwei habe ich nicht und für einen Schluck trage ich auch Sorge. Wegen des Uebrigen werden wir schon einig, wenn wir ein paar Reisen mit einander gemacht haben. Mein Cours geht zwischen Elbe und Weser. Ist Euch das genehm?“

Die Augen des Jürgen Wulff leuchteten vor Freuden. Er drückte die Hand des Helfers in der Noth und schüttelte sie. Dirk Voigt ließ es sich einen Augenblick gefallen und sagte dann:

„Narrheit! Ich thue es ja nur, weil mein alter Maat gestorben ist und ich doch Jemand haben muß, der mir zur Hand geht. Ihr denkt wohl, ich thue es aus Barmherzigkeit? Nichts da! Es ist der reine Eigennutz und nichts weiter. Nun, Jürgen Wulff, Ihr müßt kein so trübseliges Gesicht machen. Geschehen ist geschehen und verbüßt ist verbüßt. Jetzt fängt ein

neues Leben an und ich denke wohl, es soll für Euch nicht verloren sein. Kommt morgen früh um sechs Uhr an Bord und Ihr könnt darauf rechnen, daß wir, Wind und Wetter dienend, eine Stunde später den Leuchtthurm im Rücken haben. Bis dahin fahrt wohl!"

Der Admiralitätslootse war zum Wattenschiffer geworden und kreuzte zwischen Elbe und Weser, wie sonst zwischen der rothen Tonne und Cuxhaven. Die Tage, die Monate gingen vorüber. Dem Herbst folgte ein langer, scharfer Winter und freudig athmete der ganze Strand auf, als der neue Frühling kam und die schweren Eisblöcke Tropfen auf Tropfen in die Elbe rannen.

„Meine, daß es an der Zeit ist, einen neuen Zug zu thun," sagte der Schiffer Dirk Voigt zu seinem Maaten, der sich ganz bei ihm eingelebt hatte. „Wenn es Euch recht ist, nehmen wir morgen früh das Hochwasser wahr und sehen zu, was unsere Freunde an der Weser machen. Bekommen heute noch einiges Stückgut an Bord und wir können eine flotte Reise haben."

„Bin zur rechten Zeit am Bord und helfe die Stückgüter verstauen," sagte Jürgen Wulff. „Am Lande habe ich nichts mehr zu thun, als vom Wulff-Ohm Abschied zu nehmen. Der alte Mann macht

es nicht lange mehr. Wie Gott will! Die Ruhe ist ihm zu gönnen."

Die erste Frühlingsfahrt ging glücklich von Statten und die Wattenfahrer kamen heim: Schiffer Dirk Voigt lustig und wohlgemuth; sein Maat trübe und niedergeschlagen Es drückte ihn Etwas; er wußte nicht, was es sei. Seine Ungeduld stieg und als die Jolle binnen gelaufen war, eilte er, so schnell er es vermochte, nach Hause.

Wulff Ohm saß an seinem gewohnten Platze am Ofen und sah der Mieken Möhm zu, welche die Karten auf ihrem Schooße ausgebreitet hatte. Aber die alte Frau betrieb ihr Geschäft nicht mit dem Eifer und dem Ernste, wie sie es sonst zu thun pflegte. Ihre Blicke ruhten mit einiger Besorgniß auf dem alten Freunde, den sie ab und zu besuchte, seitdem derselbe nicht mehr in das Haus der Janna Brunswiek kommen durfte.

„Ihr macht mich bange," sagte sie mit ihrer zitternden Stimme. „Da liegt der Herzkönig bei der ersten Sieben und auf der andern Seite seht Ihr den Kreuzbuben bei der zweiten Sieben. Was meint Ihr? Das bedeutet, daß Euer Jürgen nach Hause kommt, und darum solltet Ihr fröhlich sein und nicht so finster drein schauen, als ob Euch Jemand etwas gethan

hätte. Macht die Augen zu, Wulff-Ohm, sie sehen so traurig aus daß ich mich fürchte, hinein zu sehen."

„Ja!" sagte der Alte und schloß die Augen, um dem Wunsche der Frau zu genügen. „Sie brennen und werden vielleicht bald ausbrennen. Brauche sie auch nicht offen zu halten; sehe ohnedies Alles, wenn ich es auch nicht zu unterscheiden vermag. Was sagtet Ihr von dem König und dem Buben?"

„Ich sagte," entgegnete Mieken Möhm, „daß die Beiden die Heimkehr Eures Jürgen andeuten. Er ist diesmal drei Wochen weg und es sollte Euch vergnügt machen, daß er kommen wird."

„Es muß bald sein, Mieken Möhm," sagte der Alte trübe. „Vielleicht komme ich noch eher heim, als er. Und auch ein Anderer kommt heim."

„Was für ein Anderer?" fragte die Alte, die ihre Karten zusammen legte und in die Tasche schob. „Nun sprecht Ihr wieder von Dingen, die Keiner versteht, und ich fange an, mich vor Euch zu fürchten. Das halte ich nicht aus und ich will nur gehen, denn es ist schon spät und ich bekomme von der Janna meine Schelte."

„Und wenn Er kommt?" fuhr Jener fort, ohne auf die Alte zu achten und die Decke anstierend. „Das Haus ist niedergerissen und die Wiege darin

zuſammen gefallen. Wißt Ihr, was die Schwalbe thut, wenn ſie die Scheune nicht wiederfindet, an deren Gebälk ſie niſtete? Habt Ihr den Storch gehört, wie er klappert, wenn eine muthwillige Hand ihm das Neſt vom Dache warf? Jürgen Wulff, was wirſt Du ſagen, wenn Dein Wandervogel wiederkehrt aus der Wüſte und pickt an das Fenſter und fragt: Wo iſt meines Vaters Haus?"

„Da iſt er!" rief die Alte und erhob ſich, ſo ſchnell ſie es vermochte. „Gott ſei Dank, Jürgen Wulff, daß Ihr da ſeid. Ich es wußte wohl, daß Ihr kommen würdet, denn meine Karten lügen nicht. Seht nach dem alten Manne, der ganz von ſich iſt und wirres Zeug ſpricht. Eine Stunde lang hat er nichts Anderes gethan. Stünde Euch gern bei, wenn Ihr vielleicht Hülfe braucht, allein ich kann nicht, denn die Janna wird böſe. Ach, Du mein himmliſcher Vater, ich wußte, daß es ſo kommen würde, als die Zwei auf der rechten Seite lag und drei Mal hinter einander die Vier zur Nachbarin bekam. Es geſchieht allemal etwas Verkehrtes, wenn die Zahlen genau auf einander folgen."

Jürgen Wulf achtete nicht auf die alte Frau, die ſich ſo ſchnell entfernte, als es ihre Schwäche irgend

zuließ. Er setzte sich dem Ohm gegenüber, faßte ihn bei der Hand und, diese schüttelnd, sagte er:

„Kommt zu Euch, Wulff-Ohm! Ich bin da; ich, der Jürgen, der Euch etwas Rechtes mitbringt von der Weser her und ein Stück Geld dazu."

Er sagte es mit möglichster Ruhe, aber sein Herz schlug und die dargebotene Hand zitterte, als er die Veränderung bemerkte, die mit dem Ohm vorging, der sich verbeugte, als ob er in die Ferne sähe und dazu sprach:

„Ich sehe ihn schon von weitem. Er sieht ganz so aus, wie an dem Tage, da er wegließ, und hat sich in der langen Zeit nicht verändert. Willkommen binnen, Bruder Niklas! Willkommen binnen!"

„Er spricht wieder von seinem Bruder, der in die weite Welt ging. Wenn er es that, ist er stets krank geworden von der Aufregung und jetzt hat ihn das Fieber stärker gepackt, als je. He, Wulff-Ohm! Schüttelt den Traum von Euch und seht, wo Ihr seid! Habe Euch einen Trunk alten Weines mitgebracht, woran Ihr Euch erquicken sollt. Hört Ihr nicht, Wulff-Ohm? Der Jürgen ist da!"

„Gut, mein Junge!" fuhr der Alte fort und sah nach der andern Seite hin. „Setze Dich und sieh' mich an und sage mir, ob Du mich wieder kennst?

Ich bin allein übrig geblieben, Bruder Niklas. Die Andern sind schon vorauf und machen Quartier. Wie Du so seltsam drein schaust, Bruder. Bist Du vielleicht auch todt und kommst, mich abzuholen? Was ist das für ein langer Reck, den Du an hast? Weiß wie Schnee und blanke Sterne darauf. Ach, Du allbarmherziger Gott, ich glaube gar, Du bist ein Engel geworden, denn ich sehe Flügel an Deinen Schultern! Nimm mich in Deine Arme und küsse mich."

Der alte Mann sank zurück. Jürgen Wulff fing ihn auf und entsetzte sich, weil er glaubte, der Alte sei todt; aber die Lippen bewegten sich und ein leichter Athemzug hob die Brust. Regungslos saß er da, den kranken Schläfer im Arm, den Schlaf bewachend, der diesen umfangen hielt.

Nach einer Stunde schlug Wulff-Ohm die Augen auf. Er sah um sich und als er den Neffen gewahrte, an dessen Brust sein Haupt ruhte, sagte er:

„Da bist Du ja! Wann kamst Du denn und wo warst Du?"

„Wo waret Ihr denn?" fragte Jürgen Wulff. „Ich bin schon eine geraume Zeit hier, während Ihr laut mit Euch selber spracht, ich weiß nicht, was. Habt Ihr einen Traum gehabt?"

„Ja, mein Sohn! Einen schönen, lieben Traum,

wo ich Den wiedersah, den ich auf Erden am liebsten hatte, und der von mir ging, um für immer wegzubleiben. So werde ich auch von Dir scheiden, mein Sohn."

„Sprecht nicht so schlimme Worte, Wulff Ohm. Ihr werdet noch lange leben und bei mir gute Tage haben."

„Bruder Niklas ist ein Engel geworden und hat mich angerührt. Ich habe des Himmels Herrlichkeit gesehen und gehöre gar nicht mehr hierher. Grüße die Janna und sage ihr, daß ich ihr vergeben habe, was sie mir und Dir gethan hat. Lebe wohl, mein lieber Junge! Ich mache Feierabend. Thue mir die Liebe und sage mir den schönen Gesangbuchsvers her, den Du von mir lerntest. Ich möchte noch einmal das Wort Gottes hören."

Der alte Mann sprach dies Alles abgebrochen und immer leiser. Jürgen Wulff betete:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!"

Als er geendet hatte, war der Oheim selig in dem Herrn entschlafen.

Drei Tage darauf fand das Begräbniß Statt. Das Leichengefolge war nur ein geringes. Mieken-Möhm

sah es von weitem vorüber gehen, weil sie glaubte, es würde der Janna nicht recht sein, wenn sie sich den Leidtragenden anschlösse. Sie hatte Nichts gesagt, die Janna, als sie den Tod des alten Mannes erfuhr. Nur war ihr bleiches Gesicht noch bleicher geworden.

An der Kirchhofspforte sagte der Schiffer Dirk Voigt zu seinem Maaten:

„Wir wollen dem Manne die ewige Ruhe gönnen und ihm ein gutes Andenken bewahren; sonst aber halte ich es für Euch am besten, daß wir an unser Geschäft gehen, denn ein tüchtiges Stück Arbeit hilft über Gram und Herzeleid aller Art weg. Wollen morgen wieder in See gehen und sehen, ob wir uns noch in die Wesermündung hineinfinden können."

Wenn ein Wattenfahrer auslaufen will und seine Ladung gehörig verstaut ist, braucht es keiner großen Vorbereitung. Eine Tonne mit süßem Wasser und ein Stück Fleisch im Topf, eine volle Flasche und eine gefüllte Pfeife bilden die Bestandtheile des Proviantmagazins. Das muß ausreichen und wenn es etwa hapert, wird der Leibgurt etwas fester geschnürt.

Aber über dieser Fahrt schien ein besonderer Unstern zu schweben. Schon in dem Moment, als die Jolle an der Kugelbaak vorübersteuerte, fing der Wind bedenklich an zu schralen und ehe sie noch Neuwerk

an ihrem Backbord hatten, lief er ganz contrair. Es wurde ein mühsames Laviren, das bei längerer Dauer auch den Gelassensten zur Verzweiflung bringt.

„Ist meine Schuld!“ sagte der Schiffer.

„Warum?“ fragte Jürgen.

„Weil ich bei der Abfahrt die Hand an die Ruderpinne legte und nicht dazu sagte: „In Gottes Namen!“ Ein Seemann soll nicht vergessen, allzeit an den lieben Gott zu denken, sonst hat der Teufel gleich seine Hand dabei im Spiele.“

„Macht Euch keine Gedanken darüber,“ sprach Jürgen, der dem Schiffer die Pfeife gestopft hatte und ihm Feuer schlug. „Der liebe Gott hält seine Hand über Gute und Böse und wird seine Hand von Euch nicht abziehen, weil Ihr einmal vergessen habt, an ihn zu denken. Ihr seid ein frommer Mann und geht zur Kirche, wann und wo es sich thun läßt.“

„Allzeit, Jürgen!“ sagte Dirk Voigt. „Aber wenn ich auch dort mein Herz ausschütte, ist es doch die rechte Andacht nicht. Seht nur, wenn ich so da sitze, kann ich mir nicht die Augen verbinden. Ich sehe die vielen Leute und da fällt mir ein, ohne daß ich etwas dafür kann: Mit Dem hast Du einmal einen Streit gehabt und hast ihn tüchtig abgetrumpft, und Dem da hast Du ein Stück Geld geborgt und er hat

es Dir nicht wieder gegeben. Das aber gehört nicht in das Gotteshaus und darum ist es nicht die rechte Andacht. Meine Kirche liegt wo anders."

„Und wo denn eigentlich?" fragte Jürgen Wulff wieder und sah den Schiffer erwartungsvoll an.

„Hier!" entgegnete Dieser. „Schaut um Euch, Jürgen Wulff. Das weite, grüne Wasser und darüber hin der weite blaue Himmel. Und wenn es dunkel wird, kommen die lieben Sternlein einer nach dem andern, oder der Mond geht auf und wirft sein glitzerndes Licht auf die Fluth. Dann sehe ich bald hinauf und bald hinunter. Ich bin mit dem lieben Herrgott allein auf dem Wasser und weil der Herr Pastor verkündet hat, daß der Geist Gottes über dem Wasser schwebt, bilde ich mir ein, daß er nahe bei mir sei, und ich dürfe ihm Alles sagen, wie es mir um's Herz ist; er würde mich wohl verstehen."

„Das klingt recht erbaulich, Schiffer, und ich will es auch so machen."

„Thut das, Jürgen; es wird Euch wohl bekommen. Aber da räumt der Wind etwas und wir wollen anluven lassen. Auf diesem neuen Cours können wir eine [illegible] liegen."

Der Schiffer hoffte es, aber es ging nicht in Erfüllung. Der Wind wurde zusehends schwächer und

hörte endlich ganz auf. Es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich einen Ankerplatz auszusuchen. Es geschah an der Leeseite von Scharhörn, im Angesicht der rothen Tonne.

Die Schiffer hielten ihre Mahlzeit und nahmen dann die Pfeifen zur Hand. Das Gespräch schleppte sich mühsam hin und als die Sonne unterging, verstummte es gänzlich. Es war ein schwerer Tag gewesen und, die Pfeife ausklopfend, sagte Dirk Voigt:

„Wollen uns Ruhe gönnen, um morgen desto frischer zur Hand zu sein. Ihr habt auf der letzten Reise die Deckwacht zuerst gehabt; jetzt ist die Reihe an mir. Schlaft ein paar Stunden; ich wecke Euch nach Mitternacht."

Jürgen Wulff folgte den Anordnungen des Schiffers und kroch in die Koje. Dirk Voigt lehnte am Mast. Er sah auf die Fluth, welche die schlafenden Möven wiegte, und auf den blauen Himmel, daran die Sterne flimmerten. Er hielt die Hände gefaltet und bewegte die Lippen. Aber als nun der Mond aus der See auftauchte, zog sein magisches Licht den stillen Schiffer unwillkührlich in seinen Bann. Er vergaß seinen Maaten zu wecken und die Ruhestatt aufzusuchen. Seine Augenlider senkten sich, der Kopf fiel auf die

Bruſt herab und nach wenigen Minuten ſchlief Dirk Voigt den Schlaf des Gerechten.

Die Nachtſtunden flogen vorüber. Still blieb es am Bord der Jolle. Der Anker derſelben lockerte ſich, als der Strom kenterte, und die Jolle fing an zu treiben. Die Ebbe ſetzte mächtig aus und nahm die Jolle mit ſich in See.

Jürgen Wulff dehnte ſich in der Koje. Er hatte einen langen und geſunden Schlaf gethan. Wenn ein Fahrzeug feſt vor dem Anker liegt, hört man den einſetzenden Strom zu beiden Seiten daran vorüber rauſchen. In dem Boote, welches der Strom mit ſich fortträgt, vernimmt man keinen Laut. Erſchreckt von dieſer unheimlichen Stille, fuhr Jürgen Wulff in die Höhe und ſteckte den Kopf in das Freie. Als er den Schiffer nicht gleich gewahrte, ſchrie er überlaut:

„Dirk Voigt, wo ſeid Ihr? Dirk Voigt!

„Hollah Ahoi!“ rief dieſer ſchlaftrunken und ſprang riſch in die Höhe.

Die beiden Männer ſahen ſich an. Die dunkelgrüne See wogte um ſie her.

„Wir treiben!“ rief Jürgen Wulff entſetzt.

Kein Wort weiter wurde von Beiden geſprochen. Jürgen Wulff griff nach dem Tau, woran der Anker

hing. Er zog diesen leicht binnen Bords und warf ihn auf das Vorderdeck nieder.

Endlich wich der Alp, der ihre Brust beengte, und der Schiffer fragte:

„Wo sind wir?“

„In der Nordsee!“ sagte Jürgen Wulff. „Und ein Compaß ist nicht am Bord.“

Die Männer suchten sich über ihre Lage klar zu werden. Dirk Voigt sah nach der Uhr und prüfte den Stand der Sonne; dann sagte er:

„Da ist der Osten und dahin geht der Weg in die Elbe. Wie ist es, Admiralitätslootse? Bringt Ihr uns binnen?“

„Ohne Wind?“ fragte Jürgen Wulff. „Wir müssen aushalten. Nach Eurer Uhr zu schließen, ist die Ebbe bald abgelaufen und wir haben still Wasser. Dann kommt die Fluth und bringt uns ein Stück weiter binnenwärts. Aber wohin? Die Strömung macht oft alle Berechnung zu Schanden. Müssen unsern Proviant zu Rathe halten.“

Die beiden kräftigen Männer langten an dem vergangenen Tage tüchtig zu. Brod und Fleisch erfuhren tüchtige Einschnitte. In der Flasche sah man bereits den Boden und die Wassertropfen im Fasse stiegen im Preise.

„Einen Pfeifenkopf voll Tabak für Euch und einen halben für mich, das ist der Rest," sagte Jürgen Wulff, dem Schiffer seinen Antheil reichend. „Will ein Ruder nehmen und eine Stunde riemen."

Der Schiffer folgte seinem Beispiel; allein die schwachen Menschenkräfte vermochten nichts gegen die gewaltige Naturmacht; die Jolle trieb immer weiter seewärts. Als endlich die Fluth wieder in die Elbe einströmte, hatten die Männer müde Arme und mußten sich unthätig den Elementen preisgeben.

Schon am frühen Morgen brannte die Sonne heiß. Zur Mittagszeit wurde sie unerträglich und am Abend kühlte kein erquickender Hauch die glühende Atmosphäre. Die Zunge klebte an dem Gaumen, die Männer lechzten nach einem Wassertropfen. Beide erhoben sich zu gleicher Zeit und machten eine Bewegung nach dem Fasse.

„Wollt Ihr trinken?" fragte der Schiffer.

„Nein!" sagte Jürgen Wulff, den Schmachtenden mitleidig ansehend. „Ich dachte, Ihr wolltet."

Brauche es noch nicht!" entgegnete der Schiffer und warf sich nieder, als ob er schlafen wollte.

„Ich thue desgleichen," sprach sein Maat. „Wir vergessen dann, daß unser Proviant alle und kein Krumen Taback mehr im Beutel ist."

Sie lagen still, weil Keiner den Andern stören wollte; aber Beide hatten offene Augen.

Stille, mondbeglänzte Zaubernacht. Die Sterne blickten bleich und vereinzelt aus der magisch erleuchteten Höhe herab. Die Möven wiegten sich auf der Fluth und trieben an den schlafenden Robben vorüber. Hoch oben über Alle weg zog der Steinadler seine ungemessene Bahn.

Vorüber war die zweite Nacht und der dritte Morgen brach an. Noch ehe die Kimmung des Horizontes sich lichtete, fuhr der Schiffer aus seinem Schlafe auf und rief laut:

„Ein Schiff! Ein Schiff!“

Jürgen Wulff taumelte von der Ducht, worauf er nickte. Es lag ihm bleiern in den Gliedern, als erwache er aus einem schweren Rausche. Seine Augen irrten überall umher und er sagte traurig:

„Es ist dasselbe Schiff, was ich gestern Abend sah, Dirk Voigt; das Schiff, das in unsern kranken Köpfen spukt. Hier ist nichts, als Sonnenbrand und Salzwasser.“

„Salzwasser!“ grollte Dirk Voigt und schlug mit der Faust gegen die leere Tonne, daß es einen dumpfen Ton gab. „Meint Ihr, daß Jemand es trinken kann, ohne den Tod davon zu haben?“

„Was Tod!“ ſagte Jürgen Wulff. „Der Tod iſt ein Glück gegen die Qual, die ich erdulde. Und ich hätte große Luſt ...“

Er hielt inne. Der Schiffer raffte ſich auf, trat dicht vor ſeinen Maat hin und ſagte mit einem ſtrafenden Blick:

„Wozu hätteſt Du Luſt?“

„Möchte mit meinem Leibe meſſen, wie tief die See hierorts iſt. Drunten muß es kühl ſein und ſtill, Schiffer.“

„Willſt Dich umbringen?“ fuhr Jener fort und ſah ihn feſt an. „Der Selbſtmörder kommt zu den Verdammten in die Hölle.“

„Hier iſt ſchon die Hölle!“ entgegnete Jürgen Wulff mit finſtern Blicken. „Bis zum Abend halte ich es aus, dann fahre wohl.“

Er ſetzte ſich wieder auf ſeinen vorigen Platz. Dirk Voigt ſchloß die Augen und murmelte vor ſich hin:

„Und führe uns nicht in Verſuchung.“

Mit bleiernem Flügel zog der Tag vorüber. Schon ſank die Sonne abwärts, als der Schiffer, der ſich erhoben hatte, die Hand über die Augen legte und ausrief:

„Siehſt Du die Wolke?“

„Ich sehe nur, daß der ganze Himmel eine einzige Brandstätte ist," grollte Jürgen Wulff, dessen Stimme heiser klang. „Ihr träumt wieder."

Der Schiffer zuckte, als sei er von einer schmerzlichen Täuschung getroffen; aber nach einer Pause sah er wiederholt nach der von ihm angedeuteten Richtung und schrie laut:

„Es ist gewiß und wahrhaftig eine Wolke! Sie wächst mit der Minute und steht schon hoch über uns."

Jürgen Wulff stand an seiner Seite und sagte: „Woher kommt das?"

„Das bringt die Fluth!" entgegnete Dirk Voigt und das Blut begann rascher zu kreisen.

Unverwandt richteten sich die Blicke der beiden Männer auf die Wolke, die rasch emporstieg und sich dann nach allen Seiten hin ausbreitete. Es wurde finster und auf den dunkelgrünen Wellen lag ein grauer Schatten.

Die Nacht kam. Dieselbe Stille in der Luft, wie an den vorhergehenden Tagen; allein der Mond leuchtete nicht; kein Stern durchbrach dieses Dunkel. Und doch war die Hoffnung lebendig in den Verzweifelnden.

Da raschelte es zu ihren Häupten so fremd und seltsam, daß es die Träumer erschreckte, die nicht wußten wie ihnen geschah. Lauter und lauter wurde

es, bis es mit einem Male aus der jähen Höhe herabfuhr und auf die horchenden Wellen niederschlug.

„Wasser!“ rief Jürgen Wulff und sog begierig die ersten Tropfen des fallenden Regens ein.

„Ich wußte es wohl, daß der gute Gott uns nicht in seinem heiligen Tempel umkommen lassen würde. Der Herr thut ein Wunder, Jürgen Wulff, um Dich vor der Sünde des Selbstmordes zu bewahren!“ sagte Dirk Voigt.

Jürgen Wulff erwiederte nichts, aber er drückte die Hand des Freundes und hielt sie lange zwischen den seinigen.

Als der neue Tag kam, war der Himmel in ein düsteres Grau gekleidet; aber eine fröhliche Brise wehte durch denselben hin und der Schiffer rief mit lauter Stimme:

„Ein Schiff! Nun ist gewiß und wahrhaftig eins da und kein Nebeldunst verwirrt mir den Verstand.“

Die beiden Männer vergaßen den Hunger, der in ihren Eingeweiden wüthete, und blickten auf den Segler, der ihnen entgegen kam. Sie hielten gerade auf ihn ab und machten Zeichen über Zeichen. Diese wurden am Bord des Seglers sofort verstanden und erwiedert. Es schien, als hätten Jene eben solches

Verlangen, zu dem Boote zu kommen, als das Boot zu ihnen.

Die Bauart des Schiffes, der Schnitt seiner Segel kam ihnen fremdartig vor und die Flagge, die hoch oben vom Maste wehte, war ihnen unbekannt. Sie theilten sich flüchtig ihre Bemerkungen mit und sehnten sich nach dem Augenblicke, da man ihnen von dem Schiffe ein Fangtau zuwerfen würde.

Nach einer Stunde lag das Boot dem Schiffe seitlängs. Die Männer gelangten mit Mühe und Noth bis auf das Verdeck. Einer der Offiziere, der ihnen entgegen trat, sprach nothdürftig englisch; eine Sprache, von der jeder Lootse und Küstenfahrer soviel versteht, daß er sein Begehr deutlich machen kann. Die Hungernden wurden gespeist und getränkt. Neues Leben rannte durch ihre Adern. Der Sorge um den eigenen Leib überhoben, gewannen sie das Verständniß für fremde Kümmernisse.

Das Schiff kam aus dem fernen Osten und von Allen, die am Bord waren, hatte noch Keiner den Norden gesehen. Sie kämpften mit der langen Windstille und sehnten sich nach einem des Fahrwassers kundigen Führer.

Jürgen Wulff lächelte schmerzlich und sagte zu seinem Freunde:

„Sie haben mich freilich für unfähig erklärt, ein Admiralitätslootse zu sein und zu heißen, allein bis hierher reicht der Wille des Loots-Commandeurs nicht und ich kann die Verirrten nicht in dieser Wüste umkommen lassen. Gott wird mir ferner gnädig sein, und es zulassen, daß wir sie binnen der rothen Tonne vor Anker bringen."

Mit diesen Worten trat er an das Steuer, legte die Hand auf die Pinne desselben und sagte:

„So nehme ich Besitz von dem Schiffe und gelobe, es mit Gottes Hülfe wohlbehalten binnen zu bringen. Diesen Cours steuert, Mann."

Der Lootse Jürgen Wulff wies auf einen bestimmten Compaßstrich und der Mann am Steuer nickte, zum Zeichen, daß er Alles genau verstanden habe.

Bald darauf entdeckte man Land am Backbord. Jürgen Wulff und Dirk Voigt erkannten den rothen Sandsteinfelsen von Helgoland, welchen der nordische Küstenfahrer „das Land" nennt. So weit war die Jolle des Schiffers von der tückischen Ebbe in die See hineingetrieben.

„Nun haben wir einen sichern Cours!" rief Jürgen Wulff freudig und deutete auf den Felsen. Der Offizier vom Dienst nickte zufrieden. Zwischen Beiden

entspann sich ein Gespräch und Jürgen Wulff fragte, was alle Lootsen fragen, die bei einem unbekannten Schiffe an Bord kommen, nach dem Woher und Wohin, nach dem Namen des Schiffes und des Capitains.

„Wir kommen aus Persien, aus dem gottgesegneten Schiras," lautete die Antwort. „Unser Hafen ist Abuschät und in Ispahan wohnt der Mann, der uns hierher befrachtet hat. Wir kommen sonst nicht in diese fernen Gewässer und nur der Reichthum Usbeck's und das hohe Ansehen, worin er in unserer ganzen Provinz steht, haben uns vermocht, diese Reise zu unternehmen. Möge der heilige Prophet uns glücklich heimführen! Ich und der würdige Usbeck haben keinen sehnlicheren Wunsch."

„Wer ist dieser Usbeck, wenn es beliebt?" fragte Jürgen Wulff.

„Er ist unser Befrachter und unserem Schutze hat er die Ladung anvertraut, die in der Staatskajüte ihren Platz gefunden hat."

„Was für eine seltsame Ladung ist das, die in einer Staatskajüte untergebracht wird, die sonst nur die vornehmsten Passagiere inne haben?"

„Der würdige Usbeck hat es so angeordnet und bewacht seinen Schatz. Verzeiht mir, aber Euch mehr

zu sagen, bin ich nicht im Stande. Ein Eid bindet meine Zunge."

„Ich will Euch auch nicht Euere Geheimnisse abfragen," sagte Jürgen Wulff. „Was frommte es mir, sie zu wissen? Mir genügt, zu erfahren, wie tief Euer Schiff geht, damit ich weiß, was ich bei'm Einsegeln wagen darf, und ob Ihr von einem Orte kommt, welcher der Quarantaine unterworfen ist. Aber ich kenne Euer persisches Land nicht und es wird damit Zeit haben, bis wir bei dem Lootsgaliet einen Admiralitätslootsen erhalten, der seine Ordres von Cuxhafen aus hat."

„Cuxhafen!" fiel der Offizier ihm in die Rede. „Was wißt Ihr von dem Orte? Ist er nicht in der Elbmündung gelegen?"

„Ihr sagt recht, Herr. Wir ankern dort, um zu hören, ob Ihr ungehindert nach Hamburg segeln könnt."

„Wir wollen nicht nach Hamburg; wir wollen in Cuxhafen bleiben. Das ist unser Bestimmungsort. Habt Ihr dort einen Bekannten, an den man sich in Geschäften wenden mag?"

„Ich bin selbst von dort her," antwortete Jürgen Wulff, „und sehr gut im Stande, Euch über Alles Auskunft zu geben, was Ihr zu wissen wünscht."

Der Offizier befand sich in einer merklichen Unruhe, welche durch diese letzte Mittheilung veranlaßt ward, und sagte:

„Verzeiht mir, Herr. Aber ich wußte nicht, daß wir einen Mann am Bord hätten, der aus dem Orte ist, wohin wir zu segeln bestimmt sind. Das muß der würdige Usbeck wissen. Ich will es ihm sogleich sagen. Verzeiht meiner Ungeduld, aber sie ist entschuldigt, wenn man sich nach einer langen, mühseligen Fahrt plötzlich am Ziele sieht."

Der Offizier entfernte sich und ließ Jürgen Wulff in nicht geringem Erstaunen zurück:

„Was will dies heißen? Wer ist der Mann, der sich Usbeck nennt, und was will er an dieser fernen Küste, wenn er nicht Handel und Wandel treibt? Mir ist bei diesen Mittheilungen ganz unheimlich geworden."

Dirk Voigt, der bei dem Gespräche gegenwärtig war, sagte:

„Seltsam Ding das! Aber wenn dieser Usbeck, oder wie er sonst heißt, mit Euch zu sprechen begehrt und nicht herauf kommen will, geht Ihr getrost zu ihm in seine Kajüte. Ich habe das „Land" gesehen und bin nun hierorts bekannt genug, um die Fahrt zu

leiten. Mir ist die Brust auch nicht ganz frei auf diesen Planken und ich wollte, wir wären davon."

Nachdem der Schiffer und sein Maat sich über den inne zu haltenden Cours geeinigt hatten, kam der Offizier zurück. Er sagte, der Serdar Usbeck sei zu schwach und krank, um auf dem Verdeck erscheinen zu können und ließe daher den Passagier bitten, zu ihm in die Kajüte zu kommen.

Auf weichen Polstern saß der persische Serdar. Eine greisenhafte Gestalt mit langem weißen Barte. Er nickte dem Eintretenden zu und wies ihm einen Sitz an.

Die ganze Kajüte duftete von Rosenöl und andern Essenzen. Durch die Glaskuppel an der Decke fiel ein mattes Licht auf die Gegenstände. Der Hintergrund der Kajüte ward durch einen gelben Vorhang von dem Vordertheil derselben getrennt.

Jürgen Wulff war von Allem, was er sah, so sehr überrascht, daß er kaum um sich zu sehen vermochte und erschrocken aufschaute, als er zwar langsam, aber klar und deutlich sagen hörte:

„Ihr seid willkommen!"

„Was ist dies?" rief er und schaute furchtsam auf den langbärtigen Mann. Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht desselben und er sprach weiter:

„Ihr wundert Euch nicht mit Unrecht, diese Sprache von mir zu hören. Ich will Euch aber über Alles aufklären, wenn Ihr mir erst gesagt habt, was mir zu wissen nur zu wichtig ist."

„Fragt und ich antworte."

„In dem Orte Curhafen lebte vor vielen, vielen Jahren ein Mann, der das Handwerk eines Schiffers betrieb."

„Solche Leute haben wir viele bis auf diesen Tag. Wißt Ihr nicht mehr von ihm?"

„Er hieß Wulff," fuhr Usbeck fort, „und hatte drei Söhne, sowie ein kleines Haus, welches sie die Wulffenkathe nannten."

„Gott im Himmel!" sprach Jürgen Wulff und sah den Perser fast furchtsam an. Dieser blickte sinnend vor sich hin, als müsse er erst die Worte ordnen, die er sprechen wollte, und sagte dann:

„Euere Sprache wird mir schwer. Ich lernte sie einem Freunde zu Liebe, damit ich ihn verstehen und ihm antworten konnte, wenn er von seiner Heimath sprach. Drei Söhne waren in der Wulffenkathe und der Jüngste von ihnen hieß Niklas."

„Verschollen und verkommen!" sagte Jürgen Wulff. „Er ging in die weite Welt und man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„Kennt Ihr die Seinigen, Mann?“ fragte Usbeck, der durch dieſe letzten Worte aufmerkſam ward und ſeine Erregtheit nicht verbergen konnte.

„Er war mein Oheim,“ entgegnete Jürgen Wulff. „Das Haus, wovon Ihr ſprecht und worin er geboren iſt, ſteht noch bis auf dieſe Stunde.“

„Heiliger Prophet, wie wunderbar ſind Deine Wege!“ rief Usbeck. „Habt Geduld, Freund. Dieſe Entdeckung kommt zu raſch und unerwartet. Ich muß mich ſammeln. Sprecht Ihr indeſſen von Euerem Oheim Niklas, der mein liebſter, mein treuſter Freund war und ſagt mir Alles, was Ihr von ihm und den Seinigen wißt.“

„Das that Jürgen Wulff und ließ auch das Kleinſte nicht unberührt. Das Letzte, was er ſagte, war, der Tod von Wulff-Ohm und deſſen Beſtattung.

„Von dem Kirchhofe weg,“ ſchloß er, „ging ich in das Boot. Vom Mißgeſchick aller Art verfolgt, mußte ich ein ſchweres Ungemach erdulden und faſt verloren gehen, damit ich Euch retten kann. Wunderbar ſind die Wege des Herrn.“

Usbeck athmete auf: „Gelobt ſei der Prophet! Meine Miſſion iſt erfüllt, bevor ich noch das feſte Land betrat. Und Ihr ſeid der einzige Ueberlebende von den Bewohnern der Wulffenkathe?“

„Ich bin es, Herr."

„Wir werden das Land betreten und dann wird mir der Richter bestätigen, was Ihr sagtet. Ich hege keinen Zweifel, Mann, aber ich muß mein Geschäft vollbringen, wie ich es zu enden versprach. Weil ich aber schon jetzt überzeugt bin, daß Ihr ein Abkömmling jenes Mannes seid, der mein Freund war, will ich Euch sagen, wie ich diesen Freund gefunden habe."

Usbeck sah seinen Gast freundlich an und theilte ihm das Folgende mit:

„Niklas Wulff hatte sich von seiner Heimath abgewendet. Seine geringe Habe auf dem Rücken und wenige Geldstücke in der Tasche zog er landeinwärts mit dem festen Entschlusse, nicht eher wieder zu kommen, bis er Alles sah und Alles erlebte, was ein Mensch auf Erden sehen und erleben kann. In Holland fiel er den ostindischen Werbern in die Hände und auf Java erwarb er sich das Vertrauen eines malayischen Handelsmannes, der ihn zum Gehülfen annahm. Halb Seefahrer, halb Kaufmann lernte er bald auf eigenen Füßen stehen. Sein Wandersinn trieb ihn von Java weiter. Er gelangte nach dem portugiesischen und britischen Indien. Ich habe seine ausführlichen Tagebücher, worin Ihr es nachlesen möget, wohin er überall

seinen Fuß setzte und wie es kam, daß er nach jahrelangen Wanderungen zuletzt in Persiens alter Hauptstadt, in dem rosenduftenden Ispahan erschien. Räuber hatten ihn unbarmherzig ausgeplündert und er war wenig mehr, als ein Bettler. So ließ er sich auf der Straße sehen. Einige schenkten ihm eine milde Gabe; er nahm sie mit Thränen in den Augen. Andere, wohl die Meisten, gingen gleichgültig an ihm vorüber. Einige schalten ihn einen Zudringlichen und hießen ihn seiner Wege gehen. Ich gestehe mit Beschämung, daß ich zu diesen gehörte. Mein Geschäft hatte Eile und da er mir nicht schnell genug auswich, stieß ich ihn beiseite."

Usbeck hielt inne. Ein leichtes Erröthen flog über sein Gesicht. Jürgen Wulff horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die Worte Usbeck's, der gleich darauf fortfuhr:

„Ich ward für meine Härte arg gestraft. Einige Tage später machte ich einen Ausflug in die Berge. Ich war meinen Saumthieren voran und hielt, selbst weiß ich nicht wie, an einer gefährlichen Stelle. Der abschüssige Boden wich und ich wäre in einen Abgrund gefallen, wenn mich nicht seine starke Hand gehalten hätte. Es war der fremde Bettler, den ich vor einigen Tagen so hart behandelte. Er gestand mir

später, daß er, um seinen Leiden ein Ende zu machen, sich in den Abgrund hätte stürzen wollen. Da erschien ich und anstatt sich zu tödten, rettete er mir das Leben. Ehrfurchtsvoll beugte ich mich vor der Weisheit des Propheten und der Bettler wurde mein Freund und Bruder. Er ward mein Begleiter auf der Reise und als wir zu Hause anlangten, bezog er dasselbe als mein Gastfreund. Wir wurden unzertrennlich und hatten Alles gemeinsam. Niklas trat in mein Geschäft und ich sage es offen und frei, seiner Klugheit und seiner Erfahrung habe ich es zu danken, daß sich dasselbe bald verdoppelte. Meine Schwester wurde sein Weib und wenn ihre Ehe auch kinderlos blieb, hingen sie doch mit großer Zärtlichkeit an einander. Sie waren die treuesten Freunde und um ihm so ähnlich zu werden, als nur immer möglich, lernte ich seine Sprache. Er war ganz glücklich und nur zuweilen befiel ihn das Heimweh, welches in ungewöhnlicher Weise zunahm, als nach einigen Jahren meine Schwester starb. Dieser Todesfall machte ihn kränker. Die Sehnsucht nach der nordischen Heimath wurde so stark, daß er sie nicht bezwingen konnte, und ich ihn selbst bat, er möge doch nicht länger zögern und unverzüglich abreisen. Er wollte es auch, allein er vermochte es nicht in Ausführung zu bringen. Der Gram um

den Verluſt ſeines Weibes und eine daraus entſpringende Krankheit hatte ſeine Kräfte aufgerieben. Er begann zwar, ſich zu erholen, allein er war nicht mehr der alte Niklas Wulff. Langſam ſiechte er hin. Ich ſaß an ſeinem Bette und empfing ſeine letzten Wünſche, die ich zu erfüllen gelobte, weshalb Ihr mich hier auf der ſtürmiſchen See fandet."

„Gottes Wege ſind wunderbar!" ſagte Jürgen Wulff, die Hände faltend.

„Und dies ſind die letzten Worte Eures Oheims," fuhr Usbeck fort. „„Da es mir nicht vergönnt iſt, mein Heimathland lebend zu betreten, möchte ich in der vaterländiſchen Erde begraben werden. Wo die See brandet und der Schnee die Gräber deckt, möchte ich ruhen. Nimm, was mir gehört, und bringe den Todten dahin, wohin Du ihn als Lebenden begleiten wollteſt. Forſche daheim nach den Meinigen. Wenn von ihnen noch Jemand am Leben iſt, bringe ihm meine Grüße und was ich Dir anvertraute, das lege in ſeine Hände nieder."" Ich leiſtete einen feierlichen Eid und ſchickte mich an, ihn zu erfüllen. Schaut auf, junger Mann! Hier ſind die ſterblichen Ueberreſte Eures Oheims."

Jürgen Wulff hatte ſich unwillkührlich erhoben. Usbeck faßte eine ſchwere ſeidene Schnur, die ihm zu

Häupten hing, und der gelbe Vorhang theilte sich auseinander. Auf einem Katafalk stand ein schmuckloser Sarg. Usbeck berührte denselben mit der Hand und sprach leise:

„Hingeschiedener Freund, ich habe Dir Wort gehalten. Du wirst in der Heimath zur Ruhe kommen."

Jürgen Wulff bewegte die Lippen. Er betete aus inbrünstigem Herzen: „Denn Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen!" Feierliche Stille herrschte in der Kajüte, während draußen die Wellen aufrauschten und der Westwind das Takelwerk zauste. Es wurde auf dem Verdeck vielfach hin und her gelaufen und auf der Kajütstreppe vernahm man Tritte. Usbeck zog die Schnur und der Vorhang schob sich zusammen. Es ward gegen die Eingangsthür geschlagen und der Offizier vom Dienst, der draußen war, rief:

„Der Lootse wird verlangt!"

„Nun geht!" sagte Usbeck, dem Jürgen Wulff die Hand reichend. „Wenn wir glücklich gelandet sind, sprechen wir weiter."

Jürgen Wulff betrat das Verdeck mehr träumend, als wachend. Dirk Voigt kam ihm entgegen:

„Das war ein langer Turnus. Ihr mögt drinnen ein gutes Gespinnst abzuwickeln gehabt haben. Nun

aber ist dort ein Lootsgaliot und hier kommt das Boot desselben schon herangeschossen. Wollen nun in unsere Jolle zurückkehren und die Leute ablösen, welche sie in ihre Obhut nahmen. Das Ding ist wie ein Vogel und leicht sind wir vor der Schebecke, oder wie so ein persischer Zweimaster heißt, in Cuxhafen. He! Hollah! Zu Deck mit Euch und behaltene Reise! Da kommt das Lootsenboot!"

Dirk Voigt stieg über den Fallreep und sein Maat folgte ihm. Als der Lootse der Admiralität an Bord der Schebecke kam, war die Jolle schon um eine Kabellänge voraus. Dirk Voigt schwenkte die Mütze und rief:

„Ein Hurrah für die Hand voll Taback, die Ihr mir in die Tasche schobt! Das ist ein guter Stoff, Jürgen Wulff, und wir wollen ihn uns schmecken lassen. Her mit der Zunderbüchse!"

In fliegender Eile lief die Jolle ihren Cours und die Schebecke zog hinter ihr her.

Die Schebecke lief in Cuxhafen glücklich binnen. Usbeck landete und ließ sich sogleich auf das Amt führen, wohin Jürgen Wulff ihn begleitete. Dort wurde die Angelegenheit in größter Ruhe geordnet. Aber den Cuxhafenern machte sie desto mehr zu

schaffen. Von allen Seiten kamen sie zusammen, um über das unerhörte Ereigniß zu sprechen, und in der Schenke zum Engelsmann war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, von dem Augenblicke an, da die Schebecke sich an das Bollwerk legte, bis zu der Stunde, da sie neu ausgerüstet wieder in See stach, um den treuen Freund, der den Todten über See geleitete, in seine Heimath zurück zu führen.

Jürgen Wulff hatte einen herzlichen Abschied von dem Freunde seines Oheims genommen, der ein reiches Gut in seine Hand gelegt hatte. Das Gerücht hatte die Summen verzehnfacht und mit jeder größeren Zahl stieg die Achtung und Bewunderung für den ehemaligen Admiralitätslootsen, für den man früher nur ein mitleidiges Achselzucken hatte und den Jeder, der sich an ihm reiben wollte, den dummen Jürgen nannte. Er blieb sich gleich; hatte freundliche Worte für Alle und war bemüht, seiner nächsten Pflicht genug zu thun.

An die Seite von Wulff-Ohm hatte man den Sarg gesetzt, der seines Bruders sterbliche Ueberreste enthielt. Jürgen Wulff ließ zwei Lindenbäume auf das Grab pflanzen und zwischen diesen lag ein einfacher Stein mit den Namen der Brüder, die sich als Kin-

der trennten und erſt im Grabe wieder vereinigt wurden.

Als er ſein frommes Werk vollbracht hatte, zog er ſich in ſein einſames Haus zurück, worin er bislang mit ſeinem alten Oheim in Frieden und Eintracht wohnte. Er dachte der Vergangenheit und der Gegenwart und wie es für die Zukunft werden ſollte. Es war ein anderer Geiſt über ihn gekommen, ſeit er die Größe Gottes kennen lernte in der ſchwankenden Jolle während der langen Windſtille, und wie er, am Rande der Verzweiflung und des Wahnſinns angelangt, gewürdigt ward, die Brüder, die das Leben trennte, im Tode zu vereinigen.

Ein Gedanke durchleuchtete ihn, der neues Leben durch ſeine Adern goß und ſein Herz lebhafter ſchlagen machte. Er gedachte ſeiner Jugendliebe und wie er jetzt dem Mädchen, das ihn aufgab, um einen Andern zu freien, ſo ganz anders gegenüber ſtand.

„Wie kann ich jetzt vor ſie hintreten," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Sie ward durch den eitlen, hochmüthigen Franz verblendet und warf ſich ihm an den Hals, weil er Geld hatte, womit ſie vor der Welt prunken und ſich groß thun konnte. Jetzt habe ich drei Mal mehr, als er je beſaß, der wie ein Bettelmann mit dem weißen Stock davon gehen mußte.

Wenn ich nun einen Freiwerber absendete, glaube ich, daß er nicht abgewiesen würde."

Diese Stimmung hielt nicht lange an. Er schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Es geht nicht. Ich liebte die Janna, wie nichts Anderes auf Erden, und wäre der glücklichste Mensch gewesen, wenn ich sie bekommen hätte. Allein sie hat mich so tief gekränkt, daß ich es nicht vergessen kann. Und wenn sie meine Frau würde und ich an ihrer Seite säße, würde es mir in jedem Augenblicke einfallen, daß dieses Weib, das mich jetzt freundlich anblickt und zärtlich ist und mir Alles zu Willen thut, mich früher verhöhnte und vor den Leuten lächerlich machte."

Die Röthe der Schaam brannte auf seinem Gesicht und er sagte entschlossen:

„Nein!" Sie hat mich weggeworfen und ich begehre ihrer nicht. Meine Erinnerungen an die früheren Tage will ich in mir verschließen und mir einbilden, daß meine Jugendliebe gestorben und begraben ist. Die Janna Brunswiek, die sich dem Franz Meiners hingab und von diesem verschmäht ward, ist für mich eine Fremde."

Sein Selbstgespräch wurde durch den Eintritt des Schiffers Dirk Voigt unterbrochen, der sich seit dem

Glückswechsel seines Maaten einer behaglichen Winterlage erfreute. Er bot dem Jürgen Wulff die Hand und sagte:

„Ihr habt mir einen guten Ankerplatz angewiesen, der mir wohl behagt. Allein ich kann die Hände nicht müssig in den Schooß legen und da ich nicht mehr zwischen der Elbe und der Weser umherkreuze, mache ich hier an der fasten Wall manche kleine Spritzfahrt. Hat mitunter sein Gutes und Ihr könntet mich wohl einmal begleiten."

Jürgen Wulff lächelte und folgte dem bewährten Freunde, der fröhlich und guter Dinge war. Er hörte auf das harmlose Geplauder des Schiffers und achtete wenig auf den Weg, den dieser einschlug.

„Ist eine schnakische Geschichte," fuhr Dirk Voigt fort. „Eine übermüthige Dirne und ein armer Junge hatten es lange Zeit mit einander gehalten, bis der Hochmuth der Einen endlich zu groß wurde. Der vielfach hart betroffene arme Junge entfloh und wollte lieber im Elend verkommen, als noch länger schlecht behandelt werden. Nun fügte es sich aber, daß derselbe arme Junge, als die Noth am größten war, einen Freund fand, der sich seiner annahm, und das Glück, welches ihm bisher den Rücken kehrte, ihn anlachte. Das Gegentheil trat bei der hochmüthigen

Dirne ein und nun hatte der früher Verstoßene vollauf Gelegenheit, mit gleicher Münze heimzuzahlen, was er früher empfing. Hört Ihr, Jürgen Wulff? Die Beiden sind hier aus dem Orte und wir stehen vor der Thür des Hauses, wo sich die Geschichte, die ich erzählte, zum großen Theil begeben hat. Was dünkt Euch davon?"

Jürgen Wulff sah auf und ließ die Augen wieder sinken. Er stand dicht vor der Brunswieks-Kathe. Dirk Voigt ließ ihm einen Augenblick Zeit, sich zu sammeln, und sagte dann sehr ernst:

„Es ist nicht christlich, lieber Maat, wenn man einen Gebeugten am Wege findet und geht hartherzig an ihm vorüber, weil er uns früher auf den Fuß trat. Las einmal in einem Buche, das sich zu mir verirrte, eine kurze Geschichte, die lautete also: Du hattest einen Nachbar, der Dir jedes gebrannte Herzeleid anthat und Dich um Haus und Hof brachte. Du hast aber Haus und Hof wieder und er hat keins. Wenn Dir nun bei diesem Jammer Dein Herz schlägt und Deine Augen füllen sich mit Thränen, dann säume auch nicht, gehe flugs zu ihm, frage ihn, wie ihm könne geholfen werden, und wenn Du gehst, decke seine nackten Kinder mit Deinem Mantel zu. Adjes, Jürgen Wulff, und gute Verrichtung."

Dirk Voigt entfernte sich, ohne sich nach seinem frühern Maaten umzusehen, der mit der Hand über die Augen fuhr.

In der Hinterstube der Brunswieks-Kathe saß Janna an dem Bette der alten Muhme, die hart darnieder lag und sich nicht wieder erheben sollte. Es war eine schwere Aufgabe für die Janna, geduldig auszuharren bei einer Kranken, die bald eigensinnig und störrisch war, wenn das Fieber sie schüttelte, bald de- und wehmüthig ihre junge Verwandte mit Thränen und Seufzern peinigte. Vergangenes und Gegenwärtiges mengte sich in dem Kopfe der schwachsinnigen Alten wirr durcheinander, und das unzusammenhängende, von Klagen und Stöhnen unterbrochene Geschwätz machte die bleiche Wärterin erbeben.

Die frühere Janna wäre außer sich gerathen und hätte in ihrer raschen, entschlossenen Weise diesem Elend ein Ende gemacht. Aber die verschmähte Braut des Franz Meiners war eine andere geworden. Die Wandelung begann in jener Stunde, da sie seine Bitte um Vergebung mit einem harten „Nein!“ von sich wies und dann in die Kniee sank, in Schmerz und Jammer aufgelöst, weil die Reue sie mit ihrer eisernen Hand erfaßte und sie ausrief: „Ich vergebe Dir!

Ich hatte Dir schon vergeben, allein der störrische Mund wollte sich nicht öffnen."

Die Eitelkeit und der Hochmuth hatten sie bei ihrer Wahl geleitet und sie ward dafür hart gestraft. Aber unbemerkt hatte sich ihr Sinn nach und nach gewandelt. Die Jungfrau ging mit sich zu Rathe und fand, daß die erste flüchtige Regung, welche sie zu dem Steuermann Franz hinzog, sich nach und nach vergrößerte und sich in eine ernste, tiefer gehende Neigung verwandelte, die im Wachsen war. Und als sie dies erkannte und zum vollen Bewußtsein erwacht war, stieß er sie von sich und trat auf das verblutende Herz.

Jürgen Wulff erschien vor ihr in dem Augenblick, als sie die bang-stöhnende Kranke mit freundlichen Worten zu beruhigen suchte und ihr einen Vers aus dem Gesangbuche vorbetete.

„Guten Tag, Janna Brunswiek," sagte er mit so vieler Weichheit im Tone, als er hinein zu legen vermochte. „Du verrichtest ein Werk, das Dir Segen bringen wird."

Janna erschrak bei dem unerwarteten Anblick des Jugendfreundes, doch faßte sie sich und, ihm die Hand reichend, sagte sie:

„Habe Dank, daß Du gekommen bist und nicht

Gleiches mit Gleichem vergiltſt. Was habe ich erlebt, ſeit wir uns nicht ſahen, und wie viel habe ich verſchuldet, was ich ich nicht wieder gut machen kann. Meine größte Schuld ſteht bei Dir . . . ."

„Die Rechnung iſt zerriſſen!" ſagte Jürgen Wulff. „Auch ich habe mit Dir gegrollt und Dir bittere Dinge geſagt, laut und hinter Deinem Rücken. Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern. Wir beten es täglich und man ſoll das Wort Gottes nicht Lügen ſtrafen. Ich bin gekommen, um Dir das zu ſagen, und gebe Dir nochmals die Hand darauf, daß Alles zwiſchen uns vergeben und vergeſſen iſt."

Die Janna konnte ſich der Thränen nicht erwehren und mit überſtrömenden Augen rief ſie:

„O, Du guter, braver Junge! Was für ein Herz haſt Du! Und ich war ſo blind, es nicht zu erkennen, und ſo taub, ſeine Sprache nicht zu verſtehen. Welche Gabe kann ich Dir entgegen bringen für das reiche Geſchenk, was Du mir bieteſt?"

„Vergeben und vergeſſen!" wiederholte Jürgen Wulff. „Es iſt von allem Vergangenen zwiſchen uns nicht mehr die Rede. Denken wir an die Zukunft, der wir entgegen gehen, und überlegen wir, wie ſich dieſelbe für uns geſtalten ſoll."

Janna wurde bleich, sie wußte nicht, warum. Ein unbestimmtes Gefühl preßte ihre Brust zusammen und der Athem stockte.

Die alte Muhme war aus dem Traumschlafe erwacht, in welchen sie nach dem heftigen Fieberanfall gesunken war, und richtete sich auf. Sie sah die Beiden vor sich stehen und rief mit matter Stimme:

„Da stehen Braut und Bräutigam bei einander. Nun ist es doch gekommen, wie der Vater selig es bestimmte. Gottes Segen mit dem jungen Paare. Amen!“

Sie erschraken Beide. Janna flog zu der Muhme und barg das Gesicht in die Kissen. Die alte Frau sank zurück und schloß die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen.

Es war ein ernste Stille in der Hinterstube der Brunswieks-Kathe. Janna löste sich in Thränen auf. Jürgen Wulff drückte der Gestorbenen die Augen zu und sagte darauf:

„Liebe Janna, Du stehst jetzt ganz einsam auf dieser Welt und hast kein Herz, woran Du Dich halten und in den Stunden der Bedrängniß Trost und Hülfe suchen kannst. Ich will Dir ein solches Herz finden helfen.“

Sie sah ihn durch Thränen an. Ihre Hand

zitterte und sie legte diese zitternde Hand auf das bange klopfende Herz.

Jürgen Wulff schaute sie mit dem Blicke des innigsten Wohlwollens an und sagte:

„Du denkst nicht so gering von mir und glaubst, ich werde das Wort aufnehmen, was die alte Frau mit ihrem letzten Athemzuge sprach. Wir sind seit unserer Kindheit beisammen und Dein Vater hat mich behandelt, als ob ich sein leiblicher Sohn wäre. Lassen wir es dabei, Schwester Janna. Ich will Dir ein treuer Bruder sein und verlange nichts von Dir für meine Liebe, als daß Du mir Alles sagst, was Dich bedrückt, und ein rechtes Vertrauen zu mir hast."

Da hielt sich die Janna nicht länger zurück. Sie breitete ihre Arme aus und sagte schluchzend, indem sie ihm um den Hals fiel:

„O, Du lieber, lieber Bruder! Welches Glück bringst Du mit dem Worte in dieses freudenleere Haus. So mir Gott gnädig sein soll, will ich darnach trachten, Deiner Gabe stets würdig zu sein."

Mit einigen tröstenden Worten entfernte sich Jürgen Wulff und sagte auf dem Heimwege zu sich selbst:

„Ich sah es ihr an, welch' eine Veränderung in ihr vorging, als die Sterbende von der Braut und

dem Bräutigam ſprach. Nein! Nein! Wir gehören nicht mehr zuſammen und all' ihr Dichten und Trachten, ihr Sinnen und Denken iſt bei dem Manne, der ſie ſo ſchwer beleidigte. Alter Dirk Voigt, es iſt nicht leicht, ſo zu handeln, wie der Nachbar in der Geſchichte, die Du mir erzähltest."

Eine Woche war vergangen. Janna hatte Jürgen mehrere Male geſprochen und war ſtets in herzlichſter Weiſe von ihm geſchieden. Zum letzten Male auf dem Kirchhofe, als die alte Wuhme beerdigt wurde. Er hatte ihr zum Abſchiede die Hand gereicht und ſie bedeutungsvoll angeſehen. Von da ab kam er nicht wieder zu ihr. Sie konnte ſich in dieſe Veränderung nicht finden und ließ eine lebhafte Beſorgniß durch blicken, die nicht zerſtreut ward, als der Schiffer Dirk Voigt bei ihr eintrat und ſagte:

„Ich ſoll Ihr einen Gruß beſtellen von dem Jürgen Wulff, und Sie ſoll es ihm nicht übel nehmen, daß er vor ſeiner Abreiſe nicht noch einmal zu Ihr gekommen iſt."

„Jürgen Wulff iſt verreiſt?" fragte ſie mit einiger Haſt. „Wohin?"

„Ja, wenn ich es wüßte!" ſchmunzelte der Schiffer. „Wunderte mich auch über den ſchnellen Entſchluß und fragte, wohin denn die Reiſe gehe? Aber er

antwortete nicht darauf, sondern entgegnete: „„Es ist etwas verloren gegangen, dessen Verlust Dem, der es besaß, schwer bedrückt. Darum gehe ich, um es zu suchen, und komme nicht eher wieder, als bis ich es fand. Laßt Euch darum die Zeit nicht lang währen, wenn ich über die Gebühr ausbleibe, und sagt zu der Janna Brunswiek, daß ich ihr auch in der Ferne ein treuer Bruder sein würde."" Das ist die Botschaft, die ich auszurichten habe und hiermit Gott befohlen."

Dirk Voigt entfernte sich nach diesen Worten und ließ die Janna sinnend zurück.

In Hamburg auf dem Neustädter Neuen Weg, gegenüber dem Hause, wo einst der Watersshout Peter Röber berühmten Andenkens seine Wohnung hatte, befand sich eine Speisewirthschaft, woselbst ledige Leute jeden Alters und Standes, die nicht viel zu verzehren hatten, ihre Einkehr hielten. Dort fand sich eines Mittags ein Gast ein, der an dem äußersten Ende der Tafel seinen Platz nahm. Er schien nur Augen für die ihm vorgesetzten Speisen zu haben, allein, wer ihn genauer beobachtete, dem wäre es nicht entgangen, daß er oft über den Teller weg schaute und einen ernsten, bleichen Mann betrachtete, der an dem entgegengesetzten Ende der langen Tafel saß. Dieser

bleiche Mann mußte das besondere Interesse des Gastes erregen, denn er ließ nicht ab mit seinen Beobachtungen, und als er die Aufwärterin rief, um seine Zeche zu bezahlen, sagte er leise zu dieser:

„Kann Sie mir sagen, wer jener Mann ist, der mit seinem Stuhl vom Tische rückt und die Zeitung liest?"

„Dieser Mann geht hier längere Zeit aus und ein; aber seinen Namen weiß ich nicht. Wenn dem Herrn aber daran liegt, will ich den Wirth fragen, der kennt alle seine Gäste."

„Thue Sie das, und wenn Sie mir Antwort bringt, soll Sie ein Trinkgeld haben."

Die Aufwärterin entfernte sich rasch und kam gleich darauf mit der Meldung wieder:

„Der Mann heißt Franz Meiners und ist ein früherer Seefahrer. Jetzt ist er Schreiber bei dem Herrn Hafenmeister Rüble."

„Gefunden!" sagte der Gast und reichte dem Mädchen das versprochene Trinkgeld. Als er aufstand, hatte der Gesuchte sich bereits entfernt.

Es war ein dumpfes, im Erdgeschoß liegendes Zimmer, das in dem Hause des Hafenmeisters zur Schreibstube eingerichtet war. In den Nachmittagsstunden, wenn die Börsenzeit vorüber ist, gehen nur

wenige Meldungen ein und der Schreiber hat Zeit, sich für die Arbeiten des folgenden Tages vorzubereiten.

Franz Meiners ordnete die Listen, zu deren Führung es nur einiger mechanischer Fertigkeiten bedurfte, während seine Gedanken anderswo waren. Eine trübe Stimmung hatte sich seiner heute ganz besonders bemächtigt. Das letzte Schiff, welches er registrirt hatte, führte den Namen „Palmbaum.“ Welche traurige Erinnerungen wurden dadurch in ihm wach gerufen.

Die Thür klinkte auf und der Gast aus dem Speisehause trat ein.

Franz Meiners nahm sich zusammen und fragte im einförmigen Geschäftstone:

„Was steht zu Diensten?“

„Habe keine Geschäfte mit dem Herrn Hafenmeister abzumachen und komme nur her, um eine frühere Bekanntschaft zu erneuern.“

Franz Meiners sah nicht von seinem Journal auf und fragte kurzab:

„Mit wem?“

„Mit Euch, Franz Meiners!“ lautete die rasche Antwort des Eingetretenen.

„Trage kein Begehren, meine früheren Bekannt-

schaften zu erneuern!“ entgegnete er finster. Aber der Ton der Stimme, die zu ihm redete, brachte eine eigene Empfindung in ihm hervor.

„Solltet es doch thun,“ fuhr Jener fort. „Es hat lange genug gedauert, bis ich Euch fand, und ich möchte nicht unverrichteter Sache nach Cuxhaven zurückkehren, da ich manche willkommene Nachricht von daher für Euch mitgebracht habe.“

Bei dem Namen Cuxhafen hatte sich Franz Meiners erhoben. Er sah den Mann, der vor ihm stand, fest an und wechselte mehrere Male die Farbe.

„Du bist es!“ sagte er nach einer Pause, ihn erkennend, und ein hartes Wort schwebte auf seinen Lippen, welches auszusprechen eine unerklärliche Scheu ihn hinderte.

„Ich bin es!“ sagte Jürgen Wulff, „derselbe, der Dir einst feindlich gegenüber stand; derselbe, den Du einst mit Schmach überhäuftest .... Aber ich bin nicht gekommen, um Dich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern um mit Dir von der Gegenwart zu reden. Ich bin ein Anderer, als in jenen traurigen Tagen, und auch Dich haben die Zeit und die Schicksale verwandelt.“

„Bis zur Unkenntlichkeit!“ sprach Franz Meiners vor sich hin.

„Ich komme mit einer Botschaft des Friedens," fuhr Jürgen Wulff fort, „darum möchte ich jeden Haß vertilgen, bevor ich sie ausspreche. Aber in diesem düstern Raum finde ich nicht die reinen, klaren Worte, die an Dein Herz dringen können. Laß uns hinaustreten in's Freie. Auf dem Wall, unter den hohen Bäumen finden wir eine ruhige Stelle, wo ich Dir Alles sagen kann, was ich Dir sagen kann und sagen muß."

Sie gingen. Dort, wo sich vom Stintfang aus die weite Aussicht darbot über Strom und Land, wo zu ihren Häupten die dicht belaubten Bäume rauschten, wandelten sie neben einander auf und ab. Jürgen Wulff sprach lange und eifrig. Franz Meiners hörte zu, erst mürrisch und verdrossen, ohne den Mann anzusehen, der so eindringlich zu ihm sprach. Aber allmählich schwand aus seinem Gesichte jeder Zug von Härte. Er lauschte aufmerksam, während seine Augen zu leuchten begannen, und als eine Pause eintrat, rief er, von all' dem Unverhofften bewältigt:

„Mensch! Freund! Bruder! Wie soll ich Dich nennen? Du vergiltst wie ein wahrhafter Christ Böses mit Gutem und sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt. Du hast mich ganz und gar besiegt und ich gebe mich in Deine Hände. Fordere von mir,

was Du willſt, ich vollbringe es, denn ich bin überzeugt, daß es mir wohl geht, wenn ich den Weg betrete, den Du mir zeigſt."

„Glaube, daß ich einen guten Steuercours herausfinde, wenn ich auch nicht mehr Admiralitätslootſe bin!" ſagte Jürgen Wulff. „Wenn wir ein rechtes Vertrauen zu einander faſſen, werden wir an ein glückliches Ziel gelangen. Und jetzt gleich wollen wir darauf losſteuern."

Sie verließen die ſchattigen Baumgänge und begannen ihre Wanderung.

In der Brunswieks-Kathe herrſchte ſeit dem Tode der alten Muhme und der Verſöhnung mit dem Jugendfreunde ein Geiſt des Friedens. Janna war ſtill, aber innerlich ruhig und dieſer Frieden, dieſe Ruhe ſpiegelten ſich in allen ihren Zügen wieder. Geräuſchlos that ſie ihre Pflicht und ſchaffte fleißig, was ihr zu thun oblag; ſanft und nachgebend in Gegenwart Anderer, ernſt ſinnend und mit ſchmerzlich-ſüßer Empfindung in einſamen Stunden der Vergangenheit gedenkend.

Da trat eines Tages im hellen Sonnenſchein der ehemalige Admiralitätslootſe Jürgen Wulff zu ihr in die Stube:

„Guten Tag, Schweſter Janna. Freue mich.

daß Du wohlauf biſt und etwas heiterer in die Welt hinein ſchauſt, als da wir uns das letzte Mal ſahen. Hätte wohl ein paar Worte mit Dir zu reden, wenn Du aufgelegt biſt, mich anzuhören."

„Willkommen biſt Du, lieber Bruder Jürgen!" ſprach ſie, freudig erröthend. „Was Du mir zu ſagen haſt, will ich gerne vernehmen, denn ich empfinde es, daß mir von Dir nur Liebes und Gutes kommen kann."

„Danke meinerſeits für die gute Meinung, die Du von mir haſt," entgegnete Jürgen Wulff. „Die Wahrheit iſt, daß ich einen Auftrag an Dich zu beſtellen habe, und da dieſer derartig iſt, daß man nach altem Herkommen dazu einen Zeugen bedarf, habe ich einen ſolchen mitgebracht."

Er wandte ſich gegen die Thür und rief durch dieſelbe:

„Kommt herein, Dirk Voigt, und thut Euere Schuldigkeit. Schweſter Janna, Du ſiehſt hier einen Mann vor Dir, der das Lootſen beſſer verſteht als ich, obgleich er es nicht lernte. Als ich wie geblendet ſtand und nicht wußte, wohin mich wenden und was beginnen, führte er mich mit ſtarker Hand und als er ſeine Schritte hemmte und mich allein ließ, ſtand ich vor der Thür Deines Hauſes. Nun ich dies geſagt

habe, klopfe ich bei Dir an und frage Dich, ob Du ſtark genug biſt, ein Herz, das Dich einſt von ſich ſtieß, in Gnaden aufzunehmen, wenn es reuig wiederkommt? Ich meine, Schweſter Janna, ob Du den Gram und den Schmerz, den Dir die Treuloſigkeit Deines Bräutigams bereitete, vergeben und vergeſſen kannſt? Ob Du, um der ewigen Liebe und Barmherzigkeit willen, womit uns der gute Herrgott in ſeine Vaterarme nimmt, dem reuigen Freunde Dein Herz und Deine Arme mit vollem Vertrauen und ohne allen Vorbehalt öffnen willſt? Wenn Du das über Dich vermagſt, Schweſter Janna, haſt Du alles Frühere überreichlich geſühnt und der Segen zieht vor Dir her."

„Gott möge mir ſo gnädig und barmherzig ſein, als ich gern und willig jedes Unrecht vergeſſe, da ich ſelbſt der Vergebung ſo ſehr bedarf," ſprach Janna Brunswiek mit überſtrömenden Augen. „In Deine Hände, Bruder, habe ich mein Schickſal gelegt; geſtalte Du es nach Deinem Willen."

„Das iſt ein ſchönes Wort," ſagte Dirk Voigt, der mit der größten Theilnahme auf die Beiden ſah.

„Glaube, daß nun der Augenblick gekommen iſt, die Geſellſchaft vollzählig zu machen, und ich will keinen Augenblick ſäumen, meine Schuldigkeit zu thun."

Er ging hinaus und kam gleich nachher mit Franz Meiners zurück. Ihm folgte Vetter Friedrich auf dem Fuße nach.

Franz näherte sich der Janna, ungewiß und gesenkten Hauptes. Er wollte sich vor ihr niederwerfen, aber Jürgen Wulff hinderte ihn daran, indem er Beide zusammen führte, und als sie sich fest umschlossen hielten, mit heller Stimme sprach:

„Gottes Segen mit Euch!“

Als die Liebenden sich noch immer innig umfangen hielten, als sie nur Auge und Ohr für sich hatten und wenig auf den Vetter Friedrich hörten, der seine früheren harten Worte zurücknahm und eine allgemeine Versöhnung verkündete, sagte Jürgen Wulff zu dem alten Schiffer:

„Einen Kreuzzug nach der Weser machen wir wohl nicht wieder, aber wir wollen einen Gang nach der Kugelbaak und zurück thun, das wird den Sturm beschwichtigen, der in mir aufzusteigen beginnt.“

Und lautlos entfernten sie sich von dem Orte, der fortan ein Schauplatz des stillen Glückes war.

Von hüben nach drüben

oder

Strandrecht.

Von hüben nach drüben

oder

Strandrecht.

Krautsand ist die letzte Insel in der Niederelbe. Unterhalb Glückstadt tritt sie in die Reihe der großen Ströme ein. Mit majestätischem Gange wogt sie an den weiten Außendeichen von Freiburg vorüber, bis sie bei Brunsbüttel das holsteinische Ufer soweit zurückdrängt, daß es dem bloßen Auge nicht mehr sichtbar ist.

Ueber den Deich weg schauen die rothen und lichtgrünen Giebel der Häuser und der kurze, spitze Thurm, der ein Wahrzeichen des Dorfes ist. Nicht weit von dem Landungsplatze liegt der stattliche Krug, wohin Alle strömen, die von der Welt Etwas hören und sehen wollen, denn der Krug ist auch die Börse des Ortes, woher Jeder holt und wohin Jeder bringt, was ihm noth thut. Die Dampfer der Neuzeit haben die Deiche durchbrochen; sie haben die starre Abgeschlossen-

heit der Marschen besiegt. Die wehende Rauchsäule fliegt über das Land hin und lockt die Bewohner von dem Moorrand und der Geest bis an die Ufer des Stromes.

Das war anders vordem, als noch der alte Geist herrschte und die alte Sitte; wo die Marschen mit einer Mauer umgeben schienen, höher als die chinesische und stärker, als das Danewerk, welches längst in Schutt und Staub zerfallen ist und nur noch um Mitternacht aus dem Boden aufsteigt, wenn die fabelhafte Königin Thyra Danebod auf weißem Roß und im schwarzen Mantel daher sprengt.

Ausgeklügelt hatten sie es auf dem Schlosse zu Gottorp. Der Herr Kanzler hatte es zu Papier gebracht und das große Siegel darunter gedrückt, wie es gar ersprießlich sein würde, wenn durch die grundlosen Marschen festere Wege führten, nicht nur von Dorf zu Dorf, sondern auch in diesen selbst, sowohl bis hart an das Ufer der Elbe, als auch in das Binnenland hinein. Und damit dieses Werk rasch gefördert werde, ohne zugleich den Säckel des Staates allzusehr zu belasten, hielt die Regierung dafür, daß es gut sei, wenn die Bauernschaften sich zusammen thäten und durch Hand- und Spanndienste Theil nehmen möchten an der gemeinsamen Arbeit.

Mit dieſem Beſcheide wurden die Regierungs-Commiſſaire abgeſandt, damit ſie ihre Beredſamkeit anwendeten und ſobald als möglich Hand an das Werk legen ließen. Aber ein Sturm erhob ſich im ganzen nördlichen Ditmarſchen von Krempe abwärts und am tollſten wurde derſelbe zu Brunsbüttel, als der Landmeſſer, wie die Bauern ihn nannten, dieſe zu ſich in die Schenke beſcheiden ließ, um ihnen den Willen der Regierung kund zu thun.

Am lauteſten ging es zu auf dem Gehöfte des Claus Steffens, der ſchon vom Morgengrauen an umhertobte, die Knechte und Mägde ohne Urſache anfuhr und ſelbſt ſeinen Sohn Hinnerk beiſeite ſchob, als dieſer ihm in den Weg trat.

Claus Steffens folgte der erſten Ladung nicht und gerieth außer ſich, daß die Regierung es ſich herausnehmen wollte, einer freien Bauernſchaft vorzuſchreiben, was ſie innerhalb ihres Dorfes thun oder laſſen ſollte. Nun kam die zweite, dringendere Mahnung, mit dem Zuſatze, daß am heutigen Vormittage die Angelegenheit zu Ende kommen müſſe.

„Das ſoll ſie auch!“ rief er aus, als der Kirchſpielsbote ihm mit Zittern und Zagen dieſe Mittheilung machte. „Und ich ganz allein will ſie zu Ende bringen. Gehe Er vorauf, Hein Köſter, und ſage

Er es an, daß ich gleich kommen will. Hinnerk! Junge! Warum stellst Du Dich mir noch einmal in den Weg?"

„Ich will Ihn bitten, Vater," sagte der junge Bauer, „sich die Sache nochmals anzusehen. Vielleicht hat die Regierung nicht ganz unrecht."

„Was!" fuhr Claus Steffens auf. „Die Regierung wäre im Rechte, wenn sie der Bauernschaft an das Herz greift? Und das sagt mir mein Junge? Rebellion in dem eigenen Hause! Aber daran ist der neue Schulmeister schuld, der nicht blos die kleinen Kinder verdirbt, sondern auch den Erwachsenen allerhand Flausen in den Kopf setzt. Nun, Hinnerk, wir sprechen noch ein Wort mitsammen. Möchtest wohl in die Welt hinaus? So recht weit! He?"

„Ach ja, Vater! Nach Altona, nach Hamburg und darüber hinaus. Es muß herrlich sein."

„Hat sich etwas zu herrlichen! Das hat Dir der Schulmeister eingepredigt. Und ich predige es wieder aus Dir heraus, darauf verlasse Dich. Aber erst geht es über den Landmesser her!"

In großer Erregung, die Mütze schief auf dem Kopfe, betrat Claus Steffens die Schenke, woselbst die meisten Bauern bereits anwesend waren und der kommenden Dinge harrten.

„Da ist Claus Steffens!“ rief Einer. „Nun werden wir bald Schick in die Sache kriegen.“

„Ja, da bin ich! Und gewiß der Letzte, dem man die Butter vom Brode nimmt. Wo ist er?“

„Meint Er den Landmesser? Da kommt er gerade herein. Sollen wir ihn anhören?“

Bevor noch eine Antwort erfolgte, war der Commissair der Regierung eingetreten. Nach einem lauten Guten Morgen wollte er sich an den Tisch setzen, als Claus Steffens auf ihn zufuhr und ihn, von oben bis unten ansehend, fragte:

„Ist Er der Kerl, den uns die Regierung schickt?“

Einen Augenblick stutzte der Commissair bei dieser schroffen Anrede, dann aber sagte er gelassen:

„Der bin ich und habe mancherlei vorzubringen. Aber wir wollen dem Wirthe die Ruhe nicht mitnehmen, sondern uns setzen. Rückt zu, Leute.“

Diese Kaltblütigkeit blieb nicht ohne Eindruck. Die Bauern setzten sich stillschweigend an den langen Tisch und sahen dem Commissair gerade in das Gesicht.

Mit großer Klarheit trug dieser den versammelten Gemeindeherren das Verlangen der Regierung vor und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie dadurch nicht nur das Wohl der einzelnen Dorfschaften, sondern auch das des ganzen Landes gefördert werde. Umsonst.

In dieſe Eiſenköpfe wollte Nichts hinein. Sie ſahen ihn ſtarr an und verzogen keine Miene.

Zum zweiten Male bot der Commiſſair alle ſeine Beredſamkeit auf, um ſie ſeinem Plane geneigt zu machen. Vergebens. Als er gänzlich erſchöpft inne hielt, ſagte Claus Steffens kurz ab:

„Wir wollen nicht.“

Und „Wir wollen nicht!“ erſcholl es beiſtimmend von allen Seiten.

Eine Wolke des Unmuthes flog über das Geſicht des Commiſſairs. Die Galle lief ihm über und er war im Begriff, loszubrechen. Aber zur rechten Zeit beſann er ſich und entgegnete kalt:

„Eigentlich habt Ihr recht und ich kann es Euch nicht verdenken.“

„Wie? Was?“ Die Bauern horchten auf.

„Es iſt eine theuere Geſchichte. Sie koſtet nicht nur Mühe und Arbeit, ſondern auch Geld. Wenn Ihr die Hände dazu bietet, könnte ſich leicht Einer oder der Andere dadurch ruiniren. Wo ſoll es herkommen?“

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen. Der Commiſſair ließ es vorüber rauſchen und fuhr dann fort:

„Die von Brockdorf haben ſich gefügt und die

von Sanct Margarethen auch. Sie sind vollauf dabei. Aber das ist ja natürlich."

„Warum natürlich?" fragte Einer, und Jener entgegnete darauf:

„Es sind reiche Hansen, die es dazu haben und es in zwei Jahren fertig schaffen wollen. Es ist alles Mögliche. Allein die Kerle brauchen auch nur die Hand in den Beutel zu stecken und die Finger krumm zu machen, so ziehen sie diese voll Speciesthaler aus demselben heraus. Aber was geht das Euch an? Warum wollt Ihr Euch um der Andern willen ruiniren? Freilich! Die Brockdorfer und die Sanct Margarethner werden den Kopf hoch genug tragen."

Der wachsende Lärmen verschlang die Worte des Commissairs. Als die aufgeregten Wellen sich allmählich legten, trat Claus Steffens, der mit den Uebrigen eifrig verhandelte, plötzlich vor und sagte:

„Also die von Brockdorf wollen es thun? Und die von Sanct Margarethen auch?"

„Ich sagte es schon. Es sind reiche Jungens, die es in zwei Jahren hinter sich haben."

„So!" rief Claus Steffens und stemmte die Hände in die Seiten. „Nun, so muß ich Ihm sagen, daß wir es in einem Jahre fertig kriegen, und morgen mit dem Früheſten fangen wir an. Unsere

Species gelten eben so viel, als die der Andern, und wir nehmen doppelten Vorspann."

Damit waren die Verhandlungen geendet und der Regierungs-Commissair reisete mit dem Vorsatze ab, die Brockdorfer und die von Sanct Margarethen mit gleichen Waffen zu bekämpfen.

Claus Steffens verließ die Schenke mit dem Bewußtsein, der Regierung einen schlimmen Streich gespielt zu haben, und ging mit dem Gefühl eines Siegers den Deich entlang. Sein Nachbar, den sie wegen seiner stets wohl bestandenen Felder den Weizkönig nannten, ging eine Strecke mit und, auf den Außendeich deutend, welcher damals gegen die See zu lag, sagte er:

„Höre, Nachbar! Das Stück mit seinem Wiesengrunde ist viele tausend Species werth; und doch möchte ich es nicht für die Hälfte haben."

„Und warum nicht, Weizkönig?" fragte Claus Steffens verwundert. „Siehst Du von den Kühen etwas Anderes, als den Kopf und den Rücken aus dem Grase hervorragen?"

„Darum eben!" fiel Weizkönig ein. „Ich würde mir einbilden, daß ich einmal hierher käme und sähe von all' dem lieben Vieh nicht eine Hornspitze. „„Außendeich — fett und weich. Binnendeich —

Himmelreich,"" hat mein Großvater an seine Thür schreiben lassen."

Der Bauer sah einen Augenblick nachdenklich auf das tief liegende Wiesenland und sagte dann·

„Geschützt von zwei Seiten und die höchste Springfluth ist seit Menschengedenken nicht darüber hingegangen. Wollte, ich wäre meines Himmerks so sicher, als meines Außendeichs."

„Was hast Du mit dem Jungen?" fragte Weizkönig. „Ist ein tüchtiger Bursche. Und meine Liesbeth? He? Wir Beiden sind die Ersten im Orte."

„Mir wäre es schon recht. Allein der Junge denkt nicht an heirathen und will . . . ."

„Was will er?" fiel Jener hastig ein.

„Reisen will er!" platzte Claus Steffens heraus. „Aber gleich morgen früh mache ich der Geschichte ein Ende und Du sollst dabei sein. Bin ich mit dem Landmesser fertig geworden, setze ich ihm auch noch den Kopf zurecht. Morgen früh um sieben Uhr halte ich vor Deinem Heckthor, Weizkönig."

„Ich stehe bereit!" entgegnete dieser, und Beide trennten sich, um am nächsten Morgen an dem bezeichneten Orte zusammen zu treffen.

Früh am andern Tage war es lauter als gewöhnlich auf dem Hofe des Claus Steffens, obgleich

es Sonntag war. Der grün angestrichene Leiterwagen ward sauber gewaschen, die Heusäcke, die zu Sitzen dienten, waren frisch aufgeschüttelt und die beiden besten Pferde im Stall wurden eben vorgelegt.

Der Sohn, welcher dazu kam, war über diese ungewöhnlichen Anstalten höchlich verwundert und fragte, was das Alles zu bedeuten habe?

Der Vater hatte eben die Peitschenschnur geprüft und antwortete, indem er so laut zu knallen anfing, daß die Pferde die Ohren spitzten:

„Gut, Hinnerk, daß Du von selbst kommst; ich wollte Dich eben rufen lassen. Steige auf; es ist die höchste Zeit. Es geht auf die Reise und der Weizkönig wartet schon."

Kopfschüttelnd gehorchte der Sohn und setzte sich zum Vater, der auf alle Fragen keine Antwort ertheilte. Der Nachbar wurde abgeholt und nun ging es, was die Pferde laufen konnten, von dem einen Ende der Marsch zum andern, bis die Thiere, als man in der Nähe von Brunsbüttel wieder anlangte, erschöpft die Köpfe hängen ließen und nicht von der Stelle wollten. Da verließen die Männer das Gefährt und Claus Steffens, seinen Sohn fest anblickend, sagte zu diesem:

„Sohn Hinnerk, Du hast reisen wollen und ich

habe Dir Deinen Willen gethan. Was Du heute gesehen hast, ist die Marsch; die reine, fette Marsch, die uns gehört; was nun noch von der Welt übrig bleibt, das ist die Geest. Was wolltest Du damit?"

Hinnerk zeigte sich von dieser Weltanschauung seines Vaters nicht besonders erbaut, doch war er gewohnt, zu schweigen und schlich von dannen. Claus Steffens aber sah seinen Nachbar triumphirend an und sagte:

„Weizkönig, der ist curirt! Darauf wollen wir einen Krug Elmshörner trinken."

Und Beide gingen in die große Dönse des Steffenhofes.

Lang und breit ist der Außendeich, welcher vor dem hannöverschen Städtchen Freiburg, Landes Kehdingen, liegt. Manche stattliche Höfe sind in demselben belegen und einer der schönsten war der des Marten Rowehr, dessen reichste Wiesen mit dem Strome gränzten und öfter von demselben überfluthet wurden.

Es war ein einfacher, gemüthlicher Mann, dieser Marten Rowehr, der die Güter, die ihm der Herr gab, nach Kräften zu mehren suchte, aber nicht damit vor den Leuten prunkte, sondern sich damit begnügte, die Truhen in der Stille zu füllen. Nur ein Besitz-

thum hatte er, das ihm eine gar besondere Freude zu machen schien Er konnte sich nicht satt daran sehen und hatte es kein Hehl vor den Leuten, daß er es gern habe. Laut und ohne Rückhalt betheuerte er, es sei ihm das Liebste auf Erden. Das war seine Tochter Annedore, mit Backen• wie das Abendroth und zwei Augen voll Sonnenschein. Jung und Alt hatten ihre Freude an dem frischen, stets heitern Kinde und der gelehrte Küster aus Krummendeich, Herr Josias Behn, schwur Stein und Bein, daß ein Elfenkind, wie solche sonst in den Marschen angetroffen wurden, nicht lieblicher hätte drein schauen können und daß es gar nichts schade, daß diese Elfenkinder sich verzogen hätten, da die Annedore sie in ihrer Anmuth reichlich ersetze. Es war aber der Herr Küster Josias Behn der Pathe des jungen Mädchens und dieses war von Kindesbeinen an sein Verzug gewesen. Darum erschien auch der Küster viel auf dem Rowehr'schen Hofe, und wenn dann der Herr Deichvoigt dazu kam, wurden gar erbauliche Gespräche gepflogen, denn der Außendeicher liebte es, von den alten Zeiten zu sprechen, wie es in der Welt hergegangen sei, und was sich ereignete in dem großen Kriege, wo die Wallensteiner in den Marschen gehauset und Pestilenz und theuere Zeiten sich ablöseten und

mindestens auf einem Dache zur Nachtzeit der rothe Hahn zu sehen gewesen sei.

So saßen sie auch eines Abends im hellen Sonnenschein auf der Bank am Eingange des Hofes und ließen es sich wohl sein im Schatten der hohen Linden, die über das Heckthor wegragten. In den Krügen schäumte das kräftige Bier von Bederkesa und die Pfeifen waren mit ächtem holländischen G-Kanaster gestopft.

„Glaubt mir, werthe Herren," sagte betheuernd der Küster von Krummendeich, „die Sache ist nicht so unwichtig, als Ihr denkt. Erweislich ist, wie seiner Zeit die Grafen von Stade, die sich in den Besitz des Ditmarscher Landes setzten, sich nicht damit begnügten, das Land zu unterjochen und darin zu hausen, wie Räuber und Banditen, sondern als sie sich festgesetzt hatten, schifften sie auch zu uns herüber in das Kehdinger Land und in das Land der Hadeler, wo sie arge Gräuel verübten und jede ihrer Fußspuren im Blute schwamm."

„Er sagt recht, Gevatter Josias," entgegnete Marten Rowehr. „Nur weiß ich nicht, was ihm dabei so wichtig erscheinen mag."

„Wir kennen nur die nackte Thatsache," sagte der Küster, „und auch diese lautet mehr sagenhaft, als

daß sie auf einem historischen Grunde fußet. Diesem denke ich nun nachzuspüren und zu dem Ende eine Reise hinüber in das Dänische zu thun, wo sich mancherlei Anknüpfungspunkte finden müssen. Dann muß ich aber eilen, bevor die Herbststürme mein Vorhaben unmöglich machen."

„Dann will Er wohl nach Brunsbüttel, wo, wie man sagt, die Kirchenglocken von selber läuten," bemerkte mit gutmüthigem Spotte der Deichvoigt.

Der Küster blinzelte ihn einen Augenblick an und sagte dann mit dem Tone der Ueberlegenheit:

„Deichvoigt, ich muß Ihn bedauern. Er hört in Seinem Kopfe die Glocken läuten und weiß nicht, wo sie hängen. Der Stader Graf, der harte Rudolf, hatte einmal wieder einen Einfall in unser Land gethan und am ärgsten gehauset zu Kinderbalje, wo seine grausamen Knechte auch nicht den Säugling an der Mutterbrust verschonten. Als nun endlich die Mordbrenner, gesättigt von Raub und Blut, abzogen, war ein großes Wehklagen daselbst. Weiber und Kinder jammerten laut und von nah und fern kamen die Männer mit Aexten und Morgensternen, um die erfahrne Unbill zu rächen. Aber wohin sollten sie sich wenden? Die räuberischen Ditmarscher waren in ihre Fahrzeuge gesprungen, als sie hörten, daß die Rächer

nahten und die Elbe ist eine Straße ohne Spur. Als nun Alle dastanden und nicht aus noch ein wußten, fing es plötzlich auf dem Thurme an zu stürmen. Die Glocken begannen von selbst zu läuten, daß es gellend in Jedes Ohr drang. Und wie das Geläut immer heftiger wurde, war es anzuhören, als schrie eine mächtige Stimme: „„Na Brunsbüttel! Na Brunsbüttel!““ Da rief eine Frau, die ihr todtes Kind in den Armen hielt, ihrem Manne zu: „„Hörst Du es, Jan? Der liebe Gott ruft es laut vom Himmel herunter: Nach Brunsbüttel sollst Du ziehen, dort wirst Du den Mörder Deines Kindes finden!““ Da fielen die Männer mit einem lauten Geschrei ein: „„Na Brunsbüttel!““ Sie sprangen in die Böte, setzten den Ditmarschern nach, welche sie einholten, als sie eben gelandet waren, und lieferten ihnen eine Schlacht, die einen ganzen Tag dauerte und worin viele Hunderte um's Leben kamen.“

Mitten in dieses Bild voll Blut und Leichen, das der Küster vor seinen Hörern ausbreitete, trat das jugendlich-frische Leben in der Gestalt der Annedore. Sie begrüßte die Gäste des Vaters mit lieblichen Worten und lud zum Abendbrod ein, das in der besten Dönse aufgetragen sei. Nicht ungern folgten die Männer dieser Einladung, und als sie es sich wohl

sein ließen, sagte der Deichvoigt, indem er das Glas des Küsters füllte:

„Nun, Josias Behn, trinke Er mit mir auf eine glückliche Reise und schiebe Er sie nicht allzu lange hinaus. Jetzt ist es Sommer, bald kommt der Herbst und wie schlimm es aussieht an den Küsten, wenn die Nordwestböen regieren, davon weiß ich ein Lied zu singen. Betet denn der Herr Pastor noch immer für einen gesegneten Strand?"

„Deichvoigt, Er ist ein arger Heide!" schrie der Küster abwehrend. „Wenn Er nicht aus der Kirche liefe, sobald der Pastor Amen sagt, würde Er wissen, daß von einem solchen heidnischen Gebete nicht mehr die Rede ist, sondern zu dem lieben Gott gebetet wird, daß er den Strand und Alles, was an demselben lebt und webt, gnädiglich vor jedem Unfall bewahren möge."

Marten Rowehr lächelte in seiner sinnigen Weise und Annedore sagte schmeichelnd zum Küster:

„Will denn der Herr Pathe gewiß und wahrhaftig verreisen?"

„Daran denke ich sehr stark, Herzenskind, sobald die Amtsgeschäfte es irgend zulassen. Und wenn ich drüben bin und Etwas finde, was einem so lieben

Kinde angenehm sein kann, packe ich es ein und bringe es Dir mit."

„Das soll ein Wort sein," sagte Annedore und hielt ihm die Hand hin. „Eingeschlagen, Herr Pathe. Ich nehme Sein Geschenk und danke im Voraus, unter der Bedingung, es sei der Mühe werth, daß eines Außendeichers Tochter die Hand darnach ausstreckt."

So scherzte die Annedore mit dem Pathen, ohne daran zu denken, wie ernst das Geschenk sein würde, das derselbe heimbrächte, und mit welchem geschämigen Erröthen sie es empfangen würde.

Während die Beiden unter sich zu kurzweilen fortfuhren, sprachen der Deichvoigt und Marten Rowehr von dem Strandrecht und wie es in alten Zeiten damit gehalten wurde. Nicht nur, daß die armen Schiffbrüchigen ihr Eigenthum ganz und gar verloren, mußten sie noch Gott danken, wenn sie ungefährdet von dannen gehen konnten. Oft wurden sie von den barbarischen Strandbewohnern todtgeschlagen, oder zum harten Frohndienst angehalten, der sie zwang, bei magerer Kost vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu arbeiten und von blutdürstigen Knechten gepeitscht zu werden.

„Letzteres ist nur zu wahr," sagte Marten Rowehr.

„Wir haben davon in unserer Familie ein Beispiel, welches mein Aeltervater, dem es geschehen, sorgsam auf ein Pergamentblatt verzeichnete, und welches wir als ein Heiligthum in der Familie von Kind auf Kindeskind vererbten."

„Davon habe ich nie gehört," sagte Herr Josias Behn, „was mich wundert, da ich doch sonst ziemlich unterrichtet von Dem bin, was Seine Familie betrifft."

„Es ist nie die Rede darauf gekommen," entgegnete Marten Rowehr gleichmüthig, „sonst wäre es Ihm nicht vorenthalten worden, denn es ist mir nie eingefallen, ein Geheimniß daraus zu machen. Wenn Ihr Beide ein Begehren darnach empfindet, will ich es Euch zeigen, und wenn Er im Stande ist, Josias Behn, die altmodischen Krakelfüße zu lesen, mag Er die Geschichte zum Besten geben."

„Her mit dem alten Pergamente!" rief der Küster. „Das ist mein eigentliches Feld, und wenn der Geist über mich kommt, leiste ich Wunder darin."

Er folgte dem Marten Rowehr mit den Augen. Dieser öffnete den Wandschrank, der in der Nähe des großen Kachelofens stand, und brachte das zusammengerollte Pergamentblatt zum Vorschein.

„Es liegt hier manches Jahr und es ist lange her, seit ein Menschenauge darauf ruhte, Gevatter.

Ich habe lange nicht daran gedacht. Aber nun ich das Blatt in der Hand halte, das mein Aeltervater vor zwei Jahrhunderten niederschrieb, wird mir seltsam zu Muthe, und es regt sich Etwas in mir, dem ich keinen Namen zu geben weiß. Hier, Gevatter, und lese Er in Gottes Namen."

Durch diese letzten Worte des Hausvaters war eine besonders feierliche Stimmung über die Anwesenden gekommen. Herr Josias Behn nahm das Pergament mit einer gewissen Scheu und rollte es auseinander. Die Uebrigen folgten jeder seiner Bewegungen und harrten in einiger Spannung auf den Beginn des Vortrags.

Und dies war der kurze Inhalt des Documentes, welches in dem Schranke des Außendeichers Marten Rowehr als ein kostbares Familienandenken aufbewahrt ward:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Seinen Namen rufe ich an, damit Er mir beistehe, wenn ich mich anschicke, auf diesen Blättern zu verzeichnen, was ich erlebte in den Tagen meiner Mannheit und was ich als Greis im Begriff bin, auf meine Enkel und Enkelkinder zu vererben."

„War ein Heiligländer Schiffsmann, der hatte

für sich den Gedanken gefaßt, einmal etwas Großes auf eigene Hand zu unternehmen. Nils Brodersen hieß er und machte in jungen Jahren eine Reise nach England, weshalb sie ihn den Englandsfahrer nannten. Kam, nur von einem Knechte begleitet, in die Elbe und fuhr, ohne ein Ungemach zu bestehen, nach Hamburg. Trieb ihn ein unbekanntes Gefühl nach dieser großen Stadt, wo er etwas Tüchtiges zu erringen hoffte. Allein die Ahnung ging nicht in Erfüllung und er kehrte traurig in sein Boot zurück."

„Wie er nun wieder unter Segel war, weit hinter sich die Berge von Blankenese und vor sich die breite, wogende Elbe, sann er nach, was er daheim sagen solle, damit er nicht gar zu arg verspottet werde. Dieweil ihm Alles mißrathen war, wurde er gar verdrießlich, weil ihm nichts Rechtes einfiel. Da erhub sich ein gewaltig Stürmen. Sein Segel zerriß, sein Mast zerbrach und er mußte froh sein, mit seinem Schiffe strandwärts zu laufen, wo es auf dem weichen Schlick sitzen blieb und die Ebbe es vollends trocken legte."

„Der Grund und Boden aber, auf welchem sothaner Nils Brodersen strandete, lag in dem Freiburger Außendeich und gehörte mir, dem Marten Rowehr, der ich dieses niederschreibe, und hatte ich ein gutes

Recht an das gestrandete Schiff sowohl, als an den Mann, der sich in demselben befand. Er war mein Höriger geworden, und ich konnte mit ihm thun, was ich wollte, wenn es nur nicht an Leib und Leben ging, denn die Elbe auf und ab galt so gut, wie an den Friesenküsten das Strandrecht, und wir an den Strömen nannten es die Grundruhe — das wußte auch der Nils Brodersen, weil bei ihm auf Heiligland ein gleicher Brauch geübt worden. Darum nahte er sich mir in aller Unterwürfigkeit und bat, ich möge es gnädig mit ihm machen. Er habe Weib und Kind daheim, die seiner nicht entrathen könnten. Doch sei er mit irdischem Gute gesegnet und wenn ich ihn ledig ließe, wolle er es mir reichlich lohnen. Darauf nahm ich ihn in mein Haus, sorgte für sein Boot, daß es wohl geborgen ward, und nachdem wir mehrere Tage unter einem Dache verlebten, wurden wir gute Freunde und Brüder. Er blieb, so lange er wollte, und als er endlich innige Sehnsucht nach den Seinigen empfand, ließ ich ihn ohne alles Lösegeld ziehen. Er schied mit Thränen in den Augen und nicht eher, bis ich ihm mit einem Handschlage versprochen hatte, im folgenden Jahre zu ihm nach Helgoland zu kommen und die zwischen uns bestehende Gastfreundschaft zu erneuern. Das versprach ich, ohne mir Weiteres dabei

zu denken, denn ich war ein junger, lediger Mann und hatte schon lange die Absicht gehabt, einmal etwas Rechtes zu unternehmen und einen Zug in's Blaue hinein zu thun."

„Setzte es auch richtig durch und, von einem erfahrnen Schiffsmann begleitet, ging ich, Marten Rowehr, am Tage Sanct Johannes des folgenden Jahres an Bord und steuerte nach Heiligland, welches in der offenbaren See liegt und woselbst ich unter Gottes gnädigem Beistande ohne alle Fährlichkeiten anlangte. Nils Broderſen empfing mich als einen rechten Freund und that mir Alles zu Willen, was er mir an den Augen absehen konnte. Wollte mich auch nicht ziehen lassen, und als er es endlich doch zugeben mußte, sagte er, mir die Hand reichend: „„Sei es denn für das ganze Leben; ich weiß es, daß wir uns nicht wiedersehen werden."" Wollte es ihm ausreden, aber die Worte versagten mir, denn ich fühlte im Innern, daß er recht hatte. Lichteten also — mein Schiffer und ich, Marten Rowehr — unsern Anker und segelten von Heiligland weg in die Elbe hinein. Ging Anfangs gut, bis bei Neuwerk der Strom kenterte und wir eine Tide überliegen mußten. Am andern Morgen wehte ein frischer Wind, der zu einem furchtbaren Sturm wurde, als wir bei Cuxhaven

vorüber steuerten. Wir wußten uns nicht zu helfen, dieweil zugleich ein dichter Nebel aufbraute und wir nicht zehn Schritte weit vor uns hinsehen konnten. Als nun endlich gar unser Steuer brach, waren wir ganz rathlos und mußten Alles über uns ergehen lassen. Als die Nacht herein brach, saßen wir hoch auf dem Sande und somit war unser Schicksal entschieden, denn das Fahrzeug war leck und wir konnten nicht daran denken, es am folgenden Tage zu flotten."

„Der Strand aber, auf welchem wir saßen, gehörte zum Brunsbüttler Außendeich und war das Eigenthum des dortigen Eingesessenen Claus Steffens. Als der Morgen graute, war er mit den Seinigen zur Stelle. Uns wurde Alles genommen, was wir besaßen. Man riß uns sogar die Kleider vom Leibe und kündigte uns an, daß wir dem Eigner des Grund und Bodens mit Leib und Leben verfallen wären."

„Mir banden sie sogleich die Hände auf den Rücken. Mein Schiffer aber, der das sah und seine Arme frei hatte, rief mit lauter Stimme: „„Lieber den Tod, als ewige Sklaverei!"" sprang über den Rand des Fahrzeuges kopfüber in die Elbe und ward sogleich von den heranstürmenden Wellen fortgerissen."

„Nun wurde ich zum Frohnknecht auf dem Steffenhofe zu Brunsbüttel und da ihnen mein Schiffer

entgangen war, grollten sie mit mir und halseten mir doppelte Arbeit auf, so daß ich, obgleich jung und rüstig, bei der magern Kost sichtlich abfiel und den Strapatzen nur zu bald erlegen wäre, wenn nicht der allgütige Gott, dessen Name gelobet sei in Ewigkeit, mir einen Rettungsengel gesendet hätte. Der Claus Steffens, dessen Frohnknecht ich war, besaß eine Tochter, jung und schön und lieblich anzuschauen, wie der Engel auf dem Altarbilde in der Kirche. Sie hieß eigentlich Elisabeth, allein im Dorfe nannte man sie Goldliese, von wegen ihres goldenen Haares, das in dichten Locken von dem Kopf herabringelte. Wenn sie manchmal über den Hof ging und mich hart frohnden sah, schüttelte sie immer traurig mit dem Kopf, sprach auch wohl ab und zu ein tröstendes Wort und sandte mir heimlich einen Bissen, oder einen Trunk, daran ich mich erquicken mochte."

„War ein herziges Kind, die Goldliese, und verdiente gewiß alles nur denkbare Glück; aber daß es ihr nicht beschieden war, sah ich nur zu gut, denn ihr Auge blickte trübe und auf ihrer Stirn lagerte eine Wolke. Das bekümmerte mich mehr, als ich sagen kann, denn ohne daß ich es wußte, gerieth ich in Liebe zu dem schönen Mädchen und mein Herz schlug jedes Mal, wenn ich ihrer ansichtig ward, so heftig,

daß ich glaubte, es werde zerſpringen. Als ſie daher eines Abends bei mir vorüberging und leiſe zu mir ſagte: „„Helfe Dir Gott, Du armer Menſch!““ faßte ich mir ein Herz und fragte, was ihr fehle und weshalb ſie ſo kummervoll drein ſchaue? Da brach ſie in Thränen aus, denn ich war der Erſte, der ein Wort des Mitleids für ſie hatte, was ſie mir ſpäter vertraute. Ein reicher Bauer aus Marne hatte ſich um ſie beworben und der Vater hatte ſie ihm zugeſagt. Sie wollte zwar von dem Bräutigam nichts wiſſen, der alt und häßlich und obenein grob und zänkiſch war, allein der Vater beſtand darauf und nun half kein Bitten und kein Beten; im Herbſte ſollte die Hochzeit ſein. Von dem Tage an, da ſie mich zum Vertrauten ihres Kummers machte, kamen wir uns näher und nicht lange dauerte es, da ſagte ich zu ihr, daß ich ſie über Alles liebe und jedes Leid, das ich täglich und ſtündlich erdulden müſſe, gern vergeſſen wolle, wenn ſie mir freundlich geſinnt bleibe. Darauf antwortete die Goldlieſe nichts, aber ſie brach in einen Strom von Thränen aus und fiel mir ſchluchzend um den Hals. Nun vergaß ich alle meine Leiden und Kümmerniſſe. Wir ſahen uns jeden Abend und unſere junge Liebe wurde ſo groß und ſtark, daß ſie vor keinem Hinderniß zurückbebte und auf eine glück-

liche Zukunft hoffte. Aber es sollte anders kommen. Eine Magd hatte uns belauscht und weil die Goldliese öfters mit der Dirne schalt, weil diese bei jeder Arbeit lässig war, machte sie ihrem Grolle Luft und lief zu dem Bauer, dem sie Alles sagte. Da gerieth der Claus Steffen in gewaltigen Zorn und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn nicht Leute herbeikamen, die ihn hielten. Ueber mich sollte ein schweres Gericht gehalten werden. Keine Strafe erschien dem Volke groß genug für den Frevel, daß ein armer Schiffbrüchiger es wage, sein Auge zu der schönsten und reichsten Dirne des Ortes zu erheben. Sie drohten, mich lebendig zu verbrennen und Einer forderte sogar, daß sie mich pfählen sollten. Endlich kamen sie überein, daß die vier Aeltesten des Kirchspiels zusammentreten sollten, um mir ein Urtheil zu finden, und daß es dann dem Claus Steffens freistehe, solches an mir zu vollziehen. Früh Morgens versammelten sich meine Richter unter Gottes freiem Himmel und ich stand vor ihnen, des härtesten Urtheils gewärtig. Da erschien plötzlich die Goldliese vor ihrem Vater, der den Richtern zur Seite stand. Ihr Gesicht war bleich wie der Tod und die vielen Thränen hatten ihre Augen geröthet. „„Vater!““ rief sie und sank vor ihm in die Kniee. „„Sei Er barmherzig und gebe Er den

Mann frei. Sein Tod ist auch der meinige.““ Da begehrte der Alte auf und sagte, es sei Nichts daran gelegen, wenn ein so ehrvergessenes, ungehorsames und störrisches Kind sterbe. Er wollte nichts von ihr wissen und trieb die Richter zum Spruch. Da richtete sich die Goldliese auf, faßte die Hand des Vaters so fest, daß dieser umsonst trachtete, sie ihr zu entreißen, und sagte: „„Vater, Er kennt meinen festen Sinn und daß ich bei Dem beharre, was ich einmal sagte. Er will, daß ich den Jürgen Boltz aus Marne heirathen soll, und ich habe es verweigert. Aber wenn er den Mann ledig läßt, damit er zu den Seinigen zurückkehren kann, will ich Ihm gehorsam sein und in vier Wochen den Jürgen Boltz zum Mann nehmen.““

„Diese Worte verhallten nicht unbeachtet. Mir gab jedes derselben einen Stich in das Herz, denn ich hatte den Jürgen Boltz eines Tages gesehen und wußte, daß er ein harter und roher Geselle war. Dem Claus Steffens war es willkommen, seinen Wunsch so schnell und ohne alle Schwierigkeiten erfüllt zu sehen, darum gab er den Knechten, die mich hielten, einen Wink, von mir abzulassen, und ließ mich frei. Die Goldliese stand einen Augenblick sinnend da, dann wandte sie sich zu mir und sagte: „„Ich habe für Dich gethan, was ich konnte, und bitte Dich, wenn Du

heim bist bei den Deinigen, meiner in Treuen zu gedenken. Meine Pflicht ist es fortan, Dich zu vergessen und Dein Andenken aus meinem Gedächtniß zu tilgen. Gehe in Frieden, Marten Rowehr, und lasse die Liebe in Deinem Herzen nicht verloren gehen, die ich aus dem meinigen reißen und begraben muß.“ Damit kehrte sie mir den Rücken und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Selbigen Tages brachte mich ein Schiffsknecht über die Elbe und ich wanderte von Balje aus in meine Heimath. Manches Gute ist mir nachher im Leben geschehen und ich habe mir fest eingebildet, es sei mir nur zu Theil geworden, weil es die Goldliese für mich erbeten habe. Ihr letztes Gebot habe ich gehalten und die Liebe zu ihr in meinem Herzen bewahrt bis zu dieser Stunde und werde sie mit mir in das Grab nehmen. Zu ihrem Gedächtniß habe ich auch diese Zeilen geschrieben und ermahne meine Nachkommen, sie als ein Heiligthum zu bewahren, zum Lobe und Preise Gottes des allmächtigen Vaters, der mich gnädiglich beschirmte und behütete. Ihm allein sei die Ehre.“

Herr Josias Behn endete. Das Pergament entsank seiner Hand und er sah in die Gesichter der schweigenden Hörer. Sie waren tief ergriffen. Der Deichvoigt reichte dem Marten Rowehr die Hand und

Annedore schloß den Vater tiefbewegt in ihre Arme. Der Küster vom Krummendeich, den das Lesen etwas angegriffen hatte, rollte das Blatt zusammen und, es dem Gevatter reichend, sagte er:

„Was ich hier heute erfuhr, bestärkt mich noch mehr in meinem Vorsatze, meine Reise anzutreten und über den Strom zu setzen. Ich werde dann auch nachforschen, ob von dem Claus Steffens Nachkommen vorhanden sind und ob sich auf deren Hof auch eine Erinnerung an Euern Aeltervater erhalten hat. Was ich davon erfahre, will ich getreulich aufschreiben und Er kann es dann zu dem Pergamente legen, Gevatter. Es wird dunkel und mein Weg ist weit. Gute Nacht miteinander und wenn Ihr zusammen in der nächsten Woche in den Belumer Außendeich zum Jahrmarkte fahrt, habt ein Auge auf den Deichvoigt, denn dort sind viele schmucke Dirnen und er ist noch Junggeselle."

Damit entfernte sich Herr Josias Behn. Der Deichvoigt, der sich von den letzten Worten desselben getroffen fühlte, sah unwillkührlich nach dem Platze, wo die Annedore bislang saß; allein diese war hinausgegangen. Da erhob er sich auch und, dem Marten Rowehr die Hand reichend, sagte er:

„Wir sehen uns am Belumer Markttage wieder.

Glaubt dem Küſter nicht; er treibt ſeinen Spott mit mir. Ich habe Nichts von einem Schmetterling an mir und wäre an einem Seidenfaden zu halten, wenn es nur Jemand der Mühe werth hielte, es zu verſuchen."

„Was für ein Jemand müßte das ſein?" fragte Marten Rowehr, indem er die Pergamentrolle in den Schrank ſchloß und der Deichvoigt ſagte im Gehen:

„Er weiß es und Jene weiß es; allein ſie ſcheint es nicht wiſſen zu wollen und darum werde ich es nicht über meine Lippen bringen. Ich erhielt meinen Korb, noch ehe ich darum bat."

„Er liebt die Annedore und ſie mag ihn nicht," ſagte Marten Rowehr, dem Deichvoigt nachſehend. „Es iſt ein eigenes Ding mit der Annedore."

Belumer Markt!

Von nahe und fern ziehen ſie heran, wenn zu Vitus auf den grünen Wieſen des dortigen Außendeiches die weißen Zelte ſich erheben und von den hohen Stangen die Flaggen, Fahnen und Banner luſtig im Winde wehen. Von Cuxhafen herauf und von Stade herunter, ſelbſt von Harburg und Hamburg kommen die Fahrzeuge zu Lande und zu Waſſer. Von dem Verdecke der buntbeflaggten Ewer und Jollen

erschallt die Musik als ein freundlicher Gruß dem Lande zu und dort schmettern die Trompeten ihnen einen heitern Willkommen entgegen.

Da wird es lebendig in der Stadt der Zelte. Die Verkäufer preisen ihre Waaren an; die Käufer zucken prüfend die Achseln und bieten die Hälfte von dem, was gefordert wird. Der Kaufmann schwingt seine Elle, wie der Krieger das Schwert und das Züngelein in der Waage bleibt in unaufhörlicher Bewegung. Die Kessel, worin der würzige Meth siedet, sind spiegelblank und der Labetrank fließt in die leeren Becher, welche die Durstenden mit beiden Händen halten. In den eisernen Töpfen, die zum Feuer gerückt sind, brodelt die kräftige Mittagskost und in den Pfannen daneben schmoren die stattlichen Festbraten. Die Feldküche aber, die solche Herrlichkeiten aufzuweisen vermag, gehört zu dem großen Zelte, von dessen Dach die rothe Flagge mit dem weißen Pferde weht. Es ist das Eigenthum des Tannenwirthes zu Velum, und dieser weiß sich nicht wenig damit, daß die Herrenleute, die diesen Markt besuchen, zum großen Theil bei ihm verkehren. Vor dem Zelte ist der Platz sorgsamer geebnet, als sonst irgendwo, und auf einem erhöhten Sitze nehmen die Musikanten Platz, die zum Tanze aufspielen sollen.

Unter den verschiedenen Böten, welche die Passagiere hierher brachten und die an dem äußersten Rande des Außendeiches friedlich neben einander lagen, befand sich auch eines, das geradeweges von Brunsbüttel herüber kam. Der Erste, welcher aus demselben an das Land stieg, war der Vollbauer Claus Steffens und der hinter ihm drein kam, das war sein Sohn Hinnerk. Der Alte setzte sich gravitätisch in Bewegung und sagte zu dem Sohne, der voll jugendlicher Lust dem Vater stets um einen halben Schritt voraus war:

„Sohn Hinnerk, das habe ich Dir zu Liebe gethan, weil hier noch die Marsch ist. Freilich ist es kein Ditmarscher Boden, allein man wirft sich doch nicht bei den Leuten hier so weg, wenn man mit ihnen verkehrt, als bei denen auf der Geest. Nun sieh' Dich recht satt und komme mir nicht sobald wieder mit Deinen Reisen in's Blaue. Von dem heutigen Tage kannst Du bis zu Deiner Hochzeit zehren. Nun wollen wir Etwas darauf gehen lassen."

Mit den Worten ging er dem weißen Zelte zu, wo in der rothen Flagge der Schimmel stattlich galopirte, ohne von der Stelle zu kommen. Hinnerk blieb dem Vater zur Seite. Seine Augen schweiften nach rechts und links und ihm entging Nichts. Plötzlich hielt

er inne, und den Arm des Vaters festhaltend, flüsterte er diesem zu:

„Sieht Er Nichts?“

„Was soll ich denn sehen, Sohn Hinnerk?“ fragte Claus Steffens verwundert und riß die Augen weit auf, ohne etwas Sonderliches zu entdecken. Allein auf seine Frage erhielt er keine Antwort. Der Hinnerk hielt sich fest an dem Arm des Vaters und sah unverwandt nach einer und derselben Stelle. Es war aber dies nahezu dem Platze geschehen, wo die Trompeter des Tannenwirthes sich aufgepflanzt hatten, und zum Tanze aufspielen sollten.

Ihm gegenüber stand eine junge frische Dirne, die machte es eben so. Sie schmiegte sich fest an einen alten Herrn und sah den Hinnerk Steffens mit ihren hellen Augen an, dann aber schlug sie diese beschämt zu Boden.

So standen sie da, wie das Liebespaar, das die Dichter von Verona in unsterblichen Liedern priesen. Allein ein Bauernsohn aus Brunsbüttel ist kein schmachtender Romeo, und als die Trompeter einen lustigen Walzer spielten, flog er auf das schöne Mädchen zu und, den Hut ziehend, fragte er:

„Will die Jungfer mir einen Tanz zum Willkomm schenken?“

„Recht gern will ich es, wenn es der Vater erlaubt. Ein Walzer ist mein Leben.“

Hand in Hand gingen sie dem Tanzplatze zu. Hinnerk wandte sich nach seinem Vater um und rief diesem zu:

„In dem Zelte, wenn es beliebt, warte Er auf mich. Es wird nicht lange dauern.“

Die übrigen Worte, die er noch hinzu setzen wollte, verschlang die schallende Musik.

Claus Steffens fiel wie aus den Wolken. So resolut hatte er den Jungen noch nicht gesehen; so dreist hatte dieser ihn noch nie angeredet und ihm gesagt, was er thun sollte. Er sah auf den Mann, der dem jungen Mädchen zunächst stand, und, rasch auf denselben zutretend, fragte er:

„Was ist das für eine Dirne, mit der mein Sohn nach dem Tanzplatze gelaufen ist?“

„Meine Tochter, Herr,“ sagte der Mann. „Kann es sich zur Ehre anrechnen, daß er der Erste ist, mit dem die Annedore heute tanzt; die giebt es sonst nicht so wohlfeil.“

Damit ging der Mann in das Zelt und Claus Steffens, dem diese Anrede abermals vor den Kopf stieß, zog hinter ihm drein.

In dem Zelte war es noch leer, denn die Meisten

ſahen dem beginnenden Tanze zu. Der Vollbauer aus Brunsbüttel ließ ſich eine Flaſche Portwein bringen und ſtopfte mit großer Umſtändlichkeit die reich mit Silber beſchlagene Meerſchaumpfeife.

An einem der nächſten Tiſche, ihm gegenüber, ſaß der Vater der lieblichen Annedore. Er zog eine kurze Thonpfeife aus der Taſche und forderte von der Aufwärterin einen Krug Neuhauſer Bier.

Claus Steffens trug bei dieſem Anblick die Naſe noch einmal ſo hoch. Die Thonpfeife und der Bierkrug fuhren ihm vor den Kopf und es ärgerte ihn, daß ſein Sohn ſich ſo wegwarf und mit einer Dirne tanzte, deren Vater an einem Tage, wie der heutige, wo der Bauer zeigen ſoll, daß er Geld hat, aus dem Werkeltagskruge ſein Bier trank.

„Scheint mit dem Tanze lange zu dauern!“ brach er endlich los.

„Wenn das junge Volk einmal anfängt, die Beine zu rühren, hört es ſobald nicht wieder auf.“

„Zumal wenn eine Dirne einen ſolchen Tänzer bekommt. Das glaube ich!“ begehrte Claus Steffens auf.“

„Sein Junge iſt wohl aus einem beſonderen Holze geſchnitten? Vielleicht ausländiſches Gewächs? Ueberelbiſches? He?“

„Von Brunsbüttel bin ich!“ rief Claus Steffens, sich in die Brust werfend.

„Das ist das Dorf, wo die Glocken von selber läuten,“ sagte der Deichvoigt, der zu den Beiden trat.

„Das verstehe ich nicht. Bei uns läutet der Kirchenknecht. Wer ist denn Er, daß Er sich ohne Weiteres daher setzt und mit mir zu sprechen anfängt? Kenne Ihn gar nicht und habe es mit dem Manne zu thun, dessen Dirne mit meinem Jungen zum Tanzen gelaufen ist und ihn nicht wiederbringt.“

„Halt und stopp, Herr!“ sagte der Vater der Annedore, indem er sich erhob und dicht an den Tisch des Brunsbüttlers trat. „Sein Sohn hat meine Tochter zum Tanze aufgefordert und ich habe es gestattet. Wenn der Marten Rowehr das thut, erweiset er damit eine besondere Ehre, und ich habe es gethan, ohne darnach zu fragen, ob der Mann auch dieser Ehre werth ist.“

Claus Steffens sprang auf. Das hatte ihm noch Keiner geboten. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, beugte sich vorneüber und sagte, blutroth vor Zorn:

„Weiß Er, daß ich unter den Brunsbüttler Bauern der Erste bin und nur den Weizkönig neben

mir leide? Und Er rechnet es mir zur Ehre an, daß mein Sohn mit Seiner Tochter tanzen darf? Und ich soll das hinnehmen, ohne daß ich weiß, was für ein vornehmer Hans Er ist? Wo gehört Er denn hin?"

„Nach Freiburg."

„Ein Stadtkerl?" fragte Claus Steffens verächtlich.

„Außendeicher!" lautete die Antwort.

Die beiden Männer sahen sich forschend an. Jeder überlegte für sich, ob er sich Etwas vergebe, wenn er sich mit dem Andern weiter einlasse. Der Deichvoigt legte sich endlich in's Mittel, indem er zu dem Brumsbüttler sagte:

„Das ist Herr Marten Rowehr. Er hatte einen schönen Hof in dem Freiburger Außendeich und zwanzig Pferde im Stall."

„Ich halte zwei und zwanzig!" fuhr Jener dazwischen. „Mein Name ist Claus Steffens und ich bin der Erste im Kirchspiel."

Da kamen die Tänzer von dem Tanzplatze. Sie glühten über und über, nicht allein vom Tanzen, sondern weil sie sich lange fest in die Augen gesehen und Dinge darin gelesen hatten, welche sie nicht auszusprechen wagten.

„Da ist mein Sohn. Hierher, Hinnerk! Das da ist Herr Marten Rowehr, ein Außendeicher, mit dessen Tochter Du getanzt hast. Nun bleibst Du hier bei mir sitzen."

„Nein, Vater, das thue ich nicht," entgegnete der Sohn. „Wir sind nur gekommen, um einmal auszuruhen und einen Trunk zu thun. Es geht gleich wieder los."

„Bist widerhaarig, Sohn Hinnerk?"

„Hier ist Marktfreiheit, Vater; da geht Alles in Eins hin. He, Jungfer Annedore! Die Trompeter fangen wieder an. Ist es Ihr recht?"

„Ich bin noch lange nicht müde!" entgegnete sie fröhlich und Hand in Hand waren Beide auf und davon.

Dem Claus Steffens blieb vor Erstaunen der Mund offen stehen. So hatte er seinen Sohn noch nicht gesehen.

Der Deichvoigt hatte unterdessen mit dem Marten Rowehr gesprochen und trat jetzt mit diesem an den Tisch. Er redete den Brunsbüttler Vollbauern gütlich zu und sagte:

„Die Rowehrs und die Steffens sind von unvordenklichen Zeiten her mit einander bekannt und die Nachkommen sollten dies Andenken in Ehren halten."

Marten Rowehr nickte beistimmend, aber Claus Steffens, der nichts davon verstand, fragte:

„Woher stammt das?“

„Vom Strandrecht!“ antwortete der Deichvoigt, und da er sah, daß der Bauer nur noch verwirrter wurde, gab er es näher.

„Hm!“ sagte Claus Steffens. „Mir ist, als hätte ich von dem Vater eine schnakische Geschichte gehört, worin etwas vom Strandgut oder Strandrecht vorkam; allein ich weiß nichts mehr davon.“

„Ich aber weiß die ganze Geschichte auswendig und bin bereit, sie zu erzählen. Höre Er mir aufmerksam zu, Herr Steffens.“

Nun begann der Deichvoigt in aller Ausführlichkeit die Geschichte zu erzählen, die der Küster Josias Behn von dem Pergamentblatte abgelesen hatte, das zu den Familien-Heiligthümern der Rowehrs zählte. Er sprach aus dem Herzen heraus und bemühte sich auf alle Weise, einen Eindruck auf den Bauer zu machen. Allein das Gesicht desselben blieb unverändert und als der Deichvoigt endete, sagte er mit aufgeworfenen Lippen:

„Mein Aeltervater ist ein Narr gewesen. Ich hätte den Kerl, der meine Dirne schimpfirte, nicht laufen lassen.“

Da lief dem Marten Rowehr die Galle über und er rief erboſt:

„Iſt eine Tochter von dem Steffenshofe ſchimpfirt, wenn ein Sohn der Rowehrs um ſie freit? Das Wort nimmt Er augenblicklich vor Zeugen, die hier um uns ſtehen, zurück, oder ...“

Er richtete einen drohenden Blick auf den Vollbauer, der ſich nicht von der Stelle rührte. Der Deichvoigt, dem bei dieſem Handel nicht gut zu Muthe war, ſchickte einen Bekannten nach dem Tanzplatze, um die jungen Leute zu rufen, und ſagte darauf:

„Herr Steffens, Er iſt im Unrecht. Treibe Er es nicht weiter, ſondern thue Er ſich und uns den Gefallen, das böſe Wort, was Er vorhin ſprach, zurück zu nehmen.“

„Ich nehme niemals Etwas zurück, was ich einmal weggegeben habe!“ ſagte Claus Steffens hochmüthig. „Was will Er denn von mir? Ein Außendeicher! Die Elbe braucht nur einmal herzhaft daran zu rütteln und er iſt geweſen.“

„Die Elbe ſteigt auch über die Deiche weg!“ entgegnete Marten Rowehr mit gehobener Stimme. „Spreche Er nicht ſo frevelhafte Worte in Seinem Uebermuthe. Er ſteht hier mit uns auf einem Außendeiche und die Fluth rauſcht von ferne.“

Mehrere Belumer, die umher ſtanden und die Worte des Brunsbüttlers gehört hatten, murrten laut und nahmen eine bedenkliche Stellung an.

Die jungen Leute, die der Deichvoigt hatte rufen laſſen, traten zu der Gruppe und Hinnerk fragte:

„Was geht hier vor und warum laßt Ihr uns nicht weiter tanzen?“

„Hierher, Annedore!“ rief der Vater mit lauter Stimme. „Eine Rowehrstochter gehört nicht zu Einem von dem Steffenshofe, wäre es auch nur auf dem Tanzplatze.“

Die Annedore, der die Geſchichte ihres Aeltervaters noch friſch im Gedächtniß war, floh erſchreckt zum Vater. Hinnerk, der nichts davon wußte, entgegnete ſchnell:

„Und warum nicht? Alle Leute draußen ſagen, ſie hätten noch kein Paar geſehen, das ſich bei'm Tanze ſo gut in einander zu ſchicken wüßte, als ich und die Jungfer Annedore. Meine auch, daß es mit uns Beiden gehen würde, wenn wir an einer andern Stelle zuſammen träfen, um uns nicht wieder zu trennen. Was ſagt Sie dazu, Jungfer Annedore?“

Die Dirne entgegnete Nichts, allein ſie drückte das Geſicht noch feſter an die Bruſt des Vaters und

ſchluchzte laut. Marten Rowehr erſchrak bei dieſem Anblick und fragte:

„Annedore, was iſt das?“

Claus Steffens, dem bei den lauten Worten ſeines Sohnes das Blut nach dem Kopfe ſtieg, rief dieſem zu:

„Ich habe Dich dem Weizkönig für ſeine Liesbeth zugeſagt. Die wird Dein Weib und Martini ſollt Ihr aufgeboten werden.“

„Im Leben nicht nehme ich die gelbe Liesbeth,“ ſchrie Himerk dem Vater zu. „Der Erbe vom Steffenhofe iſt zu gut für die alte zänkiſche Hexe.“

Während des wachſenden Streites war draußen eine merkliche Veränderung vorgefallen. Bei dem Wechſel der Tide ſtieg mit der größten Heftigkeit ein ſchweres Gewitter auf. Es begann mit harten Donnerſchlägen. Blitze fuhren nieder und ein wolkenbruchartiger Regen ſtürzte herab. Die Feuer erloſchen. Der Erdboden wurde vom Waſſer überfluthet und ſchreiend und jammernd ſtürzten die Menſchen in heilloſer Verwirrung durch einander hin. Das Zelt des Tannenwirthes war in wenigen Augenblicken gepropft voll und die Brunsbüttler und die Außendeicher, für die es am beſten geweſen wäre, wenn eine Meile gut gemeſſen zwiſchen ihnen läge, wurden ſo nahe an

einander gedrängt, daß sie sich mit ihrem Athem berührten.

Erst nach einiger Zeit, als das Wetter nachließ, ward es möglich, einige Ordnung in das allgemeine Wirrniß zu bringen. An eine Heimfahrt nach Brunsbüttel war bei dem fliegenden Nordwest und der einsetzenden Fluth nicht zu denken und Claus Steffens mußte sich entschließen, eine Nacht, wie er sich ausdrückte, außer Landes zuzubringen, was ihm noch nie geschehen war und zum Rasen sich brachte. Auch der Außendeicher wollte nicht zu später Abendzeit die Heimkehr antreten und entschied sich, in Belum zu übernachten.

Der Tannenwirth schaffte Rath und brachte die Obdachlosen in seinem Hause unter. Sie mußten mit einer großen Stube vorlieb nehmen, die sparsam mit Möbeln versehen war, da Alles nach dem Marktplatze hinausgeschleppt wurde und jetzt nicht heimgebracht werden konnte. Die Brunsbüttler campirten im Norden und die Freiburger im Süden. Der Deichvoigt hielt die Mitte und ging von dem Einen zu dem Andern, um eine Aussöhnung zu versuchen. Als ihm Alles nichts half, verließ er die brummigen Alten und ging zu den übrigen Gästen, die sich auf der

großen Hausdiele einquartiert hatten und die Zeit hinbrachten, so gut sie es vermochten.

Die beiden grollenden Alten in der wüsten Stube, die von einer herabhängenden Lampe matt erhellt ward, wurden es endlich müde, sich finstere Blicke zuzuwerfen. Claus Steffens war der Erste, welcher einnickte, und fand in Marten Rowehr einen gelehrigen Nachfolger. Das junge Volk machte sich Zeichen über Zeichen und die flackernde Lampe unter der Decke wurde zum treuen Wegweiser. Liebe findet ihre Wege und wenn diese auch im Belumer Außendeiche liegen.

Der neue Morgen brach an und lugte durch die Fenster. Das Frühlicht hatte eine belebende Kraft und weckte die beiden Schläfer in einem und demselben Moment. Sie erhoben sich Anfangs etwas wirr und wüste; fanden sich aber allmählich zurecht. Beide zugleich stießen einen Schrei der Ueberraschung aus.

Da standen Annedore und Hinnerk unter der längst erloschenen Lampe Hand in Hand, Auge in Auge, nichts wissend von der kleinen und großen Welt um sie her, ganz in sich selbst versunken, voll freudigen Jauchzens, ob auch kein Ton über ihre Lippen ging.

„Hinnerk! Sohn Hinnerk! Plagt Dich der Teufel?“ schrie Claus Steffens und streckte die Hand nach dem Sohne aus. Der Marten Rowehr aber

ward von einem seltsamen Gefühl übermannt, denn als er seine Tochter neben dem jungen Manne stehen sah, mußte er an die Goldliese denken und sagte mit inniger Weichheit:

„Annedore! Läßt mich hier allein stehen?“

Die Dirne wollte sich losreißen von dem Geliebten, als die Mahnung des Vaters sie mächtig anrührte; aber Hinnerk hielt sie fest und sagte:

„Du sollst zum Vater, aber nicht eher, als bis ich es laut aussprach, wie wir uns fanden und es uns gelobten, daß wir zusammen gehören wollen und daß keine Macht uns trennen soll, denn unsere Liebe ist jung und stark und bietet allen Hindernissen Trotz.“

„Ich bin Dein, Hinnerk Steffens, und gebe Dir nochmals die Hand darauf in der Väter Gegenwart!“ sagte die Annedore. Dann aber eilte sie zu Marten Rowehr, schloß ihn in ihre Arme und sagte leise:

„Der Vater ist so gut und lieb, daß er nicht mit mir schelten wird, wenn ich ihm sage, daß der Mann, dem ich mich versprochen habe, mein Eines und mein Alles ist und daß es auf der Welt für mich kein Glück giebt, als nur dieses.“

Dem Marten Rowehr wurde bei diesen Worten weich um das Herz und er hätte gern in Alles ge-

willigt, um nur das Glück seines Kindes zu fördern, allein er faßte sich und sagte leise:

„Sei vernünftig, Annedore, und begreife es, daß mir die Hände gebunden sind. Gern thue ich, was ein Vater vermag, allein ich kann doch nicht an den Mann herantreten und Dich ausbieten. Sei still, kleine Annedore, und laß uns heimgehen."

Aber wie leise die Worte auch gesprochen wurden, der Hinnerk hatte sie doch gehört, darum trat er jetzt näher und sprach:

„Verhüte Gott, daß dies ein Menschenkind von einem Manne fordern sollte. Unsere Schuldigkeit ist es, zu Ihm zu kommen und unser Gewerbe bei Ihm anzubringen. Nun, Vater Steffens, zeige Er, daß er mich lieb hat und mein Glück will, indem Er bei dem Manne dort für mich um dessen Tochter freit."

Claus Steffens hielt den Mund fest geschlossen. Er hatte während der letzten Stunden so Manches einstecken müssen und wollte es nun mit einem Schlage heimgeben. Es stand fest bei ihm, daß aus dieser Geschichte nichts werden sollte, aber mit einem runden kahlen Nein war es bei ihm nicht abgemacht. Eine Weile blieb er still und ließ die Erwartung sich bis zum Aeußersten steigern, dann winkte er mit der Hand und sagte:

„Freilich! Wird mir eine Ehre sein und ich werde mich vor Hochmuth gar nicht zu lassen wissen, wenn ich für den Erben des Steffenhofes bei einem Freiburger Außendeicher als Freiwerber auftrete. Aber das kann nicht in einem Aufzuge geschehen, wie der ist, in welchem ich mich befinde. Wenn ich zu Ihm komme, Marten Rowehr, geschieht es mit Allem, was ich habe. Ich komme nicht nur in Person, sondern mit Haus und Hof, sammt Allem, was dazu gehört. Ist ja, wie ich höre, einmal ein Rowehr mit Geld und Gut zu einem Steffens gekommen, also kann auch das Umgekehrte stattfinden. Aber nicht anders, als wie ich es gesagt habe, und da dies seine Schwierigkeiten hat, wird wohl noch mancher Tropfen Wasser von den Deichen herab in die Elbe fließen, darum lasse Er sich die Zeit nicht lang werden."

Damit drehte er sich um und ging mit einem hochmüthigen Lachen zur Stube hinaus. Hinnerk eilte ihm nach und suchte ihn vergebens zurück zu bringen. Annedore fing laut an zu weinen und Marten Rowehr sagte:

„Nun ist es vorbei! Mich dauert das arme Kind aber dem groben, trotzigen Gesellen bringe ich es noch heim, darauf kann er sich verlassen."

Herr Josias Behn, der gelehrte Küster vom Krummendeich, stand schon seit Wochen gerüstet da, um seine Entdeckungsreise in das Land der Holsten anzutreten. Das Ränzel war geschnürt, der Wanderstab geschnitzt und die Börse leidlich gefüllt. Aber der Herr Pastor war leidend und konnte seinen Küster nicht sobald entbehren. Darüber war der Herbst herangekommen und der October stand vor der Thür, als Herr Josias Behn bei seinem Gevatter Rowehr eintrat, um sich von ihm zu beurlauben.

Marten Rowehr saß mit bedrücktem Herzen in seinem Sorgenstuhl. Ein künstlich-geschnitztes Erbstück, mit schreiend-rother und grüner Farbe angestrichen und mit dem vergoldeten Namenszuge der Rowehrs geziert. Es hatte schon Mancher Ruhe und Frieden gefunden, der sich nach mühevollem Tagewerk darauf niederließ. Allein der jetzige Besitzer fand ihn nicht, denn die Annedore hatte, seit ihrer Rückkehr von dem Belumer Markt, noch nicht ein einziges Mal gelacht und das Lächeln der Annedore war Lebensbalsam. Sie verrichtete ihre häuslichen Geschäfte nach wie vor, aber es geschah nicht mit lachendem Munde. Das Singen hatte sie verlernt und die Röthe der Wangen war verblichen. Sie hatte den Pathen kommen sehen und war nicht zu ihm in die Stube gegangen; aber als

er von dem Vater Abschied genommen hatte und auf die Diele hinaustrat, flog sie auf ihn zu, reichte ihm die zitternde Hand und sagte:

„Reise Er glücklich, Herr Pathe, und komme Er gesund wieder heim. Er wird Vieles sehen in der Fremde und . . .“

„Lebendes und Todtes, Annedore,“ erwiederte Herr Josias Behn. „Das Todte werde ich genau anschauen und mit kritischen Blicken untersuchen, was daran Falsches und Wahres ist; mit dem Lebenden aber will ich einen angenehmen Discurs führen und wenn ich mit einem gewissen Hinnerk Steffens zusammen komme, dann werde ich . . . .“

„Gottes Lohn für Alles, was Er mir Liebes thut,“ rief Annedore und entfernte sich rasch. Als sie den Namen des Geliebten von einem Dritten aussprechen hörte, schlug ihr Herz so mächtig, daß sie nicht im Stande war, sich zu beherrschen.

Die Ueberfahrt des gelehrten Küsters ging genau nach dem Plane vor sich, den er dazu entworfen hatte. Als ein guter Hannoveraner wollte er denselben Weg nehmen, den einst seine erbitterten Landsleute nahmen, als sie sich aufmachten, um für den räuberischen Ueberfall der Ditmarscher Rache zu nehmen. Aber seine Absicht war eine friedliche und ein jugendliches Herz

voll Liebe und Hoffnung gab ihm das Geleite. So zog er von dannen längs dem Deiche bis nach Kinderbalje und von dort aus schiffte er über die Elbe gen Brunsbüttel, dessen buntfarbige Giebel ihm freundlich entgegen lachten.

In den Häusern war es nicht immer so leuchtend, wie es die Giebel andeuteten, namentlich auf dem Steffenhofe, wo Vater und Sohn sich zwiespältig gegenüber standen. Vater Claus bestand darauf, daß Hinnerk die Tochter des Nachbars heirathen solle, wie er es mit demselben ausgemacht hatte, damit die beiden Höfe zusammen kämen und ein Hof daraus werde, wie in den Marschen kein zweiter zu finden wäre. Der Sohn dagegen sagte laut und trotzig, er wolle die Liesbeth des Weizkönigs nicht heirathen und wenn sie bis über die Ohren im Golde stecke. Sie sei eine falsche, zänkische Katze, die ihre Krallen zeige und gebrauche, wie und wo sie nur könne, und er habe seine Augen zu lieb, um sie sich auskratzen zu lassen. Diese Worte hatte eine schwatzhafte Magd nach dem Hofe des Weizkönigs getragen und dort brannte es gleich an allen vier Ecken. Der Alte lief Sturm gegen den Steffenhof und fuhr dem Gevatter Claus mit beiden Fäusten unter die Nase. Die Liesbeth aber rannte von Haus zu Haus und verkündete mit lauter Stimme,

daß sie dem Hinnerk Steffens, der sich unterstanden habe, um sie zu werben, von dem Vater die Wege weisen ließ und ihm wohlmeinend rathen wolle, sich nicht innerhalb ihres Heckthors sehen zu lassen, denn der Hofhund heiße Caro und habe scharfe Zähne.

So standen die Angelegenheiten im Dorfe als Herr Josias Behn das Boot, mit welchem er über die Elbe kam, verließ und das feste Land betrat. Wenig geneigt, sich in die Händel des Dorfes einweihen zu lassen und von seiner wissenschaftlichen Sendung erfüllt, die den Muth und die Tapferkeit des alten Kehdinger und Hadeler Landes in das rechte Licht setzen sollten, schritt er gleichgültig an dem Wirthshause vorüber, geradesweges der Stelle zu, die er für den Hauptschauplatz der Ereignisse hielt, welchen auf die Spur zu kommen er vor Allem berufen sei.

Mit übereinander geschlagenen Armen stand er jenseits des Dorfes und sah auf die in den Strom hineinreichenden Außendeichs-Wiesen, die das Eigenthum des Claus Steffens waren. Sie bildeten eine ziemlich große Fläche und waren üppig genug, um einen ansehnlichen Viehstand darauf zu halten. Zum Schutze für denselben war in der Mitte ein einstöckiges Gebäude aufgerichtet, woselbst die Thiere untergebracht

werden konnten, und neben den Ställen befand sich eine Wohnung für die Dienstleute.

Herr Josias Behn betrachtete diesen Schauplatz mit besonderer Aufmerksamkeit und beschloß, behufs näherer Erforschung zu demselben herab zu steigen. Kaum hatte er den Fuß auf die Wiesen gesetzt, als ein junger Mann hinter ihm her kam und ihm zurief:

„He, guter Freund, hier ist keine Landstraße. Wenn Er sich nicht in Acht nimmt, kann Er in einen Graben fallen und das Recht, Ihn zu pfänden, habe ich auch."

Herr Josias Behn zog das aufgehobene Bein so schnell zurück, als wittere er Fußangeln, und sagte:

„Halte Er es einem alten Manne zu Gute, wenn er, vom regen Forschertriebe hingerissen, einen Weg betreten hat, der verboten ist. Wenn ich Ihm sage, daß nur der Drang des Wissens mich in dieses Land führte . . ."

„Er ist wohl ein Ausländer?" fragte hastig der junge Mann. „Hat Er sich fleißig in der Welt umgesehen und ist sie wirklich so groß und schön, als uns der Herr Schulmeister erzählt und wie es in den Büchern geschrieben steht? Davon muß Er mit mir sprechen, denn das höre ich für mein Leben gern."

Mit diesen Worten faßte er den Küster unter dem Arm und schritt mit ihm durch das feuchte Gras den Stallgebäuden zu.

„Nicht so hastig, mein junger Freund. Was ich weiß, steht gern zu Diensten, denn die Wissenschaft muß sich mittheilen und ich rechne Seinerseits auf eine Wiedervergeltung, soweit es dies merkwürdige Stück Land betrifft. Vieles habe ich zwar nicht von der Welt gesehen, aber was ich davon kenne, habe ich genau angeschaut und kann mit jeglicher Auskunft darüber dienen."

„Das ist gut!" sagte der junge Mann, „denn unsere Marsch abgerechnet, ist der Belumer Außendeich das Einzige, was ich von der Welt gesehen habe, und die Erinnerung daran macht mich immer sehr betrübt."

Herr Josias Behn sah dem jungen Mann in das Gesicht, dessen Miene in diesem Augenblicke etwas besonders Kummervolles hatte. Es blitzte vor ihm auf, wie Wetterleuchten, und ein Gedanke entstand in ihm, eines solchen historischen Forschers würdig. Mit einem Schlage wollte er die Vermuthung zur Wahrheit erheben, oder in ihr Nichts zurückschleudern und sagte deshalb:

„Dann ist Er nicht der Einzige, der von dem

Belumer Markt eine trübe Erinnerung heimgebracht hat. Ich habe ein Pathchen, ein luſtiges, herziges Ding, voll Schelmerei und Laune, die zog mit lachenden Augen zu Markte und kehrte mit weinenden wieder heim . . ."

„Das iſt die Annedore!" rief der junge Mann lebhaft. „Es kann keine Andere ſein, als ſie, die mir an das Herz feſtgewachſen iſt und die ich nicht aus den Gedanken bringen kann . . ."

„So iſt Er der Hinnerk Steffens, der meinem Pathchen den Kopf ſo ſehr verdrehte, daß ſie blaſſe und ſchmale Backen bekommen und das Sprechen ganz und gar vergeſſen hat!" entgegnete raſch Herr Joſias Behn. „Söhnlein, wir müſſen näher mit einander bekannt werden und um alles Fremde zwiſchen uns zu verſcheuchen, nenne ich Dich um der Annedore willen Du und mit mir kannſt Du es eben ſo machen."

„Das bringe ich nicht über die Lippen," ſagte Hinnerk Steffens, „von wegen des Reſpectes, den Er mir einflößt. Aber von der Annedore will ich mit Ihm ſprechen vom Morgen bis in die ſinkende Nacht und Er ſoll es aus meinen Worten heraus hören, wie lieb ich das herzige Kind habe.

„Mit den bloßen Worten iſt hier nichts gethan, Söhnlein. Wir müſſen handeln, wenn aus der Ge-

ſchichte etwas Geſcheutes werden ſoll," ſagte der Küſter vom Krummendeich. „Mein Urlaub währt nicht allzu lange und in dieſer Zeit muß es gethan ſein. Die Hauptſache bleibt, mit Deinem Vater zu ſprechen und ihn für uns zu gewinnen."

„Ach," ſagte Hinnerk Steffens und machte ein gar trübſeliges Geſicht, „daran dürfen wir gar nicht denken. Der Vater wird jedes Mal fuchswild, wenn er nur von Weitem an die Annedore erinnert wird. Sobald Er davon anfängt, hört er Ihn gar nicht an und weiſet Ihm wohl gar die Thür. Hierher aber, wo man ihn vielleicht unverſehends überfallen könnte, bringe ich ihn nicht. Er geht um dieſe Jahreszeit nicht mehr gern weit vom Hauſe. Das iſt eine vergebliche Mühe."

„Wer weiß!" entgegnete Joſias Behn raſch. „Vielleicht finde ich es aus; gönne mir nur Zeit zum Ueberlegen. Das Stübchen gefällt mir wohl. Wenn Du nichts dagegen haſt, ſchlage ich meine Wohnung hier auf und bleibe in der Verborgenheit. Geh' und ſorge dafür, daß mir nichts mangele, was des Leibes Nothdurft erfordert. Und wenn Du wieder kommſt, wollen wir mitſammen von der Annedore, von ihrem Vater und von Allem reden, was damit zuſammen hängt."

Hinnerk ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Als der Abend herein brach, prasselte ein lustiges Herdfeuer auf und der Tisch war mit Speise und Trank vollauf besetzt. Die Beiden sprachen bis tief in die Nacht hinein und als der junge Mann aufbrach, sagte Herr Josias Behn:

„Was Du von mir erfahren hast, magst Du morgen Deinem Vater Wort für Wort wiederholen. Ich müßte die Menschen nicht kennen, wenn er auch nur eine Stunde säumen wird, zu mir zu kommen. Es ist dies die Stelle, wo nach alten schriftlichen Ueberlieferungen die treuen Knechte des Grafen Rudolf, als die Böckelnburg brannte, sich flüchteten. Da kein Fahrzeug zur Hand war, um sie über die Elbe zu bringen, vergruben sie hier das gerettete Gold und Silber, welches in kostbaren Geräthen bestand. Auch soll eine mit Goldstücken gefüllte Truhe dabei gewesen sein. Als die Arbeit längst gethan war, fanden die wüthenden Bauern die treuen Diener. Sie metzelten sie unter Flüchen und Verwünschungen nieder und nur Einer ist wie durch ein Wunder entronnen, wodurch auch das Geheimniß von dem vergrabenen Schatz unter die Leute gekommen ist. Vergraben ist er bis diese Stunde noch, denn nirgends findet der

Forſcher eine Spur davon, daß die goldenen Schalen und ſilbernen Humpen an das Tageslicht gefördert ſind.“

Hinnerk Steffens eilte nach Hauſe, ſo ſchnell er konnte. Ihm brannte der Kopf. Unruhig warf er ſich auf ſeinem Bette hin und her und als der Tag zu dämmern begann, trat er zu dem Vater in die Stube, um ihm die Erlebniſſe des verfloſſenen Abends anzuvertrauen.

Während der langen Erzählung, welche Hinnerk Steffens mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Beredſamkeit ausmalte, wurde das Geſicht des Alten immer nachdenklicher. Er blickte abwechſelnd zur Erde und auf den Sohn und fragte:

„Und der Kerl, der Dir dies erzählte, ſitzt in unſerm Hauſe im Außendeich?“

„Ja, Vater!“

„Höre, Sohn Hinnerk. Ich glaube, der Kerl iſt einer von den Schatzgräbern, welche mit einer Wünſchelruthe zwiſchen den Fingern im Lande auf- und abgehen und nach Dem ſpüren, was in der Erde vergraben iſt. Er hat ſich hierher gemacht und will uns in ſein Netz ziehen und uns überliſten, damit wir mit ihm theilen müſſen. Aber das ſoll er bleiben laſſen! Nicht einen Dreiling bekommt er.“

„Glaube nicht, daß es so Einer ist, Vater," sagte Hinnerk Steffens. „Sieht nach etwas Rechtem aus und hat so gutmüthige Augen. Und dann ..."

Der junge Mann war im Begriff, mit dem ganzen Geheimniß herauszuplatzen; allein er bezwang sich noch zur rechten Zeit und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin.

„Will mir den Kerl doch ansehn und ein Ditmarscher Bauernwort mit ihm reden!" sagte der Alte. „Kannst mich begleiten und einen handfesten Knecht nachbestellen, der gut anpackt, wenn es noth thut."

Der Sohn befolgte die Weisung des Vaters, indem er einen Knecht mit Bier und Lebensmitteln belud, der angewiesen ward, ihnen baldthunlichst zu folgen. Der Besitzer des Steffenhofes und sein Erbe schritten fürbaß und Jeder von ihnen war in seiner Weise so sehr von Dem erfüllt, was die nächste Stunde bringen könne, daß sie nicht auf die Zeichen achteten, welche eine nahe Aenderung des Wetters andeuteten.

Der Wind hatte ganz aufgehört. Die Luft war unbewegt und schwül, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Die Wolken, dicht und schwer, hingen tief herab und drohten jeden Augenblick, sich zu entladen.

Die dunklen Schatten spiegelten sich in dem Strom und gaben demselben ein düsteres Ansehn.

Herr Josias Behn hatte sich in der Nähe seiner Behausung umgesehen und die Veränderung an dem Firmamente bemerkt. Kopfschüttelnd betrachtete er die immer mehr sich verdichtenden Wolkenmassen. Vertraut mit dem schnellen Witterungswechsel in diesen Gegenden stiegen ihm leise Zweifel auf und die tiefe Einsamkeit rings umher erweckte in ihm Furcht und Grauen. Kein Segel auf der Elbe weit und breit zu sehen. Kein Vogel in der Luft; kein Tummler, der jäh aus dem Wasser schoß und nach wenigen Augenblicken zurückfiel. Alles still.

Da ward diese Stille durch die markige Stimme des Claus Steffens unterbrochen, vor deren rauhen Klang der Küster vom Krummendeich zusammenfuhr.

„Erschrecke Er nur nicht!“ fuhr der Alte fort. „Sieht ja aus, als ob Er ein böses Gewissen hat. He? Besieht Er sich hier die Gelegenheit? Will wohl ...“

Der alte Steffens machte eine nicht mißzudeutende Bewegung. Dem Küster schwoll der Kamm bei dieser ehrenrührigen Bemerkung und er rief:

„Glaubt Er, daß ich hierher gekommen bin, um mich zu bereichern? Womit denn? Lohnte sich der

Mühe, die Taschen mit Marschboden anzufüllen, den wir drüben weit besser haben."

„Der Marschboden wohl nicht," schob der Alte dazwischen; „aber was unter demselben liegt, ist es, was der Mühe lohnt."

Hinnerk Steffens legte sich vermittelnd dazwischen, indem er zu Josias Behn sagte:

„Das ist mein Vater, Herr Claus Steffens, und dieser Mann, Vater, ist Herr Josias Behn, der die Knechte des erschlagenen Grafen sucht. Des Grafen Rudolf, weiß Er, der auf der Böckelnburg saß ..."

Hier hielt Hinnerk nothgedrungen inne, da seine Kenntnisse der vaterländischen Geschichte plötzlich ein Ende nahmen. Herr Josias Behn aber, als ein Mann von Erziehung und Lebensart, nahm die Rede wieder auf und sagte:

„Allerdings ist es ein wissenschaftliches Interesse, das mich herführt, und ich will Ihm dankbar sein, wenn Er mir einige Fingerzeige geben kann, wie ich meinen Zweck erreiche. Dazu ist es aber nöthig, Ihm deutlich auseinander zu setzen, was ich meine und wie ich es meine. Deshalb bitte ich Ihn, daß Er geduldig anhört, was ich Ihm zu sagen habe."

„Hören kann ich wohl," sagte Claus Steffens,

„aber was ich nachher thun will, ist meine Sache und lasse ich mir nicht drein reden.“

Der Vollbauer unterbrach sich, indem die ersten schweren Regentropfen auf seine Hand fielen. Betroffen sah er um sich und, das nahende Unwetter in seiner ganzen Schwere erkennend, sagte er nicht ohne eine innere Erregung:

„Laßt uns unter Dach und Fach gehen. Wenn das da herauf kommt, wird es schlimm und es kann leicht geschehen, daß wir über Nacht hier bleiben müssen.“

„Daran habe ich schon gedacht, Vater!“ sagte Hinnerk Steffens, „und den Carsten Stelln mit Brod, Fleisch und Bier bepackt, damit wir keine Noth leiden.“

„Das hast Du gut gemacht, Sohn Hinnerk. Marsch denn in das Haus. Komme Er auch dreist mit herein. Wo ist Er denn her? He! Aus dem Freiburgischen? Dann ist er ja ein Ueberelbischer?“

„Ich bin hier ganz dasselbe, was Er sein würde, wenn Er sich bei uns einfände,“ sagte Herr Josias Behn, und Claus Steffens, dem es versagt war, den Sinn dieser Worte zu fassen, brummte vor sich hin:

„Kein Wort versteht man. Er spricht wohl seine Zigeunersprache. Will ein wachsames Auge auf den Kerl haben.“

Das Beisammensein der drei Männer gestaltete sich harmloser, als es Anfangs den Schein hatte. Josias Behn trachtete vor Allem darnach, den Alten für sich zu gewinnen, und wußte dies nicht besser zu erreichen, als durch die Erzählung wunderbarer Begebenheiten, die in frühern Zeiten in dem Lande der Ditmarscher stattfanden."

„Ueberhaupt," fuhr er fort, als er sah, daß der alte Steffens genauer hinhorchte, „überhaupt ist die Gegend hier reich an historischen Erinnerungen. Nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser kann man von ruhmvollen Tagen sprechen. Zeuge dessen ist der Name Simon von Utrecht."

„Was war das für ein Kerl?" fragte Claus Steffens, und Josias Behn entgegnete:

„Herr Simon von Utrecht war Bürgermeister in der alten Reichs- und Hansestadt Hamburg und zugleich Befehlshaber der Hamburger Kriegsflotte. Sein erster Offizier war der würdige Senator, Herr Niklas Schott. Die Hamburger Schiffer fuhren stromabwärts und ankerten hier bei Brunsbüttel, als ihnen die Nachricht zukam, daß der gefürchtete Seeräuber Claus Störtebeker zwischen Cuxhafen und Neuwerk auf den richtigen Augenblick lauere, um unversehends in die Elbe einzusegeln und Mord und Brand in die Dörfer

und Städte zu tragen. Da lichteten die Hamburger Herren ihre Anker und segelten stromab. Auf den Schiffen war auch vieles ditmarsische Volk, Herr Steffens, und darum ging Alles vierkant."

„Das will ich glauben!" rief der Bauer. „Wo die Ditmarscher zuschlagen ..."

„Soweit ist es noch nicht," fiel der Küster ihm in die Rede. „Ein Fischersmann hatte unterdessen den Seeräubern halb und halb den Garaus gemacht, indem er ihnen geschmolzenes Blei in die Angeln der Steuerruder goß und diese nicht von der Stelle konnten. Nun umzingelten die Hamburger die so gefangenen Füchse und hast Du nicht gesehen ... Puff! Paff! Bum! Bum! Bum! feuerten sie lustig darein, daß die Splitter umherflogen."

„Hurrah!" rief der Bauer. „An den Galgen mit den Spitzbuben! Man hört ordentlich das Schießen."

„Das ist kein Schießen, Vater! Das ist der Donner!" sagte Himmel, sich erhebend. „Ich hörte es schon ein Mal und wollte Ihn nicht stören."

Der Knecht Carsten Stelln stand an der Thür und sagte:

„Da donnert es wieder und um Mitternacht haben wir die Springfluth!"

Diese Worte fuhren wie ein Blitzstrahl vor den Männern nieder, die von ihren Sitzen aufsprangen.

„Wir wollen nach Hause gehen!“ rief Claus Steffens, den der Donnerschlag aufschreckte. „Sohn Hinnerk, zünde die große Stallleuchte an und lasse den Carsten Stelln voran traben.“

„Das ist nicht angängig, Herr,“ sagte dieser in seiner trockenen Weise. „Um Mitternacht ist freilich erst Hochwasser; allein jetzt ist in dem Priel, der zwischen diesem Hause und dem Deiche liegt, schon ein breiter Wasserstrom getreten, der mit jeder Minute anschwellt. Da wäre ein einziger Fehltritt sicherer Tod.“

Die rauschende Fluth, die an der Stromkante bereits an den Fuß der Erhöhung — der sogenannten Wurth — rührte, worauf das Haus und die Ställe erbaut wurden, bestätigte die Behauptung des Knechtes.

„So müssen wir in diesem Wetter draußen bleiben?“ stammelte Claus Steffens, der bei dem steigenden Unwetter allen Muth verloren hatte.

„Wird sich nicht anders machen lassen,“ sagte Carsten Stelln; „allein die Stallleuchte will ich draußen doch anzünden.“

Josias Behn war bei diesem wilden Naturschauspiel ebenfalls nicht besonders heiter. Er hatte plötz-

lich alle Neigung zu historischen Untersuchungen verloren und ein banger Stoßseufzer trat über seine Lippen. All' sein Sehnen stand nicht mehr in die Ferne, sondern nach der gemüthlichen Küsterwohnung zu Krummendeich, ihm so nahe und in diesem Augenblicke doch unerreichbar.

Ein Blitzstrahl fuhr herab so leuchtend und blendend, daß Alle laut aufschrieen. Einen Augenblick lang schien Alles in Feuer zu stehen, dann war es finsterer, als zuvor. Dem Blitze folgte der Schlag schwer und gewaltig, dumpf nachhallend von einem Ende des Firmamentes zum andern. Der Sturm flog pfeifend über das Dach des Hauses hin. Das Fachwerk bebte in allen seinen Fugen. Die Sparren knackten und der Schindel löste sich von denselben. Der Regen strömte durch die Lücken des Daches auf die Zitternden herab.

„Weh' uns, was wird das werden?" seufzte Herr Josias Behn und trat zu Hinnerk, als wollte er sich an diesen klammern. „Ich sagte Dir meinen Schutz zu und muß nun diesen von Dir erwarten. Was fangen wir an?"

„Ruhig ausharren ist Alles, was wir thun können," sagte der junge Mann ernst. „Er muß das wohl am

besten wissen, da Er halb und halb geistlich studirt hat."

Josias Behn schwieg beschämt. Er verhielt sich äußerlich ruhig, wenn es auch von innen stürmte und tobte, suchte seinen vorigen Platz auf und ließ die gefaltenen Hände in den Schooß sinken.

Claus Steffens war, gänzlich erschöpft, auf einen Stuhl gesunken. Er zog mechanisch die Uhr aus der Tasche und, einen Blick darauf werfend, stöhnte er:

„Es ist Mitternacht!"

„Hochwasser!" rief Carsten Stelln zurück.

Blitz und Donner hatten aufgehört, aber der Regen rauschte in Strömen herab und der Sturm flog pfeifend durch die Luft.

Die vier Männer saßen, Jeder für sich, auf dem gewählten Platz. Keiner sah auf; Keiner sprach ein Wort. In dumpfer Gleichgültigkeit starrten sie vor sich hin. Die menschliche Kraft war ohnmächtig in diesem Kampf der Elemente.

Da schlug es gegen die Wand des Hauses. Es zischte und brodelte; es schäumte und brandete; dann zog es sich wieder zurück, um gleich darauf auf's Neue anzuprallen.

„Was ist das?" schrie Josias Behn.

Vater und Sohn antworteten nicht, allein Carsten Stellu sagte:

„Es ist Hochwasser und Springfluth. Der Sturm läßt es nicht zu, daß der Strom abläuft, darum bleibt das Wasser stall, bis die neue Fluthzeit eintritt. Gott schütze Deiche und Dämme in dieser Nacht."

Claus Steffens stöhnte. Der Sohn trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter. Er wollte die Angst des Vaters beschwichtigen.

Bange Stunden vergingen. Der Regen rauschte auf die bereits Durchnäßten nieder. Nun gab auch die eine Außenwand dem Druck des Wassers nach und dies schoß in Strömen über den Boden hin. Die neue Fluth war eingetreten. Es war um die fünfte Morgenstunde.

Plötzlich fühlten Alle einen gewaltigen Stoß. Ihre Augen blickten trübe und sie vermochten nicht deutlich zu unterscheiden, was um sie her vorging. Die Wände und das Sparrenwerk über ihren Häuptern schienen zu schwanken und der Boden zitterte unter ihren Füßen.

„Ein Erdbeben!" stieß Herr Josias Behn in der Todesangst aus. „Das ist unser Letztes."

Die Schwankungen dauerten fort. Es war den Männern, als fühlten sie, daß der Boden, auf welchem sie standen, von einer unsichtbaren Macht ge-

hoben wurde. Sie hörten das Anprallen der Fluth, aber die Wasser, welche um ihre Füße rauschten, begannen sich zu vermindern. Durch alle Fugen und Spalten liefen sie ab.

Staunend ob dieses seltsamen Schauspiels stand Josias Behn mit wankenden Knieen und stützte sich auf den schweren eichenen Tisch.

„Was will das bedeuten? Was geht mit uns vor?"

„Wir treiben!" kreischte der Knecht Carsten Stelln laut auf und sein Gesicht wurde bleich wie der Schnee. „Allbarmherziger Gott! Wir treiben!"

Vor diesen entsetzensvollen Worten erstarrte das Blut in den Adern zu Eis. Keiner vermochte ein Wort hervorzubringen. Endlich ermannte sich der Knecht und sagte:

„Was mein Großvater mir in meiner Kindheit erzählte, das wiederholt sich jetzt nach einem Jahrhundert. Ditmarschen erlebt wieder ein Landtreiben. Die Fluth hat den Außendeich von der fasten Wall losgerissen und hebt ihn empor. Darum läuft das Wasser in den Strom zurück, der uns auf seinen Rücken nimmt und mit sich fortträgt."

„Fort in die See!" schrie Claus Steffens, „wo wir begraben werden."

„Es ist die zweite Fluthzeit heute und es geht stromauf!“ entgegnete der Knecht. „Gott im Himmel mag wissen, wo wir gegenwärtig sind.“

Er wurde durch ein neues heftiges Schwanken unterbrochen. Das Dach zitterte und bebte. Ein Theil desselben, der am meisten beschädigt war, drohte herabzustürzen.

„Hinaus, wer nicht erschlagen sein will!“ rief Carsten Stelln. „Besser, draußen von der Brandung fortgerissen in die Elbe hinein, als hier noch erst zum Krüppel zu werden, bevor sich der Tod unserer erbarmt.“

Der Knecht schwankte hinaus. Josias Behn folgte ihm. Hinnerk zog seinen Vater hinter sich her, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war.

Der Tag begann zu dämmern, allein der Nebel war so dicht, daß sie die Küste nicht entdecken konnten. Sie erkannten nur, daß der Boden, auf welchem sie standen, nichts war, als eine schwimmende Erdscholle, die von den erregten Wellen fortgeschoben wurde und jeden Augenblick auseinander brechen, oder untersinken konnte.

„Seht Ihr Nichts?“ fragte Claus Steffens, der von der frischen Brise, welche ihm der Regen in das Gesicht trieb, allmählich seine Besinnung wieder erhielt. Seht Ihr Nichts, Leute? Gar nichts, das uns zur

Rettung dienen kann? Verdammt, daß ich nicht auf die Warnung des Weizkönigs hörte, der mir sagte, der Außendeich ist falsch und nur Binnendeich sei das Himmelreich. War es nicht so, Sohn Himerk?"

„Ich weiß nicht, Vater, ob es so war," entgegnete dieser. „Es kommt auch gar nicht darauf an. Was haben wir hier und jetzt mit dem Weizkönig und seiner Liesbeth zu thun? Ich denke an etwas Anderes."

„An was denkst Du, Junge?"

„An den Freiburger Außendeich und wie es dort hergehen mag."

„Was schiert mich der Freiburger Außendeich?" schalt Claus Steffens. „Halte mich, Junge, damit ich nicht falle. Ich stecke bis an die Kniee im Morast."

„Mir geht es' nicht besser, Vater. Wir dürfen uns nicht von der Stelle rühren, bis es vollends Tag geworden ist. Wie mag es der armen Annedore gehen?"

„Heute wird es nicht Tag," sagte der Knecht. „Hilf Gott, wie es schlingert! Da stürzen wieder ein paar Balken zusammen. Gott und Vater, das Herz zittert im Leibe vor Kälte und wir haben keinen Schluck, um uns zu wärmen.

„Der Korb mit dem Proviant ist drinnen!“ sagte Hinnerk Steffens.

„Wer wagt sich da hinein?“ entgegnete der Knecht. „Es ist sicherer Tod.“

„Ich wage es,“ sagte Josias Behn, sich ermannend. „Sieht Er nicht, wie der Sohn den Vater fest umschlossen hält? Dem alten Manne sitzt der Tod schon auf den Lippen. Ich bin nicht viel besser daran, aber ehe ich einen Menschen in der Noth umkommen lasse, setze ich mein Letztes daran. Es soll nicht von mir gesagt werden: Thut nach seinen Worten, aber nicht nach seinen Werken. Gott sei mir barmherzig.“

Er ging auf das Haus zu, dessen größter Theil beträchtlich schwankte. Als er nach einiger Zeit wieder aus demselben trat, den Korb in der einen und eine Flasche in der andern Hand, rief er dem Carsten Stelln zu, der ihm der Nächste war:

„Was zieht dort Schwarzes an uns vorüber? Ist es eine Wolke?“

„Nein, Herr! Das kann es nicht sein. Sieht aus, wie ein mächtiges Gebäude mit einem Thurm darauf. Jesus! Es ist ein Schiff!“

„Ein Schiff! Ein Schiff!“ rief Josias Behn. „Wären wir am Bord.“

Die Männer folgten dem schwarzen Schatten mit ihren Augen. Einen Moment lang war es, als hörten sie ein fernes Rufen; dann wieder glaubten sie einen Knall zu vernehmen, als werde ein Schuß abgefeuert. Ein leises Klingen, das von dem Läuten der Schiffsglocke herrührte, hallte in ihren Ohren wieder; dann war Alles verschollen.

Allmählich sank der Tag abwärts und mit der hereinbrechenden Dämmerung verdichtete sich der Nebel. Er ward zu einer festen Wand, welche den Männern immer näher rückte.

Dumpfe Gleichgültigkeit hatte sich Aller bemächtigt. Die Stärkung, welche ihnen Korb und Flasche gewährte, war nicht nachhaltig. Nur ein neuer Schrecken vermochte sie aus ihrer Erstarrung aufzuscheuchen.

Und er kam mit allen Schauern, die eine Menschenbrust in solchen Momenten mächtig ergreifen. Kürzer und krabber liefen die Wellen und stürzten übereinander. Ein weißer Gischt lagerte sich auf der Fluth und flog jäh in die Höhe, als werde er durch eine unbekannte Gewalt gehemmt. Und als die Männer mit bange klopfendem Herzen auf dies Schauspiel blickten, empfanden sie einen so gewaltigen Stoß, daß sie der Kraft desselben nicht zu widerstehen vermochten.

Laut auf schrieen sie in ihrer Todesangst. Der

Boden, welcher bisher unter ihren Füßen zitterte, war gegen etwas gerannt und saß fest. Aber nur wenige Minuten dauerte diese Ruhe, dann hatte die Fluth ihn wieder geflottet. Sie fühlten das Zurückweichen, bis sie auf's Neue von den anstürmenden Wellen ergriffen wurden und ein zweiter, noch gewaltigerer Stoß sie vom Wirbel bis zur Zehe erbeben machte.

Die anprallenden Wellen zerrten und rissen auf's Neue, aber dieses Mal vergebens. Die schwankende Erdscholle, welche eine Nacht und einen Tag das Spiel der Wellen war, saß fest. Nur ein leises Zittern war zu verspüren.

Angstvoll horchten Alle, ob sich zum dritten Male ihre Lage ändern werde, allein sie harrten umsonst. Sie standen auf einem festen Grunde. Der Himmel klärte sich nach und nach auf. Einzelne Sterne wurden sichtbar; ihr mildes Licht blickte die Schiffbrüchigen freundlich an und gab ihnen den verlornen Muth zurück.

„Ich will in's Haus," sagte Hinnerk Steffens. „Vielleicht gelingt es mir, Feuer zu machen und eine Stelle aufzufinden, wo ich Ihn ohne Gefahr unterbringen kann, Vater. Hier im Freien muß Er umkommen. An den Stall stößt die Geschirrkammer. Vielleicht finden wir dort eine Zuflucht. Kommt Alle mit."

Die Uebrigen folgten dieſer Aufforderung. Es geſchah mit dem letzten Aufwande der ſchwindenden Kräfte. Sie verſchwanden in dem Schatten des Hauſes das gefahrdrohend über ihren Häuptern hing.

Marten Rowehr, der Freiburger Außendeicher, dehnte ſich in dem weiten hölzernen Armſtuhl, in welchem er am Abend vorher, da das Wetter an Heftigkeit nachließ, geſunken war. Ein feſter Schlaf hielt den Ermatteten ſogleich umfangen, aus welchem er mit einem tiefen Athemzuge erwachte. Erſt nach einiger Zeit kehrte ihm die volle Beſinnung zurück. Er ſprang auf und eilte nach der Thür. Der Großknecht kam ihm bereits entgegen.

„Wie ſteht es draußen?“

„Wir wiſſen es noch nicht, Herr. Die beiden Lindenbäume, die Er ſonſt ſo ſorgſam pflegte, ſind abgebrochen und liegen quer vor der Thür über einander. Das Volk räumt ſie aus dem Wege. An der Wetterſeite iſt das Rohr vom Dache wie weggefegt; ſonſt iſt an dem Hauſe kein Schaden geſchehen.“

„Gott Dank dafür! Mögen die Nachbarn nicht ſchlimmere Verluſte zu beklagen haben. Die Magd ſoll Feuer machen und Euch die Morgenkoſt bereiten.“

„Jungfer Annedore ist schon in der Küche, Herr. Das arme Kind ist noch bleicher, als sonst. Der Schrecken liegt ihr in den Gliedern."

„Sie ist jung und wird sich erholen."

„Herr, ich bin als Gänsejunge in's Haus gekommen und nun bin ich der Großknecht. Die Annedore habe ich taufen sehen und seitdem nicht aus den Augen verloren. Es liegt tiefer, meine ich."

„So behalte Deine Meinung für Dich," entgegnete rasch der Außendeicher. „Sobald es hell genug geworden ist, wollen wir eine Umschau halten. Die Leute sollen bereit sein, Hand anzulegen, wann und wo es nöthig thut."

Der Großknecht ging. Bald darauf trat Annedore mit der dampfenden Schüssel ein und sagte:

„Ehe Er hinausgeht, Vater, muß Er etwas zu sich nehmen. Das wird Ihm gut thun."

Marten Rowehr setzte sich und ergriff den Löffel:

„Du willst nicht mit essen?"

„Dank, Vater. Ich habe schon draußen . . ."

Sie wandte sich ab. Der Vater verfolgte sie mit den Augen und entgegnete:

„Annedore! Du sagst die Unwahrheit. Du hast nicht draußen gegessen."

„Nein, Vater! Ich that es nicht. Lügen kann

ich nicht. Mir ist zu Sinn, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. O, diese entsetzensvolle Nacht und der darauf folgende Tag! Wie schauerlich war es hier und wie viel schauerlicher mag es erst weiter unten gewesen sein. Dort, meine ich, wo jetzt mein guter Pathe ist. Wenn ihm nur kein Unheil zugestoßen ist."

„Ihm und dem Andern . . ." brummte Marten Rowehr vor sich hin in den Bart und sagte dann laut:

„Kind! Ich bitte Dich, so viel ich nur bitten kann, hänge nicht solchen Grillen nach, die nimmer zum Guten ausschlagen. Gott verzeihe mir die Sünde, ich wollte, der Belumer Außendeichs-Markt läge in dem Lande der Hottentotten. He! Hollah! Was giebt es, Knecht Elvers?"

„Herr!" sagte dieser athemlos. „Ich bin ein Stück Weges nach der Elbe zu gelaufen und habe dort . . ."

„Nun, was hast Du dort? Sind Dir die Worte im Munde festgewachsen?"

„Ein Wunder, Herr. Unser Außendeich ist über Nacht gewachsen."

„Knecht Elvers, wenn ich Dich nicht besser kennte, wollte ich sagen, Du seist am frühen Morgen betrunken."

„Gehe Er nur selbst, von unserm Heckthor an, immer gerade aus; dann wird Er auch sehen, was ich vorhin sah. Will mit Ihm gehen.“

Der Knecht war draußen und hielt sich bereit. Festen Schrittes trat Marten Rowehr in den Hof, wies die Leute an, wo sie Hand anlegen sollten und wandte sich der Elbe zu, deren dumpfes Brausen zu ihm herüber drang.

„Was ist das?“ fragte er, mit der Hand in die Ferne deutend.

„Ein Haus, Herr!“ sprach der Knecht, der ihm auf dem Fuße folgte. „Hielt es im ersten Morgengrauen für ein Schiff; allein bald wurde ich meinen Irrthum gewahr und lief heim, um Ihm das Wunder anzusagen.“

„Das Haus ist theilweise eingestürzt. Wenn Menschen darin sind, hat das Gebälk sie erschlagen!“ sagte Marten Rowehr rasch. „Wir haben hier ein angeschwemmtes Land, das die Wucht des Stromes irgendwo abgerissen und hierher getrieben hat. Vielleicht ist es uns vergönnt, Hülfe zu bringen. Schnell vorwärts.“

Die beiden Männer eilten, den Blick immer voraus, so sehr, daß sie auf den Weg nicht achteten. Eine Rinne, die sich gebildet hatte, und worin sich

das Waſſer pfeilſchnell fortbewegte, wurde von den geübten Marſchgängern leicht überſprungen. Jetzt ſtießen ſie mit dem Fuße gegen ein zertrümmertes Gebälk.

„Was haben wir hier?“ rief der Außendeicher, und der Knecht, der ſich gebückt hatte, antwortete:

„Ein zuſammengebrochenes Heckthor. Helfe Er es mir aufrichten, Herr. Vielleicht finden wir einen Namen oder ein Zeichen daran.“

„Gut bedacht, Knecht Elvers. Ho! Hip! Da ſteht es! Nun laßt uns ſehen. Da ſcheint mir auf der Vorderſeite etwas wie ein Schild entgegen zu leuchten. Nimm einen Grasbult, Elvers, und reibe den Schlamm ab. Gott im Himmel! Iſt es denn möglich?“

„Was findet Er dort, Herr?“

„Claus Steffens. Brunsbüttel!“ las Marten Rowehr von dem Heckthor ab.

„Sollte man es glauben!“ ſprach der Knecht vor ſich hin. Es kam ihm nicht in den Sinn, daran zu denken, welche Gedanken bei dieſem Namen in ſeinem Herrn lebendig wurden.

Marten Rowehr ſtand einen Augenblick unſchlüſſig. Er wußte nicht, was beginnen. Dann aber, von einem mächtigen Gedanken ergriffen, eilte er dem

Hause zu, das nach der Binnenseite zu völlig zusammen gestürzt war. Die nach dem Strom gekehrte Seite stand in den Wänden aufrecht und nur das Dach war von dem Sturm entführt worden. Weit ab lag es, an der Spitze des schwimmenden Landes.

Mit verhaltenem Athem betrat der Außendeicher, von seinem Begleiter gefolgt, den schwankenden Bau, der in allen seinen Fugen zitterte. Nirgends eine Spur von Leben. Erst als sie sich überzeugt hatten daß hier Niemand ihrer Hülfe harrte, wandten sie sich dem besser erhaltenen Theile zu.

„Dort ist eine Thür, Herr!“ sagte der Knecht. „Sie ist nur halb geschlossen und scheint in die Geschirrkammer zu führen. Will einen Blick hinein thun.“

Er steckte den Kopf durch die Thür, zog ihn aber eben so schnell zurück und sagte mit verhaltenem Athem:

„Menschen!“

Sein Herz fing an bei diesem unerwarteten Schauspiel mächtig zu schlagen.

„Wo? Wo?“ rief der Außendeicher und riß die Thür vollends auf.

Erstaunt blieb er bei dem Anblick stehen, der sich ihm darbot. Da saßen sie in halb liegender Stellung

die vier Schiffbrüchigen auf dem festen Lande in einer Reihe neben einander. Die Noth hatte sie gezwungen, diesen Gefahr drohenden Zufluchtsort zu suchen und als sie ihn gefunden hatten, waren sie, von Müdigkeit überwältigt, fest eingeschlafen. Der Sohn saß neben dem Vater und die ausgestreckte Hand deutete an, daß er ihn hatte stützen wollen, bevor der Schlaf ihn bewältigte. Carsten Stelln schien sich am längsten gehalten zu haben. Er hielt den Küster vom Krummendeich mit beiden Armen umschlungen, als wollte er ihn aus einer gefährlichen Lage reißen und hielt so fest, daß auch jetzt, im tiefen Schlafe, die Arme nicht schlaff herabsanken.

In dem Gemüth des Marten Rewehr ging eine merkwürdige Wandelung vor. Die Betrübniß wegen des furchtbaren Natur-Ereignisses, die stille Trauer um das Herzeleid seiner Tochter traten vor dieser Erscheinung in den Hintergrund. Mit einem Blicke übersah er das Ganze. Die Ursache wurde ihm klar; der Mund verzog sich zu einem schlauen Lächeln und vergnügt rieb er sich die Hände, als er mit lauter Stimme, die der Knecht durch die seinige verstärkte, ausrief:

„He! Hollah Ahoi! Alle Mann zu Deck!"

Jach fuhren die Schläfer vom Boden auf. Sie

wußten in diesem Augenblick wenig von sich selber und Claus Steffen, am meisten vom Traum und Schlaf befangen, die fremden Männer vor sich gewahrend, fuhr auf diese los und schrie:

„Was wollt Ihr in Brunsbüttel?“

Marten Rowehr lachte und rief in demselben Tone zurück:

„Was wollt Ihr in dem Freiburger Außendeich?“

Mit offenem Munde stand Claus Steffens da. Er wußte nicht, was zu antworten, zumal die jüngsten Ereignisse jetzt klar vor ihm standen. Marten Rowehr aber sagte:

„Verzeihe Er mir mein Lachen. Es war in Seiner Lage ungehörig und unbedacht. Wir finden nachher Zeit, Alles ausführlich zu besprechen; jetzt ist mein erstes Geschäft, für Euch Alle Sorge zu tragen. Hollah, Knecht Elvers! Eile uns voraus und sage der Annedore, daß wir Gäste bekommen, die hungrig und durstig sind und einer weichen Lagerstatt zum Ausruhn bedürfen.“

„Ich will laufen, als hätte ich zwei Springstöcke für einen!“ entgegnete dieser und machte sich auf den Weg.

Marten Rowehr näherte sich dem Küster, der noch vom Schlafe befangen war und sagte:

„Nun, Gevatter Josias Behn! Ist Er mit Seinen Entdeckungen am Ende? Mit welchem Schwunge wird Er eine Reise beschreiben, die mit einer Wasserfahrt auf dem Lande endet?“

Der Küster vom Krummendeich stotterte nur einige unverständliche Worte und sein Gevatter sprach:

„Die alten Zeiten werden wieder lebendig. Vordem fiel ein Rowehr in die Hände des Brunsbüttler Steffens; jetzt ist es umgekehrt und ich mache von meinem Strandrechte Gebrauch. Somit ergreife ich Besitz von meinem Eigenthume und nun vorwärts.“

Er bot dem Claus Steffens die Rechte, dem Hinnerk die Linke und ging mit ihnen seinem Hause zu. Herr Josias Behn und Carsten Stelln zogen hinter ihnen drein.

Am Abend waren Alle gestärkt und wohlauf. Hinnerk war äußerst beredt und Annedore fand ihre frühere Heiterkeit wieder. Auch Josias Behn rühmte sich seiner Entschlossenheit, womit er den Proviantkorb dem Verderben entriß und begann einen gelehrten Discurs mit dem Deichvoigt, der bald nach dem Ereignisse eingetroffen war, und werkthätige Hülfe leistete. Er stimmte dem Freunde in Allem bei und warf nur einen wehmüthigen Seitenblick auf Annedore und Hinnerk, der mehr als tausend Worte sagte. Nur

Claus Steffens war auffallend ſtill. Er hatte ſich noch immer nicht geſammelt und konnte ſich in die neue Lage nicht hineinfinden.

Der Abendtiſch war hergerichtet. Das hochſchäumende Bier von Bederkeſa gränzte freundnachbarlich mit dem Feuertrank von Oporto.

Marten Nowehr trat zu dem alten Herrn mit dem Glaſe in der Hand und ſagte:

„Thue Er mir Beſcheid, Herr Steffens, und dann höre Er mich an. Er weiß, daß einſtmals ein Nowehr auf dem Grund und Boden Seines Ahnherrn Schiffbruch litt und welches Loos ihm geworden wäre, wenn nicht die Liebe ihn beſchützt hätte. Er weiß, daß Er geſagt hat, bei Ihm wäre er ſo leichten Kaufes nicht davon gekommen. Nun, Herr Steffens, jetzt iſt Er auf meinem Grund und Boden geſtrandet und ich habe ihn zwiſchen meinen vier Wänden in der Gewalt. Was meint Er, daß ich mit Ihm thun werde?“

„Das Strandrecht iſt aufgehoben und Er kann nichts gegen das Geſetz!“ rief Claus Steffens. „Aber es iſt da Etwas in mir, das eine andere Sprache führt und zu mir ſagt, der Herrgott hat ſich dazwiſchen gelegt und Dir Deinen harten Eiſenkopf gebrochen Ich habe mich vermeſſen, als ich Euch höhnte, indem

ich sagte, mit Haus und Hof müsse ich kommen, um für meinen Sohn auf Freiwerbung zu gehen, denn ich glaubte, dies könne nun und nimmer geschehen. Aber der Herrgott hat es doch wahr gemacht und ich stehe nun da, mit einer schwankenden Scholle an Seinen Außendeich geklebt, bis es der Fluth oder der Ebbe gefällt, mich weiter zu führen. Sein Urvater, Marten Rowehr, stand auf dem Steffenhofe als Höriger und eine Steffendirne gab ihm die Freiheit wieder. Nun stehe ich auf Seinem Grund und Boden, Marten Rowehr, und biete Ihm als Lösegeld meinen Sohn Hinnerk an. Nehme Er ihn für Seine Annedore als ihren hörigen Mann. Ich glaube, daß er die schmucke Dirne glücklich machen wird."

„Ja, bei Gott im Himmel, das gelobe ich hiermit in Seine Hand, Vater!" fiel Hinnerk Steffens lebhaft ein. „Herr Marten Rowehr, soll die Bitte meines Vaters in Erfüllung gehen?"

„Ihr habt Euch gefunden und fest an einander gehalten. Ich will nicht trennen, was Gott zusammen führte!" sagte Marten Rowehr und reichte dem künftigen Schwiegersohne die Hand.

„Dank! Dank!" rief Hinnerk Steffens und breitete die Arme aus, seine Braut zu umfangen; aber Herr Josias Behn trat dazwischen und sagte zu der Annedore:

„Als ich den Entschluß faßte, meine Reise anzutreten, gelobte ich, falls mir etwas in den Wurf käme, das einem so lieben Kinde angenehm sein könne, wolle ich es Dir mitbringen. Ich halte Wort, Annedore, und hier hast Du mein Geschenk. Du empfängst es aus treuer Hand."

Der Küster vom Krummendeich sah mit wohlgefälligem Lächeln auf die Liebenden, die sich innig umschlossen hielten und sagte dann zum Claus Steffen:

„Er wollte mich zum Schatzgräber haben. Ich will Ihm den Gefallen thun, ohne daß Er nöthig hat, einen Spaten anzusetzen. Nehme Er die Annedore als Kind in Seinem Herzen auf. Sie ist ein Schatz, kostbarer als Thaler und Edelsteine. Und nun laßt uns niedersetzen und ein Glas leeren auf das Strandrecht und sein glückliches Ende."

Die Deichschau.

Die Deichschau.

Hartes Leben in den Marschen der Niederelbe, sowohl diesseits des Stromes, als jenseits. Das Schaffen der Bewohner ist ein rastloses Ringen und Kämpfen mit den Elementen. Ihre stete Mahnerin ist der gewaltige Strom und die noch gewaltigere See; ihre nie endende Furcht der dichbewölkte Herbst- und Frühlingshimmel mit seinen Nordwestböen und Schneestürmen; ihre einzige Hoffnung, ihr Hort und Schutz ist der Deich.

Der Deich ist das A und das O, der Anfang und das Ende in der Marsch. Am Tage und in der Nacht wird er sorgsam gehütet und gepflegt. Der Deichgräf und die Deichgeschwornen sind die nie schlafenden Wächter, die eifernd über Alle herfahren, welche nicht ihre Pflicht thun, sobald die empörten Wogen an die Außenwände des Deiches pochen. Ueber Allen steht das Gesetz und dies Gesetz beginnt mit den Worten:

„Wer nicht will deichen,
Der muß weichen!“

Noch bis zu dieser Stunde ist das Gesetz hart und die Strafe folgt seiner Verletzung auf dem Fuße. Aber härter war es vordem und vor einem Gemälde aus jenen Tagen rollt der Vorhang in die Höhe.

Dort, wo der Deich von Brunsbüttel allmählich von dem Fahrwasser der Elbe zurücktritt und diese einen seeähnlichen Charakter annimmt, standen am frühen Morgen zwei Männer auf dem Kamm des Deiches am hannöverschen Ufer. Es war ein frischer Septembertag und ein durchsichtiger Nebel, der von der leichten Brise hin und her geschoben wurde, lagerte auf dem Spiegel des Stromes. Beide Männer hielten die Hand über die Augen und schauten unverwandt in die Ferne, bis der Jüngere abließ und kopfschüttelnd sagte:

„Wenn ich nicht gewiß und wahrhaftig wüßte, daß ich wach bin und auf meinen zwei Füßen stehe, wollte ich glauben, ich läge auf meinem Strohsack und träumte."

„Vielleicht von wegen des Dinges da?" fragte der Aeltere und deutete mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer.

„Da, wohin Du zeigst, liegt das Dänische und das gesundeste Auge sieht von hieraus nichts, als den

hohen Deich, der aus der Elbe ragt, die Spitze des Kirchthurms und die bunten Hausgiebel, die darüber hinwegragen. Und nun ...."

„Nun," fiel der Aeltere ein, „sind Deich, Kirche und Dachgiebel verschwunden und statt dessen ist eine wogende See entstanden, hinter welcher sich das schönste Land erhebt, was sich nur in Gedanken ein Mensch vorstellen kann."

„Du sagst es. Und im Wasser spiegelt es sich wieder."

„Warte nur! Es kommt noch besser. Da! Neues Feld, neue Häuser und eine Kirche, breit und hoch. Man sieht sie so deutlich, daß man glauben muß, die Glocken fangen an zu läuten und in allen Häusern springen die Thüren auf, damit Alt und Jung hinaustreten und in die Kirche gehen kann. Weit hinaus schaut man in das Land und es hat nimmer ein Ende."

„Woher kommt das?" fragte Jener, ohne das Auge von dem prächtigen Farbenspiele abzuwenden, und der Aeltere fuhr fort:

„Der Herr Pastor aus dem Groden, der neulich hier war, und den sie einen Gelehrten nennen, sagt, es sei dies oder das und käme da- und dorther; das

Ganze aber sei ein Spiel der Natur, oder so etwas dergleichen. Ich aber meine ...."

„Nun, was meinst Du?" fiel der Jüngere hastig ein, und sein Maat antwortete:

„Ich bin nur ein schlichter Kerl, der um Knechtslohn dient und von der Hand in den Mund lebt. Aber ich meine, wenn es der liebe Gott zuläßt, daß die hohen Deiche vor den Augen der Menschen verschwinden und die hinter denselben liegenden Höfe und Felder hoch in die Luft steigen, daß dies ebenso schlimm ist, als wenn die Sterne sich am Himmel zeigen, die als eine Strafruthe anzuschauen sind, was Krieg, Pestilenz und theuere Zeiten bedeutet."

„Du machst mich bange, Jan Giese."

„Ich will nichts gesagt haben, Borchard. Aber ich weiß, daß das Ding da — Nun ist es fort. Der Wind hat sich aufgemacht und es auseinander gejagt. Sage Dir, mein Junge, ich weiß, daß nach einem solchen Naturspiel, wie es der Pastor nennt, stets ein schweres Unglück in das Land gekommen ist, und wenn es nicht über Alle kam, traf es den Einzelnen desto härter. Gott schütze den Peter Volt!"

„Wie kommst Du auf unsern Bauern?" fragte Borchard erschrocken.

Jan Giese antwortete unwirsch:

„Weiß ich es? Das kommt davon, wenn ein ehrbarer Großknecht sich mit solchem windigen Pferdejungen in einen Discurs einläßt. Wir sind hier, um nach dem Deich zu sehen und zu häufeln und zu stopfen, wie wir wissen und können. Peter Volt ist ein braver Bauer, aber nicht aus dem Holze gehauen, woraus man die Marschleute macht. Sein Großvater kam aus der Geest hierher in's Land und die Deichstrecke, die zu seinem Gewesen gehört, ist zu groß, als daß er ... Warum glotzest Du mich so an? Der Bursche macht mich noch zum Schwätzer. — Wenn Peter Volt kommt und sieht, daß hier Nichts gethan ist, fährt das Donnerwetter auf mich herab. Hierher mit einem großen Grasbulten! Die Maulwürfe haben rechtschaffen gewühlt."

Die beiden Leute gingen ihrer Arbeit nach und waren so eifrig damit beschäftigt, daß sie ihren Bauer nicht bemerkten, der an der Binnenseite des Deiches den Fußpfad entlang ging, ihnen einige Augenblicke zusah und dann langsam seinen Weg fortsetzte. Das Haupt war auf die Brust herabgesenkt und eine finstere Wolke beschattete seine Stirn.

„Es ist nicht möglich," sprach er vor sich hin. „Mit meinen Leuten schaffe ich es nicht und wenn ich Fremde kommen lasse, kostet es eine Summe, die ich

nicht aufbringen kann und wenn ich den letzten Weizen vom Boden tragen lasse. Der Deichgräf und seine Geschwornen sitzen in der Landesherberge beisammen und halten eine Berathung wegen der nächsten Deichschau. Nun, wir stehen Alle in Gottes Hand, aber wenn ich es erlebe, daß ich für das Land nicht mehr meine Schuldigkeit thun kann, wenn sie mir meinen Hof nehmen und ich mit meiner Tochter landflüchtig werden muß .... Das überlebe ich nicht. Dann lieber gleich in die Elbe hinein, damit es ein Ende wird mit Schrecken."

Er unterbrach seine Deichschau, für welche er ohnedies keine besondere Aufmerksamkeit hatte und kehrte nach seinem Hause zurück, wo seine Tochter Trina, die eine der schmucksten Dirnen im ganzen Kirchspiel war und einen stets heitern und fröhlichen Sinn hatte, mitsammt den Mägden ein tüchtiges Tagewerk schaffte.

Da trat der Vater zu ihr auf die große Diele und bot ihr schweigend die Hand.

Sie sah in das bekümmerte Gesicht des alten Herrn, ließ sogleich Alles stehen und liegen, folgte ihm in die Dönse und sagte:

„Was ist Ihm, Vater?"

„Ich sah es sonst gern, wenn Du tüchtig im Hause und im Garten schafftest. Du glichest darin

Deiner seligen Mutter, die eine starke, resolute Frau war. Es steht einer jungen Dirne wohl an, wenn ihre Hände nicht müssig im Schooße liegen."

„Darum braucht Er doch nicht traurig auszusehen, Vater?"

„Ich trauere darüber, weil alle Mühe und Sorge vergebens ist und wir unser Eigenthum bald mit dem Rücken werden ansehen müssen."

„Was kommt Ihm in den Sinn, Vater? Er sieht ja so verstört aus, als sei Ihm das Deichgespenst am hellen Tage begegnet."

„Und der Deich ist es, der mich stürzen wird, Kind. Als mein Großvater in das Land kam und die Wittwe Bomann heirathete, gab es ein Aergerniß in der Gemeinde, weil ein Fremder sich in einen heimischen Hof setzte. Weil sie aber nichts thun konnten, es zu verhindern, suchten sie allerlei Schabernack hervor und bürdeten dem Bomannshofe bei der neuen Schätzung eine Deichlast auf, die er auf die Länge nicht tragen kann. Mein Vater ist darüber hingestorben, allein er sah den Anfang des Sinkens und prophezeite den Untergang. Jetzt ist es soweit."

„Verzage Er nicht, Vater. Es giebt noch allerlei Auswege. Wir müssen sie nur aufsuchen. Ich will Ihm treulich forschen und finden helfen. Ein ächtes

Marschenherz verzagt nicht, wenn auch schon der Kamm des Deiches im Schwanken begriffen ist. Gottes Hand ist stark, sagt Pastor Hollander. Sie hält die Wellen in Fesseln."

Peter Volt lächelte wehmüthig und sagte, die Hand der Tochter in der seinigen haltend:

„Die Köpfe der Marschbauern sind von Eisen. Das Sprichwort trifft bei mir nicht zu. Ich stamme von einem Eingewanderten ab und es rollt noch fremdes Blut in diesen Adern. Wenn die Wege grundlos werden und die Moorleute schreiten auf ihren Stelzen quer über die Felder weg, um zur Kirche zu gehen, erschrecke ich vor diesen Riesengestalten, die mir in der Morgendämmerung entgegen treten. Und wenn im Herbst die dichten Nebel aus dem Boden aufsteigen, schüttelt mich das Marschfieber. Ich wohne wohl in der Marsch, Trina Volt; aber ich bin nicht heimisch in ihr und darum stößt sie mich von sich. Der Deich, der Alle schützt und schirmt, ist mein Untergang."

„Dann helfe ich Ihm tragen und wehre den Feind ab, der Ihm an den Hals will!" sagte das Mädchen entschlossen. „Ich weiß, wo man die Hülfe suchen muß, und werde sie finden."

„Kennſt Du das Wort, das an der Spitze der Deichordnung ſteht, Kind?

Wer nicht will deichen,
Der muß weichen!

Ich kann es nicht.“

„Er ſoll es können, Vater. Er ſoll! Ich mache Ihm das. Meine Mutter war eine Kreuzeggerin und die Kreuzeggers haben ſtets durchgeſetzt, was ſie durchſetzen wollten. Vertraue Er mir, Vater.“

„Ich ehre Deinen Willen, Kind.“

„Dem Willen ſoll die That folgen,“ ſagte Trina Volt zuverſichtlich. „Ich brauche dem Marx Nagel nur ein Wort zu ſagen, Vater. Er iſt ſo gut und brav . . .“

„Wer?“

Das Mädchen wurde bei dieſer Frage blutroth und ſtockte. Der Vater wiederholte das Wort.

„Weshalb ſage ich es denn nicht frei heraus? Er muß es ja doch ein Mal erfahren. Warum wird Er ſo bleich, Vater, und zittert am ganzen Leibe? Er erſchreckt mich.“

„Weiter, Trina Volt! Weiter! befahl der Alte mit gepreßter Stimme.

Und die Dirne fuhr mit etwas unſicherem Tone fort:

„Ich meine den Marx Nagel vom Nagelshofe, der alle Morgen hier vorbeireitet. Wenn ich Sonntags zur Kirche gehe, steht er an der Kirchenthür und sagt zu mir: „Guten Morgen, Jungfer Volt!“ Und wenn ich nach Hause gehe, steht er wieder da und sieht mich an und grüßt so freundlich, als ein Mensch nur grüßen kann. Und als vor vier Wochen der Tanz in der Landesherberge war, wozu die Dragoner aus Neuhaus aufspielten, haben wir drei Mal hinter einander zusammen getanzt. Und jedes Mal warf er einen Kassendrittel auf den Musikantentisch, damit sie es recht gut machen sollten. Und als der letzte Tanz aus war, sagte er, daß er mir gut sei und mich heirathen wolle — und nun weiß Er Alles, Vater.“

„Du hast Dich mit dem Marx Nagel versprochen?“ fragte der Vater mit einem tiefen Athemzuge.

„Ja, Vater, offen und ehrlich. Er hat mich gefragt und ich habe Ja gesagt und lügen können wir Beide nicht. Der Marx Nagel wird Sein Schwiegersohn und von dem Sohne kann der Vater schon eine Hülfe annehmen. Wenn der Marx zu seinem Vater geht und ihm offen und ehrlich sagt, wie die Sachen stehen, thut dieser den Beutel weit auf und Er kann den Deich so fest und stark machen, daß die Elbe ihn

nicht unterkriegt, sie mag daran rütteln, so lange sie will."

Peter Volt schwieg einige Augenblicke, dann nahm er die Hand der Tochter und sagte:

„Es ist gut, Kind. Ich danke Dir, daß Du offen gewesen bist und mir Alles gesagt hast. Hoffentlich finde ich einen Ausweg, um uns zu retten. Aber auf eine Hülfe von dem Nagelshofe her rechne nicht; das ist vergeblich. Und nun lasse mich allein. Es geht mir Vielerlei durch den Kopf, was ich in Ruhe überlegen muß. Wenn ich mit mir im Reinen bin, sprechen wir weiter. Geh', Trina Volt, und sieh nach Deinen Mägden. Ich bedarf der Ruhe."

Die Tochter ging, nicht ohne sich nochmals nach dem Vater umzusehen. Sie konnte ihn nicht verstehen. Ein trüber Gedanke bemächtigte sich ihrer; aber nicht auf lange. Ihr fröhlicher, gesunder Sinn verscheuchte ihn, ehe er sich festnisten konnte. Es war wieder Sonnenschein überall."

Aber der alte Herr Peter Volt blieb lange in der weiten Dönse allein. „Auf eine Hülfe vom Nagelshofe her rechne nicht!" sagte er und er hatte ein Recht dazu, es zu sagen. Es war ein dunkles

Blatt aus vergangenen Tagen, worauf es geschrieben stand.

Und dieses ist das Blatt:

Unweit von dem Kirchhofe, mitten im Dorfe, stand ein Baum, der seiner Seltenheit wegen in der ganzen Hadeler Marsch berühmt war, denn vom Freiburgischen an bis nach Altenbruch herunter war kein zweiter zu finden. Nach allen Seiten hin breitete er seine Zweige aus und im Frühjahr, wenn die Birnen- und Aepfelbäume Blüthen ansetzten, sah er aus, als sei er von oben bis unten mit hellen, weißen Lichtern besteckt: ein Weihnachtsbaum unter dem blauen Frühlingshimmel.

Und dieser Baum beschattete ein einfaches Haus, das gehörte dem Krüger Jakob Kreuzegger, der hier eine Schankwirthschaft hielt. Das Haus stand gut in Nahrung, absonderlich an Sonntagen. Alle Männer, junge und alte, beweibte oder unbeweibte, von ferne und von nahebei, die zur Kirche gingen, hielten erst ihre Einkehr bei dem Jakob Kreuzegger, um einen stärkenden Tropfen zu nehmen und ein gutes Wort mit den Befreundeten zu wechseln. Und wenn der Gottesdienst aus war, kehrten sie zum zweiten Male ein, um sich zum Abschiede die Hand zu schütteln und

sich auf künftigen Sonntag wieder zu bestellen. In der Zwischenzeit hatte der Knecht des Krügers vollauf zu thun, um alle Pferde und Cariolen, die seiner Obhut anvertraut waren, in Reihe und Glied zu halten.

Es war von Alters her so üblich, in diesem Kruge den Frühtrunk zu halten vor und nach dem Gottesdienst, und was der Marschbauer sich einmal angewöhnte, davon läßt er nicht, bevor nicht Deiche und Dämme brechen. Aber zu dieser Zeit kamen die jungen Männer auch an den Wochentagen, mehr als ihnen dienlich, nicht sowohl um des stärkenden Trunkes, als um der schönen Schenkin willen; denn des Krügers Tochter, die Elsbeth Kreuzegger, war das schönste Mädchen weit und breit. Sie hatte der Liebhaber gar viele und durfte nur die Hand ausstrecken, so hing an jedem Finger ein Freier.

Es waren nicht blos die Söhne der sogenannten kleinen Leute, die sich um die schöne Elsbeth bewarben. Auch die jungen Herrenleute machten sich viel mit ihr zu schaffen und ließen sich keine Mühe verdrießen, die Gunst der schönen Dirne zu erwerben; allein die Elsbeth war klug und hielt Alle in einer angemessenen Entfernung.

Nur ihrer Zwei waren in der Gemeinde, die

ließen nicht ab mit ihren Bewerbungen. Das waren die jungen Hofbesitzer Carsten Nagel und Peter Bolt. Der Erstere war der bei weitem Reichste und Angesehenste. Sein Hof war der größte, sein Boden der schwerste und sechs Pferde vor dem Pfluge waren nöthig, die Furchen tief und breit auseinander zu legen. Dabei war der junge Bauer fest und hart wie Eisen. Was er wollte, das that er, es mochte biegen, oder brechen. Der Peter Bolt war freundlich und stiller. Er ließ auch Andere gelten, und wenn ihm ein gutes Wort gesagt wurde, hörte er darauf und richtete sich darnach, wenn es irgend möglich war. Er war von dem Großvater her ein halber Fremder und galt den alten erbgesessenen Bauern mit ihren Wappenschildern und Schriftzeichen nicht für vollbürtig.

Diese Beiden warben eifrig um die Gunst der schönen Elsbeth. Sie bewachten sich mit eifersüchtigen Blicken und kaum war der Eine auf dem Wege zur Schenke, als auch der Andere von der entgegengesetzten Seite herkam.

Da trat eines Morgens der Carsten Nagel an den Peter Bolt heran und sagte:

„Wir spielen Beide ein Spiel, das nur Einer von uns gewinnen kann. Ich lasse nicht ab und wenn ich darüber zu Grunde gehen soll."

„Ich auch nicht.“

„Du kannſt es nicht ſo lange aushalten, als ich,“ fuhr Carſten Nagel fort. „Du biſt, wie der Paſtor in der Kinderlehre ſagte, ein Stück Wachs. Wenn man mit dem Finger darauf drückt, bleibt eine Vertiefung zurück. Du kannſt nachgeben, ich nicht; darum laſſe mir die Verhand.“

„Davon ſprich nicht! Ich thue es in Ewigkeit nicht!“ entgegnete Peter Bolt.

Der Zurückgewieſene biß ſich auf die Lippen und die Stirnader ſchwoll ihm an. Aber er bezwang den aufſteigenden Zorn und ſagte, indem er ſeinen Nebenbuhler vertraulich unterfaßte und einige Schritte mit ihm ging:

„Ich weiß, wie es mit Dir ſteht, Peter Bolt. Du biſt mit Deinem Kram nicht im Klaren. Kann ſein, daß es nicht Deine Schuld iſt; aber es iſt doch einmal ſo und ich bin bereit, Dir eine helfende Hand zu leihen.“

„Helfe mir ſchon ſelbſt.“

„Das kannſt Du nicht. Schon vom Vater her ſteckt der Boltenhof darin und es laſtet eine Hypothekenſchuld darauf. Du wirſt noch eine zweite Schuld machen müſſen und Dein Weizen wandert zur Deckung der Zinſen in die Stadt zum Advocaten. Dieſe Laſt

will ich Dir abnehmen. Es soll Alles gut werden und der Boltenhof zu Ansehen kommen. Aber laß mir bei der Elsbeth die Vorhand."

„Du willst mir meine Liebe abkaufen," sagte Peter Bolt aufwallend. „Du willst mir Geld geben und ich soll dafür das Herz aus der Brust reißen und Dir unter Deine Füße werfen, damit Du es zertrittst! Du weißt nicht, was Du sprichst. Laß mich los und gehe Deine Straße. Ich kann Dir Deinen Willen nicht thun."

„Dann . . . ." rief Carsten Nagel und erhob drohend die Faust.

Die brennenden Augen fest auf den Gegner geheftet, stand er da, zum Angriff bereit. Ein Wink, eine Bewegung seines Nebenbuhlers und ein blutiger Kampf wäre entbrannt.

„Du oder ich!" stammelte der Wüthende.

„So meine ich es!" entgegnete Peter Bolt rasch. „Aber wir brauchen das nicht, wie betrunkene Knechte, mit Fäusten abzumachen. Gehen wir ehrlich und offen zu Werke und halten bei dem Vater um die Tochter an. Wem von uns das Jawort zufällt, dem soll sein Glück vergönnt sein und der Andere muß weichen. Soll das gelten?"

Peter Volk glaubte zu wissen, daß er einen solchen Vorschlag ohne Gefahr thun könne. Seinem Nebenbuhler aber kam es nicht in den Sinn, daß ein Freier von dem Nagelshofe zurück gewiesen werden könne, wenn er bei einem Manne anklopfte, dessen Tochter er zu freien begehre. Mit beiden Händen würde ein Jeder zugreifen, und wenn die Dirne sich weigere, werde der Vater sie zwingen.

„Es gilt!“ sagte Carsten Nagel. „Wir brauchen uns die Hand nicht zu geben. Und jetzt gleich gehen wir zum Jakob Kreuzegger.“

„Verwundert kam der Krugwirth den jungen Männern entgegen, die ihn zu einer so ungewohnten Tageszeit besuchten. Er zog die Kappe und fragte, womit er dienen könne, indem er unwillkürlich eine Schwenkung nach dem Schenktisch machte.

Carsten Nagel vertrat ihm den Weg und sagte:

„Es ist nicht das. Wir haben ernstere Dinge vor. Er sieht hier ein paar junge Männer, die nach einer und derselben Dirne auf die Freite gehen, und Einer will dem Andern nicht weichen. Da haben wir ausgemacht, zu dem Vater der Dirne zu gehen und die Sache in seine Hand zu legen. Er ist der Vater, Jakob Kreuzegger, und die Elsbeth ist die Dirne, um

die wir freien. Sage Er nun gerade heraus, wen von uns Beiden Er zum Schwiegersohn haben will."

„Ihr lieben Herren," antwortete der Krüger nach einer Pause. „Es mag einen Mann meines Standes überraschen, wenn ihm von solcher Seite her zwei Anträge auf ein Mal gemacht werden. Weil aber die Sache zu ernst ist, als daß ich fürchten müßte, Ihr triebet einen Spaß mit mir, nehme ich sie auch ernstlich und will Euch meine Meinung ehrlich heraussagen."

„Das thue Er, Mann!" sagte Carsten Nagel. „Und so kurz, als Er nur immer kann. Ich muß mich mit Dem da auseinander setzen."

„So kurz, als ich es für gut halte!" entgegnete der Krüger, und von der unterwürfigen Stellung, die er seinen reichen Gästen gegenüber anzunehmen pflegte, war in diesem Augenblicke keine Spur zu bemerken. „Euer Antrag ist aller Ehren werth und danke ich dafür nach Gebühr. Aber ehe ich mich darüber entscheide, ist noch Jemand da, dem ich in dieser Angelegenheit das Wort gönnen muß."

„Und wer wäre das?" fragte Carsten Nagel verwundert.

„Meine Tochter, die Elsbeth!" sagte der Krüger gelassen. „Sie soll mit Einem von Euch leben. Ich nicht."

„Seit wann ist es Sitte in der Marsch, daß die Tochter gefragt wird, wenn der Vater sie verheirathen will?“ rief Carsten Nagel, während Peter Volt sich still verhielt und geduldig mit dem Rücken gegen die Wand lehnte.

„Bei den Herrenleuten ist es Brauch, die Kinder nach dem Gutdünken der Aeltern zu verheirathen, weil das Geld zum Gelde wandern muß und alles Andere Nebensache ist. Bei uns kleinen Leuten ist diese Rücksicht nicht vorhanden. Weil wir unsern Töchtern nicht zweitausend Pistolen mitgeben können, müssen wir auf eine andere Weise für sie sorgen, damit ihr Leben ein glückliches werde. Nichts für ungut, Ihr Herren; ich hole die Elsbeth.“

Der Krüger entfernte sich. Carsten Nagel ging ungeduldig auf und ab und maß seinen Nebenbuhler mit herausfordernden Blicken. Dieser ließ sich dadurch nicht um seinen Gleichmuth bringen. Als aber der Vater mit seiner Tochter zurückkam, ging er diesem unwillkührlich einen Schritt entgegen und die Elsbeth wurde bei seinem Anblick über und über roth.

„Elsbeth!“ sagte der Krüger. „Hier sind zwei junge Männer, reiche Herrenleute, angesehen im ganzen Kirchspel. Beide sind Dir bekannt, denn sie gehen bei uns Jahr und Tag aus und ein. Beide haben

bei mir um Deine Hand angehalten und begehren Dich zum Weibe. Ich will nicht mein Wort geben, ehe ich nicht hörte, wie Du in dieser Sache denkst. Damit aber diese Männer nicht glauben, ich thäte Etwas hinter ihrem Rücken, frage ich Dich in ihrer Gegenwart, ob Du für Einen von Diesen Dich entscheiden magst."

Es verging einige Zeit, bevor Elsbeth Worte fand, die als Antwort zu des Vaters Frage paßten. Während dessen war es so still, daß man eine Fliege summen hörte. Endlich sagte sie mit leiser Stimme:

„Ich danke Euch für die Ehre, welche Ihr mir erwiesen habt, liebe Herren, aber ich bin jetzt nicht im Stande, Euch eine Antwort darauf zu geben. Verstattet mir, mich zu bedenken und am nächsten Sonntage mein Herz vor Gott auszuschütten. Wenn das geschehen ist, will ich auf Euern ehrlichen Antrag eben so ehrlich antworten."

Mit diesen Worten ging die Elsbeth hinaus. Ihre Wangen glühten und ihre Augen standen voll Thränen. Sie ging in ihre Kammer und ward den Tag über nicht unter den Leuten gesehen.

Der Vater blieb bei den Freiern zurück und sagte:

„Ich lasse meiner Tochter freie Hand und will

weder ab-, noch zureden; auch Euch ehrliche Antwort sagen. Von Euch Beiden aber fordere ich die Erfüllung eines Versprechens, das Ihr mir in dieser Stunde geben sollt. Ich muß darauf bestehen, da ich es nicht zu meinem Besten, vielmehr zu dem Eurigen fordere. Wollt Ihr es thun?"

„Was ist es?" fragte Carsten Nagel mißtrauisch. Peter Bolt aber sagte rasch:

„Ich verspreche es mit Hand und Mund."

„Ohne Vorbehalt!" sagte der Krüger. „Gebt mir Euere Hand. Beide!"

Sie thaten es; der Eine zögernd, der Andere rasch und unbedenklich.

„Ich halte Euere Hände und gilt mir dieser Handschlag an Eidesstatt. Ihr gelobt mit demselben, daß, wie meiner Elsbeth Wahl auch ausfallen möge, der Verschmähte dem Andern nicht auffässig sein soll; sondern daß er sein Schicksal gelassen ertrage und suche, wie er vergesse, was nicht zu ändern ist. Dies soll ihm zu Gute kommen zeitlich und ewig; das Gegentheil aber zu seinem eigenen Nachtheil ausschlagen. Es soll ihn treffen, was er Andern Böses zudachte."

Als der Jakob Kreuzegger diese Worte gesprochen hatte, ließ er die Hände der jungen Männer fahren. Diese entfernten sich, ohne einander anzusehen, oder

gar ein Wort zu gönnen, und als sie draußen waren, schlugen sie verschiedene Wege ein

Als am nächsten Sonntag Morgen die Kirchenglocken läuteten, war Elsbeth Kreuzegger Eine der Ersten, die im Geleite des Vaters das Gotteshaus betrat.

In der Abenddämmerung ging Jakob Kreuzegger, der Krüger, nach dem Nagelshofe und erklärte dem stolzen Vollbauer unerschrocken, daß seine Tochter für die ihr erwiesene Ehre danke, dieselbe aber nicht annehmen könne, da sie ihr Herz schon an einen Andern vergeben habe. Er möge ihr den Kummer verzeihen, den sie ihm dadurch bereite; sie könne aber nicht anders, so ihr Gott gnädig sein möge."

Wie ein erstarrender Gifttropfen fiel jedes einzelne dieser Worte in das siedende Blut des Vollbauern. Krampfhaft ballten sich die Finger in einander, bis das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Das Gesicht war bleich, wie der Kalk an der Wand, und die Augen traten aus ihren Höhlen.

„Und auf wen ist ihre Wahl gefallen?" stieß er endlich hervor.

Er wußte es nach dieser Absage schon, allein er wollte es von dem Vater selbst hören. Dieser sagte, daß seine Tochter sich für den jungen Peter Bolt

entschieden habe. Er möge sich wie ein Christ in Geduld fassen und das Glück seines armen Kindes nicht durch eine Feindschaft kränken, welche sie schwer betrüben müsse.

„Ich aber," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „erinnere Euch an den Eid, den Ihr in meine Hände an dem Tage niederlegtet, da Ihr um meine Tochter anhieltet. Gott hält die Hand fest, die einen Eid schwört, und wird den Bruch desselben rächen."

Nach diesen Worten verließ der Krüger den Hof des Vollbauern. Als er vor die Thür hinaustrat, vernahm er ein schneidendes Gelächter, das hinter ihm her klang und Mark und Bein erschütterte. Der Jakob Kreuzegger hat dies Lachen bis zu seinem Todestage nicht vergessen können.

Das ist das Blatt aus vergangenen Tagen, dessen Schrift allmählich zu erlöschen beginnt.

Die Trina hatte den Vater vorhin verlassen, unruhiger, als sie sich selbst gestehen wollte. Sie trat in die Milchkammer, wo die Mägde mit dem Abrahmen und dem Buttern beschäftigt waren, und griff so herzhaft zu, daß die alte Brümmer, die vom Großvater her auf dem Voltenhofe diente, verwundert die Hände zusammenschlug und ausrief:

„Wenn Du von einer Andern, als von mir, das Buttern gelernt hätteſt, Trina, wollte ich mich nicht wundern, daß Du es ſo verkehrt angreifſt . . . .“

Aber ſchnell ſich beſinnend, daß es unſchicklich ſei, die Tochter des Hauſes vor den Mägden zu tadeln, ſetzte ſie ſchnell hinzu:

„Ich weiß aber, weshalb Du es thuſt.“

„Und warum?“ fragte Trina verlegen, indem ſie von der Arbeit abließ.

„Weil Du die Annedore damit aufziehen wollteſt, die alle Arbeit bei dem verkehrten Ende anfaßt,“ antwortete die alte Magd, welche die junge Herrin auf ihren Armen trug und von Kindesbeinen an hütete. „Aber das iſt eine vergebliche Arbeit, denn aus der Annedore wird nie eine rechtſchaffene Milchmagd werden. Komm' mit mir, Trina. Wir wollen einmal nach dem Leinen ſehen, das auf der Bleiche ausgeſpannt liegt. Es iſt, dünkt mich, weiß genug und wir können es dort wegnehmen.“

„Sie zog das junge Mädchen mit ſich fort und als Beide draußen waren, ſagte ſie warnend:

„Kind! Kind! Was fällt Dir ein, unter die Dirnen zu treten, wenn Deine Backen glühen und die Augen funkeln, daß man kaum hinein ſchauen kann. Was hat es in der Dönſe gegeben? Iſt der Vater

endlich hinter die saubere Geschichte gekommen? Ich habe genug gewarnt und wasche meine Hände. Du hast nicht auf mich gehört und mir befohlen, daß ich schweigen soll. Ich habe es gethan, weil ich die Magd bin und Du bist die Herrin; allein recht war es nicht und die Schelte, die ich von dem Alten kriege, wenn er dahinter kommt, sind verdient und ich muß sie geduldig hinnehmen. Aber nun habe ich es satt. Der junge Bursche soll Dir nicht wieder zu nahe kommen und wenn er noch so schön bittet. Darum habe ich ihm auch heute früh gesagt, daß er sich nicht unterstehen solle, nach der Bleiche zu gehen, denn wir hätten dort alle Hände voll zu thun und Du wolltest nichts von ihm wissen."

Trina konnte bei diesen Worten einen Freudenruf nicht unterdrücken. Sie schlang ihren Arm um den Nacken der Magd und sagte leise:

„Dir danke ich das wieder. Ja, Du weißt es, wie ich mich nach einem Worte von ihm sehne. Und wenn Du erst wüßtest, welche Ursache ich gerade heute habe, mit ihm zu sprechen. Ach, Du alte, treue Seele, ist er denn auch ganz gewiß dort? Von diesem Gespräch mit ihm hängt so Vieles ab."

„Geh' nur langsam vorauf, Trina. Ich will die Gießkanne bringen, denn das Leinen muß erst noch

einmal tüchtig angefeuchtet werden, bevor es eingebracht werden kann."

Sie kehrte nach dem Hofe zurück und sagte im Weiterschreiten vor sich hin:

„Ich weiß, was ihr das Herz abstößt. Der Alte hat es nicht länger bei sich behalten können, was ihn quält. Das Glück ist von dem Hofe gewichen, seitdem die selige Frau die Augen schloß. Hier ist auch nichts mehr zu hoffen. Nun soll eine fremde Hand das thun, was die eigene nicht vermag. Und was für eine Hand! Der Thaler, den der Carsten Nagel an dem Boltenhof wegwirft, brennt wie Feuer in der Hand dessen, der ihn anfaßt. Ich sehe kein friedliches Ende und der alte Mann wird den Spaten in die Hand nehmen und ihn vor dem Heckthor in die Erde stoßen müssen. Es wird ein Tag sein, den eine fromme Christin nicht ohne Heulen und Zähnklappen kommen sieht. Lange Jahre vergingen, seitdem es in den Hadeler Marschen Spatenland gab, und der gute Gott wolle es in Gnaden von uns abwehren."

Mit diesem Stoßseufzer trat die Altmagd in das Haus und kehrte in die Milchkammer zurück. Die Trina hatte das Bleichfeld erreicht und den Geliebten gefunden, dem sie ihr Herz ausschüttete und der sie mit guten Worten zu trösten suchte.

„Weine nur nicht mehr, Herzenskind. Ich will Alles thun, was ich Dir versprochen habe. Mein Vater ist ein strenger Mann und ich werde einen harten Stand haben; allein ich habe guten Muth und setze durch, was ich will. Bist Du nun ruhig?"

„Ich will es sein, Marx Nagel," sagte die Dirne, ihre Thränen trocknend. „Deine Worte haben mir neuen Muth gegeben. Rette Du meinen Vater vom Sturze und mein ganzes Leben will ich dazu verwenden, es Dir zu vergelten. Dank! Dank für Alles. Und wenn es Dir nicht gelingen will . . . ."

„Quäle Dich nicht mit solchen Gedanken!" bat der junge Bauer.

„Ich will nur sagen," fuhr sie fort, „was geschieht, wenn es Dir nicht gelingt. Wenn Dein Vater Deine Bitte nicht erfüllt; wenn unser Hof verloren geht und wir einander nicht bekommen, will ich Dir doch stets treu bleiben und kein anderer Mann soll mein Jawort erhalten und mit mir an den Altar treten. Das gelobe ich Dir und auf mein Wort kannst Du bauen."

Die Beiden trennten sich und Marx Nagel schritt dem väterlichen Hofe zu, entschlossen, sogleich Hand an's Werk zu legen und nicht abzulassen, bis er seinen Zweck erreicht hätte.

Dort auf dem Nagelshofe herrschte ein strenges Regiment. Der Herr desselben machte nur wenige Worte, aber jedes war ein eiserner Befehl. Er lachte nie, schaute stets finster darein und hatte unter allen Gemeindeherren nicht Einen, zu dem er in einem vertraulichen Verhältnisse stand. Diese Abgeschlossenheit schrieb sich von dem Tage her, da er einen Eid in die Hände des Krügers schwur, es der Elsbeth und ihrem Manne nie nachzutragen, daß sie Jenem den Vorzug vor ihm gab. Ein Jahr später hatte er sich mit der Tochter eines Vollbauern verheirathet, weil er in der großen Wirthschaft nicht ohne Frau sein konnte. Aber es war eine frostige, freudenlose Ehe, in der es nur einen Sonnentag gab, und das war der, an welchem der Sohn geboren wurde, der bestimmt war, das Vater- und Muttererbe zu einem einzigen zu vereinigen und der reichste Mann in der ganzen Gemeinde zu werden.

Der Herr dieses Gehöftes trat aus dem Hause in der Begleitung eines Mannes, der mit einem breiten, freundlichen Gesicht in die Welt hinein lachte und dessen halb städtische, halb ländliche Kleidung einen eigenthümlichen Anblick gewährte. Es war dies Herr Matthias Heinsohn, der wohlbekannte Kornhändler zu

Wischhafen, weit auf und ab in den Marschen in gutem Leumund stehend bei Alt und Jung.

„Wir machen also heute kein Geschäft?“ fragte er, indem er den breiträndrigen Strohhut auf den Kopf stülpte.

„Nein!“ antwortete der Bauer kurzab.

„Thut mir leid. Sein Weizen ist gut und ich könnte die vier oder fünf Last, die noch auf Seinem Boden liegen, gut brauchen. Lasse Er sich bereden.“

„Sein Gebot ist zu geringe.“

„Ich zahle den höchsten Preis. Kein ehrlicher Mann kann mehr geben, wenn er bestehen will.“

„Und ich will mehr haben. Ich will, weil ich muß. Es giebt bald Spatenland zu kaufen.“

„Spatenland?“ fragte Matthias Heinsohn und das breite Gesicht legte sich in ernste Falten. „Es munkelt hier herum von allerlei seltsamen Dingen, woran ich nicht glauben mag. Die Leute bringen Seinen Namen auch mit hinein, Carsten Nagel. Ist es denn wahr?“

„Mein Tag kommt!“ sagte der Bauer. „Ich habe lange darauf gewartet.“

„Die Deichschau wird gehalten, und wenn auch das alte Deichrecht nicht mehr gilt, wornach der Bauer, der seinen Deich vernachlässigt, lebendig in denselben

eingedeicht wird, ist das Gesetz immer noch strenge genug und kostet Haus und Hof und Heimath. Er ist aber ein Christ . . ."

„Getauft und eingesegnet!" unterbrach ihn Carsten Nagel spöttisch. „Denkt Er, daß ich ein heimlicher Jude bin, weil ich meinen Weizen nicht für einen Spottpreis hergeben will, sondern ihn behalte, bis ich mehr bekommen kann. Und ich bekomme mehr; darauf kann Er sich verlassen."

„Ja, Er bekommt mehr. Aber nicht von ordentlichen, rechtschaffenen Händlern, sondern von den falschen, betrügerischen," sagte Matthias Heinsohn bestimmt. „Höre Er, Carsten Nagel! Es fängt an, in Marschlanden unsicher zu werden. Nicht, daß dort Räuber und Diebe hauseten. Gegen diese giebt es Schloß und Riegel und allenfalls Fäuste und Dreschflegel. Ich meine die Diebe im Halbwagen, welche die Taschen voll Gold haben und bereit sind, es in die Hände Derjenigen zu legen, die sich darum bewerben. Sie kaufen die Erndten nicht blos auf dem Halm; sie kaufen für mehrere Jahre ein bestimmtes Quantum im Voraus und wenn . . . ."

„Spreche Er sich nicht außer Athem!" sagte Carsten Nagel, dem Eifernden das Wort abschneidend. „Er ist verdrießlich, daß Er hier im Orte die Herr-

schaft nicht mehr allein haben soll und daß Einer in dieselbe Spur lenkt, die Er für sich allein gepachtet hatte. Habe ich Ihm zehn Jahre lang meinen Weizen zu wohlfeil verkauft, ist das kein Grund, es auch noch im elften zu thun. Ein Geschäft ist hier für Ihn nicht zu machen und zu einem Discurs über Seine Concurrenten, oder wie Er sie sonst nennt, habe ich weder Zeit, noch Lust."

„Er weiset mir den Weg!" sagte Matthias Heinsohn auffahrend. „Nicht nöthig, Herr; weiß ihn von selbst zu finden. Mein gutes Wort hat Er verschmäht; ich bedauere die Zeit, die ich damit verlor, es zu sprechen. Mich sieht Er nicht wieder. Auf einen Hof, wo Johannes Hansen und Seinesgleichen verkehren, setze ich keinen Fuß mehr. „Nehme Er sich in Acht, Carsten Nagel. Er sieht zuviel in die Luft. Beuge Er fein den Kopf, damit Er die Schlinge gewahrt, welche man Ihm vor die Füße legt."

Herr Matthias Heinsohn ging, ohne sich nach dem ungastlichen Wirthe umzusehen, der in seiner herrischen Weise fortfuhr, auf dem Hofe zu regieren, und sich kaum stören ließ, als ein hagerer Mann in sorgfältiger Kleidung aus der Cariole stieg, die er am Heckthor halten ließ, und einen guten Tag bot.

„Wer ist da?“ fragte er barsch und, den Mann näher ansehend, sagte er:

„Er ist es, Johannes Hansen? Schon wieder von Freiburg zurück? Er hat sich nicht viel Zeit zum Ausruhen genommen.“

„Das darf man auch nicht, wenn man seine Kunden redlich bedienen will. Ich mache es mir zum festen Grundsatz . . . .“

„Wischi! Waschi! Ich will von Seinen Grundsätzen nichts wissen, sondern von den Geschäften, die Er für mich abmachte. Wie weit ist Er damit?“

„Alles ist in der Ordnung,“ sagte Johannes Hansen schnell. „Die verlangte Summe steht jeden Augenblick zu Diensten und ein Drittel derselben habe ich in vollwichtigen Pistolen mitgebracht. Der Advocat hat eine Schrift aufgesetzt . . .“

„Nur keine Hypotheken!“ rief der Bauer laut. „Keine Verpfändung von Grund und Boden. Ein Bauernhof muß frei sein, sonst hört er auf, ein Herrengut zu heißen. Was auf meinem Acker wächst, verkaufe ich, wenn es Einer haben will, auf zehn Jahre voraus, aber der Acker selbst bleibt mein ungetheiltes Eigenthum.“

„Nicht mehr als billig,“ sagte der Unterhändler.

„Beliebt es, den Inhalt der Schrift anzuhören und das Geld in Empfang zu nehmen?“

„Komme Er mit in das Haus. Wir wollen es kurz machen. Wenn ich dies eine Mal mit Ihm zufrieden bin, hat Er meine Kundschaft für immer.“

Beide gingen durch die breite Hofthür in das Haus. Schon nach einer halben Stunde erschien Johannes Hansen wieder, bestieg seine Cariole und fuhr mit einem vergnügten Gesichte davon.

Carsten Nagel gab ihm nicht das Geleite. Er zählte das empfangene Geld zum zweiten Male durch, musterte den baaren Vorrath, den er in der Truhe hatte, und verschloß diese sorgsam.

„Nun ist er mein! Ich halte ihn mit beiden Händen und will ihn nicht wieder loslassen, bis er den letzten Athemzug that. An Schimpf und Schande soll er sterben und vor Schaam vergehen, wenn Jung und Alt mit Fingern auf ihn zeigt. Endlich kommt der Tag, der mir vergelten soll, was ich ertragen mußte. Endlich wird die Rechnung geschlossen und die Schuld beigetrieben. Sieh Dich vor, Peter Volt; ich werde nicht zu kurz kommen.“

Der Bauer ging mit großen Schritten auf und ab, schwelgend im Vorgefühl der Rache, die er zu nehmen im Begriff stand, als der Sohn eintrat und

durch seinen Gruß den Gedankengang des Bauern unterbrach.

„Was willst Du?“ fragte er, kurz abweisend.

„Ich habe etwas Wichtiges mit Ihm zu besprechen, Vater, und wollte Ihn bitten, mich anzuhören.“

„Was soll es geben?“

„Es steht der Gemeinde ein großes Unglück bevor, Vater. Und weil es mich jammert, daß ein redlicher Mann zu schanden werden soll, möchte ich ihm beispringen.“

„Das wird den Kerl auf die Beine bringen, Sohn Marx. Du hast starke Arme.“

„Spotte Er meiner nicht, Vater. Ich habe wenig mehr, als den guten Willen. Aber Er hat die Macht und darum wende ich mich an Ihn. Stehe Er mir bei, so ist es in einem Augenblick gethan.“

„Offen heraus mit der Sprache! Was soll es geben? Von wem ist die Rede?“

„Von dem Peter Volt . . .“

Carsten Nagel sah seinen Sohn mit einem Blicke an, als ob er ihn durchbohren wollte; allein über seine Lippen ging keine Silbe. Marx achtete in seinem Eifer nicht auf die Veränderung, die in dem Gesicht des Vaters vorging, und fuhr eifrig fort:

„Der Tag der Deichschau kommt heran. Die

Deichstrecke, die zu dem Boltenhofe gehört, ist so schadhaft, daß sie nicht in dem Zustande bleiben kann. Er selbst vermag nichts und sieht sich angstvoll nach einer helfenden Hand um."

Der Zorn flammte aus den Blicken des Vollbauern und drohte loszubrechen. Marx näherte sich dem Vater und fuhr fort:

„Vorhin war der Matthias Heinsohn hier und gewiß hat er diesem den Weizen verkauft, den wir noch auf dem Boden haben. Die Summe, die Er dafür erhielt, ist groß genug, um der Noth auf dem Boltenhofe ein Ende zu machen. Gebe Er mir das Geld. Ich will für die Wiederbezahlung einstehen. Ich will . . ."

Aber ein eisiges Gelächter, das durch Mark und Bein drang, machte den jungen Mann verstummen. Er blickte zu dem Vater auf und erschrak vor dem Aussehen desselben.

„Was ist Ihm, Vater?" fragte er nach einer Pause mit zagender Stimme. „Was verändert Ihn so entsetzlich?"

Ein mächtiger Kampf tobte in der Brust des Bauern. Was er Jahre lang ersehnte und erstrebte, sollte sich erfüllen. In einigen Tagen sollte der Schlag fallen, der einen Mann niederwarf, den er als seinen Tod-

feind haßte und gegen den er keine Hand erheben durfte, wegen des Eides, der ihn fesselte. Und nun kam in der entscheidenden Stunde der Sohn, um ihm die Waffe zu entwinden, mit welcher der tödtliche Schlag geschehen sollte. Er kam mit dem Verlangen, den Vater zum barmherzigen Samariter zu machen, der die Hand nach dem Manne ausstreckte, den er vor sich am Boden liegen sah. Es ging über seine Kräfte. Er konnte es nicht hinunter würgen und nur ein krampfhaftes Schluchzen gab Kunde von dem Kampfe, der in seiner Brust tobte.

Mit leisem Zittern hatte der Sohn den Vater betrachtet. Er bemerkte jede Veränderung, die mit demselben vorging. Aber erst, als es in dem Innern des Bauern hell zu werden schien, als eine flammende Röthe das bisher bleiche Gesicht überzog, als er mit leuchtenden Augen den Sohn suchte und mit eiserner Hand dessen Arm ergriff, zuckte Marx zusammen und die bleiche Furcht trat an seine Seite.

So gewaltig die Erschütterung gewesen war, die den Vollbauern außer sich brachte, eben so schnell ging sie vorüber und die eisige Kälte, die sein eigenster Charakter war, trat in aller ihrer Schroffheit hervor. Ihm war es klar geworden, was in dem Herzen des

Sohnes vorging, und woher der Eifer stammte, dem Versinkenden eine helfende Hand zu leihen. Er schüttelte den Arm des Sohnes, den er noch immer festhielt, und fragte:

„Was für einen Grund hast Du, einem Manne, der Dich nichts angeht, mit meinem Gelde beizuspringen? Keine Ausflüchte! Klar und kurz. Ich will die Wahrheit wissen."

„Vater! Die Leute sagen, Er und Peter Bolt hätten ihr Lebelang in Unfrieden gelebt und Er sähe es gern, wenn der Mann, den Er haßt, in das Elend gehen müsse. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Leute sagen; ich weiß nur, daß Er mit dem Manne, nie verkehrt und ihm aus dem Wege geht. Aber ich kann nicht von meinem Vater glauben, daß er nicht nur seine Hülfe einem Menschen verweigert, dem leicht zu helfen ist, sondern daß er den Sturz desselben auch noch beschleunigen will. Und darum, Vater, trat ich an Ihn heran und bat Ihn um Seinen Beistand."

„Sohn Marx, Du lügst!" unterbrach ihn der Vater mit der gewohnten Strenge. „Nicht um meinen guten Leumund zu retten, bist Du zu mir gekommen, sondern weil auf dem Boltenhofe eine Dirne mit einem glatten Gesicht ist, in die Du Dich vergafft hast."

Marx schwieg bestürzt. Mit einem Griff zog der Vater ein Geheimniß an das Licht, welches Jener so sorgsam bewahrt glaubte. Er wagte es nicht, den Vater anzusehen, der die Stirn in immer dichtere Falten zog, und sagte:

„Antworte mir, ob es so ist.“

Ein kaum hörbares „Ja!“ trat über die Lippen des jungen Mannes.

„Du hast mich gefragt und ich will Dir aus freien Stücken eine Antwort geben,“ sprach der Bauer. „Deine Bitte schlage ich rundweg ab. Weshalb es geschieht, behalte ich für mich, denn ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig und somit ist diese Angelegenheit ein für alle Mal zu Ende. Dir aber befehle ich, daß Du Dir die Liebschaft mit der Tochter von dem Boltenhofe aus dem Sinne schlägst. Du sollst dort nicht auf die Freite gehen; ich will es nicht haben. Thust Du es dennoch und folgst Deinem eigenen Kopf, antworte ich mit Fluch und Enterbung. Nun kennst Du meinen Willen und kannst gehen.“

Der starke junge Mann wurde von diesen harten Worten des Vaters so niedergeschmettert, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte und mit zitternden Knieen die Dönse verließ.

Einer der letzten schönen Tage des Spätherbstes war angebrochen. Kein Sturm fegte die gelben und rothen Blätter von den Bäumen und die abströmende Elbe floß im raschen Fluge längs den Deichen hin. An den Abhängen und auf dem Kamm derselben grasete das Vieh, auf und abwärts kletternd, die letzten Halme begierig abrupfend. Einige übermüthige Buben, die zu Hütern des Viehs bestellt waren, rotteten sich zusammen. Sie bekümmerten sich wenig um die Thiere, trieben ihre Possen und lugten fleißig nach allen Seiten, ob nicht Einer des Weges käme, dem sie das Heck öffnen könnten.

Die Deiche der Marschen werden von den Hofbesitzern unterhalten. Dafür haben diese auch die Nutznießung und das Recht der Hutung ruht bei ihnen. Damit das Vieh nicht wild durcheinander laufe, ist über den ganzen Deich von außen nach innen ein Zaun von Flechtwerk aufgerichtet. Auf dem Kamm aber befindet sich ein Schlagbaum, oder ein Heckthor, damit Fußgänger und Reiter nicht behindert werden.

Nach solchen Fußgängern und Reitern spähen die Jungen und sobald sie einen gewahren, eilen sie dem nächsten Schlagbaum zu. Bereitwillig machen sie die Straße frei und halten die offene Hand hin. Wer aber den Wegezoll nicht erlegt, der mit dieser Geberde

ſtillſchweigend gefordert wird, der erfährt bald, daß die Unmündigen in der Marſch mit einem geſegneten Mundwerk begabt ſind, das nicht ſo leicht zu ſtopfen iſt.

„Da kommt Einer! Da kommt Einer!“ rief es in dem Haufen und alle Augen richteten ſich nach der Stelle, die der Rufende bezeichnete.

Ein junger Mann, in der kleidſamen Tracht eines Studenten, die Mütze ſeitwärts auf die dunklen Locken gedrückt, kam fröhlich ſingend daher. Die Buben lauſchten dem Geſange. Sie ſtießen ſich untereinander an und kicherten mitſammen, denn der Marſchfrieſe ſingt nicht und wenn er ſeine Freude auf eine ungewöhnliche Weiſe kund geben will, thut er es mit einem lauten Juchhe! oder Hurrah!

Immer näher kam der heitere Sänger. Die Buben waren auf ihren Poſten und als der Student den Schlagbaum faſt erreicht hatte, wurde dieſer weggeſchoben und die offene Hand des Vorderſten der Buben ſtreckte ſich ihm entgegen.

„Was ſoll das?“ fragte der junge Mann unwillig, weil er in ſeiner Träumerei geſtört ward. „Betteln? Solche geſunde, kräftige Knaben? Schämt Ihr Euch nicht? Macht Platz! Ich gebe nichts.“

Verdutzt zogen ſich die Knaben zurück. Es war

ihnen lange nicht begegnet, daß ihnen ein Vorübergehender den Wegezoll verweigert hatte. Aber noch nicht lange war der junge Mann an ihnen vorüber, als sich ein unwilliges Murren erhob und einzelne Scheltworte hinter ihm drein flogen. Sie waren das unbedeutende Vorspiel zu einer großen Staatsaction.

Der Student achtete nicht darauf. Er schritt rüstig weiter, unbekümmert darum, daß mehrere der Knaben ihm von ferne folgten. Rechts und links schauend, verschlang er das seltene Doppel-Schauspiel, das sich Jedem darbietet, der auf dem Kamm der breiten Elbdeiche einherschreitet. Dort nach Außen hin der Strom. Eine weite, seeähnliche Wasserfläche, bedeckt mit großen und kleinen Schiffen, die ihre Bahnen ziehn. Darüber weg der blaue Himmel und zwischen beiden die flatternden Möven, oder ein verstürmter Adler, der auf seinen Schwingen majestätisch dahin gleitet. Hier, nach Innen, eine reiche, mit allem Gottessegen geschmückte Landschaft, voll blühender Dörfer und stattlicher Gehöfte, woselbst ein kräftiger, derber Menschenschlag hauset, der das Leben zu genießen versteht und es mit schwerer Arbeit und heiterer Lust ausfüllt.

Plötzlich stand er still. Zwischen dem Deiche und dem nächsten Acker befand sich ein weiter Raum, der im Sonnenlicht funkelte, das glitzernd darüber hinflog.

„Das ist eine Brake!“ rief er aus. „Das heitere Nachspiel einer schauerlichen Tragödie. Es ist die erste in meinem Leben, die ich sehe. Die muß ich ganz in der Nähe beschauen.“

Er betrat einen Fußpfad, der schräge abwärts führte, und stand bald darauf an dem Rande eines Beckens, das mit klarem Wasser gefüllt war. Die Augen der Marsch nennt ein Dichter diese Braken, die nichts sind, als die sichtbaren Ueberreste eines Deichbruchs. Als die wilde Sturmfluth durch die selbst gelegte Breche sich die Bahn brach, grub sie sich dieses Bett und als der Deich durch Menschenkräfte wieder geschlossen ward, blieb diese Brake zurück, als ein Denkmal jenes Ereignisses.

Die Zeit hat sie zu kleinen Binnenseen umgeformt. An den Ufern wächst dichtes Rohr; rothe und weiße Wasserblumen tauchen aus der Tiefe und wiegen sich auf der klaren Welle. In dem Schilfe nistet das Wasserhuhn und muntere Fischlein tauchen auf und unter. Bunte Schmetterlinge schwirren mit den Käfern um die Wette und ruhen auf den Zweigen der Weide, die sich melancholisch dem Spiegel des See's zuneigt.

„Wie herrlich das ist!“ rief der junge Mann unwillkührlich aus. „Das ist ein Anblick, den ich sobald nicht vergesse. Wie freue ich mich, daß ich

meinen Entschluß ausführte und hierher kam, bevor ich nach Göttingen ging. Nun habe ich noch einmal das Meer gesehen und die prächtige Elbe und dieses Stillleben, inmitten der reichsten, üppigsten Fülle. Ich werde es nicht vergessen, aber ich will nicht von dieser Stätte scheiden, ohne ein sichtbares Andenken mitzunehmen."

Er trat an die nächste Weide, von welcher er einen Zweig abbrach und dazu sagte:

„Diese wenigen Blätter wirst Du mir gönnen, mich damit zu schmücken. Ich will sie treu bewahren und Deiner dabei gedenken, wenn ich weit von hier im Binnenlande weile."

Kaum aber hielt er den Zweig in der Hand und steckte ihn an die Mütze, als die Knaben, die ihm nachschlichen, ein gellendes Geschrei erhoben und ihn von allen Seiten einschlossen. Ueberrascht schaute er sie an und rief unwillig:

„Seid Ihr von Sinnen? Was tobt und lärmt Ihr? Geht mir aus dem Wege."

„Er hat den Baum beschädigt! Er hat den Baum beschädigt!" rief Einer.

„Er muß zum Deichgräf!" rief ein Anderer. „Der Deichgräf wird über ihn sprechen."

„In das Dorf hinein! In das Dorf!" schrieen die Uebrigen. „Hängt Euch an ihn, daß er nicht

wegläuft. Er soll es büßen, daß er die Bäume plündert, die den Deich beschirmen sollen."

Die Knaben hatten ihn so dicht eingeschlossen, daß er nicht im Stande war, sich ihrer zu erwehren. Halb unwillig, halb lachend gab er den Drängern nach und wandte sich dem Dorfe zu, woselbst er ohnehin eine kurze Rast halten wollte.

„Ich will voraufgehen," sagte einer der Knaben. „Allen Leuten will ich es sagen, die mir entgegen kommen und vor Allem dem Kirchspielsboten mit dem großen Stock und der Fangschnur um den Leib. Der soll den Kerl wohl halten, der uns armen Jungen keinen Pfennig gönnt und obenein die Bäume am Wege schimpfirt."

„Ja! Ja!" schrieen die Andern dem Forteilenden nach. „Hole den Kirchspielsboten. Bis dieser kommt, halten wir den Gefangenen fest und er soll uns nicht entkommen."

Der Student hatte noch einen vergeblichen Versuch gemacht, sich der Gewalt der Knaben zu entziehen, und schritt nun langsam weiter, dem Dorfe zu. Es kam eine plötzliche Angst über ihn, er wußte nicht woher? Eine schwere Last bedrückte seine Brust und sein Herz begann bang zu schlagen.

Einer der Knaben war merklich hinter den andern

zurückgeblieben. Es war Derjenige, der dem jungen Wanderer die Hand hinhielt und ſtatt eines Pfennigs einen leichten Schlag auf dieſelbe bekam. Ein rachſüchtiger Sinn wohnte in dieſem Knaben und, höhniſch dem Fortſchreitenden nachſchauend, ſagte er:

„Er wollte die Hand nicht aufthun; nun ſoll er ſie ganz und gar hergeben. Aber für die paar Blätter, die er mitgenommen hat, thun ſie ihm nichts. Es muß ein anderes Anſehen haben mit dem Baum, ſonſt hat es keinen Schick.“

Mit dieſen Worten eilte der Knabe zurück nach der Stelle, wo an der ſtillen Brake die Weide ſtand. Er riß von derſelben alle Zweige ab, die er irgend erreichen konnte, und ſtreute ſie auf den Boden. Einen Theil der Borke, welche ſich von dem Stamme zu trennen begann, löſte er vollends ab und riß ein geſundes Stück mit fort; dann eilte er dem regelloſen Haufen nach, den er wieder erreichte, bevor dieſer die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte.

Unterdeſſen hatte der dem Zuge voraneilende Knabe den Kirchſpielsboten, in deſſen Händen die Polizeigewalt ruhte, aufgefunden und keuchend kam dieſer herbei.

„Iſt Er der Taugenichts, der Deiche und Dämme ruinirt?“ herrſchte er den jungen Mann an, der ihm mit erzwungener Ruhe antwortete:

„Ich habe weder Deiche, noch Dämme ruinirt und werde mich zu verantworten wiſſen, vor dem, dem es zukommt, ein Verhör mit mir anzuſtellen.“

„Das thut der Deichgräf!“ war die Antwort. „Er will nicht Deiche und Dämme ruinirt und nicht die Hand an die Bäume gelegt haben und trägt noch einen Wald auf dem Kopf? Heda, Jungens! Iſt es wahr, daß dieſer Kerl muthwillig die Bäume beſchädigt hat?“

„Ja! Ja!“ brüllten dieſe. „Wir haben es ſelbſt geſehen.“

„So komme Er mit auf den Schauplatz ſeiner Unthaten, damit ich ſehe, wie groß das Unglück iſt, welches Er anrichtete. Widerſpreche Er der Obrigkeit nicht und denke Er nicht, mir zu entkommen.“

Die Knaben waren von dem Gefangenen zurückgetreten, dem der Kirchſpielsbote hart zur Seite ging. Als ſie den Platz an der Weide erreichten, deren Zweige weit umher zerſtreut lagen, und der Student ſtaunend das Unerwartete ſah, rief der Kirchſpielsbote, indem er ſeinen Gefangenen feſt bei der Schulter faßte:

„Er iſt dem Deichgeſetz verfallen. Weiß Er, wie es lautet? Die Hand, welche den Baum ſchädigt,

welcher den Deich ſchützt, wird von dem Büttel abgehauen."

Der junge Mann ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus. Der Kirchſpielsbote ſah ihn an und ſagte:

„Glaube wohl, daß es Ihm an Herz und Nieren greift. Warum hat Er es nicht vorher bedacht? Nun iſt es zu ſpät. Heute Abend weiß Er, woran Er iſt. Und nun Marſch in's Loch, wo ich ihn vorerſt unterbringen will."

Der Kirchſpielsbote eilte zu dem Deichgräfen, allein dieſer war nicht zu ſprechen. Er hielt eine Berathung mit den Deichgeſchwornen, die ihm von der Gemeinde beigegeben worden, und ordnete die Deichſchau für den nächſten Tag an. Zu einer ſolchen Zeit aber durfte man dem ſtrengen Herrn, der zugleich einer der angeſehenſten Hofbeſitzer war, nicht den Weg vertreten, ſondern mußte geduldig warten, bis dieſer ſelbſt kundgab, daß er bereit ſei, zu hören, zu richten und zu ſchlichten.

Mit dem Anbruch des neuen Morgens erſchien der Deichgräf zu Pferde. Ihm zur Seite ritt ein Waſſerbaukundiger, den die Regierung ſandte. Die Deichgeſchwornen folgten. Mit ſcharfen Blicken wurden alle Deichſtrecken gemuſtert und genau nachgeforſcht,

ob auch die deichpflichtigen Hofleute ihre Schuldigkeit thaten und während des Sommers alle vorhandenen Schäden ausbesserten, oder nicht. Mehrere Stunden dauerte dieser Ritt, dann aber begaben sie sich nach der Landesherberge und nahmen ihren Platz an der langen Tafel in der Gerichtsstube. Ein genaues Protocoll wurde aufgenommen und den Betheiligten, die eigends dazu berufen worden, laut vorgelesen.

Der Deichgräf las mit lauter Stimme und langsam, Satz für Satz. Diejenigen, welche gnädig davon gekommen waren, reckten und streckten sich, und sahen sich, beide Hände in den Taschen, nach allen Seiten um. Diejenigen, welche mit leichten Ordnungsstrafen wegkamen, machten ein verdrießliches Gesicht, indem sie die Brüche, zu welcher sie verurtheilt waren, auf den Tisch zählten. Sie hätten gern das Doppelte gezahlt, wenn sie nicht nöthig gehabt hätten, das spöttische Lächeln der Nachbarn ansehen und dazu schweigen zu müssen.

Nun aber rief der Deichgräf den Namen Peter Volt. Als dieser vortrat, legte der Erstere sein Gesicht in ernste Falten und sprach:

„Peter Volt, ich muß Ihn schelten vor der ganzen Gemeinde, daß Er Seine Pflicht gegen dieselbe schlecht erfüllte. Kein Deich ohne Land, kein Land ohne Deich,

ſagt das Geſetz und Er hat es übertreten, indem Er nicht dafür ſorgte, daß Seine Deichſtrecke dem Ganzen Schutz und Sicherheit gewährt. Darum iſt Er zu der höchſten Brüche verurtheilt und hat hier an Eides-ſtatt zu geloben, daß Er binnen heute und acht Tagen den Schaden vollſtändig heben will, bei der Strafe, die das Geſetz ausſpricht und die unnachſichtlich für den Fall der Nichterfüllung vollſtreckt werden ſoll. Achte Er darauf, Peter Volt, und laſſe Er ſich von mir noch beſonders warnen. Lege Er die Hand auf das Herz und gedenke Er des Spruchs:

„Wer nicht will deichen,
Der muß weichen.“

Der Deichgräf winkte ihm mit der Hand, abzutreten, und ſagte dann:

„Wir haben nun unſer Werk gethan, lieben Herren. Laßt es Euch gefallen, daß ich Euch den Dank der Gemeinde für Euere Mühe ausſpreche, und folgt mir dann zum Gotteshauſe, wo wir uns im Gebet vereinigen und Gott bitten wollen, daß er uns fernerhin ſchirme und bewahre und Seine mächtige Hand über unſern Deich halte.“

Willig folgten Alle dieſem Gebote. Als ſie auf die Straße hinaus traten, erklang von dem Kirchthurm ein feierliches Geläut. Ein großer Theil der Ge-

meinde folgte den Herren der Deichschau zum Gottesdienste.

Als aber der Pastor am Altar den Segen gesprochen hatte und die Andächtigen mit einer väterlichen Ermahnung entließ, begab sich der Zug nach der Landesherberge zurück, wo ein stattliches Gastmahl hergerichtet war, dessen Kosten aus der eingegangenen Brüche bestritten wurden. Da ward mancher rechtschaffene Trunk gethan; manches Sprüchlein und mancher Reimvers hergesagt, der als ein alter Bekannter mit allgemeinem Juchhei begrüßt wurde, das sich verdreifachte, wenn gegen den Schluß des Mahles hin der Herr Deichgräf sich erhob und mit lauter Stimme sagte:

„Gottes Hand auf Damm und Deichen,
Siehlen, Bollwerk und dergleichen,
Dazu unser Land und Gut
Und ein ehrlich Marschenblut!"

Denn dieser Spruch galt für Alle und für den Einzelnen insbesondere, und Jeder hielt es für seine Schuldigkeit, ohne den Andern Etwas zu vergeben, sich selbst leben zu lassen und Glück zu wünschen, soviel er dessen bedürftig. Dann aber löste sich die Tafelrunde auf und Alle gingen heim, in so guter Ordnung, als nur irgend möglich.

Zwei Herzen gab es am andern Morgen in der

Gemeinde, die waren ſchwer bedrückt. Das eine ſchlug in der Bruſt des Peter Bolt, der öffentlich vor den Leuten geſcholten ward wegen grober Fahrläſſigkeit und nur mit Mühe die ihm widerfahrene Schmach vor ſeiner Tochter verbergen konnte. Seufzend erhob er ſich von ſeinem Lager, auf welchem er ſich ruhelos umhergeworfen, und zog mit ſeinen Leuten dem Deiche zu, um Hand an ein Werk zu legen, das zu vollenden er nimmer hoffen durfte.

Unterwegs geſellte ſich einer der Deichgeſchwornen zu ihm, der bisher gute Freundſchaft mit ihm hielt, und ſagte:

„Habe guten Muth und denke daran, daß die Hülfe am nächſten, wenn die Noth am größten iſt, und daß manche Arbeit, die mit Thränen des Jammers beginnt, mit Freudenthränen beſchloſſen wird.“

Mit ſolchen Troſtſprüchen ſuchte er den Freund aufzurichten, bis ſie an die bezeichnete Stelle kamen; dann aber hieß er Jedermann aufmerken und ſagte mit entblößtem Haupte:

„Ihr geht an eine ernſte Arbeit und ſolche wird nicht durch ein leichtfertiges Weſen gefördert. Alles Ernſtes ermahne ich Euch und rufe Euch in das Gedächtniß zurück, daß ich, als ein dem Deiche zuge-

ſchworner Mann, berufen bin, darauf zu halten, daß bei der Deicharbeit, als wobei man ſonderlich auf die gerechte und ſchwer ſtrafende Hand Gottes zurück zu ſehen hat, nicht geflucht, nicht lüderlich geſchworen und keine gottesläſterlichen und ärgerlichen Reden geführt werden; und wenn es dennoch geſchieht, ſind ſchwere Strafen zu verhängen und die Uebelthäter zur Verantwortung zu ziehen. Ich habe es geſagt, Ihr achtet Euch darnach. Amen!"

„Amen!" wiederholten die Männer und gingen ſchweigend an ihr Werk.

Der Zweite, der in dem Kirchſpiel eine ſchlimme Nacht verbrachte und den erſten Schimmer des neuen Tages mit einem Seufzer begrüßte, war der Student, der ſeine Mütze mit einem grünen Zweige ſchmückte und dafür in den Kerker geworfen und mit ſchwerer Strafe bedroht ward.

Dieſer Kerker befand ſich in dem Kellergeſchoß der Landesherberge und der Wirth dieſes Hauſes hatte zugleich die Pflicht, die Gefangenen auf Gemeindekoſten mit dem Nothdürftigſten zu verſehen. Selbſt ſtieg er indeſſen die ſteile Treppe nicht hinab, ſondern dies Geſchäft verſah eine alte Frau, welche als Dienſtmagd zum Hauſe gehörte und halb aus Gnaden beibehalten ward, denn ſie konnte nur noch Weniges verrichten.

Es war ein altes, überaus ſchweigſames Mütterchen, das nur auf Augenblicke lebendig wurde, wenn man ſie an ihren Sohn erinnerte, der vor vielen Jahren in die Fremde ging und wahrſcheinlich irgendwo verunglückte, denn er hatte niemals Etwas von ſich hören laſſen.

Dieſe alte Frau ſtieg langſam die Treppe hinunter mit einem Stücke Brod und einem Kruge Waſſer in den Händen. Als ſie in das blaſſe Geſicht des jungen Mannes ſah, der auf dem Strohhaufen ſaß und von dem durch das Gitter fallenden Sonnenſtrahl beleuchtet ward, begann ſie zu weinen und ſagte ſo laut, daß Jener es hören konnte:

„Gott und Vater! Das iſt gerade ein ſo junges Blut, als mein Hans war, da er in die Fremde ging, von welcher er noch immer nicht heim gekehrt iſt.“

„Dann gebe Euch Gott, daß es ihm nicht geht, wie mir und er als ein unſchuldig Blut im Kerker ſitzt, eines Verbrechens angeklagt, das er nimmer beging,“ entgegnete der Student.

Da kam Leben in die alte Frau. Sie ſprach vom Herzen herunter, was darauf laſtete. Ihre Augen glänzten; ihr Geſicht erhielt Farbe und ſie ſchien jung zu werden in der Erinnerung an ihren Sohn. Dann aber ſprach ſie zu ſich ſelbſt:

„Ich weiß nicht, ob der arme Bursche da etwas Sträfliches gethan hat, oder ob er unschuldig ist, wie er mir betheuert. Aber wenn ich ihm Barmherzigkeit erweise, kommt es vielleicht meinem Fleisch und Blut zu gute und Gott läßt mich die Freude erleben, daß ich ihn gesund und fröhlich wiedersehe. Gehabe Dich wohl, Du armes Bürschchen, und wenn ich Etwas thue, was vor den Menschen strafbar ist, geschieht es um dessetwillen, der mir an's Herz gewachsen ist und nicht daraus weichen wird, so lange noch ein Blutstropfen darin ist."

Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte er auf die alte Frau, die langsam die Treppe hinauf stieg und sich nicht weiter nach ihm umsah. Er erhob sich von seinem Sitze, folgte ihr Schritt um Schritt, Stufe um Stufe, bis er in der Mitte der Treppe mit verhaltenem Athem stehen blieb.

Jetzt verschwand sie durch den Rahmen der Thür. Er streckte unwillkührlich den Arm aus, als wollte er das Schließen derselben hindern. Aber es bedurfte keines hemmenden Armes, denn die Thür blieb offen und das helle Licht des Tages fiel durch dieselbe in den Kerker.

„Dank! Dank!" rief der junge Mann. „Gott

ſei dem Mütterchen gnädig und barmherzig für die Hülfe, welche ſie mir bringt.“

Mit einem Satze war er oben und ſprang mitten in den leuchtenden Tag hinein. Er that einen tiefen Athemzug und fuhr mit der Hand über die Augen; dann aber flog er die Straße entlang, die ſich vor ihm ausdehnte und das Gebell des mit der Kette raſſelnden Hofhundes ſcholl hinter ihm her.

Um dieſe Zeit war es, als der Kirchſpielsbote ſich der Landesherberge näherte. Er war bei dem Deichgräf geweſen, um über das Ereigniß des vergangenen Tages zu berichten, und hatte den Befehl empfangen, den Gefangenen zu holen und die Herren Geſchwornen einzuladen, dem Verhöre beizuwohnen.

Dem letzteren Befehl hatte er genügt und kam nun mit ſeinem Gehülfen, um den Gefangenen aus dem Gewahrſam zu holen. Er hörte das laute Gebell des Hundes und fragte den ihn begleitenden Mann, ob er vielleicht wiſſe, welcher Teufel ſchon ſo frühe ſein Weſen vor der Thür der Landesherberge treibe, daß der Hund ſchier aus der Haut fahren wolle?

Indeſſen trabten Beide um die Ecke und ſahen nun den Wirth, der mit der alten Frau zankte, welche die Kellerthür aufgelaſſen habe. Da ſchoß dem Kirchſpielsboten das Blut in das Geſicht; es ahnte ihm

nichts Gutes. Schnell sprang er die Treppe hinab, aber noch schneller war er wieder oben und rief:

„Der Spitzbube ist fort! Der Deichfrevler ist entsprungen! Aber er kann noch nicht weit sein! Hülfe! Herbei! Herbei! Ihm nach!“

Wie ein Pfeil flog dieser Mahnruf durch die Straßen des Dorfes. Der Wirth löste den Hund von der Kette und dieser sprang laut bellend voran.

„Dem folgt! Dem folgt!“ rief der Wirth. „Er hilft Euch die Spur finden.“

Der Haufen schwoll an. Junge Bursche und Knaben, die auf das Feld, oder nach dem Deiche wollten, schlossen sich den Uebrigen an und fort ging es, an den einzelnen Höfen vorüber und durch alle Seitengänge, Einer hierhin, der Andere dorthin, so daß an kein Entrinnen zu denken war, welche Richtung der Fliehende auch einschlug.

Das letzte Haus der eigentlichen Dorfstraße lag hinter ihnen und der Kirchspielsbote, der Allen voran war, schrie laut auf:

„Da ist er! Er läuft nach dem Deiche. Entweder muß er darüber hinweg in die Elbe hinein, oder er ist unser. Frisch, Leute! Ihr da, macht einen Bogen nach links, Ihr Andern einen Bogen nach rechts und ich laufe mit dem Hunde gerade aus, dann

kann er uns nicht entrinnen, er mag es anfangen, wie er will."

Mit dem Aufwande aller seiner Kräfte war der junge Mann bis in die Nähe des Deiches gekommen. Der Athem stockte. Er blieb stehen und sah mit laut schlagendem Herzen um sich her. Es schwamm ihm vor den Augen; Er vermochte nichts zu unterscheiden. Aber das „Halloh!" und das „Juchhei!" der verfolgenden Meute schlug an sein Ohr und mit dem Ausrufe: „So sei mir Gott gnädig und lasse mich zur Stelle sterben, aber nicht diesen Wüthrichen in die Hände fallen!" schwankte er keuchend noch einige Schritte vorwärts und sank dann zu Boden, von mitleidigen Armen aufgefangen.

Es waren die Arme Peter Volt's, die ihn hielten. Der Bauer scharwerkte mit den Seinigen am Deiche und hatte den jungen Mann kommen sehen, dem die Verfolger nahe auf den Fersen waren. Er schaute den halb Leblosen mitleidig an und sagte:

„Das ist noch ein junges Blut mit einem frommen Gesicht. Der hat nichts Böses gethan und ich glaube, es ist kein Verbrechen, ihn durchzubringen. Kann ich mir auch selbst nicht helfen, bin ich vielleicht stark genug, einem Bedrängten beizustehen, und das soll geschehen. Hollah, junger Bursch! Schlage die Augen

auf! Stehe aufrecht, junger Mann, es geht an's Leben! Hanjochen, gieb ihm Deinen Spaten in die Hand! Schnell! Schnell! Um Christi willen, sonst ist es zu spät."

Der Knecht verstand seinen Herrn und vollzog dessen Gebot. Er hielt den Schwankenden mit der Linken aufrecht, reichte ihm mit der Rechten den Spaten und flüsterte ihm zu:

„Frisch damit in die Erde hinein und stecht aus und ein, so schnell Ihr könnt. Es gilt Euer Leben!"

Kaum war es geschehen, als der Kirchspielsbote herankam und athemlos keuchte:

„Halt da!"

„Wem gebietet Er Halt?" fragte Peter Volt vortretend.

„Ihm und Seinen Knechten. Den jungen Taugenichts gebt mir heraus. Er ist mir entsprungen und ich will ihn wieder einbringen. Das Gericht, das über ihn sprechen soll, ist schon versammelt."

Er streckte die Hand nach dem Flüchtling aus, um ihn zu greifen; allein die Knechte drängten sich dazwischen und warteten auf einen Wink ihres Herrn.

„Wage Er es nicht!" rief Peter Volt mit fester Stimme. „Ich verbiete es Ihm, Seine Hand nach

diesem Manne auszustrecken. Dieser Fleck Erde ist eine Freistatt und wehe Dem, der sie verletzt."

„Ich werde dem jungen Taugenichts zeigen, wo die Freistatt ist, die ihm gebührt, und Ketten und Banden sollen mir dafür haften, daß er nicht wieder entspringt."

„Zurück!" rief der Bauer und schwang seinen Spaten, bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. „Der Deich ist das Heiligthum der Marsch und schützt das Haupt Desjenigen, der daran arbeitet. Der Mörder und der Brandstifter sind unantastbar, so lange sie mit ihren Händen am Deiche schaffen. Seht zu, was Euer Schicksal ist, wenn Ihr das Gesetz verhöhnt."

Alle wichen zurück.

Der Kirchspielsbote knirschte mit den Zähnen ob seiner Ohnmacht und sagte dann:

„Es ist gut. Ich will mich fügen. Aber entgehen soll mir der Bursche nicht. Meine Augen halte ich offen und wenn der Spaten ihm aus der Hand fällt, ist er mein."

Die Meisten entfernten sich hierhin und dorthin mit lautem Toben und wüstem Geschrei. Der Kirchspielsbote aber und Zwei der Seinigen gingen einer Gruppe von Weidenbäumen zu, welche am Wege

ſtand. Sie lagerten ſich im Graſe und ließen ihr Opfer nicht aus den Augen.

„Der junge Menſch kann nicht weiter, Herr!“ ſagte nach einiger Zeit Jan Gieſe, der Großknecht, zu dem Bauer. „Legt er die Hände in den Schooß und wirft ſich in das Gras, kommt der Kerl, der dort hinter den Weiden ſteckt, und kapert ihn uns weg. Will ihn über den Deich bringen, nach der Elbſeite zu, dort kann er ungeſehen nach Herzensluſt ausſchlafen.“

„Thue das, Jan Gieſe! Der Burſche ſieht zu ehrlich aus, er kann nichts Böſes gethan haben. Will nachher ein Wort mit ihm reden. Jetzt bedrücken mich andere Sorgen. Gieb ihm auch Speiſe und Trank und habe ein wachſames Auge auf den Kirchſpielsboten. Er ſoll mir dieſen Platz nicht ſchimpfiren, auf welchen ich jetzt noch Herr bin.“

„Ja, Herr. Und wenn es eine Gerechtigkeit giebt, muß Er es auch bleiben. Jetzt will ich Seinen Befehl ausrichten.“

Der junge Flüchtling wurde von den Arbeitern, die von unten auf bis zu dem Kamm des Deiches eine ununterbrochene Kette bildeten, in die Mitte genommen. Er wanderte von einer Hand zur andern und die ſtämmigen Burſchen wußten ſich ſo geſchickt dabei zu

benehmen, daß die Häscher in ihrem Versteck nicht im Stande waren, zu sehen, was sich vor ihren sichtlichen Augen begab. Dann aber griffen sie wieder zur Hacke und Spaten und schafften so eifrig, daß sie fast vergaßen, sich zur Mittagskost hinzusetzen, die von den Mägden in großen Trachten herbei getragen wurde.

Die Sonne sank allmählich dem westlichen Horizont zu, als Peter Volt sich nach der Außenseite des Deiches begab, um nach seinem Schützling zu sehen, der ihm völlig ausgeruht entgegen kam.

„Halte Dich ruhig, junger Mensch, und erzähle mir, wie Du in diese Lage gekommen bist. Ich kann nicht glauben, daß Du ein Deichfrevler seist, und habe Dir deswegen eine helfende Hand gereicht."

„Dank, Herr. Ihr habt keinem Unwürdigen geholfen," entgegnete Jener. „Euern Beistand werde ich nie vergessen."

„So erzähle mir mit aller Aufrichtigkeit, wie es zuging und weshalb Du hierher in die Marsch gekommen bist?" sagte der Bauer.

Der junge Mann befolgte dies Gebot und schloß:

„So mußte ich meine Lust büßen, die offne See und den großen Strom noch einmal vor meiner Abreise in das Binnenland zu sehen. Und wer weiß,

was noch geſchieht, denn hier iſt kein Entrinnen und jenſeits des Schutzwalles lauern die Häſcher."

Der Bauer hatte den jungen Mann während der Erzählung genau betrachtet und ſagte dann vor ſich hin:

„Hier iſt kein Lug und Trug. Das iſt Wahrheit. Ich will ihm glauben."

Darauf richtete er noch einen feſten Blick auf den jungen Mann, den dieſer unbefangen aushielt, und ſagte dann:

„Du haſt mir noch nicht geſagt, wie Du heißeſt und von woher Du gebürtig biſt. Wo iſt Deine Heimath und wer ſind Deine Aeltern?"

„Ich heiße Herrmann Heinſohn und mein Vater iſt der Kornhändler Matthias Heinſohn aus Wiſchhafen. Ihr müßt meinen Vater kennen, Herr, denn er iſt in allen Theilen der Marſch wohl bekannt und bei den Herrenleuten gerne geſehen."

„Dein Vater iſt ein Ehrenmann," ſagte der Bauer. „Ich habe manchen guten Handel mit ihm gemacht, und wenn dies in der letzten Zeit ſeltener geſchehen iſt, hat das eine Urſache, die ihm nicht zur Laſt fällt. Du biſt jetzt geſtärkt, mein Junge, und kannſt wieder zum Spaten greifen. Du mußt es thun, damit Deine Späher Dich vor Augen haben. Geh' zu den Uebrigen

und sage, daß der Großknecht zu mir kommen soll. Sei getrost, mein Junge. Ich leihe Dir meine Hülfe um Deines rechtschaffenen Vaters willen. Kann ich mir auch selbst nicht helfen, vermag ich doch Andern beizustehen. Geh', mein Junge."

Herrmann Heinsohn ging zu den Knechten und Tagelöhnern und bald darauf erschien der Großknecht vor seinem Herrn mit den Worten:

„Weiß schon, was Er will. Der Bursche muß fort."

„Das muß er. Er ist eines braven Mannes Sohn und selbst ein redliches Blut. Aber, wie fangen wir das an? Nach binnenwärts bringen wir ihn nicht unbemerkt durch."

„Nein, Herr. Die Kerle halten die Augen weit offen. Dort ist die einzige Rettung."

Der Knecht deutete bei diesen Worten auf die Elbe. Der Bauer sah ihn groß an:

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine .... Aber es ist besser, ich sage es Ihm nicht. Er kann dann mit vollem Rechte sagen, wenn man Ihn frägt, Er wisse es nicht. Gehe Er zu den Leuten und nehme Er meinen Platz ein. Bald kommt die Fluth ..."

Der Knecht deutete nochmals auf den Strom.

Der Bauer ſchüttelte ihm die Hand und ging. Jan Gieſe aber ſchritt den ſchmalen, abſchüſſigen Pfad entlang, der zwiſchen dem Fuße des Deiches und dem Strom von der Ebbe bloß gelegt ward, und näherte ſich einer Stelle, die mit dichtem Röhricht bewachſen war.

Schnell war er in daſſelbe eingedrungen. Eine Flucht wilder Enten flatterte mit lautem Geſchnatter in den dämmernden Abend hinein. An dem entgegengeſetzten Ende ſchob ſich, umhüllt von der einbrechenden Dunkelheit, ein leichter Kahn aus dem Röhricht und ſchwamm längs dem Deiche der Stelle zu, wo der Bauer Peter Volt mit ſeinen Leuten bei'm Schimmer der brennenden Fackeln das ſchwere Tagewerk fortſetzte.

„Es iſt Alles bereit, Herr," flüſterte Jan Gieſe, der von ſeiner Wanderung wieder zurückgekehrt war, dem Bauer zu. „Gebe Er mir den Jungen mit. Es iſt die höchſte Zeit. Da kommt die Fluth."

Sie kam. Laut und immer lauter rauſchte ſie heran und ſtrömte über die Banken, füllte die Priele und warf die Schaumwellen wie zum Spiel gegen den Deich auf.

Auf ihrem Rücken trug ſie einen leichten Kahn, der von einem kräftigen Ruderer ſicher geſteuert ward.

Diesem gegenüber saß ein junger Mann und schaute sinnend in die vorübergleitenden Wellen.

Die Nebel stiegen aus den Fluthen auf und bauten eine Wand zwischen dem Kahn und dem Deich, der von den Fackeln, die den emsigen Arbeitern noch immer leuchteten, in der dunklen Nacht aufglühte.

Am andern Tage war eine große Aufregung, sowohl im ganzen Dorfe, als auch auf dem Bottenhofe insbesondere. Die Leute waren erst um Mitternacht heimgekehrt und hatten sich, erschöpft von der schweren Arbeit, auf ihre Betten geworfen. Der Bauer saß still und in sich gekehrt in der Dönse auf der Ofenbank. Er achtete nicht auf die Schmeichelreden und Bitten seiner Tochter und befahl ihr mit einer ihm sonst nicht eigenen Barschheit, sich in ihre Kammer zu begeben.

Der Kirchspielsbote, der mit seinen Leuten einen Theil der Nacht hindurch vergebens auf seinen Fang gelauert hatte, verbrachte den Rest derselben in der Schenke und schwur Stein und Bein, er wolle den Bauer selbst an's Messer liefern, denn der und kein Anderer sei es gewesen, der dem Deichfrevler davon geholfen habe.

Als aber der volle Tag durch die Fenster fiel und Trina aus der Kammer trat, um nach dem Vater zu

ſehen, war dieſer nicht zu finden. Er hatte ſein Gehöft verlaſſen, ohne Jemandem zu ſagen, wohin er gehen wolle. Keiner hatte ihn geſehen. Die arme Dirne war bis zum Tode erſchreckt und wußte nicht, was ſie in dieſer traurigen Lage beginnen ſollte.

Da erſchien der Großknecht Jan Gieſe in der Thür und ſagte mitleidig:

„Trina Bolt, Sie dauert mich; aber Sie muß nicht gleich verzweifeln. Der Vater wird gegangen ſein, um anderswo die Hülfe zu ſuchen, die er in der eigenen Gemeinde nicht finden kann. Wir müſſen die Leute behalten, die wir haben, und neue dazu werben, ſonſt vermögen wir die Arbeit, die auf uns liegt, nicht zu bewältigen. Dazu braucht man Geld und Sie weiß wohl, daß es bei dem Vater damit knapp beſtellt iſt. Laſſe Sie den Kopf nicht ſinken und koche Sie tüchtig zu, damit wir das Volk bei gutem Muthe erhalten, ſonſt wird es rebelliſch und wirft mir den Spaten vor die Füße.“

Jan Gieſe ging hinaus.

Nach einiger Zeit hörte man auf der großen Diele einen wüſten Lärm. Viele Stimmen ſchrieen und tobten durcheinander, aber die mächtige Stimme des Großknechts tönte über Alle hinaus.

„Jesus, mein Gott! Was ist das?“ schrie Trina Bolt laut auf. „Was wird das werden?“

Da stürzte die alte Magd, die treue Brümmer, herein und rief händeringend:

„Es ist Alles aus. Der Herr hat seinen Hof verlassen und das Volk rebellirt. Sie wollen nicht nach dem Deiche hinaus, wenn der Hausmann nicht mitgeht und die Arbeit theilt. Hörst Du es, Kind? Wer will den tollen Haufen bändigen?“

„Ich!“ sagte das junge Mädchen und kühner Muth strahlte aus ihren Blicken. „Ich, da ich hier jetzt die Herrin bin und schaffen und sorgen muß an meines Vaters Statt. Tritt mir nicht in den Weg und strecke nicht die Hand nach mir aus. Du kannst mich nicht halten und von meiner Pflicht abwendig machen.“

„Besinne Dich, Kind!“ rief die Alte flehend. „Sie haben von dem Pferdejungen Branntwein aus der Schenke holen lassen und gießen ihn hinunter wie Wasser. Die Kerle hören Dich gar nicht an, Kind.“

„Sie sollen mich anhören! Rufe mir den Jan Giese. Er ist der Aelteste und Treuste. An seiner Hand gehe ich hinaus und will sie zwingen, ihre Pflicht zu thun.“

Aber die Magd zögerte furchtsam, diesen Befehl

zu erfüllen, und Trina Bolt schritt allein über die große Diele weg, durch das weite Einfahrtsthor auf den Hof hinaus.

Der wüste Lärmen wuchs. Die mit starkem Branntwein gefüllte Kanne ging von Hand zu Hand und Jeder schwur, indem er einen tüchtigen Zug that, nicht eher zu arbeiten, bis der Bauer sich an die Spitze stelle und ihnen den rückständigen Lohn in blankem Silber auf die blanke Fläche des Spatens zahle.

Als das junge Mädchen dicht an die tobenden Knechte herantrat, ward es einen Augenblick still und sie sprach laut und vernehmlich:

„Wer ist der beste und treueste Knecht auf dem Beltenhofe? Er trete vor, damit die junge Tochter seines Herrn Schutz und Schirm vor diesen wüsten Gesellen finde."

„Ich bin hier! Ich, der Großknecht! Jan Giese!" rief dieser und suchte sich Bahn zu machen.

Allein die Knechte und Tagelöhner hielten ihn zurück und der junge Borchard rief, indem er seinen Spaten drohend schwang:

„Daß Du Dich nicht unterstehst! Rühre Dich von der Stelle und Du hast dies Eisen auf Deinem Kopf!"

„Rebell!" schrie unerschrocken der alte Mann.

„Du bist mehr, als ein Rebell, Du bist ein Judas, der seinen Herrn für dreißig Silberlinge verräth. Hast Du nicht mit dem Großknecht von dem Nagelshofe in der Schenke gesessen und Dich von ihm traktiren und Geld in die Tasche schieben lassen, damit Du hier Unkraut säen und das Elend über diesen Hof bringen sollst? Schande über Dich und Schimpf, Du treuloser Knecht!“

Der Gescholtene wurde blutroth und sprudelte giftige Worte vor sich hin.

Die Tochter des Hauses aber, die Alles gehört hatte, trat vor und sagte:

„Jon Giese, das ist nicht wahr. Du sprichst zum ersten Male eine Lüge! Das hat der Borchard nicht gethan. Weißt Du nicht, daß er als eine vater- und mutterlose Waise an demselben Tage, da ich geboren ward, zu uns auf den Hof kam? Hat meine Mutter ihn nicht gewartet und gepflegt und an seinem Bette gesessen, als er krank und elend war? Willst Du mir einreden, daß der Borchard so schurkisch und ehrlos sein kann, den Mann für Geld zu verrathen, dessen Frau Mutterstelle bei ihm vertrat, bis ihre Augen sich schlossen? Ein unvernünftiges Thier hat so viel Treue in sich, daß es die Hand leckt, die es füttert, wenn sie auch manchmal im Zorne nach ihm

ſchlug. Tritt hierher, Borchard, und ſage ihnen, daß ſie lügen, und daß Du uns nicht verrathen haſt."

Aber der Borchard, auf deſſen Geſicht Bläſſe und Röthe wechſelte, hielt den Mund feſt verſchloſſen und ein Dritter rief:

„Das kann er nicht! Seht Ihr nicht, daß er ein Schloß vor dem Munde hat, woran ein Lederbeutel mit fünf blanken Thalern hängt? Der alte Carſten Nagel iſt viel zu klug, als daß er dreißig Silberlinge für Etwas ausgiebt, das er für fünf bekommen kann. Und nun zahlt uns unſern Lohn, auf dem wir warten, oder wir kehren das Unterſte zu oberſt und ſetzen Euch den rothen Hahn auf das Dach."

Mit lautem Geſchrei fielen die Uebrigen ein, indem ſie die Spaten zuſammen ſchlugen und in geſchloſſener Reihe gegen das Haus vordrangen.

Trina Bolt wich erbleichend zurück und ihr Herz begann laut zu ſchlagen; dann aber nahm ſie ihre letzten Kräfte zuſammen und ſagte laut:

„Nur über meinen Leib hin geht der Weg in dieſes Haus!"

Sie ſank in die Kniee und die gefaltenen Hände erhebend, fuhr ſie fort:

„Herr Gott, Vater im Himmel, Dich rufe ich

an in meiner höchsten Noth. Halte Deine Hand über mich und schirme mich vor den Verräthern und Gottlosen, damit ich nicht zu schanden werde. Hilf mir, Herr Gott und Vater, durch Jesum Christum Deinen eingebornen Sohn!"

Und sie kam die Hülfe in der Noth mit donnerndem Hufschlag, so schnell, wie ein gutes Pferd laufen kann, wenn ein kühner Reiter ihm die Sporen in die Weichen drückt. Marx Nagel saß hoch auf seinem Falben, auf welchem er jeden Morgen über die Feldmarken seines Hofes ritt, um nach dem Rechten zu sehen und ob Jeder seine Schuldigkeit thäte, wie es der Vater gebot. Da kam ihm unterweges die Nachricht von dem Tumult auf dem Boltenhofe und mit verhängtem Zügel sprengte er dahin.

Das Erscheinen des jungen, kräftigen Bauernsohnes inmitten der tobenden Menge brachte eine schleunige Veränderung hervor. Jan Giese und ein paar Andere, die es gut mit dem Herrn meinten, jauchzten dem willkommenen Helfer zu und der treue Großknecht lief zu der Tochter seines Herrn, die, von Schrecken bewältigt, zu sinken drohte. Der Rädelsführer Borchard schlich sich davon und nur einige muthvollere Gesellen boten Trotz. Rasche Reden flogen hin und her und erst als die Nachricht kam, daß der

Kirchſpielsbote mit ſeinen Gehülfen im Anzuge ſei, rief einer der Letzteren:

„Pah! Was ſtehen wir noch hier und begehren das Unſrige, was wir doch nun und nimmer bekommen werden? Laßt uns gehen und den Staub von unſern Füßen ſchütteln! Wir ſchenken dem Bettelhaus das Geld, was er uns ſchuldet. Mag er es als einen Zehrpfennig brauchen, wenn er hinauswandern muß, mit dem weißen Stabe in der Hand. Kommt! Kommt! Wir ziehen ab mit lautem Juchhei!“

Die rohen Burſchen ſtürmten fort, anſcheinend gewaltig aufbegehrend und doch heimlich rückwärts ſchauend, ob nicht der junge, kräftige Bauer, der ſo ſtolz zu Roß ſaß, hinter ihnen drein ſprengen und ihnen die Peitſche um die Ohren ſchlagen werde.

Marx Nagel ſtieg von ſeinem Pferde, trat zu der Altmagd, die ſich um ihre junge Herrin bemühte, und ſagte:

„Bringe Sie die Jungfer in das Haus und thue Sie, was noth iſt, ſie zu pflegen. Wenn Trina Bolt die Augen aufſchlägt, ſage ſie ihr, daß ſie ſich nicht ſorgen und fürchten ſoll. Der Marx Nagel ſei da, um den Voltenhof zu ſchützen, ſo lange dies in eines

Menschen Macht stehe. Ohne ihren Willen soll kein Strohhalm vom Dache entwendet werden."

Mit diesem Troste ging die Altmagd zu der jungen Gebieterin und der junge Mann blieb überlegend auf dem vereinsamten Hofe zurück; nicht im Stande, den Ausweg zu finden, nach welchem er so eifrig suchte.

Nicht lange dauerte seine Einsamkeit. Von zweien Seiten kam es heran, um ihn derselben zu entreißen.

Auf dem Nagelshofe fragte der Vater nach dem Sohne und erfuhr, wohin dieser sich begab. Zu das Pastorenhaus gelangte die Kunde von dem Unheil, welches sich auf dem Voltenhofe ereignete, und der Pastor, der den freundlichen Mann gern hatte und auf dessen Tochter große Stücke hielt, begab sich dorthin, um Trost zu bringen und mit väterlichem Rathe zur Hand zu sein. Beide Männer näherten sich dem Voltenhofe; aber ein ergrimmter Bauer auf einem halbwilden Pferde erreicht sein Ziel eher, als ein bejahrter Geistlicher, der an seinem Wanderstabe den schmalen Fußsteig geht, der über die Aecker führt.

Marx Nagel sah seinen Vater kommen. Er hörte, wie dieser einem umherlungernden Burschen gebieterisch zurief, ihm das Pferd abzunehmen. Festen Fußes erwartete er das Zusammentreffen, wenn auch mit klopfendem Herzen.

„Was thust Du hier?“ herrschte der Vater ihn schon von Weitem an.

„Er weiß es wohl, Vater!“ entgegnete Marx ruhig. „Hier wohnt das Mädchen, welches ich liebe und der ich Treue gelobt habe für das Leben.“

„Dir ist verboten, hier auf die Freite zu gehen. Du mißachtest meinen Befehl, indem Du einen Fuß auf diesen Hof setzest.“

„Dem Herzen kann ich nicht gebieten, Vater. Es zieht mich mit aller Macht hierher und ich muß ihm gehorchen.“

„Dem Vater gehorcht der Sohn und keinem Andern in der Welt. Ich bin Dein Herr und Meister, vor dem Du den Nacken beugen sollst, so lange meine Augen offen stehen. Auf der Stelle gehe nach Hause und erwarte dort, was ich Dir zu sagen habe.“

„Ich kann nicht, Vater!“

„Du kannst nicht?“

„Und ich will auch nicht. Was für ein erbärmlicher Mensch wäre ich, wenn ich eine Dirne, die sich mir im Glücke feierlich verlobte, verlassen könnte, da sie in Noth gerathen ist? Sei Er nicht ungerecht gegen mich, weil ich handle, wie es mir mein Gewissen vorschreibt.“

Der Alte stand starr vor Staunen. Einen solchen

Widerſpruch hatte er nicht vermuthet. Aber er ſah in demſelben ein Spiegelbild ſeines eignen Selbſt und ſagte darum in einem gelaſſenern Ton, als er ſonſt anſchlug:

„Sohn Marx, Du haſt eine Binde vor den Augen; ich will ſie Dir abnehmen. Du biſt mein Erbe und als ſolcher der reichſte und angeſehenſte Mann in der Marſch weit und breit. Da iſt keine Thür, welche ſich Dir nicht öffnet, wenn Du anklopfſt. Ich will nicht davon reden, daß der Mann, deſſen Tochter Du nachläufſt, mein Feind iſt. Ich ſage Dir nur, daß er ein herabgekommener Landläufer iſt, vor deſſen Haus und Hof der Spaten in der Erde ſteckt.“

„Das wird nicht geſchehen!“ unterbrach ihn der Sohn lebhaft.

„Willſt Du es etwa hindern?“ fragte Carſten Nagel in ſeiner kalten, ſpöttiſchen Weiſe. „Ich bin neugierig, wie tief Deine Hand in den Beutel greifen kann.“

„Er ſpottet meiner, Vater. Aber Sein Spott iſt grauſam und ſtößt mir das Herz ab.“

„Du machſt Dir viel mit Deinem Herzen zu ſchaffen, Sohn Marx. Komm, komm! Das führt zu Nichts. Ich will mit einem Male in's Klare kommen. Dir bleibt unter Zweien die Wahl. Ent-

weder ich, oder die Dirne. Nimmst Du sie, dann sagst Du Dich von mir los und Du magst sehen, wie weit Du mit dem Pflichttheil reichst, den Dir das Gesetz nach meinem Tode zuspricht."

„Ich will tragen, was ich muß, Vater. Gott wird uns nicht verlassen."

„So verlasse ich Dich, Du ungerathener, undankbarer Sohn!" brauste Carsten Nagel auf. „Geh' auf die Pfarre, und bestelle das Aufgebot; cariole mit Deiner Bettelbraut von Hof zu Hof und siehe zu, wie die Herrenleute Dich empfangen. Tritt mit ihr an den Altar, wo ich Dich erwarten werde, und wenn Dein Mund sich öffnet . . ."

Der Vater sah in diesem Augenblicke schrecklich aus. Es zuckte in den Mundwinkeln, aber das entsetzensvolle Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, wollte nicht über die Lippen. Ihn schüttelte Fieberfrost und er fuhr zusammen, als eine Stimme neben ihm sagte:

„Verstumme, unglückseliger Mann, der Du im Begriff bist, Dein eigen Fleisch und Blut zu verfluchen."

„Wer untersteht sich . . ."

„Der Diener Gottes untersteht sich, dem unna-

türlichen Vater zu befehlen, daß er nicht länger frevle, ſondern in ſich gehe und bereue."

„Was habe ich mit Ihm zu ſchaffen? Er iſt nicht mein Vormund!" ſtieß der Bauer heraus und ſah dem Paſtor in das Geſicht; ſchlug aber ſogleich die Augen nieder, als der ſtrafende Blick des geiſtlichen Herrn ihn traf. Dieſer ſagte kein Wort, ſondern wandte ſich zu dem Sohne, dem er freundlich zuſprach:

„Gehe getroſt heim und überlaſſe mir die Sorge für die verlaſſene Tochter eines unglücklichen Mannes. Reize nicht den Grimm des Vaters durch Deine Gegenwart und ſteigere nicht ſeinen Zorn, indem Du ſprichſt, ich will nicht. Geh' und vertraue auf Gott, der Dich nicht in der Noth verlaſſen wird."

Schweigend, wie ihm befohlen ward, entfernte ſich der junge Mann, nicht, ohne ſich nach dem Vater umzuſehen, deſſen Augen am Boden wurzelten.

„Mann mit dem Herzen von Stein, wohin verirrſt Du Dich?" fragte der Geiſtliche im ſtrafenden Ton. „Aber woher ſoll Dir der Geiſt der Liebe und der Verſöhnung kommen, da Du die Stätte meideſt, wo Er weilt? Seit dem Tage, da Du Deinen Sohn taufen ließeſt, habe ich Dich nicht in der Kirche geſehen. Sie kommen Alle, um das Brod des Lebens

von mir zu empfangen; nur Du haſt mich nicht beſucht."

„Er beſucht mich ja auch nicht!" fuhr der Bauer heraus, aber das frevelhafte Wort ſtarb ihm auf der Zunge.

„Du wirſt ſitzen, wo die Spötter ſitzen. Unglücklicher Mann, wie biſt Du bei all' Deinem Reichthum ſo arm."

Er ging dem Hauſe zu, wo die Altmagd in der Thür erſchien, und winkte. Der Vollbauer aber ſchritt durch das Heckthor, gab dem Jungen, der ſein Pferd hielt, einen Wink, es fortzubringen, und ſetzte ſchweigend ſeinen Weg zu Fuß fort.

Um Mittag des andern Tages kam Peter Bolt, müde von einer langen Wanderung, nach Hauſe. Seine Tochter flog ihm weinend entgegen. Sie fragte nicht, wohin er ging und woher er kam; ſie drückte ihn nur feſt an ſich und ſtammelte:

„Gottlob, daß Du da biſt!"

„Ich bin nur gekommen, um mit Dir in die weite Welt zu gehen und eine Stätte zu ſuchen, wo wir unſer Haupt niederlegen," ſagte der Vater und ſeine Stimme bebte bei dieſer traurigen Verkündigung. „Ich muß ihnen mein Haus und meinen Hof laſſen

und dafür die Handvoll Thaler nehmen, die er nach ihrer Schätzung werth ist."

„Ich bleibe Dir, Vater, und will nicht weichen und wanken. Ist der Schlag, der uns treffen soll, nicht abzuwenden, wollen wir ihm offen entgegen treten. Gleich jetzt lege ich Hand an das Werk, um Alles zu unserm Abzuge vorzubereiten."

Die Dirne sprach es und ging in das Haus, wo sie die Mägde zusammen rief.

Peter Bolt aber sagte:

„Und auch ich lege Hand an das Werk und verrichte die letzte Arbeit, welche mir zu thun übrig bleibt."

Er nahm einen Spaten, trat damit an das Heckthor und trieb ihn mit einem festen Stoß tief in den Grund hinein:

„Da stecke Du. Und möge die Hand, welche sich nach Dir ausstreckt . . ."

Er unterbrach sich: „Nein, ich will ihm nicht fluchen. Der Unselige, der mir während unseres ganzen Lebens seinen Haß nachtrug, wird den Augenblick, auf den er lange vergebens wartete, nicht ungenützt vorüber gehen lassen. So bricht er den Eid, den er einst Elsbeth's Vater schwur. Ich will nicht gleicher Sünde theilhaft werden."

Langsam verließ er den Hof und ging in das Dorf. Als er an dem Kreuzegger-Kruge vorüber ging und zu dem Baume aufsah, der seine kahlen breiten Aeste weit von sich streckte, sagte er mit wehmüthigem Lächeln:

„Wenn Du im nächsten Frühjahr Deine weißen Lichter aufsteckst, werde ich sie nicht mehr sehen.“

Noch einen Blick voll Trauer warf er auf die hellen Fenster des Kruges, aus denen sonst seines ganzen Lebens Glück und Wonne schaute, dann aber betrat er festen Schrittes den Hof des Deichgräfen, der ihm entgegen kam und, Alles errathend, sagte:

„Er kommt nicht als Freund zu mir?“

„Ich komme zum Deichgräf!“ antwortete der Bauer eintönig. „Gehe Er mit Seinen Geschwornen nach dem Boltenhofe; dort findet Er am Heckthor den Spaten, womit ich den Deich nicht festigen kann, tief in den Grund getrieben, der starken Hand harrend, die ihn herauszieht. Weiteres brauche ich wohl nicht zu sagen?“

„Nein, unglücklicher Mann, Du hast genug gesprochen,“ sagte der Deichgräf. „Gehe heim und trage Dein Loos mit Geduld. Ich will thun, was meines Amtes ist.“

Und Peter Bolt ging, die Augen zu Boden ge-

ſchlagen, weder rechts, noch links ſchauend. Und die ihm begegneten, erriethen, was vorgefallen war, und wichen ihm aus.

Wie eine Sturmbö, die, aus der See kommend, über die Marſchen hinfährt, flog die Kunde von dem Mißgeſchick des Peter Bolt von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf.

„Spatenland! Es giebt Spatenland!“ rief es hier und: „Spatenland! Spatenland!“ rief es dort.

Die Reichen zuckten die Achſeln und waren im Innern froh, daß ſie einen Mann los wurden, der eigentlich nie zu ihnen gehörte. Ein Halbfremder, der nicht feſtzuhalten wußte, was ihm das Glück zuwarf. Die Armen rieben ſich die Hände und konnten ihre Freude nicht verbergen, daß Einer von Denen, welche ſo ſtolz auf ſie herabſahen, wieder zu ihnen herunter mußte. Nur Wenige waren, die ein aufrichtiges Mitleid empfanden, und dieſen Wenigen gebrach es an Kraft, dem Sinkenden eine helfende Hand zu bieten und ihn dem Untergange zu entreißen. Er war unrettbar verloren.

Der Deichgräf hatte einen Tag angeſetzt, an welchem das Spatenland unter den Bedingungen vergeben werden ſollte, welche das Geſetz vorſchreibt. Es war ein kalter, unfreundlicher Tag und kein Sonnen-

blick vermochte sich durch die Wolken eine Bahn zu brechen.

Auf einem Haukloß, der unfern von der großen Eingangsthür stand, saß, den Kopf in die Hand gestützt, Peter Bolt und wartete in dumpfer Gleichgültigkeit der kommenden Dinge. Neben ihm stand seine Tochter. Sie beugte sich zu ihm nieder und wollte ihn trösten, allein die Sprache versagte ihr und bittere Thränen rollten die Backen herab. Es sammelten sich nach und nach viele Leute auf dem Hofe, aber sie achteten nicht darauf, sondern waren mit ihrem Schmerz mitten unter den Vielen allein. Unfern von ihnen stak der Spaten in dem Boden. Scheu blickte Jedermann darauf hin, allein Keiner wagte, sich ihm zu nähern. Er war, wie mit einem Bann umgeben.

Da nahten der Deichgräf und die Deichgeschwornen sich dem Boltenhofe. Der Erstere trat hinter den Spaten und die Geschwornen standen um ihn her. Die herbeigeströmten Leute bildeten einen weiten Halbkreis und eine lautlose Stille herrschte auf dem Hofe, als der Deichgräf anhub:

„Kund und zu wissen, daß der Vollbauer Peter Bolt von dem Deichgräfen-Gericht verurtheilt worden ist, seinen schadhaft gewordenen Deich binnen einer gewissen Frist wieder herzustellen. Diesem gerechten

Befehl ist derselbe nicht nachgekommen und er hat seinen Spaten öffentlich vor Aller Augen in den Boden seines Gehöftes gesteckt, zum sichtbaren Zeichen, daß er sein Recht daran verloren giebt. So ist nun dieser Hof ein Gut, das Keinem verboten und Jedem erlaubt ist, und nur, wenn Niemand sich meldet, der ihn haben will, fällt er der Gemeinde als Eigenthum und gemeine Last zu. Wenn aber Einer ist, der von dem Rechte Gebrauch machen will, das ihm zusteht, der lege seine Hand an diesen Spaten und ziehe ihn aus der Erde."

„Das will ich thun!" sagte Carsten Nagel, indem er aus dem Kreise trat.

Ein lautes Gemurmel lief durch die Reihen. Der Deichgräf hielt ihn zurück und sprach:

„Er hat erst die Bedingungen zu vernehmen und zu geloben, daß Er sie erfüllen will. Ist Er bereit, zu hören?"

„Ich höre."

„Zuerst ist es Seine Pflicht und Schuldigkeit, Seine Hand an den beschädigten Deich zu legen und ihn so schnell, als es nur geschehen kann, spätestens in vierzehn Tagen, wieder herzustellen."

„Das gelobe ich!"

„Dann ſoll Er dem Manne, der gezwungen iſt, ſein Eigenthum aufzugeben, daſſelbe nach ſeinem vollen Werthe und nach der beſtehenden Schatzung ausbezahlen, baar und blank, keinen Heller zu viel und keinen zu wenig. Iſt er dazu bereit und vermögend?“

„Ich bin bereit und vermögend, es zu thun.“

„Dann möge geſchehen, was ich nicht abzuwehren vermag. Nehme Er Sein Recht.“

Der Deichgräf ſprach es. Bei ſeinen Worten brach Peter Bolt in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Die Tochter riß ſich von ihm los und warf ſich vor dem Carſten Nagel in die Kniee:

„Thue Er es nicht! Er tödtet meinen Vater!“

„Was will die Dirne?“ fragte Carſten Nagel kalt.

Die laute Mißbilligung, die ſich kundgab, hieß ihn ſchweigen.

„Erbarmen! Erbarmen!“ rief Trina und rang die Hände. „Laſſe Er meinen Vater bei Ehren. Jage Er ihn nicht, wie einen Heimathloſen, in die weite Welt.“

„Deichgräf! Schaffe Er mir Platz, oder ich thue es ſelbſt!“ ſagte der Bauer hart. „Er hat mir mein Recht zugeſprochen und muß mich bei demſelben ſchützen.“

„Steh' auf, mein Kind!“ bat der Deichgräf das junge Mädchen und wollte die Trina Bolt entfernen. Sie aber wehrte ihn von ſich ab und ſagte entſchloſſen:

„Er ſoll mich zertreten, bevor er meinen Vater tödtet. Ich weiche nicht.“

Die Aufmerkſamkeit einiger entfernter ſtehenden Perſonen wurde von dieſer Scene einer andern zugewendet. Ein leichtes Fuhrwerk, von zwei ſtarken Pferden gezogen, rollte heran und in demſelben ſtand ein Mann hoch aufrecht. Dieſer ſchrie unaufhörlich „Halt! Halt!“ und ſchwenkte ein weißes Tuch um den Kopf. Die eigenthümliche Haſt, welche ſich in dieſem Rufen ausſprach, machte einen ſolchen Eindruck auf die Anweſenden, daß ſie, ohne zu wiſſen, was es bedeute, mitriefen, immer ſtärker und ſtärker, ſo daß auch der Deichgräf ſammt den Geſchwornen aufmerkſam wurden und fragten, was es gäbe?

Der Wagen hatte unterdeſſen ſein Ziel erreicht. Der Mann mit dem weißen Tuche ging durch die Menge, die ihm bereitwillig auswich und hinter ihm her drängte. Es war Matthias Heinſohn, der Kornhändler aus Wiſchhafen, der ſich den Schweiß von der Stirn trocknete und tief aufathmend ſagte:

„Gottlob, noch iſt es Zeit!“

Carſten Nagel ſah ihn höhniſch an und ſprach:

„Wenn Er meint, es ſei noch Zeit, das Spatenrecht zu gewinnen, ſo irrt Er, denn der Deichgräf hat es mir zugeſprochen.“

„Aber Er hat es noch nicht in Händen und wird es auch nicht bekommen!“ entgegnete Matthias Heinſohn kurzab. „Ich weiß, was im Lande Rechtens iſt, und habe, Gott ſei Dank! die Macht, es aufrecht zu halten. Keine fremde Hand ſoll ſich an dieſem Spaten vergreifen, ſo lange noch eine befreundete es zu thun im Stande iſt, und dieſe habe ich gefunden.“

Er trat zu der Tochter des Hofbeſitzers und ſagte mit herzlichem Tone:

„Jungfer Katharina Bolt, lege Sie Ihre Hand an dieſen Spaten und reiße Sie ihn mit aller Kraft heraus.“

Ein lauter Ruf der Ueberraſchung gab ſich kund. Carſten Nagel erbleichte.

Trina Bolt zögerte. Matthias Heinſohn bemerkte es und ſprach mit erhöhter Stimme:

„Katharina Bolt, thue Deine Schuldigkeit und erhalte Deinem Vater ſeine Heimath!“

Da riß die Dirne den Spaten mit einem Ruck aus der Erde und flog jauchzend zum dem Vater, der

sie mit beiden Händen umklammerte. Der Matthias Heinsohn aber sprach zum Deichgräf:

„Für Alles komme ich auf und ehe vierzehn Tage vergehen, ist die Deichstrecke des Peter Bolt die festeste und sicherste im ganzen Lande.“

Beide wechselten noch einige Worte und schienen Einer von dem Andern sehr befriedigt zu sein. Peter Bolt ging dem Helfer in der Noth entgegen und fragte:

„Sage Er mir, womit ich es verdiene, daß Er an mir solche Barmherzigkeit übt?“

„Ich verschenke nichts,“ entgegnete der Kornhändler. „Ich zahle nur einen Theil meiner Schuld zurück, die Er von mir zu fordern hat.“

„Spotte Er meiner nicht, Matthias Heinsohn,“ sagte der Bauer gedrückt.

Der Kornhändler ergriff seine Hand und erwiederte lebhaft:

„Er hat mir meinen größten Reichthum, meinen Sohn, erhalten; dafür gebe ich Ihm eine Tochter, die Ihn bei Ehren und Ansehn erhält.“

Da trat der Deichgräf näher und sagte:

„Um Euern Sohn härmt Euch nicht. Hier ist schon kund, daß derselbe völlig unschuldig ist, da ihm ein Frevel aufgebürdet ward, den er nicht beging.

Der böse Bube, der diese That vollführte, ist gebührend dafür gezüchtigt."

„Dank, Herr, für diese Nachricht," entgegnete Matthias Heinsohn. „Ich mache es dadurch wett, daß ich Ihm einen schönen Gruß von meinem Sohn bestelle, der wohlbehalten in Göttingen bei der Georgia Augusta angekommen ist."

Da gab es ein Freuen und Jubeln überall. Der Peter Bolt ging von Einem zum Andern und es war ein Händedrücken und ein Lachen und Scherzen, und Keiner war, der dem Geretteten sein Glück nicht gönnte und gern das Seinige dazu beitragen wollte, es zu festigen und zu mehren. Es war aber Niemand da, der sie bei'm Worte nahm, um zu sehen, ob die neue Freundschaft auch Probe hielt.

Nur der Carsten Nagel tobte wie ein ungebändigter Stier, da er sein ganzes Rachewerk in Nichts zerfallen sah. Sein Zorn traf Alle, am meisten aber den Matthias Heinsohn, der ihn seitwärts zog und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Marschbauer, gehe Er in sich und werde Er fein demüthig, sonst kann Ihn treffen, was ich eben von Andern abgewendet habe. Kennt Er den schmucken Kaufmann Johannes Hansen?"

Der Marschbauer erbleichte, da er den Namen

des Mannes hörte, mit dem er kürzlich ſein erſtes Geſchäft machte und ihm ein Document ausſtellte, wodurch nach und nach der Nagelshof in die Hände jenes ſchlauen Unterhändlers hätte fallen müſſen.

„Was iſt es mit dem Manne?“ fragte er ſtotternd.

Schon am Tage nachher hatte ihm der unbeſonnene Handel leid gethan und er hätte ihn gern wieder rückgängig gemacht, aber der Johannes Hanſen war nicht aufzufinden und auf ſeine Briefe erhielt der Bauer keine Antwort.

„Was iſt es mit ihm?“ fragte er abermals, und Matthias Heinſohn antwortete:

„Mir wollte Er Seinen Weizen nicht verkaufen, weil ich Ihm zu wenig bot, und Er gab, um nur Seine Rache zu befriedigen, unbedacht Seine Unterſchrift ab, die Ihn für immer unfähig macht, frei mit dem Seinigen zu ſchalten. Zu Seinem Glücke hat es der liebe Herrgott anders beſchloſſen und ich will Ihn wieder zu einem freien Manne machen, wenn Er thut, was ich von Ihm fordere.“

„Ich zahle Ihm, was Er verlangt!“ ſagte Carſten Nagel, allein Jener entgegnete:

„Geld will ich nicht, ſondern das Verſprechen, daß Er Alles thut, was ich in der nächſten Stunde

von Ihm fordere. Was in Trübsal begann, muß in Freuden enden. Soll das gelten?"

„Es soll gelten," sagte der Bauer und reichte ihm die Hand.

Matthias Heinsohn nahm den verhängnißvollen Spaten, den Trina Bolt vorher fallen ließ, vom Boden auf und rief mit lauter Stimme:

„Hört mich, mit Vergunst, Ihr, Herr Deichgräf und Euere Geschwornen, sammt allen Andern, die hier versammelt sind. Legt Eurer Lust einen Zaum an, denn wir sind nicht zu Ende, sondern die Hälfte unseres Geschäftes ist noch übrig."

Von allen Seiten stürmten sie mit Fragen auf ihn ein, aber er gab keine Antwort, sondern sagte, indem er einem der Knechte befahl, das Heckthor weit zu öffnen:

„Ich gehe mit dem Carsten Nagel voran und Ihr Alle sollt uns auf dem Fuße folgen; das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Die Wanderung wurde angetreten, nicht ohne vielfache Ansrufe der Verwunderung und des Staunens, die im Steigen begriffen waren, als sie den Nagelshof erreichten. Marx Nagel sah den Zug daher kommen, an dessen Spitze sein Vater einherschritt; er sah in der Mitte desselben den Peter Bolt und seine Geliebte, Hand

in Hand, mit fröhlichen Gesichtern und wußte nicht, was dies Alles zu bedeuten habe. Schnell das Heckthor weit öffnend, machte er Miene, den Matthias Heinsohn anzureden, allein dieser winkte ihm zu schweigen und stellte sich in die Mitte des Vorhofes.

„Was bedeutet das Alles?“ fragte Carsten Nagel, der finster auf alle die ungebetenen Gäste blickte, die sich vor seinem Hause aufpflanzten.

„Ehre und Glück, fröhliche Herzen und ein gutes Gewissen. Und den Johannes Hansen habe ich in der Tasche!“ entgegnete Jener. „Aber ich gebe ihn nur heraus, wenn Er blindlings nach meinen Worten thut.“

Er reichte dem Bauer den Spaten, den er während der ganzen Zeit hinter sich her schleppte, und sagte:

„Carsten' Nagel, nehme Er aus meiner Hand den Spaten und stoße Er ihn vor Aller Menschen Augen dicht vor sich in den Boden.“

Er sah den Bauer dabei so fest und durchdringend an, daß dieser schier verwirrt wurde und that, was man von ihm forderte, er wußte selbst nicht zu sagen, wie es geschah. Kaum aber war es geschehen, zum bleichen Schrecken aller Umstehenden, als der Matthias Heinsohn den Spaten herausriß und dem Bauer zurief:

„Jetzt bin ich Herr hier und mache, was ich will, während Er nur das Zusehn hat.“

Der Marx Nagel, welchem bei diesem Auftritte angst und bange wurde, wollte dem Kornhändler den Spaten entreißen, allein dieser hinderte ihn daran, indem er sagte:

„Mit nichten, mein Junge. Um Deinetwillen ist es geschehen und nun laß uns ein Stückchen Weges zusammen wandern.“

Sie traten zu der Trina Bolt, welche geschämig die Augen niederschlug, und Matthias Heinsohn sagte:

„Als gegenwärtiger Herr vom Nagelshofe erscheine ich vor Ihr mit dem Sohne und Erben dieses Hofes und wenn Sie nichts dagegen hat, möchte ich mein Wort bei Ihr anbringen.“

Die Dirne konnte keinen Laut hervorbringen, aber er las in ihrem Gesichte, daß sie nichts einzuwenden habe, und fuhr daher fort:

„Jungfer Katharina Bolt, in Gegenwart Ihres Vaters und dieser ganzen Versammlung frage ich Sie, ob Sie den hier gegenwärtigen Marx Nagel zu Ihrem Herrn und Ehegemahl annehmen und sich mit ihm in dieser gesegneten Stunde verloben will? Sie ist die freie Besitzerin des Boltenhofes nach dem

Spatenrecht und kann ohne Scheu Ihre Herzensmeinung sagen."

Aber ehe der Matthias Heinsohn mit seiner Rede zu Ende kam, lagen sich die jungen Leute schon in den Armen.

Mit lachendem Gesicht wandte er sich zu dem Bauern und sagte:

„Da hat Er Seinen Spaten wieder. Ich will von dem Nagelshofe Nichts, als den Weizen, der wirklich darauf gewachsen ist, und den zahle ich mit blanken Pistolen. Gold für Gold. Und hier schickt Ihm mein Advocat das Document, welches wir dem Johannes Hansen abgejagt haben, ehe er nach Amerika versegelt ist. Jetzt gehe Er in sich und sehe Er sich den Mann näher an, der Ihm die Hand entgegen streckt und um Frieden bittet. Komme Er näher, Peter Volt! Ich glaube, der Carsten Nagel thut es. Den Spaten hat er schon wezggeworfen und die Hand ist frei."

Zögernd streckte der Carsten Nagel die Hand aus, die Peter Volt lebhaft ergriff. Die beiden Männer zitterten, als sie sich berührten und Auge in Auge einander gegenüber standen. Der Matthias Heinsohn aber rief plötzlich:

„Da kommt der Herr Pastor. Nun können wir

gleich das Aufgebot bestellen. Frisch, junge Braut, sehe Sie sich in der neuen Wirthschaft um und sorge Sie für Schüssel und Glas. Hier haben Viele Hunger und Durst und ich am meisten. Das ist mein letzter Befehl als Herr vom Nagelshofe. Was sagt der Herr und Meister?"

Dieser sagte nichts. Er stand noch immer, wie von einem Traume befangen. Als aber die Stimme des Matthias Heinsohn so voll und fröhlich erklang, that er einen tiefen Athemzug und sagte zu dem Peter Bolt:

„Wir wollen unsere Rechnung drinnen abmachen. Mir ist nicht wohl unter all' dem Volk. Ich nehme Deine Tochter als Sohnesfrau an und sie soll es gut haben auf dem Nagelshofe. Der Spaten aber, den die Dirne so resolut aus dem Boden riß und der meine Hand zittern machte, als sie ihn berührte, gilt mir als Aussteuer."

Die beiden Männer gingen schweigend in das Haus und während der Pastor das junge Paar begrüßte, bereiteten Knechte und Mägde Alles zu einem fröhlichen Juchhei.

Inhalt.

1. Ein Admiralitätslootse 1
2. Von hüben nach drüben 151
3. Die Deichschau 239

Binnen der rothen Tonne.

Vierter Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** erschienen folgende Romane, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

George Hesekiel, Vor Jena. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.
— — **Von Jena nach Königsberg.** (Erste Fortsetzung des vorstehenden Romans.) 3 Bde. Geh. 4 Thlr.
— — **Bis nach Hohen-Zieritz.** (Zweite Fortsetzung des Romans „Vor Jena.") 3 Bde. Geh. 4 Thlr.
— — **Stille vor dem Sturm.** (Fortsetzung der Romane „Vor Jena" — „Von Jena nach Königsberg" — „Bis nach Hohen-Zieritz." 3 Bde. Geh. 4 Thlr.
— — **Krummensee.** Historischer Roman.
I. Ueber den Rhein nach Paris. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.
II. Heimkehr und Wiederkunft. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.
— — **Aus drei Kaiserzeiten.** Historischer Roman in 3 Abtheilungen:
I. Bei Kaiser Karl's Leben. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
II. Unter Maria Thereſia. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
III. Zu Kaiſer Joſeph's Tagen. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
— — **Ein Graf von Königsmark.** 3 Bde. Geh. 4 Thlr.
— — Lux et Umbra. Ein gr. Liebeshandel im 16. Jahrh. 2 Bde. Geh. 4 Thlr.
— — **Schlichte Geschichten.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
— — **Der Patricier und sein Haus.** Eine Nürnbergische Geschichte. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
— — **Die Stadtjunker.** Eine Ulmische Geschichte. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.
— — **Die Zunftgenossen.** Eine Augsburg. Geschichte. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.
— — **Ein nachgeborner Prinz.** Zweite Ausgabe. 3 Bde. 2 Thlr.
— — **Graf d'Anéthan d'Entraguês.** Hist. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr.
— — **Schmal geweckt.** Geschichten und Novellen. 2 Bde. 1 Thlr.
— — **Unter dem Eisenzahn.** Brandenb. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.
— — **Die Dame von Payerne.** Sitten-Roman aus dem siebenzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
— — **Vier Junker.** Roman in drei Büchern. Geh. 4 Thlr.

Binnen

der rothen Tonne.

Novellenbuch der Nieder-Elbe.

Von

Heinrich Smidt.

Vierter Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Ex
Biblioth. Regia
Borolinensi

Inhalt des vierten Bandes

		Seite
1.	Neuwerk und Kugelbaak	1
2.	Das war vordem!	75
3.	Im Moor	183
4.	Mein oder Dein?	255

Neuwerk und Kugelbaak.

Neuwerk und Kugelbaak.

Es ist mondhell. Kein Hauch bewegt die Atmosphäre. Wie ein metallener Spiegel glitzert die Fluth. Nirgends die leiseste Regung, soweit das Auge nach allen Compaßrichtungen schauen kann.

Die beiden Leuchtfeuer auf der Insel Neuwerk brennen hell. Die Lampenwächter sitzen vor der leuchtenden Kuppel mit halbgeschlossenen Augen und träumen von den goldenen Tagen, da diese Sanddüne noch ein mächtiges Königreich war.

Auf dem großen steinernen Thurm, dessen Feuer am weitesten leuchtet, saß bei dem alten Lampenwärter ein junger Seemann. Er stieß den Alten an, der wieder eingenickt war, und fragte lachend:

„Wer war der blaue Vogel mit dem goldenen Schnabel, Vater Matthes?"

„Der Blumenprinz von Terſchelling war es,“ ſagte der Alte mürriſch. „Warum ſtörſt Du mich bei meinem Geſchäft, da Du es recht gut weißt?“

„Brecht doch einen Augenblick von Euerm ſchweren Dienſt ab,“ fuhr Jener lachend fort, „und erzählt endlich das Märchen zu Ende. Hundert Mal fangt Ihr es an und immer kommt Etwas dazwiſchen, ehe es aus iſt. Alſo, es gab eine Zeit . . .“

„Freilich gab es eine Zeit, wo das junge Volk noch nicht übermüthig war und die alten Leute nicht mit lautem Schwatzen ſtörte, wenn dieſe bei ihrem Werke waren. Frage morgen wieder an.“

„Ihr wißt wohl, Vater Matthes, daß ich morgen vor der Ebbezeit nach der faſten Wall muß. Es beginnt hier Mancherlei zu fehlen und wir brauchen Vorrath. Ich habe der Dore Buſch verſprochen, wenn ich wieder nach Cuxhaven käme, ihr das Märchen von Neuwerk zu erzählen, und wenn Ihr mir nicht aus der Noth helft, muß ich mit Schanden beſtehen.“

„Nun denn! Um Dich loszuwerden und damit Du morgen flinke Beine machſt.“

Vater Matthes rückte ſich zurecht und erzählte: „Dies Eiland war ein ſchönes Königreich und hatte mehr goldene Schlöſſer, als jetzt baufällige Hütten.

In dem größten dieser Schlösser wohnte die Königin und diese Königin hatte eine Prinzessin, die so lieb und gut war, daß Jedem das Herz im Leibe lachte, wenn er sie zu sehen bekam, weshalb sie auch Prinzessin Augentrost hieß. Viele junge Prinzen bewarben sich um sie, aber sie mochte Keinen und wies Jeden ab, denn sie liebte insgeheim den Blumenprinzen von Terschelling, der stets auf einer Wolke zu ihr kam, die aus dem Geruch von Blumen zusammengesetzt war. Dieser Duft war so süß, daß alle Bewohner des Schlosses in einen leisen Schlaf fielen, wenn die Wolke heran schwebte, und darum wußte Niemand etwas von dieser Liebe."

„Möchte eine solche Wolke einfangen und sie der Dore Busch mit nach Cuxhaven nehmen," sagte der junge Seemann. Der alte Lampenwärter lächelte und fuhr fort:

„Claus Peters, die Dore Busch ist zu derbe für ein so leichtes Gespinnst. Hielt auch damals nicht lange fest, denn der Wasserkönig von Wangeroog, der zugleich ein Hexenmeister und ein Riese war, legte sich dazwischen und die Herrlichkeit hatte ein Ende."

„War das ein solches Ungethüm, Vater Matthes?" fragte Claus Peters.

„Ja, Söhnchen. Der Kerl maß zehn Hamburger

Ellen, die Beine nicht mitgerechnet. Wenn er sich auf die Zehen stellte, sah er über das Schloßdach weg in den Garten der Prinzessin Augentrost und bei dieser Gelegenheit entdeckte er den Prinzen von der Blumeninsel Terschelling, der vor seiner Liebsten kniete."

„Hätte es an seiner Stelle eben so gemacht," sagte Claus Peters. „Aber bei der Dore Busch ist das nicht nöthig."

„Nimm Dich nur in Acht, daß sich bei Dir und Deiner Dore nicht auch ein Freier einfindet, wie bei der Prinzessin Augentrost der Wasserkönig von Wangeroog. Als der das Liebespaar entdeckte, schrie er vor Zorn laut auf, schwur hoch und theuer, wenn die Prinzessin ihn nicht heirathe und den jungen Laffen laufen lasse, werde er diesen verhexen. Und die Prinzessin solle schmählich im Wasser umkommen, wenn sie ihm nicht in sein Königreich folge. Da entstand Noth und Wehklagen."

„Will es glauben!" sagte Claus Peters nachdenklich. „Das ist gerade, wie mit der Dore Busch. Der läuft auch ein alter häßlicher Kerl als Freier nach, das ist der Deichvoigt Dirksen Dölln. Aber der Wasserkönig macht mir zu viele Umstände. In seiner Stelle hätte ich meine Prinzessin auf den Arm ge-

nommen und wäre mit ihr durch die Watten nach Wangeroog gegangen. Wer hätte es ihm wehren wollen?"

„Das war nicht angängig," sagte Vater Matthes erklärend. „In der Riesenzeit konnte eine Prinzessin zu keiner Heirath gezwungen werden, sondern mußte freiwillig an den Altar treten. Als die Prinzessin laut zu weinen anfing und ein für alle Mal erklärte, daß sie von dem ungeschlachten Riesen nichts wissen wolle, fing dieser an zu brüllen, daß man glaubte, es gäbe mindestens eine Donnerbö, und stieß gräßliche Verwünschungen aus. Hätte er es nur bei den Worten bewenden lassen! Aber er machte seine bösen Worte auf der Stelle wahr. Den Blumenprinzen verwandelte er in einen blauen Vogel mit goldenem Schnabel, steckte ihn in einen silbernen Käfig und setzte sich diesen wie eine Mütze auf den Kopf. Dann fing er an, das schöne Inselreich zu unterwühlen, bis es zusammen fiel und mit der Prinzessin sammt ihrer Mutter und allen Unterthanen in die Tiefe sank. Und als dies geschehen war, holte er einen der Sandberge von den Helgolander Dünen und deckte diesen darüber, worauf das Eiland dieselbe Gestalt annahm, die es noch jetzt hat, nur daß die beiden Leuchtfeuer noch nicht darauf standen. Der verzauberte Prinz ließ in seinem Bauer die Flügel

hängen und krächzte gar trübselig, da er in Wangeroog anlangte. Als es nun jährig ward, sagte der Wasserkönig, indem er den Käfig öffnete: „Fliege nach Neuwerk und frage Deine schöne Prinzessin, ob sie sich besonnen hat; dann komme flugs zurück und Du sollst wieder über ein Jahr dieselbe Erlaubniß haben."

„Potz Blitz, Vater Matthes," sagte Claus Peters. „Ich bin neugierig, was ihm die Prinzessin für eine Antwort giebt."

„Er bekam keine Antwort. Aber als er sich auf den Sandhügel von Neuwerk niederließ, fand er seine menschliche Stimme wieder und sagte, so laut er konnte: „„Harre in Geduld. Jedes Mal, wenn ich hierher komme, nehme ich von der Erde, die Dich deckt, so viel mit mir hinweg, als ich tragen kann, und der treuen Liebe soll es doch endlich gelingen, Dich zu befreien."" Und als er dies gesprochen hatte, pickte er mit seinem Schnabel ein Sandkorn auf und ließ es weit weg von dem Eilande in die See fallen."

Vater Matthes schwieg und stocherte seine Lampen auf. Claus Peters sah nachdenklich vor sich hin und sagte:

„Der arme Blumenprinz. Aber komme das Schlimmste zum Schlimmen, in den Sand begraben

wird der Deichvoigt die Dore Busch nicht können und wenn er es wollte . . ."

Claus Peters sagte Nichts weiter, allein er ballte drohend die Faust. Vater Matthes, der es merkte, sah ihn ernst an und sagte:

„Nein, Claus Peters. Vergraben wird Dirksen Dölln die Dore Busch nicht und in einen Vogel wird er Dich auch nicht verwandeln. Aber der Deichvoigt ist ein vermögender Mann und der Vater der Dirne ist ein habsüchtiger Geizhals. Genug von dem Märchen. Allmählich kommt der Tag und ich kann bald meine Lampen auslöschen und in die Koje kriechen. Es wird in einer halben Stunde Hochwasser sein und die Ebbe zu laufen beginnen. Rüste Dich zu Deiner Wanderung. Und höre! Wenn Du Dich in Cuxhaven umthun willst und einen Capitain findest, der einen Platz für Dich am Bord hat, greife zu. Ist die Heuer auch nur geringe; ein Schilling kommt zum andern und es ist immer besser, außerhalb der rothen Tonne sein Glück zu suchen, als binnen derselben den Tag zu verschlafen und die Nacht bei den Lampen zu sitzen, wie ich es mein Lebtage gethan habe."

„Will sehen, was sich machen läßt," sagte Claus Peters. „Aber dem Deichvoigt lasse ich die Dore Busch nicht. Eher breche ich ihm das Genick."

„Mache, daß Du in See kommſt, Junge!“ rief Vater Matthes, indem er die letzte der Lampen auslöſchte. „Du weißt, daß erſt jenſeits der rothen Tonne der Mond an zu drehen fängt.“

„Wie das, Vater Matthes?“

„War zu meiner Zeit ſo, mein Junge. Ihr habt es jetzt beſſer. Euer Mond dreht, ſowie Ihr an Bord kommt. In meinen jungen Jahren arbeiteten wir für die Koſt und das Monatsgeld, für das man ſich verdang, wurde erſt von dem Tage an gerechnet, wo das Schiff in See ging, und hörte wieder auf, wenn man nach der Rückkehr zum erſten Male binnen der rothen Tonne ankerte. Und darum ſagte ich: Jenſeits der rothen Tonne dreht der Mond. Nun gehe und ſchreite weit aus, damit unſere Geſchäfte bald und gut beſorgt werden.“

„Will ſo thun!“ ſagte Claus Peters im Gehen. Aber Schritt um Schritt gingen der Waſſerkönig von Wangeroog und der Deichvoigt vor ihm her und Beide waren Eins.

Unweit vom Leuchtthurm zu Cuxhaven griff der Außendeich damals ein beträchtliches Stück in den Strom hinein, das jetzt verſchwunden iſt. Dort ſtand eine baufällige Hütte, die darum merkwürdig war,

daß die Stürme und Waſſerfluthen ſie bislang immer verſchonten. Darin hauſete Zachäus Buſch, ein zuſammengetrockneter Kerl mit einem verſchrobenen Geſicht und ruheloſen Augen. Die ganze Figur war durchſichtiger, als der fadſcheinige Rock, der ſie bedeckte, und die Finger krallten ſich unwillkührlich feſt ineinander, als hielten ſie Etwas, das ſie nur mit dem Leben fahren laſſen wollten.

In der Hütte ſelbſt ſah es jämmerlich aus. Man gewahrte gleich, daß hier keine ordnende Hand thätig war. Und er hatte es doch dazu, der Geizhals. Seine Tochter, die Dore, würde ſchon geſorgt haben, wie es einer rechtſchaffenen Haushälterin zukommt. Aber dann hätte Zachäus Buſch ſie kleiden und nähren müſſen, was ihm aber nicht in den Sinn kam. Nach ſeinem Willen ging ſie in einen Dienſt, damit er die Koſt ſparte. Und wenn der Lohn fällig war, holte er ihn von der Herrſchaft ab, um, wie er ſagte, das Geld für ſein leichtſinniges Kind ſicher zu ſtellen. Die Leute lachten, denn ſie wußten wohl, wie es mit dem Sicherſtellen gemeint war. Der Geizhals ſperrte die paar ſauer verdienten Thaler zu den übrigen in ſeinen Kaſten und ließ das Kind in Lumpen einher gehen. Manche Dirne wäre bei ſolcher Behandlung desperat geworden; allein die Dore Buſch ward es

nicht. Sie hatte den Kopf stets oben, absonderlich aber an solchen Tagen, wenn der Claus Peters von Neuwerk herüber kam, sobald die Ebbe die schmale Furth trocken gelegt hatte, die von der Insel nach dem Festlande führte. So war die Dore Busch auch in das Haus des Deichvoigts gekommen, dem die schmucke Dirne wohl gefiel. Dirksen Dölln glaubte, er dürfe als ein reicher Hans nur zugreifen, so werde sie sich mit allen zehn Fingern an ihn klammern. Aber sie ließ ihn derbe ablaufen und verließ sein Haus auf der Stelle, zum großen Leidwesen des Vaters, dem sie nun für einige Zeit wieder zur Last fiel.

Aber Deichvoigt Dirksen Dölln war nicht der Mann, der sich Etwas nehmen ließ, was er schon mit der Hand zu halten glaubte. Die Dore Busch war ihm an das Herz gewachsen und als er sah, daß er sie um keinen geringeren Preis bekommen konnte, ging er zu dem Vater und hielt um die Dirne an.

So fest hatte Zachäus Busch die Finger noch nicht in einander gekrallt, als bei diesem Antrage. Allein seine Wuth kannte keine Gränzen, als die Dore ihm erklärte, sie wolle nun und nimmer die Frau des Deichvoigts werden, es möge das Aergste daraus entstehen. Sie sah dabei so entschieden aus und es

leuchtete ein ſolches Feuer aus ihren Augen, daß der Vater kein Wort vorbrachte und der Deichvoigt, der dabei war, den Mund vor Verwunderung weit aufſperrte.

„Eine Donnersdirne das!“ ſagte Dirkſen Döün, als Dore Buſch hinausgegangen war.

„Eine Dornersdirne!“ brummte Zachäus Buſch hinterdrein. „Was fange ich mit ihr an?“

„Was Ihr mit der Dore anfangt? Das will ich Euch ſagen: Ich bin der Deichvoigt.“

Zachäus Buſch ſah den Deichvoigt verwundert an. Dieſer zuckte mitleidig die Achſeln und fuhr dann fort:

„Ich bin der Deichvoigt, ſage ich. Ein Deichvoigt iſt dazu da, auf Recht und Ordnung zu ſehen. Ihr handelt gegen Recht und Ordnung, indem ihr noch immer in dieſer Krähenhütte wohnt, die längſt hätte abgebrochen werden müſſen. Ich habe aus Mitleid durch die Finger geſehen. Um Euch den Miethszins zu ſparen, ließ ich Euch aus Barmherzigkeit wohnen. Jetzt hat der Herr Amtmann in Ritzebüttel befohlen, daß die Hütte herunter muß, und ich bin der Deichvoigt. Verſteht Ihr das?“

„Nein!“ ſagte Zachäus Buſch. „Ihr müßt es

deutlicher geben." Das letztere Wort sprach er nur leise, so sehr war ihm alles Geben zuwider.

Dirksen Dölln schüttelte mitleidig den Kopf und schloß dann kurzab:

„Entweder wird die Dore Busch meine Frau und dann zieht Ihr in mein Haus auf's Altentheil, oder sie wird nicht meine Frau, dann reiße ich Euch das Dach über dem Kopf ein und klage Euch der Deichbeschädigung an. Morgen Abend hole ich mir den Bescheid."

Er ging strammen Schrittes hinaus. Der Zachäus Busch brauchte einige Zeit, bevor er seine fünf Sinne wieder zusammen hatte; dann aber schrie er aus vollem Halse:

„Dore Busch, wo bist Du? — Wenn Du den Deichvoigt nicht nimmst, schlage ich Dich todt! — Wo steckst Du, Dore?"

Aber eine Antwort erfolgte nicht, wie oft auch die Frage wiederholt wurde, denn die, an welche sie gerichtet ward, befand sich wo anders. In fliegender Hast war sie den Deich entlang, der Kugelbaak zugeeilt und weiter über Duhnen hinaus, der Furth entgegen, durch welche Claus Peters das Festland zu erreichen suchte.

„Gottlob!" sagte sie aufathmend, als sie zusam-

men trafen, und reichte ihm die Hand. „Ich war recht um Dich besorgt.“

„War schon der Mühe werth,“ entgegnete er. „Die Fluth saß mir auf den Hacken und ich mußte tüchtig zuschreiten. Nun aber laß uns machen, daß wir zu Menschen kommen; ich habe es nöthig.“

Dore Busch sah den Claus Peters an und als sie gewahrte, wie erschöpft er war, sprach sie kein Wort weiter, sondern nahm seinen Arm und schritt neben ihm her, bis in das Dorf Döse hinein, wo eine gute Freundin wohnte, die dem Halbverschmachteten mit Speise und Trank zu Hülfe kam.

„Meiner Seele,“ sagte Claus Peters, als die willkommene Arbeit beendet war. „Nachgerade finden sich die Knochen und die Gedanken wieder zusammen. Es war eine schwere Heimsuchung, Dore Busch, denn der Wasserkönig von Wangeroog hatte lange Beine und seine Pferde laufen schnell.“

„Wer ist der Kerl und was wollte er von Dir?“ fragte Dore Busch, die ihn nicht verstand.

„Er wollte mich greifen und in einen blauen Papagei mit goldenem Schnabel verwandeln,“ antwortete Claus Peters. „Aber ich bin nicht so dumm, als der Blumenprinz von Terschelling, und will auch nicht

die Sandkörner von Deinem Grabe aufpicken, Du kleine Prinzessin Augentrost."

Die Dore Busch war schier erschrocken vor all' dem Geschwätz und als sie nun gar eine Prinzessin genannt wurde, rief sie der Freundin zu, die mit einer Herzstärkung aus der Küche kam:

„Die Angst vor der Fluth, die ihm auf den Hacken war, hat ihm den Verstand geraubt. Er nennt mich eine Prinzessin und will ein Papagei werden."

Die Freundin schlug ein Kreuz bei diesen Worten; der Claus Peters aber rief dazwischen:

„Nicht doch! Ich bin ganz gut bei Verstande. Die Prinzengeschichte stammt von dem Vater Matthes her und ich will sie Euch allstunds erzählen."

Das that er, und als er mit seinem Märchen zu Ende war, setzte er hinzu:

„Der Prinz und die Prinzessin sind wir Beiden und der Deichvoigt ist unser Wasserkönig. Aber begraben soll er Dich nicht und wenn er seine Deiche noch einmal so hoch baut, als sie schon sind. Sage, Dore Busch, meinst Du es noch immer ehrlich mit mir und kann ich mich auf Dich verlassen?"

„Das kannst Du!" sagte sie treuherzig.

„Und willst Du meine brave Frau werden, sobald

ich ſoviel beiſammen habe, daß ich Dich ernähren kann?“

„Das will ich!“ antwortete ſie feſt und reichte ihm die Hand.

„Gut. Nun folge ich der Weiſung des Vater Matthes und verſuche es außerhalb der rothen Tonne. Laß es Dir nicht leid ſein und ſiehe zu, daß wir uns Morgen zu guter Zeit auf dem Wege nach Duhnen zuſammen finden. Nun muß ich nach Ritzebüttel und meine Geſchäfte beſorgen.“

„Ich komme zur rechten Zeit,“ ſagte ſie und ging noch eine Strecke mit ihm zuſammen; dann eilte ſie voraus, damit man ſie daheim nicht bei einander treffen ſollte.“

Zachäus Buſch tobte und wetterte, als er ſeine Tochter wiederſah. Aber es half ihm eben ſo wenig, als es ihm nutzte, daß er nachher gelinde Saiten aufzog. Dore antwortete nicht, ſondern ging ihrer Arbeit nach, ohne ſich um die Drohungen, die der Vater in ſeinem Zorn ausſtieß, viel zu kümmern. Es war unheimlich in der alten, morſchen Hütte im Außendeich und als die Stunde heranrückte, die der Deichvoigt feſtgeſetzt hatte, um ſich Beſcheid zu holen, wurde es noch unheimlicher.

Dirkſen Dölln erſchien mit der Minute und brachte

einige handfeſte Kerle mit, die aber draußen blieben. Er ſtellte ſich dem Zachäus Buſch gerade gegenüber und fragte:

„Nun, was ſoll ich hören?“

„Sie will Euch nicht.“

„Iſt das ein Grund, ſie mir nicht zur Frau zu geben, Ihr alberner Kerl?“

„Und bei Lichte beſehen,“ fuhr Jener zögernd fort, weiß ich nicht, ob ich ein Recht habe . . .“

„Unrecht habt Ihr jedes Mal, wenn Ihr anders handelt, als ich es Euch vorſchreibe!“ brach der Deichvoigt los. „Wollen wir zur Sache kommen?“

Dore Buſch, die ſich in dem Verſchlage befand, welche der Stube zunächſt lag, wo der Deichvoigt mit dem Vater redete, horchte mit ſteigender Angſt auf den Fortgang des Geſprächs, das die Beiden führten und welches einen Gang nahm, den ſie nun und nimmer erwarten konnte. Als ſie aber dem Vater ſagen hörte: „Und ich muß bei meinem Worte bleiben, daß ich kein Recht habe über ihre Hand, weil ſie nicht mein Kind iſt!“ da fuhr ſie zuſammen und ſchrie vor Schreck ſo laut, daß Beide ſie gewiß gehört hätten, wenn nicht das lautere Lachen des Deichvoigts ihren Klageruf übertönt hätte.

„Das habt Ihr gut ausgesonnen, Zachäus Busch!“ lachte Dirkſen Dölln. „Aber mir macht Ihr kein X für ein U. Euere Dirne hält es mit dem dummen Jungen, den Claus Peters, dem Ihr ſie an den Hals werfen wollt, und um Das zu verdecken, lügt Ihr mir vor, ſie ſei nicht Euer Kind. Das nutzt Euch nichts und wenn Ihr nicht gleich gelinde Saiten aufzieht, winke ich den Kerlen, die draußen warten, daß ſie dieſe Kathe der Erde gleich machen ſollen.“

Die langen Knochenfinger des alten Buſch krallten ſich ſo feſt um den Arm des Deichvoigts, daß dieſer ihn nicht aufzuheben vermochte. Dabei ſtöhnte der Geizhals, daß es zum Erbarmen war, und mit fiebernder Haſt ſtieß er die Worte heraus:

„Ich ſagte die Wahrheit, Mann. Die Dore iſt ein Findelkind.“

„Ein Findelkind?“ ſchrie der Deichvoigt. „Und das habt Ihr behalten? Und habt es nicht der Gemeinde zur Laſt fallen laſſen? Habt es genährt und gekleidet? Wenn es wahr wäre, daß den Lügnern der Dampf aus der Kehle kommt, wäre Euer Maul jetzt ein Backofen. Ihr thätet jemals Etwas aus Barmherzigkeit, Ihr Geizhals?“

„Ich habe es gethan,“ ſagte der alte Buſch, ſo leiſe und zögernd, als glaubte er ſelbſt nicht recht

an dieſe Betheuerung „Es iſt lange her und ich muß mich erſt darauf beſinnen.“

Der Dore ſchlug das Herz vor Angſt und Erwartung, als ſie dies hörte, und mit Beben horchte ſie auf die weitern Mittheilungen des Zachäus Buſch, der zu dem Deichvoigt ſagte:

„Es war ein ſchwerer Sturm geweſen drei Tage lang. Kein Fiſcher wagte ſich hinaus. Da machte ich mich am vierten Tage früh auf den Weg. Es hatte mir geträumt, ich werde Etwas finden, und es war auch ſo. Jenſeits der Kugelbaak ſaß ein Schiff hoch auf dem Strand; eine Smack, oder eine Kuff, oder ſo etwas dergleichen. Am Maſte hing der Fetzen von einer holländiſchen Flagge. Die Ebbe hatte es trocken gelegt und ich konnte ſehen, daß es arg zugerichtet war. Auf mein Rufen erhielt ich keine Antwort und nahm an, daß kein Menſch am Bord ſei. So fand ich es auch, als ich das Deck enterte. Damals konnte ich noch entern, Deichvoigt. Damals war ich ein raſcher, kräftiger Burſche. Konnte mir denken, daß dies Wrack bald genug entdeckt und der Strandvoigt ſammt allen ſeinen Anhängſeln zur Stelle ſein werde. Darum entſchloß ich mich, ehe es zu ſpät wurde, für mich zu ſorgen, ſo lange ich allein war, denn nachher hätte ich Nichts bekommen. Ging

also hinab in die Kajüte und fand ein schlafendes Kind, welches die Dore war. Das ist Gottes Fügung, dachte ich, und nahm es mit mir. Und nun wißt Ihr die ganze Geschichte, Mann."

„Und außer dem Kinde nahmt Ihr Nichts mit Euch, Zachäus Busch?" fragte der Deichvoigt scharf. „Besinnt Euch! Sonst Nichts?"

„Nichts, als ein paar Stücke hartes Geld, die ich im Capitainsspinde fand," antwortete er zögernd. „Du lieber Gott, ich hatte es nöthig, denn wovon hätte ich das arme Kind erhalten sollen . . ."

Die Dore hörte in ihrem Verstecke nichts weiter. Sie hatte die Besinnung verloren. Als sie wieder zu sich kam, vernahm sie, wie der Deichvoigt sagte:

„Mit dieser Geschichte habt Ihr Euch in meine Hand gegeben. Nun kann ich hingehen und Euch anklagen, daß Ihr Euch eigenmächtig an Strandgut vergriffen habt. Hört Ihr das? Bleibt Ihr widerspänstig, thue ich es. Die Dore will ich zum Weibe haben. Ihr seid vor der Welt ihr Vater, und könnt sie zu ihrem Glücke zwingen. Weigert Ihr Euch dessen, macht Ihr Bekanntschaft mit Ketten und Banden. Nun, Zachäus Busch, wann wollt Ihr das Aufgebot bestellen?"

„Morgen will ich es thun!" stöhnte der alte

Busch. „Nun aber laßt mich allein und reißt mir das Haus nicht um, worin ich mit meinem Bischen Armuth ein kümmerliches Dasein friste. Ihr habt mir arg zugesetzt.“

„Das geschieht erst, wenn von der Aussteuer die Rede ist,“ sagte lachend der Deichvoigt Dirksen Dölln, indem er sich zum Fortgehen anschickte. „Ich will Euch auspressen, wie eine Citrone. Welche Schätze werden zum Vorschein kommen, wenn wir den alten Plunder durchwühlen, den Ihr in jedem Winkel aufgehäuft habt.“

Mit angstvollen Blicken folgte der alte Busch jeder Bewegung des Deichvoigts, erwartend, derselbe werde gleich seine Drohung wahr machen. Seine Furcht steigerte sich mit der Secunde und erst als Dirksen Dölln draußen war und den Kerlen, die er mitbrachte, ihres Weges zu gehen befahl, gewann er allmählich die Herrschaft über sich. Vorsichtig umsichschauend, als ob ein Lauscher hinter ihm stände, ging er in eine Ecke, wo mehrere übereinander gehäufte Steine die Stelle des Herdes vertraten und, sich vor demselben niederwerfend, flüsterte er, sich mit den Händen daran festklammernd:

„Du bist mir hier nicht sicher genug. Ich muß

Dich wo anders unterbringen. Und das soll in der Neumondnacht geschehen. In der Neumondnacht!“

Ungeduldig ging Claus Peters auf dem Platze auf und ab, wohin die Dore ihn bestellt hatte. Seine Geschäfte waren besorgt und er wollte nun denselben Weg, den er kam, zurückgehen. Er that sich Etwas auf seine Kunst zu Gute, ungefährdet durch die Watten zu gehen. Die Zeit drängte. Er mußte entweder jetzt gleich aufbrechen, oder eine ganze Fluthzeit überliegen. Während seines kurzen Aufenthaltes bei dem Wirthe zum Engelsmann in Cuxhafen fand er daselbst einen Capitain, der ihn um Etwas fragte und der bereitwillige Auskunft erhielt. Ein Wort gab das andere. Beide gefielen sich und der Capitain erklärte sich bereit, ihn an Bord zu nehmen. „Ein Kerl, der sich nicht etwas versucht,“ hatte der Capitain, der ein sogenannter Englandsfahrer war, gesagt, „das ist gar kein Kerl, sondern nur ein Waschlappen.“ Und ein rechter Kerl wollte der Claus Peters sein, darum war er entschlossen, außerhalb der rothen Tonne zu gehen, und sich rechtschaffen in der Welt umzusehen. Das Alles hatte er der Dore sagen wollen und nun kam sie nicht und ließ ihn warten. Die Minuten verstrichen und die Ebbe begann zu fließen, stärker und

ſtärker. Die Wellen zogen ſich zurück, immer weiter, Zoll um Zoll und der Stein, der noch vor einer Viertelſtunde mit Waſſer bedeckt war, lag jetzt ein paar Schritte von demſelben entfernt.

Da endlich erſchien Dore Buſch, aber nicht mit dem kurzen drallen Gange, der ihr ſonſt eigen war, ſondern im vollen Laufe, faſt außer Athem und gänzlich erſchöpft. Claus Peters hatte im Sinne, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen, weil ſie ihn zu einer Zeit warten ließ, wo jede Minute koſtbar war. Allein, als er ſie näher anſah, erſchrak er vor dem verſtörten Weſen der Dirne ſo ſehr, daß er Alles vergaß und haſtig fragte:

„Um Gott, liebe Dore! Was iſt Dir geſchehen? Wie ſiehſt Du aus?“

„Weg will ich! Weit weg! So weit, als meine Füße mich tragen können.“

Beſinne Dich, Dore. Ich verſtehe nicht ein Wort. Was haſt Du?“

„Der alte Böſewicht, der mich mein Lebelang quälte, will mich an den Deichvoigt verkaufen. Rette mich vor ihm! Rette mich!“

„Sprichſt Du von Deinem Vater, Dore Buſch?“

„Ich heiße nicht Dore Buſch!“ unterbrach ſie ihn

leidenſchaftlich. „Er iſt nicht mein Vater. Ich bin ein Waiſenkind und ſoll verkauft werden . . .“

Sie konnte vor innerer Bewegung nicht weiter ſprechen. Ein ſchmales Bündel, worin ſie ihre Habſeligkeiten barg, fiel ihr aus der Hand. Claus Peters hob es auf und ſagte:

„Beſinne Dich, liebe Dore, daß ich von dem Allen nichts verſtehe. Sage mir nur ein Wort . . .“

„Nachher! Nachher! Jetzt habe ich keinen andern Gedanken, als fort von hier.“

„Wohin ſoll ich Dich bringen, Dore?“ fragte Claus Peters, der von der Angſt des Mädchens mit ergriffen wurde.

„Gleichviel wohin; nur weit, weit weg! Mit Dir will ich gehen. An Dich halte ich mich feſt. Du biſt die einzige Stütze, die ich jetzt noch auf der Welt habe. Und wenn Du Dich weigerſt, wenn Du mich auch verläßt, ſpringe ich von dem Deiche hinunter in die Elbe.“

„Soll ich Dich zum Vater Matthes bringen? Es iſt einſam dort und wer es nicht gewohnt iſt, dem kommt ein Grauen an.“

„Das Grauen kommt nur über mich, wenn ich an die Hütte im Außendeiche denke und an den alten

geizigen Mann, der darin wohnt und gestohlene Kinder quält. Fort nach Neuwerk."

„Der Weg ist schwer und gefahrvoll. Wirst Du ihn aushalten? An ein Umkehren ist nicht zu denken wenn man ihn einmal betreten hat."

„Ich bin stark und werde aushalten. Besinne Dich nicht länger, sonst gehe ich allein und vertraue auf Gottes Barmherzigkeit."

„So komm'!" sagte er und zog sie mit sich fort. Dore nahm ihre Kraft zusammen und schritt, trotz der Erregung, worin sie sich befand, rüstig neben ihm her.

Die Ebbe rollte weiter.

Es giebt ein Lied, welches an dem Strande der Nordsee gesungen wird von den Küsten Ostfrieslands bis in die fernste Inselbucht der Westsee. Das Lied spricht von einem reichen Vater, der zwei schöne Töchter hatte. Er liebte Beide gleich und Keiner gab er den Vorzug. Als er starb, fand sich, daß er seinen Reichthum in zwei gleiche Hälften getheilt und jeder Tochter ein und dasselbe hinterlassen hatte. Als die Jüngste in den Besitz ihrer Schätze gelangte, fing sie ein tolles Leben an. Vergebens warnte die ältere Schwester. Die Leichtsinnige lachte und setzte ihr wüstes Treiben fort. Zuerst merkte sie es nicht, daß sie dem Untergange zueilte. Das machte

sie sicher und sie wurde immer übermüthiger, immer verschwenderischer. Aber bald kam hier der Mangel zum Vorschein und bald dort. Erst zeigten sich einige Blößen, bald folgten mehrere. Jedes Schmuckes beraubt, schleppte sie sich träge fort und bald lag sie regungslos in ihrer ganzen Nacktheit da.

Da erbarmte sich die Schwester der Unglücklichen. Sie schwebte herauf mit der ganzen Fülle des Reichthums. Mitleidig deckte sie jede Blöße zu und überschüttete die Verarmte nach und nach mit so vielen Gaben, als sie deren früher besessen. Anfangs schien sich die Gerettete dieses neuen Glückes zu freuen und schaute lächelnd auf die neue Fülle. Aber lange währte es nicht, bis der tolle Wirbeltanz von Neuem begann. Tag für Tag wiederholte sich dieses Schauspiel. Die eine der Schwestern ward nicht müde im Vergeuden, die andere nicht müde im Wohlthun. Durch die Jahrtausende setzt sich dieses Spiel fort und die Leute, die dem Spiele zusehen, nennen es Ebbe und Fluth. In den Momenten aber, wo die verschwenderische Schwester, des neuen Reichthums froh, in Entzücken versunken dasteht, oder wo die reiche Schwester von fern erscheint, um die Bedrängte wieder aufzurichten, sagen die Strandbewohner: „Es ist still Wasser und der Strom will kentern.“

Die Ebbe rollte weiter.

Beide Wanderer gingen neben einander her. Anfangs hielten sie gleichen Schritt und legten eine gute Strecke zurück. Der Dore war das Herz so schwer; sie wollte es erleichtern, indem sie die Last, die auf demselben lag, herunterſprach. Aber der Athem verging ihr, und sie mußte inne halten.

„Sprich nicht so viel, liebe Dore!“ mahnte Claus Peters. „Ich kann Dich doch nicht anhören und daheim erzählt sich Alles viel besser. Der Weg ist weit und wir haben all' unsere Besonnenheit nöthig.“

Dore fügte sich der empfangenen Weisung und ging schweigend neben ihm her, obgleich man ihr ansah, wie schwer es ihr wurde, den Empfindungen, die in ihr auf- und abwogten, keine Worte zu leihen.

Der Pfad durch die getheilten Fluthen ist nicht geebnet und sehr schlüpfrig. Oft gleitet der Fuß und mancher Schritt wird unnütz gethan. Hier liegt ein großer, glattgewaschener Stein mitten in dem Wege, über den es zu springen gilt; dort ist eine jäh abfallende Vertiefung. Mit Vorsicht ist sie zu umgehen, damit man nicht hineinstürzt. Ausgedehnte Wasserlachen sind zu durchwaten, deren Boden ungleich und mit zerbrochenen Muscheln besäet ist, die in die Fußsohlen einschneiden und dem Wanderer einen Schmerzensschrei auspressen.

Inmitten einer solchen Wasserlache stand Dore Busch plötzlich still. Claus Peters, der sein Auge auf einen Segler gerichtet hatte, der fernab vorüber fuhr, bemerkte es nicht und war eine Strecke voraus.

„Claus Peters!“ rief sie und preßte ihre Hand an das bange klopfende Herz.

Erschrocken sah er sich um und lief zurück: „Was ist Dir, Dore?“

„Nichts!“ sagte sie, sich bezwingend und ging mit einiger Anstrengung weiter.

Er hatte sie vorhin mit seiner Hand stützen wollen; sie hatte es kopfschüttelnd abgelehnt. Jetzt litt sie, daß er ihre Hand ergriff und sie mit sich fortzog.

Langsamer gingen sie vorwärts.

Beide standen an dem Rande eines Gewässers, das zwischen Sandwällen eingekeilt war, wie ein Landsee zwischen grünen Hügeln. Es brodelte auf der Fläche und ein schwarzes Haupt tauchte aus der Fluth auf.

„Da! Da!“ rief Dore erschreckt und deutete auf dasselbe hin.

„Das ist eine Robbe, Kind!“ sagte Claus Peters beruhigend. „Du mußt Dich vor dergleichen Dingen

nicht fürchten, wenn Du eine Wattenläuferin werden willst."

Zu ihren Häupten krächzte es. Heiser und unheimlich klang der Ton. Es waren die Möven, die ihren Flug über die Banken nahmen, welche immer höher aus der Fluth heraustraten.

Da zuckte es am Arm des Claus Peters. Er sah, daß Dore sich von ihm losmachte und sich niederbückte. Sie tauchte die hohle Hand in das Wasser.

„Was machst Du da, Dore?"

„Mich durstet. Die Zunge klebt mir am Gaumen fest."

„Das ist Salzwasser, Dore. Du weißt es ja!" entgegnete er, sie emporreißend. „Eine Wattenläuferin darf nicht durstig werden."

Es sollte wie ein Scherz klingen, aber es lag eine tiefe Wehmuth in dem Tone, womit er diese Worte sprach.

Sie blickte traurig auf das Wasser und auf ihre Hand; und dann ging sie weiter.

Langsam und langsamer keuchte sie an dem Arm des Freundes hin. Er hielt sie mit starker Hand; aber bei der doppelten Anstrengung begann auch seine Kraft abzunehmen. Das Blut in den Adern glühte. Der Schweiß rann ihm von der Stirn.

Unwillkührlich ſtand er ſtill. Der Wind, der über die träge dahin ſchleichende Fluth und über den Sand hinwehte, kühlte ihm das Geſicht und verlieh ihm eine wohlthätige Friſche. Dore lehnte ſich feſt gegen ſeine Schulter und ſchloß, ohne es zu wollen, die Augen. Das Maß ihrer Kräfte war erſchöpft.

Er faßte ſie in beide Arme und ſchüttelte ſie: „Was thuſt Du, Dore? Ermuntere Dich.“

Verwirrt blickte ſie um ſich. Einiger Augenblicke bedurfte es, um ihre Gedanken zu ſammeln, dann rief ſie aus:

„Claus Peters, ich bringe Dich in's Unglück!“

Er entgegnete Nichts darauf, denn er mochte eine gleiche Empfindung haben, aber er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und zog ſie mit ſich fort. Sie athmete ſchwer und wurde mehr getragen, als ſie ging.

Der Weg wurde unheimlicher mit jeder Minute und jede dieſer Minuten dehnte ſich den Wanderern zu einer Stunde aus.

Die Sonne ſenkte ſich dem Horizonte zu. Einzelne Nebel, die den hereinbrechenden Abend verkündeten, lagerten ſich auf den Waſſern.

Der große ſteinerne Leuchtthurm von Neuwerk gränzte ſcharf gegen die durchſichtige Luft ab. Es war der klare Himmel des nordiſchen Herbſtes, dem die

kühlen Nächte, die undurchdringlichen Nebelwände und die Nordweststürme folgten.

Abermals war eine Strecke Weges mit zögerndem Fuße durchmessen. Da brach die arme Dore zusammen und wimmerte leise. Claus Peters suchte sie zu halten, aber sein Arm versagte ihm den Dienst und er sank neben ihr in die Kniee. Eine unheimliche Stille lagerte sich um Beide.

Da vernahm man von fern her ein leises Rauschen. Anfangs kaum vernehmbar, dann stärker und stärker, wie das Rascheln des Windes, der gegen die laubbedeckten Berghalden schlägt. Das neuerwachende Leben flog über die todte Einöde hin, wie ein electrischer Schlag, der den innersten Lebensnerv berührt.

Claus Peters war von diesem Schlage getroffen. Er sprang empor und schaute weit um sich, ohne Etwas zu erkennen. Er beugte sich vorne über und horchte mit großer Aufmerksamkeit. Alle seine Glieder waren in einer zitternden Bewegung. Da erbleichte sein Gesicht; die Augen traten aus ihren Höhlen und krampfhaft schrie er auf:

„Dore Busch! Da kommt die Fluth!“

Aber Dore Busch hörte nicht. Bewußtlos lag sie auf dem nassen Sande mit geschlossenen Augen.

Verzweiflungsvoll stand Claus Peters da. Das

Haar auf dem Kopfe krümmte sich. Ein leises Frösteln lief den Rücken herab. Seine Gedanken gingen irre, und als er auf den steinernen Leuchthurm von Neuwerk blickte, schauerte er zusammen, als ob er ein Gespenst sähe, das aus der sandigen Fläche drohend vor ihm emporstieg.

Lauter wurde das ferne Grollen. Näher zog es heran durch die bewegungslose Luft.

Claus Peters sah unverwandt nach dem Thurm und sagte vor sich hin:

„Da sitzt Vater Matthes und träumt wieder von dem Märchen von Neuwerk und sieht den Wasserkönig von Wangeroog, der, von Wellen umrauscht, herangeschritten kommt, um die arme Prinzessin Augentrost im feuchten Sande zu begraben."

Sein Auge heftete sich auf das unglückliche Mädchen, das hülflos vor ihm lag, ohne irgend eine Empfindung des unermeßlichen Leides, das sie umgab. Mit einem seltsamen Lächeln starrte er sie an und schrie dann voll Angst:

„Prinzessin Augentrost! Wache auf! Wache auf! Der Wasserkönig von Wangeroog kommt über Neuwerk heran und will Dich tödten! Wache auf, oder Du siehst mich nicht wieder, denn er sperrt mich in den goldenen Käfig . . ."

Er hielt inne. Krampfhaft drückte er beide Hände gegen die breite Bruſt und ſtöhnte:

„Gott im Himmel, ſei mir gnädig und barmherzig! Ich verliere die Beſinnung in einer Stunde, wo ich ſie ſo nöthig habe. Dore Buſch! Höre auf mich in unſerer Noth.“

Sie hörte nicht. Eine tiefe Ohnmacht hielt ſie umfangen.

Ein lange anhaltendes Stöhnen ließ ſich vernehmen. Es war, als ob die Nordſee, von der Fluth aus ihrem Schlummer aufgeſtört, tief aufathmete. Da raffte Claus Peters all' ſeinen Muth zuſammen:

„Noch eine Stunde länger und wir werden von der Fluth begraben. Gott ſei mir barmherzig. Ich will thun, was ich kann.“

Er hob die Dore vom Boden auf und nahm ſie in die Arme. Mit feſten Schritten ging er weiter, ſein Ziel, den großen ſteinernen Leuchtthurm, nicht aus den Augen verlierend.

Die Sonne tauchte unter; der letzte röthliche Schimmer glänzte auf den Wellen. Die dämmernden Nebel lagerten ſich allgemach darüber hin.

In der Höhe blitzte es auf, wie ein Stern, der durch die Wolken bricht. Claus Peters wurde es gewahr und ſagte zu ſich:

„Vater Matthes zündet seine Lampen an. Nun habe ich ich eine Nachtmarke.“

Immer heller, immer goldener strahlte es durch die Luft, wie eine Lampe nach der andern angezündet wurde, und als der volle Kranz derselben im Brennen war, sah es aus, wie eine Feuersonne am nächtlichen Himmel.

Keuchend verfolgte Claus Peters seine Bahn. Mit wunderbarer Schnelle rückte die Fluth näher. Die weiten Sandbänke, welche sich der See entgegen streckten, bedeckten sich mit einer Wasserfläche, die mit jeder Minute stieg. Die mannigfachen Priele, die, schmalen Kanälen gleich, die einzelnen Banken von einander trennten, traten über und gossen den neugewonnenen Ueberfluß nach allen Seiten hin. Schmeichelnd und kosend strichen die hüpfenden Wellen den schimmernden Sandbänken entgegen. Schnell, wie im Scherz auf- und abhüpfend, zogen sie sich wieder zurück, zwei Mal weiter um sich greifend, als das erste Mal. Und wo sie einer Wasserlache begegneten, einem von jenem stehenden Fluthbecken im Sande, da zogen sie diese in ihren lustigen Tänzerkreis. Sie umspannten sie von allen Seiten, sie mit sich fortreißend, als Theilnehmer auf der ruhelosen Wanderung. Heissah, die Fluth! Wie auf Sturmesflügeln zieht sie einher.

Weithin greift ihr Arm aus der See in das Binnenland hinein!

„Ich wate schon tief im Wasser!“ sagte Claus Peters zu sich selbst. „Der Weg ist zugedeckt und ich kann die Untiefen nicht erkennen. Gott genade uns Beiden.“

Langsam ging die Wanderung. Es wurde ihm dunkel vor den Augen.

Bis an die Kniee stieg das Wasser. Der Fuß stieß gegen einen Stein. Er gerieth in's Stolpern. Rings umher zischte und brandete es. Dumpf dröhnend klang es vom Strande her.

„Wasserkönig hat mich!“ sprach Claus Peters mit bebenden Lippen. „Dore Busch! Ich glaube, sie ist schon todt.“

Er keuchte weiter mit seiner Last:

„Ich werde es auch bald sein. Vater unser, der Du bist im Himmel!“

Bis auf das Aeußerste erschöpft, hielt er inne. Er schaute hinaus in die Finsterniß nach den trostbringenden Lampen des Vater Matthes. Er fand sie nicht. Stärker und gewaltiger rauschte die Fluth heran und die nächste Welle ging ihm über den Kopf. Entsetzt schrie er auf:

„Ich habe den Grund verloren! Wir treiben!“

In diesem entscheidenden Schreckens-Augenblicke, woran Tod und Leben hing, raffte er den letzten Rest seines Muthes zusammen. Seine Kräfte waren erschöpft, aber die Todesangst ließ ihn ungewohnte Anstrengungen machen. Die Dore mit dem einen Arme fassend, begann er mit dem andern zu rudern. Aber nur kurze Zeit leistete er dem furchtbaren Elemente Widerstand. Seine Augen schlossen sich. Die Sinne schwanden ihm und die nächste heranrauschende Welle trug den Bewußtlosen mit sich fort.

Am Fuße des Leuchtthurmes stand ein Haus. Dort hauste der Wächter des Thurmes mit seinen Angehörigen. Vater Matthes hatte nur eine alte Magd, die so lange bei ihm gewesen war, als er den Dienst hatte. Sie hieß Rebekka und stammte aus Döse, darum wurde sie Döse-Becken genannt. Am Herde hatte sie die Abendsuppe gekocht und trug die Schüssel in die Lampenkammer:

„Hier, Vater Matthes. Langt zu, ehe es kalt wird. Dem Claus Peters habe ich seinen Antheil warm gestellt; aber es ist Fluth geworden und er wird wohl erst morgen kommen."

Der Alte nahm den Löffel, allein der gewohnte Appetit fehlte und er warf ihn wieder hin:

„Ich mag nicht. Den ganzen Tag habe ich an

den Jungen gedacht, ich weiß nicht, warum, und es ſchnürt mir ordentlich die Kehle zu. Döſe Becken, es giebt ein Unglück."

„Wird doch nicht!" rief dieſe und bebte zuſammen, als eine gegen den Strand heranrollende Welle dicht vor dem Thurm niederſchlug. „Iſt ja ein vorſichtiger Junge mit zwei geſunden Augen im Kopfe."

Sie ſagte es, um dem Alten Muth einzuſprechen, als ſie deſſen Unruhe gewahrte; ſie ſelbſt aber war mitnichten ruhig und hatte ſchon am Herdfeuer in ihrer Angſt die zehn Gebote und den Glauben hergeſagt. Vater Matthes hörte nicht auf ſie, ſondern fuhr fort:

„Mich duldet es nicht länger hier. Gieb Acht auf die Lampen, wie auf Dein eigenes Leben. Ich will hinunter an den Strand."

„Was wollt Ihr da, Vater Matthes?" fragte die Magd und ſuchte ihn zurück zu halten; aber er wehrte ſie ab und ſtülpte die Mütze auf den Kopf:

„Ich weiß nicht, was ich da will; aber ich muß an die Luft, oder es ſprengt mir die Bruſt auseinder. Jeſus! War das wieder ein Schlag!"

Es klirrte gegen die mächtigen Scheiben der Lampen, daß es hell klang:

„Was iſt das?"

„Eine Eule, oder sonst ein Nachtvogel, der gegen das Lampenlicht anfliegt!“ sagte die Magd mit bebenden Lippen. „Das bedeutet allemal eine Leiche.“

„Achte auf die Lampen!“ schrie Vater Matthes ihr zu und stieg die steile Treppe hinab:

„Wasserkönig hat einst das schöne Neuwerk mit allen seinen Schlössern und Gärten in die Tiefe der See gesenkt. Fast scheint mir es, als wollte er es heute Nacht wieder heraufholen.“

Der Alte betrat den Strand, wo er jeden Stein kannte, der im Wege lag; jede Erhöhung, jede Vertiefung genau zu finden wußte. Jetzt sah er nichts, als die Brandung, welche weithin leuchtete, und das Feuer von dem kleinen Thurm, der an der entgegengesetzten Seite der Insel stand.

Da stieß er mit dem Fuße an einen Gegenstand. Er bückte sich nieder und tappte mit den Händen vor sich hin:

„Was ist hier? Nirgends ist sonst der Strand so eben, als gerade an dieser Stelle. — Hei! Das ist . . . Ach Gott! Das ist ein Mensch! Helft! Helft!“

Vater Matthes schrie in seiner Noth um Hülfe, obgleich er wußte, daß hier Keiner war, der sie ihm gewähren konnte:

„Es ſind ihrer Zwei! Wer weiß, wie Viele noch dabei herum liegen. — Sind das nun Todte, oder iſt noch Leben darin? Ich muß Menſchen holen.“

Da erſchien ein wandelndes Licht. Bald ſtieg es aufwärts, bald ſenkte es ſich. Einen Augenblick verſchwand es; dann leuchtete es um ſo heller.

Vater Matthes gewahrte es nicht. Er wußte in ſeiner Rathloſigkeit weder aus noch ein und fuhr zuſammen, als nun das Licht über ſeinem Haupte ſchwebte und eine tiefe Stimme ſprach:

„Was giebt es hier?“

Es war der zweite Wächter des Thurmes, der bei der ungewohnten Bewegung aufgewacht und zu den Lampen hinaufgeſtiegen war. Die Magd hatte ihm Alles geſagt und ihn angetrieben, dem treuen Gefährten in der Einſamkeit nachzugehen.

„Was giebt es hier?“ wiederholte er und hielt das Licht vor ſich hin, um recht weit ſehen zu können.

„Leichen!“ erwiederte Vater Matthes dumpf.

„Laßt ſehen, welcher Art ſie ſind!“ ſagte der zweite Wächter. „Hier iſt das Licht! — Um Gott! — Seht her, Matthes! . . . Iſt das nicht?“

„Claus Peters iſt es!“ ſchrie Vater Matthes auf. „Ach, mein lieber Sohn. Haſt Du müſſen auf Deinem Gang verunglücken?“

„Da iſt noch Einer!“ ſprach der zweite Wächter. „Das iſt ein Weib. Wie kommt die daher?“

„Alles todt!“ jammerte der Alte.

„Das wiſſen wir noch nicht. Bleibt hier, Matthes. Ich gehe, um die Andern zu wecken, und die Verunglückten unter Dach und Fach zu bringen.“

„Er ging. Zwei Häuſer ſtanden auf dem Eilande, worin die Angehörigen der Wächter wohnten. Nach einer halben Stunde kehrte er mit Allen zurück, die auf dem Eilande lebten. Die Gefundenen wurden nach der Hütte gebracht, die an dem Fuße des großen Thurmes ſtand. Steffen, der zweite Wächter, ein beſonnener, entſchloſſener Mann, der vielfache Gelegenheit gehabt hatte, Verunglückten beizuſtehen und Hülfe zu bringen, ordnete an, was geſchehen ſollte, und hatte ein aufmerkſames Auge.

„Der Puls ſchlägt!“ ſagte er nach einiger Zeit. „Es iſt Leben in Beiden. Seid nur nicht läſſig.“

Die Frau des Steffen, welche ſich der Dore Buſch angenommen hatte, rief ihrem Manne zu:

„Sie bewegt ſich. Sie fängt an zu athmen!“

Vater Matthes zog ſeine Mütze und betete ſtill. Die Wattengänger waren gerettet.

Acht Tage waren seit jener Nacht vergangen. Claus Peters und Dore Busch hatten sich vollständig erholt. Vater Matthes ließ sich Alles erzählen und war bereit, die Dore bei sich aufzunehmen, da diese fest erklärte, sie werde nie zu dem alten Geizhals zurückkehren, der sich zu ihrem Vater gelogen hätte. Der besonnene Stoffen sagte, das sei eine Begebenheit, die man zur gelegenen Zeit dem Herrn Amtmann in Ritzebüttel kund thun müsse. Claus Peters wollte nach Cuxhaven zurück, um den Capitain aufzusuchen und ihn zu bitten, sein Wort wahr zu machen. Aber es fehlte in diesen Tagen an einer Bootsgelegenheit. Den Weg durch die Furth, den die Ebbe bloßlegte, sollte er nicht wieder machen. Die Dore Busch widersetzte sich diesem Vorhaben mit der größten Entschlossenheit.

Da brach ein Herbstmorgen an, wie er sich unter den nordischen Breiten oft in überraschender Schönheit zeigt. Die See und der Himmel waren von gleich durchsichtiger Klarheit. Eine leichte Brise spielte mit den langen Herbstfäden, die in dem leeren Raum schlangenartig umherflogen. Der Steffen stand mit dem Claus Peters am Strande und sagte zu diesem:

„Du kannst mir eine Hand leihen. Nach der Ostbaak war ich gestern allein, aber die Nordbaak

liegt weiter und wir müssen ein Stück um das Eiland herum. Es muß einmal nach dem Rechten gesehen werden. Einem Tage, wie der heutige ist, folgen die Tage, die uns nicht gefallen, und dann muß Alles vierkant stehen. Es sind noch viele Schiffe draußen, und vorgebaut zur rechten Zeit, hat nimmer noch ein Mann bereut."

Claus Peters war sogleich bereit. Das Boot war schon am Abend vorher mit allem Nöthigen versehen; selbst die kurze Jagdflinte, die der Steffen bei sich zu führen pflegte, lag auf der Vorderducht und sein Pulverhorn hatte er in der Tasche.

Das Segel füllte sich und das Boot strebte von dem Lande weg. Dore Busch, welche vor der Thür stand, die zum Thurm hinaufführte, winkte mit ihrem Tuche einen Abschiedsgruß. Bald lag die Nordbaak vor ihnen. Sie stand hoch auf dem Sande, der im Sonnenlicht schimmerte; ein Merkzeichen, das bei klarem Himmel weithin gesehen werden konnte. Dort lagen mehrere Robben und sonnten sich.

Steffen bemerkte sie und sagte: „Weißt Du, daß es für den ganzen Tag Glück bringt, wenn das erste Werk, das wir thun, einen guten Erfolg hat? Erbeute ich das Fell von einem dieser Robben, kann mir

der Pelzmacher in Ritzebüttel eine warme Wintertermütze daraus machen."

„Wir sind keine grönländische Robbenschläger, Steffen," antwortete Claus Peters.

„Nein, mein Junge," antwortete dieser heiter. „Aber ich war ein leidlicher Schütze, der manche fette Eidergans im Fluge geschossen hat. Will mein Glück versuchen. Meine Pelzmütze ging bei dem letzten Sturme über Bord und ich möchte den Verlust gerne wieder ersetzen."

Das Boot ward beigelegt. Steffen untersuchte die Flinte, schüttete Pulver auf die Pfanne und legte an. Gleich darauf brannte er los. Schnell fuhren die Robben aus ihrem Schlafe auf und stürzten sich in die Fluth. Nur Eine blieb zurück; sie wälzte sich hin und her und lag endlich still.

„Da liegt meine Mütze!" rief Steffen fröhlich und ruderte der Bank zu. Beide Männer sprangen an das Land, die Robbe wurde vollends getödtet und in Sicherheit gebracht. Dann aber sagte Steffen:

„Eines thun und das Andere nicht lassen. Ueber dem Spaß soll man den Ernst nicht vergessen. Gehen wir an unser Werk."

Beide betraten die hohen Sandschichten, auf welchen die Baak stand. Die unabläßig auf- und ab-

rauſchenden Wellen hatten den Grund ſo feſt geſchlagen, daß ſich keine Fußſpur eindrückte. Die Männer traten an die Baake heran und prüften dieſe genau.

„Alles niet und nagelfeſt!“ ſagte Steffen, als er jeden einzelnen Balken genau angeſehen hatte. „Wird ſich in jedem Winterſturme halten und es muß ein ſtarker Eisgang kommen, wenn er ſie wegreißen will. Nun wollen wir ſehen, wie es oben ausſieht. Bringe das Brod und das Waſſer.“

Claus Peters kehrte nach dem Boot zurück, um das Verlangte zu holen. Steffen kletterte bis zur Spitze der Baak, wo ſich die einzelnen Balken giebelartig zuſammen fügten. Dort bildeten ſie eine Art von Becken und in dieſem Raume pflegte die fromme Sitte der Väter einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln hinzulegen, damit der arme Schiffbrüchige, der an dieſe Sandbank geworfen würde, ein Zeichen fände, daß menſchliches Erbarmen ihn auch in dieſer Einöde erreiche. Oft freilich wurde der gute Zweck vereitelt, wenn die brauſenden Wellen darüber wegſtürmten und die Gottesgabe verderbten, oder mit ſich hinweg führten. Aber die Hand, die einmal ſpendete, ward nicht leer, und Steffen, der oben angelangt war, rief herunter:

Der Trunk im Fäßlein iſt brack. Das Seewaſſer

findet seinen Weg überall hin. Die Zwiebacke in dem Blechkasten sind aufgeweicht. Wirf sie in die See, damit sie den Fischen zu gute kommen, und dann reiche mir den frischen Vorrath zu."

Claus Peters war schnell zur Hand. Steffen legte die Zwiebacke in den ausgeräumten Blechkasten, stellte das Fäßchen mit dem Süßwasser daneben, befestigte Beides mit den dazu vorhandenen Tauenden und zog dann andächtig die Mütze, die er zwischen den gefalteten Händen hielt:

„Gott hat gegeben Speis' und Trank,
Aus vollem Herzen sag' ich Dank.
Hier bringe ich ein dürftig Brod,
Die kleine Hülf' in großer Noth.
Den Segen giebt der Herre Gott,
Preis Dir und Dank, Herr Zebaoth.
Unser täglich Brod gieb uns heute."

„Amen!" sagte Claus Peters, der im Stillen mitgebetet hatte, und Steffen stieg nach vollbrachtem Werke fröhlich nieder:

„Wir sind fertig und können mit gutem Gewissen an uns denken. Bringe den Korb, worin wir unsere Ration haben. Können uns hier auf dem Sande eben so gut sonnen, als vorhin die Robben, und haben vor ihnen voraus, daß uns Niemand vor den Kopf

ſchießt, um ſich aus unſern Fellen eine Mütze machen zu laſſen.“

Die beiden Männer hielten ihr beſcheidenes Mahl. Die Segler, welche aus der Elbe kamen, ſteuerten vorüber, der See zu, die am fernen Horizonte ihre ſtolzen Wellen majeſtätiſch auf- und abſteigen ließ.

„Behaltene Reiſe Allen und eine gute Heimfahrt über Jahr und Tag!“ ſagte Steffen. „Man mag es ihnen wohl wünſchen, denn es iſt ſchlimm hier zur Herbſteszeit, wenn die Nordweſtböen nicht enden wollen, oder wenn der Wind nach Oſten umſetzt, und die Eismaſſen von der Fluth und der Ebbe hin und her geworfen werden, bis ſich Scholle auf Scholle ſo zuſammen und über einander ſchiebt, daß unſer ganzes Eiland mit einem Wall umgeben iſt und wir auf den Thurm klettern müſſen, wenn wir darüber wegſehen wollen.“

„Ihr ſeid ein ſeebefahrner Mann, Steffen,“ ſprach Claus Peters nach einer Pauſe. „Ihr war't in Weſtindien und wer weiß, wo noch ſonſt. Wie iſt es zugegangen, daß Ihr mit einem ſo geringen Raume vorlieb nehmt, als dieſes Eiland iſt, da Ihr doch rüſtig genug ſeid, um jedes Seewerk zu treiben und ginge es über Oſtindien hinaus?“

„Weil ich die ſchöne Katharina freien wollte und

dieſe keinen Mann mochte, der alle Jahre nur ein paar Wochen zu Hauſe iſt und während der übrigen Zeit in der Welt umherſtreift. Ich that ihr den Willen und kam zu einer Frau und zu einem Amte, ich wußte nicht wie. Das iſt die ganze Geſchichte, kurz und erbaulich."

„Meine Dore hat mehr Courage," ſagte Claus Peters. Sie läßt mich in Gottes Namen ziehen, und wenn ich wieder komme, alle Taſchen voll . . ."

„Junges Blut wird leicht heiß!" antwortete Steffen. „Auch an einem kleinen Feuer kann man ſich die Finger wärmen. Du haſt ſchon einen guten Gewinn gezogen, daß Du den Zachäus Buſch nicht zum Schwiegervater kriegſt, da dieſer nicht der Vater der Dirne iſt. Kenne den Geizhals ſeit lange und traue ihm nicht über den Weg. Und nun ich höre, wie er zu dem Kinde kam; nun die Dore von dem Wrack geſprochen hat, das nicht weit von der Kugelbaak . . ."

„Wißt Ihr Etwas von dem Wrack, Steffen?"

„Es iſt nicht viel. Geht oft ein Schiff zu Grunde zwiſchen Scharhörn und Vogelſand und es wird nicht von jedem eine lange Geſchichte erzählt. Daß bei der Kugelbaak ein holländiſches Fahrzeug aufgelaufen war, und daß es von der nächſten Fluth wieder fort-

gerissen ward, ehe Jemand hatte an Bord kommen können, ist mir erinnerlich; gab aber damals nicht viel darauf, denn war es auch ein seltner Fall, ist er doch nicht unmöglich. Nun ging ich aber bald darauf, um eine andere Fahrt anzunehmen nach Hamburg und hörte dort von einem toll gewordenen Holländer. Nun, Gott straft den Einen so und den Andern so. Aber seinen Verstand verlieren ist eine große Bekümmerniß und es that mir leid um den Holländer, obgleich ich den Mann nicht mit Augen gesehen hatte und auch nicht zu sehen kriegte, denn sie hatten ihn unter Schloß und Riegel gebracht."

„Was hat Euer toller Holländer mit dem Wrack auf der Kugelbaak zu thun?" fragte Claus Peters.

„Weiß nicht!" sagte Steffen. „Der Holländer und das Wrack kommen mir vor, wie zwei Tauenden, die auf zwei verschiedenen Decken liegen; am Ende findet sich doch ein Marlpfriem, womit man beide zusammen splitzen kann, wie Du gleich weiter hören wirst. Als ich eine Heuer angenommen hatte, ging es bald darauf in See. Wir kamen bei der Kugelbaak vorüber und einer meiner Maaten, der in meiner Nähe stand, sagte: „Hier muß das Schiff gesessen haben, von dem der tolle Holländer so Vieles faselte." Ich fragte ihn, wie er das meine, und hörte, daß ein

aus See kommender Engländer erzählte, wie er draußen ein Wrack habe treiben sehen, welches im Sinken begriffen gewesen sei. Auf dem Deck desselben habe man einen Menschen hin und her laufen sehen, und der Engländer drehte bei, um den Mann zu holen. Kaum war es geschehen, als das Wrack vollends versank. Es geschah binnen der rothen Tonne. Der Gerettete geberdete sich unsinnig und verlangte nach dem gesunkenen Schiffe zurück. Sein Kind sei dort am Bord, sammt seinem Geld und Gut, ich weiß nicht, wie viel. So kam der Engländer in Hamburg an und brachte seinen Passagier nach dem Krankenhause. Eine Zeitlang hat das Toben fortgedauert; allmählich wurde er stiller und es kam ein Schimmer von Vernunft zum Vorschein. Der Mann begann zusammenhängend zu sprecheu. Sein Name war Jan van Steen. In Amsterdam hatte er sich auf einer Smack eingeschifft, die ihm selbst gehörte. Er verließ Holland, weil ihm seine Frau gestorben war und er nicht länger an einem Orte leben wollte, wo er bislang so glücklich war. Seine kleine Tochter befand sich bei ihm am Bord, sammt allem Hab und Gut, was er besaß, denn er hatte sich in Hamburg wohnhaft machen wollen. Aber die Engländer hätten ihn von seinem Schiffe weggerissen und ihm sein Kind und sein Gold

gestohlen. Er sagte das Alles so de- und wehmüthig, daß er allgemeines Mitleid erregte und mehrere angesehene Kaufleute sich bemühten, die Spur der Verlornen aufzufinden. Von Holland lief die Nachricht ein, daß ein Herr Jan van Steen sich in Amsterdam eingeschifft hätte, um nach der Elbe zu gehen, nachdem er sein Eigenthum zu Gelde machte. Weiteres wußte man nicht anzugeben. Von Cuxhafen kam der Bescheid, daß man vom Leuchtthurm aus bei einbrechender Nacht ein Wrack jenseits der Kugelbaak erblickt habe. Als man sich am nächsten Morgen aufmachte, sei es verschwunden gewesen. Wahrscheinlich habe es sich bei Hochwasser frei gemacht, denn es war gerade Springfluth. Welches Schiff es gewesen, lasse sich durchaus nicht feststellen, denn es habe kein Mensch dasselbe betreten. Nur ein Fischer sagte aus, daß er ein zweimastiges Fahrzeug gesehen habe, ohne irgend ein Segel, quer mit dem Strome treibend. An Bord habe er nicht gelangen können, denn es hätte stark geweht und er sei weitab im Lee gewesen. Der Arzt des Krankenhauses theilte dies dem Jan van Steen mit. Dieser hörte es ruhig an und antwortete: „Es ist nicht wahr. Die Engländer haben mich bestohlen.“ Dies war sein letztes Wort. Er soll seit dem Tage nicht mehr gesprochen haben. Sie nannten ihn den

ſtillen Holländer und er iſt viele Jahre in dem Krankenhauſe geblieben, vielleicht iſt er auch noch darin. Wer kann es wiſſen?“

Steffen ſchwieg, als ob die lange Erzählung ihn ermüdet hätte. Claus Peters hatte aufmerkſam zugehört und fragte raſch:

„Und nun meint Ihr . . .?“

Er ſah den Gefährten an, als traue er ſich nicht, auszuſprechen, was ihm durch den Sinn fuhr. Steffen beſann ſich einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Höre, Jungkerl! Ein Menſchenleben kann noch ſo einfach ſein, es kommt in jedem derſelben Etwas vor, das über die Schnur haut. Ich beſinne mich darauf, daß zu jener Zeit eine holländiſche Jolle halb zertrümmert aufgefunden ward, an deren Heck man die Worte las: „Zwei Brüder von Amſterdam.“

„Und was weiter?“ fragte Claus Peters.

„Kann nicht die geſtrandete Smack dieſen Namen geführt und die ramponirte Jolle zu derſelben gehört haben? Ich denke mir, daß die Mannſchaft, als ſie ſah, daß doch Alles verloren ſei, ſich in die Jolle begab und ſich zu retten ſuchte. Sie hat den Jan van Steen aufgefordert, ſie zu begleiten; der hat ſich geweigert und ſie ſind allein davon gefahren — um gleich darauf zu kentern und zu verſaufen.“

„Das ist wohl möglich!“ sagte Claus Peters. „Aber es ist auch schändlich, und ich hätte meinen Herrn nicht in der Noth verlassen können.“

„Bleibe dabei!“ entgegnete Steffen. „Ein Matrose, der sein Schiff in der Stunde der Noth verläßt, ist eben so ehrlos, wie der Soldat, der die Flinte wegwirft und Reißaus nimmt, wenn die Schlacht beginnen soll. Schau, mein Junge, ich denke mir nun, daß der Zachäus Busch . . .“

Claus Peters sprang unwillkührlich auf. Steffen erhob sich langsam und fuhr fort:

„Der Kerl schlich überall herum, wie ein Visitator. Er kann sich ja in der Nähe befunden haben, ist an Bord gestiegen, hat den Holländer niedergeworfen, sein Geld eingesteckt und in einer Anwandelung menschlichen Erbarmens des Kind mitgenommen.“

Der arme Claus Peters stand regungslos da. Es war über ihn gekommen wie eine Hagelbö in den Julitagen. Steffen schüttelte ihn und sagte:

„Ich meinte nur, es könnte so sein; ich sage nicht, daß es so ist. Wiederhole übrigens noch ein Mal, danke Du Gott, daß Du den Zachäus Busch nicht zum Schwiegervater kriegst. Und nun wollen wir heim fahren; sie warten auf uns und Ruhe thut mir auch noth, denn ich habe von eilf Uhr ab die Lampenwacht.“

Darauf fuhren die beiden Männer heim. Steffen mit dem freien, offnen Geſicht, die Ruderpinne in der einen, die Schote des Segels in der andern Hand. Claus Peters mit finſterer Stirn, grübelnd und ſo weit in Gedanken von dem Orte entfernt, wo er ſich befand, daß er riſch in die Höhe fuhr, als das Boot bei dem Leuchtthurm auf den Strand lief.

Das Verſchwinden der Dore Buſch machte Aufſehen in Cuxhafen. Die friſche, dralle Dirne, die, ungeachtet der ſchlimmen Tage, welche ſie bei dem Vater hatte, ſtets fröhlich und guter Dinge war, wurde gerne geſehen. Einige Tage lang ſprach man von dieſem Ereigniß mit großer Theilnahme. Ein leichtfertiger Burſche, welcher meinte, die Dore Buſch könne wohl mit einem Liebſten davon gelaufen ſein, wurde tüchtig abgetrumpft, denn die Dirne war überall als ehrbar und ſittſam bekannt. Einige muthmaßten, daß ſie verunglückt wäre, wenn ſie auch nicht begreifen konnten, wie es geſchehen ſein könne, und ſich vergebens den Kopf darüber zerbrachen. Andere, die dem alten Buſch nicht über den Weg trauten, meinten noch etwas Schlimmeres, denn einem Geizhals, der zugleich ein jähzorniger Mann iſt, kann man das Aergſte zutrauen.

Allein sie hüteten sich wohl, ihre Meinung offen auszusprechen. Zu einer Anklage gehört auch ein Beweis und darum begnügten sie sich damit, den alten Busch mit argwöhnischen Blicken anzusehen, wenn sie ihm begegneten.

Und begegnen that man dem alten Busch in jenen Tagen sehr oft. Von früh Morgens bis spät Abends war er draußen, bald auf der alten Liebe, bald auf dem Deiche, rechts nach Döse, oder links nach Altenbruch, oder gerade in das Land hinein nach dem Amthause in Ritzebüttel, überall nach der Dore rufend und Jedermann anschreiend, daß man ihm helfen solle, sein Kind zu suchen. Nur dem Deichvoigt wich er aus und hütete sich, die Straße zu betreten, wo er demselben begegnen mußte. Trafen sie aber unerwartet zusammen, hob Deichvoigt Dirksen Dölln die Hand drohend auf und sagte laut, daß die Vorübergehenden es hören konnten:

„Du hast sie weggeschickt, damit ich sie nicht haben soll. Gnade Dir Gott, wenn mein Verdacht zur Wahrheit wird. Ich habe Dich in der Hand und liefere Dich an's Messer."

In solchen Augenblicken schrie dann der Zachäus Busch laut auf. Er sah voller Angst zu dem Deichvoigt auf und rief diesem zu: „Du sollst sie haben,

ſobald ſie wieder da iſt. Und ſie muß wiederkommen! Sie muß! Ich hole ſie!“ Und wenn er das geſagt hatte, rannte er, ſo ſchnell er nur konnte, nach ſeiner baufälligen Hütte, die trotz der Drohungen des Dirkſen Dölln noch immer im Außendeiche ſtand.

Zachäus Buſch ſaß auf den Steinen, die ihm zum Herde dienten und worauf, ſeitdem die Dore fort war, kein Funken glimmte. Er hatte beide Ellnbogen auf die Kniee geſtützt und ließ den Kopf in den flachen Händen ruhen.

„Nun will ich es thun,“ grollte er vor ſich hin. „Drei Tage lang quäle ich mich mit dem Gedanken und wenn die Nacht kommt, fehlt mir der Muth und ich kriege das Fieber. In dieſer Nacht ſoll es geſchehen. Ich will weg von hier, weit weg. Der Deichvoigt ſitzt mir im Nacken und ehe ich es mir verſehe, dreht er mir das Genick um. Die Welt iſt groß und irgendwo wird es einen einſamen Winkel geben, wo ich mich mit meinem Kleinode begraben kann.“

Er ſah ſich furchtſam um, als ob Jemand in der Nähe ſei, der das Wort „Kleinod“ gehört haben könne. Als er ſich überzeugt hatte, daß er wirklich allein war, begann er neuerdings mit ſich ſelbſt zu ſprechen:

„Seit ſie weg iſt, habe ich keine Ruhe. Mir iſt

es, als habe sie mein Geheimniß mit sich genommen und werde es in die Welt hinausposaunen. Schon drei Mal bin ich seitdem in meinen Träumen am Bord des Holländers gewesen und habe ihn gesehen mit dem bleichen Gesicht, wie er mich anstierte und mich nicht lassen wollte und wie ich . . ."

Er schreckte zusammen und klapperte vor Frost mit den Zähnen. Der Wind fuhr durch die offnen Spalten und trieb den feinen Sprühregen vor sich her. Das Dach schütterte und drohte auf ihn herab zu stürzen.

„Ich wandere aus!" sprach er vor sich hin, indem er die Steine, worauf er bisher gesessen hatte, fortwälzte. „Weit weg will ich gehen, wo mich Niemand kennt. Die undankbare Dirne. Es wäre Alles einmal an sie gekommen, wenn ich meine Augen schloß. Nun kann sie warten, bis sie auch nur einen Schilling erhält."

Die Steine waren fortgeräumt und er begann, mit einem abgebrochenen Spaten den Boden aufzuwühlen. Er war so sehr mit seiner Arbeit beschäftigt und hatte den Blick so fest auf die Vertiefung gerichtet, die unter seinen Händen entstand, daß er den Regen nicht vernahm, der stärker niederrauschte, und den Wind überhörte, der bis zur steifen Kühlte anwuchs.

Er hatte kein Auge dafür, daß die Thür sich öffnete und eine Gestalt sichtbar wurde, die ihn genau beobachtete.

Da stieß er mit dem Spaten auf einen harten Gegenstand. Er warf das Eisen fort und hob einen Kasten heraus, den er liebkoſete und ihn mit gierigen Blicken verschlang. Er sah selig aus, als ob er vor einem bisher unentdeckten Goldlande stände, das in der Morgendämmerung vor ihm auftauchte und ihm die Augen blendete.

Aber es war nicht der Schimmer des Goldes, der ihn blendete, sondern ein Lichtstrahl, der von oben senkrecht auf ihn herabfiel.

Die dunkle Gestalt, welche durch die Thür trat und von zweien Andern gefolgt ward, stand dicht hinter ihm. Sie hielt eine hell brennende Laterne, welche der Mantel bis dahin verbarg, hoch über den krampfhaft wühlenden Zachäus Busch und rief mit lauter Stimme:

„Halb Part, Kamerad!“

Zachäus Busch sah erschreckt zu dem Rufenden auf; allein das Wort starb ihm auf den Lippen, als er den Deichvoigt Dirksen Dölln vor sich stehen sah. Wie er sich am Boden wand, das stiere Auge auf den unwillkommenen Störer gerichtet, keines Wortes mächtig, bleich und mit schlotternden Knieen, hatte er

etwas Geſpenſtiſches an ſich, das wohl manchem beherzten Manne ein leichtes Fröſteln verurſacht hätte. Er hielt den Kaſten, den er vorhin aus der Vertiefung nahm, zwiſchen den Händen, die ſo ſehr zitterten, daß dieſer hin und her flog.

„Iſt das der Kaſten, den Du am Bord des Holländers geſtohlen haſt?“ fragte der Deichvoigt raſch, und Zachäus Buſch, bewältigt von der Macht des Augenblickes, antwortete mit zitternder Stimme: „Ja!“

„Ihr habt es gehört!“ ſagte der Deichvoigt rückwärts gewendet zu den beiden Männern, die mit ihm eingetreten waren. „Thut Eure Schuldigkeit.“

Als Zachäus Buſch die Beiden gewahrte, die ſich ihm auf eine ſo bedrohliche Weiſe näherten, und inne ward, daß außer dem Deichvoigt noch andere Zeugen gegenwärtig waren, fiel er in ein krampfhaftes Schluchſen und ſchrie:

„Ich habe Nichts geſagt! Ich weiß von Nichts.“

„Das iſt nun zu ſpät, Ihr alter Schurke!“ entgegnete der Deichvoigt. „Euer Bekenntniß iſt vor Zeugen abgelegt und Ihr ſeid ein Dieb, der Strandgut geborgen und nicht abgeliefert hat. Nehmt ihm das Ding weg, das er in der Hand hält, damit wir ſehen, was darin iſt und die nöthige Anzeige machen können.“

Die beiden Männer, welche zu den Untergebenen des Deichvoigts gehörten, folgten dem Befehl. Der alte Busch setzte sich auf das Entschiedenste zur Wehre, aber vergebens. Als man ihm den Kasten entrissen hatte, fiel er in Krämpfen zu Boden.

„Laßt sehen, was es ist!“ sagte der Deichvoigt und öffnete mit dem daran hängenden Schlüssel nicht ohne Mühe den Kasten, da das Schloß in der feuchten Erde rostig geworden war. „Haltet das Licht näher! Geld und Papiere, wie ich sehe. Nun, der Herr Amtmann wird schon wissen, was damit anzufangen ist. Packt den Spitzbuben und nehmt ihn mit Euch. Vorher aber sucht genau nach, damit Nichts zurückbleibt. Und seht zu, daß er Euch nicht entläuft, wenn er sich erholt hat. Ich gehe zu dem Herrn Amtmann auf das Ritzebüttler Schloß.“

Der Deichvoigt entfernte sich, den mit Geld und Papieren gefüllten Kasten unter dem Arm. Die beiden Männer suchten und fanden ein Ende Tau, womit sie zur mehreren Sicherheit dem alten Busch die Hände auf den Rücken zusammen banden, und machten sich dann mit ihm auf den Weg.

Am Nachmittage desselben Tages war Claus Peters mit einem Helgolander Fischer, der bei Neuwerk angelaufen war, in Cuxhafen angekommen. Völlig

ausgerüſtet zu einer Reiſe jenſeits der rothen Tonne und ſollte ſie bis an das Ende der Welt gehen, ſtand er auf der alten Liebe und rief einem ihm befreundeten Schiffer zu, ob der Capitain, der ihm einen Platz auf ſeinem Deck verſprochen habe, zum Auslaufen bereit ſei? Claus Peters hielt dafür, daß der Abreiſe Nichts mehr im Wege ſtehe, da er ſich eingeſtellt habe, und war nicht wenig erſchrocken, daß der Capitain, da ſeine Liegezeit abgelaufen und der Wind günſtig war, ohne ihn in See ging.

„Das iſt nicht zu ändern, entgegnete der Schiffer achſelzuckend auf alle Klagen des jungen Seemanns, die nun laut wurden. „Rathe Dir, Deinen Aerger zu vertrinken und Dich dann auf das Ohr zu legen. Morgen früh wird wohl beſſer Wetter ſein. Capitaine giebt es genug in der Welt, und Jeder von ihnen braucht ein Dutzend Matroſen und mehr. Komm' mit mir nach der Schenke der alten Geſche Ehlers. Das Weib iſt zwar krumm und hinkt auf dem linken Beine, aber ihre Kojen ſind gut und ihr Grog iſt ſteif."

Claus Peters konnte nichts Beſſeres thun, als dieſem Rathe folgen. Und kaum ſah er ſich unter Dach und Fach, das dampfende Glas vor ſich und die brennende Pfeife in der Hand, als die unerwartete Kunde von der Gefangennahme des Zachäus Buſch

in der Schenke der alten Gesche Ehlers anlangte. Sie ging von Mund zu Mund, von dem Gefängniß, worin man den Gefangenen untergebracht hatte, bis in die fernsten Außendeiche. Mit jedem Schritte wuchs sie so lawinenartig, daß sich von all' den Gräueln, welche man vernahm, das Haar auf dem Kopfe sträubte und die Wirthin vor Schrecken ein Glas Grog, das sie für einen ihrer liebsten Gäste mit besonderer Sorgfalt bereitet hatte, in der Angst selbst austrank.

Der Amtmann hatte sich von dem Deichvoigt genauen Bericht erstatten lassen. Der gefundene Kasten wurde von Gerichtswegen in Beschlag genommen und der Inhalt desselben genau festgestellt. Man fand eine bedeutende Summe in holländischen Ducaten, sammt mehreren Familien- und Werthpapieren. Der alte Busch wurde verhört, allein er war so verstockt, daß er nicht eine Frage beantwortete. Kein Wort war aus ihm heraus zu bringen und man sah sich genöthigt, zu ernsten Maßregeln zu greifen.

„Was wird die Dore sagen, wenn sie dies Alles erfährt?" dachte Claus Peters. „Daß der alte Spitzbube nicht ihr Vater ist, weiß sie, aber sie betrachtet sich als Findling und gehört nun am Ende gar einer guten Familie an, welche sie mit offnen Armen auf-

nimmt, was wir gewiß hören werden, wenn der Herr Amtmann erst mit der Sprache herausrückt. Was dann aus ihr wird, ob eine Kaufmanns- oder eine Capitainstochter, weiß ich nicht zu sagen. Und was der Vater, der gewiß ein vornehmer Hans ist, sagen wird, wenn der Matrose Claus Peters bei ihm um die Dore anhält, kann ich mir denken. Es klingt mir vor den Ohren, als würde ich ausgelacht. Wie ich die Dore kenne, wird ihr mit der vornehmen Freundschaft auch nichts gedient sein und am Ende wäre es besser, wenn die Fluth bei dem letzten Wattengange uns Beide mit sich genommen hätte."

Während Claus Peters in dieser Weise seinem schweren Herzen Luft machte, langte ein Schreiben aus Hamburg in der Amtsstube an, wodurch diese Angelegenheit eine eben so unerwartete, als rasche Wendung nahm.

Es war eine eigene Geschichte, welche in dem Briefe stand, den der dirigirende Arzt des allgemeinen Krankenhauses geschrieben hatte.

Und dies ist die Geschichte:

„Vor vielen Jahren erschien ein englischer Schiffscapitain in der Amtsstube des hiesigen Krankenhauses, und zeigte an, daß er auf offner See ein Schiff treibend fand, das als ein völliges Wrack zu betrachten

gewesen sei. Es habe sich ein Mann am Bord desselben befunden. Dieser wurde geborgen und gleich darauf wäre das Wrack gesunken. Der Gerettete sei noch nicht lange am Bord gewesen, als sich herausstellte, daß derselbe, wahrscheinlich in Folge des stattgehabten Unglücks, seinen Verstand verlor. Er habe den Unglücklichen in einen Wagen bis hierher gebracht und wünsche, daß man sich desselben annehmen möge. Der Kranke wurde aus dem Wagen auf die für seinen Zustand geeignete Station gebracht und der Engländer entfernte sich."

Der Brief erzählte nun weiter, was mit dem kranken Mann geschah, und stimmte dies so ziemlich mit Dem überein, was der Lampenwärter Steffen dem Claus Peters erzählte, als sie auf dem Sande vor der Nordbaak ihre Morgenrast hielten. Dann aber hieß es weiter:

„Jahrelang blieb der Zustand des Holländers derselbe. Er konnte zu manchen Dienstleistungen verwendet werden, die er willig und gern that; namentlich wurde er in der Schreibstube mit Ausfertigung der Listen und andern Arbeiten beschäftigt. Aber nie ging ein Wort über seine Lippen. Kein lichter Moment kam über ihn. Er wußte nichts von Vergangenheit und Zukunft, eine todte Maschine in der Gegenwart."

„Da, vor nun ungefähr einem halben Jahre, wurde der Mann von einer ſchweren Krankheit befallen. Es war ein hitziges Nervenfieber. Seine Phantaſieen waren maßlos. Jahrelang hatte er geſchwiegen, dafür war jetzt die entfeſſelte Zunge unaufhaltſam in Bewegung. Es waren wilde, verworrene Geſchichten, ohne allen Zuſammenhang, die er vorbrachte. Endlich gelang es der Kunſt der Aerzte des Fiebers Herr zu werden. Der Mann genas und von der früheren Störung des Geiſtes fand ſich keine Spur. Er ſprach völlig zuſammenhängend und legte uns zu unſer Aller Erſtaunen in klaren Worten ſeine Vergangenheit dar.

Der Brief enthielt an dieſer Stelle einen kurzen Inhalt jener Mittheilungen. Der Amtmann entnahm daraus, daß der Mann auf dem bei der Kugelbaak geſtrandeten Fahrzeuge und der Mann in dem Krankenhauſe eine und dieſelbe Perſon ſei. Daran ſchloß ſich die Erwähnung, daß man ſchon bei der Ankunft des kranken Mannes über dieſen Unglücksfall an der Kugelbaak Erkundigungen eingezogen habe, und folgende Worte bildeten den Schluß des Briefes, der auf Alle, die ihn laſen, den tiefſten Eindruck machte:

„Der Mann iſt ganz vernünftig und in ſein Geſchick ergeben. Er kann ohne Gefahr für ſich und Andere in die Welt hinaustreten; allein er will in

dem Hause bleiben, worin er so viele Jahre lebte, und seinen Unterhalt mit Arbeit bezahlen. Nur einen Wunsch hegt er, nämlich die Stätte zu sehen, wo jenes große Unglück ihn getroffen hat. Da wir glauben, daß es ihm zur Beruhigung gereichen würde, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge, haben wir es ihm gestattet. Mit der nächsten Gelegenheit wird er dorthin gesandt werden und wir würden es mit Dank anerkennen, wenn dem Unglücklichen bei seinem dortigen Aufenthalte jeder Vorschub geleistet würde, den sein Unglück verdient."

Noch vor dem Eintreffen des Briefes hatte man es für nöthig gefunden, die vermeinte Tochter des Zachäus Busch dem Letztern gegenüber zu stellen. Durch Claus Peters, dessen Anwesenheit nicht verborgen blieb, ermittelte man den Aufenthalt der Dore und brachte sie nach Cuxhafen. Zachäus Busch erklärte, daß er von der verlaufenen Dirne Nichts wissen wolle, und verweigerte mit einer seltenen Verstocktheit jede Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen.

Der angekündigte Gast traf unterdessen ein. Der Amtmann nahm denselben freundlich auf und sorgte dafür, daß ihm alle seine Wünsche erfüllt wurden. Als der Mann von der Kugelbaak zurückkam, sagte er zu demselben:

„Ich habe Alles begraben und ergebe mich in mein Schickſal, wie bitter es auch iſt. Einen Wunſch hätte ich freilich noch, doch der wird mir nicht erfüllt werden.“

„Wer weiß!“ ſagte der Amtmann. „Man muß nie an Gottes Barmherzigkeit zweifeln. Aber Ihr werdet mir wohl eine Frage zu gute halten und mir dieſe beantworten, wenn es Euch möglich iſt?“

„Der Herr Amtmann iſt ſo freundlich,“ war die Antwort, „daß ich ein undankbarer Menſch ſein müßte, thäte ich nicht Alles, was in meinen Kräften ſteht, ſein Verlangen zu erfüllen. Was will der Herr Amtmann von mir wiſſen?“

„Könnt Ihr Euch auf die einzelnen Vorfälle beſinnen, die ſich während der Strandung und nach derſelben begaben und wollt Ihr mir dieſe mittheilen?“

„Das will ich thun, Herr Amtmann, ſo gut ich es vermag, und dies iſt Alles, was ich weiß. Als wir bereits in ſo großer Noth waren, daß uns Nichts mehr retten konnte, fingen meine Leute an zu rebelliren und verweigerten mir den Gehorſam. Sie bemächtigten ſich des Bootes und da ſie nur nothdürftig in demſelben Platz fanden, ließen ſie mich und mein hülfloſes Kind zurück. Aber die Hand Gottes ergriff ſie und beſtrafte ſie für ihren Frevel. Sie waren

noch nicht weit von dem Schiffe entfernt, als eine gewaltige Welle das Boot faßte und es in den Abgrund riß. Ich habe es selbst gesehen. Ohne allen Beistand blieb mir nichts übrig, als die Segel nieder zu werfen und das Fahrzeug treiben zu lassen, wohin es wollte und konnte. Es dauerte auch nicht lange, daß es mitten in der Brandung steckte und dann auf den Strand lief. Ich schrie laut auf und eilte zu meinem Kinde, allein ich war so angegriffen, daß ich kaum bis dahin gelangen konnte. Meine Kniee brachen zusammen und was mit mir in jener Zeit vorgegangen ist, wie lange die Ohnmacht, worein ich fiel, gedauert hat, vermag ich nicht zu sagen. Als ich endlich mein Bewußtsein wieder fand, sah ich einen Menschen, der die Spinden aufgerissen hatte und Alles durchwühlte, was sich darin befand. Er mußte mich nicht bemerkt haben, denn ich lag hinter dem großen Klapptisch, der, wie Euch bekannt ist, in der Mitte jeder Cajüte steht. Ich erhob mich, so schnell ich es bei meinem Zustande vermochte, und wollte den Räuber hindern. Als er mich gewahrte, schrie er laut auf und ließ vor Schrecken fallen, was er gerade in Händen hatte. Längere Zeit standen wir uns gegenüber, und ich konnte mir seine Züge genau einprägen. Ihm mußte es eben so gehen, denn er hielt seine Augen so fest

auf mich gerichtet, daß es mir faſt weh that. Vor ihm auf dem Boden ſah ich das Käſtchen liegen, welches eine große Baarſumme und außerdem Papiere enthielt, die für mich von der größten Wichtigkeit waren. Schnell bückte ich mich darnach, allein kaum war dies geſchehen, als mich der Räuber packte. Ich hörte nur noch, wie mein Kind von dem Lärmen erwachte und zu weinen anfing. Gleich darauf empfing ich einen ſchweren Schlag auf den Kopf und meine Beſinnung ſchwand. Als ich auf's Neue zum Leben erwachte, merkte ich an dem Schwanken des Schiffes, daß dies wieder geflottet war. Aber alle meine Baarſchaften und was mich weit ſchwerzlicher traf, mein Kind vermißte ich und nun trat jener entſetzliche Zuſtand ein, worin man mich gefunden hat."

Der Amtmann bemerkte die innere Aufregung des Mannes und lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. Als ſich Jener etwas geſammelt hatte, fragte er obenhin:

„Aber jener Räuber, der bei Euch an Bord kam, als das Schiff auf dem Strande ſaß? Wie iſt es damit? Glaubt Ihr, daß Ihr denſelben wieder kennen würdet, wenn er plötzlich vor Euch erſchiene?"

„Unter Hunderten!" war die Antwort. „Ich habe mir ſeine Züge genau eingeprägt und in meinen Fie-

heranfällen zeigten alle Spukgestalten, die mich ängstigten und quälten, nur ein und dasselbe Gesicht."

„Es ist gut!" entgegnete der Amtmann abbrechend. „Ihr seid sehr erschöpft, darum geht auf Euere Stube. Heute Abend besuche ich Euch, um die Erzählung, die ich von Euch empfing, mit einer andern zu vergelten, und morgen hoffe ich, Euch eine Nachricht geben zu können, die Euch willkommen sein wird."

Der Morgen kam und der Amtmann saß zu Gericht. Zachäus Busch stand mürrisch und verschlossen auf dem ihm angewiesenen Platz. Der Deichvoigt und die Dore wurden ihm gegenüber gestellt. Der Erstere rief ihm zu, daß er ihn auf frischer That bei dem Ausgraben des Kastens ertappte und daß alles Leugnen nichts helfe. Das arme Mädchen, von allen diesen Ereignissen schwer betroffen, beschwor ihn, reumüthig zu bekennen und nicht durch seine Verstocktheit den Jammer zu vergrößern. Zachäus Busch blieb stumm und nur an dem Zucken der Mundwinkel erkannte man die Heftigkeit seiner inneren Erregung.

Da erhob sich der Amtmann und mit lauter Stimme rief er dem Angeklagten zu:

„Der Mann, in dessen Cajüte Du Dich drängtest, um ihm sein Geld und sein Kind zu stehlen, und den

Du erſchlugſt, als er ſich zur Wehre ſetzte, ſteht hinter Dir. Schau' Dich um, Zachäus Buſch!"

Unwillkührlich gehorchte er dem Befehl. Vor ihm ſtand der Holländer. Dieſer hielt den Blick auf ihn gerichtet und ſagte dann mit feſtem Tone:

„Er iſt es!"

Mit dem alten Buſch ging eine furchtbare Veränderung vor. Es war, als ob ein Blitz ſein Haupt berührte und der electriſche Strom durch alle ſeine Nerven fuhr. Zerſchmettert ſank er zuſammen und rief mit kreiſchender Stimme:

„Ich will Alles bekennen!"

Mit dieſem Schrei des Entſetzens ſchloß die Scene vor dem Gericht. Der alte Buſch lag in Krämpfen und war kines Wortes mächtig.

Es war ein klarer Herbſtmorgen. Die Sonne ſchien hell. Der Südoſt ging ſcharf. Vater Matthes hatte ſeine Lampen gereinigt und mit Oel verſorgt. Die Spiegelſchiben waren blank polirt und er ſtieg nun nach beendetem Tagewerk die Treppe hinab. An dem Fuße derſeben ſtand ſein Maat Steffen und rief ihm entgegen:

„Wir kriegen Beſuch. Euer Jan iſt von Cuxha-

fen zurück und meldet soeben einen Wagen voll Gäste an, der ihm nahe auf den Hacken war. Sie schickten ihn voraus, um sie anzusagen."

Vater Matthes schüttelte verdrießlich mit dem Kopfe und entgegnete:

„Neugierige Hamburger vermuthlich, die hier allerlei unnützes Zeug angeben und dann zu Hause mit ihren Heldenthaten prahlen. Nichts lassen sie an seiner Stelle und glaubten Wunder, was sie thun, wenn sie ein paar Doppeltmarkstücke zurücklassen. Gebe nichts um solche Besuche."

„Keine Hamburger!" sagte Steffen mit Laune. „Diesmal ist es ein holländischer Mynheer.'

„Auch nichts Besseres!" brummte Vater Matthes.

„Heißt Jan van Steen."

„Meinetwegen."

„Hat blanke Ducaten im Sack."

„Was schiert das mich?"

„Seine Tochter hat er auch bei sich. Sie heißt Flortje van Steen."

„Sagt mir, Steffen, was mich das Alles angeht?"

„Flortje van Steen, sagte ich," fuhr Steffen in seiner heitern Laune fort. „Bis vor acht Tagen hieß sie noch Dore Busch."

„Was ist das für ein Schnack?'

„Ein guter Schnack, ſollte ich meinen. Die Dore iſt eine Kaufmannstochter geworden und will Euch mit ihrem Bräutigam beſuchen.“

„Bräutigam! Wer iſt ihr Bräutigam?“

„Euer Neffe Claus Peters, vorausgeſetzt, daß Ihr es ihm erlaubt, eine holländiſche Kaufmannstochter zu heirathen.“

Vater Matthes ſtand mit offnem Munde da. Es ſchien, als wären ihm alle ſeine fünf Sinne auf einem Mal abhanden gekommen, und er hatte ſie noch nicht wieder gefunden, als der Wagen ſchon am Fuße des Leuchtthurms hielt und der Claus Peters ihm jubelnd zurief:

„Da bringe ich Euch die Dore. Sie heißt jetzt Flortje van Steen und iſt meine Braut.“

Mynheer Jan van Steen trat zu der Gruppe und ſagte:

„Es iſt ſo. Soll ich meine Tochter nur wiedergefunden haben, um ſie zu betrüben? Mag ſie mit dem Manne glücklich werden, mit dem ſie ſich in den Tagen ihrer Noth verlobte. Ich verlange Nichts von ihm, als daß er ihr treu und gewärtig bleibt.“

„In Noth und Tod!“ ſagte Claus Peters, indem er ſeine Braut an ſich drückte. „Das Märchen geht in Erfüllung. Der Blumenprinz von Terſchelling

führt seine Prinzessin Augentrost mit sich fort und schlägt dem Wasserkönig von Wangeroog ein Schnippchen."

„Das ist Alles gut, Claus Peters," sagte der Steffen. „Aber Du hast einen Nebenbuhler und der Dirksen Dölln ist ein heftiger Mann."

„Darum gehen wir ihm aus dem Wege, Steffen," sagte Claus Peters. „Ich folge noch in diesem Herbst meinem Schwiegervater nach Amsterdam, sobald Capitain Matsen, der in Cuxhafen liegt, ausklarirt. Ich wollte längst über die rothe Tonne hinaus, dachte aber nicht, daß mein Wunsch so glücklich in Erfüllung gehen würde."

Er blickte dabei seine Braut an.

Die Gesellschaft war mit der tiefsten Ebbe auf Neuwerk angelangt. Jetzt kam die Fluth. Sie rauschte von der rothen Tonne her gegen die Insel heran und umgab sie mit einem schimmernden Kranze hochaufbrandender Wellen.

Das war vordem!

Das war vordem!

Rollende Elbe, Du rastlose Wanderin, die durch die Lande brauſt, von den Böhmiſchen Bergen an felſigen Ufern vorüber, bis zur weitausgedehnten Mündung und dann wieder rückwärts flutheſt und an die ſteinernen Bollwerke befreundeter Städte pochſt, nimm mein Boot auf Deinen Rücken und trage mich bis zu der Stelle, wo ich gern ruhe an den grünen Abhängen des Deiches und hinausſchaue in die Unendlichkeit.

Im ſteten Wandel bleibſt Du dieſelbe. Geht auch einmal das Fahrwaſſer „mehr um die Süd“ und ein anderes Mal „mehr um die Nord“ herum, wie Deine Lootſen ſagen; nehmen Deine ſchwarzen und weißen Tonnen im Laufe der Zeiten verſchiedene Lagen ein, die rothe Tonne bleibt das Ziel und der Endpunkt Deines Lebens und Strebens; jenſeits derſelben wogt und brauſt die gewaltige See.

Aber hinter den Deichen und Dämmen, mit denen Du in ſtetem Kampfe lebſt; hinter den Dünen wohnt längſt ein anderes Geſchlecht. Andere Sitten und Gebräuche ſind an die Stelle der früheren getreten und was vordem war, tritt in der Erinnerung vor die Seele der jungen Gegenwart.

Der Tag behauptet ſeine Rechte. Ihm gehören das Licht und das Leben. Aber am Abend, wenn die Nebel aus dem Strome aufbrauen und über das Land hinziehen; wenn auf dem Herde das Feuer glüht und die Lampe in der Dönſe ein trauliches Halbdunkel verbreitet: dann ſitzt auf der Ofenbank ein altes Mütterchen, oder ein Greis mit der einſamen Silberlocke auf dem kahlen Scheitel und die Enkel und Urenkel zu ihren Füßen horchen auf die Erzählungen, welche Jene ihnen zuflüſtern, wie es in vergangenen Tagen geweſen. Sie ſprechen vom Strandrecht und von dem Kirchengebet, darin um einen geſegneten Strand gefleht wird, und die jungen Herzen ſchlagen vor Furcht und Erwartung. Wenn aber der letzte Ton verhallt und die Geſchichte ihr trauriges Ende erreicht, athmen ſie wieder frei und eine liebliche Stimme flüſtert:

„Gottlob! Das war vordem!“

Dort liegt Neuwerk, die verzauberte Märchen-Insel, wo die schöne Prinzessin Augentrost im Sande vergraben liegt und des Blumenprinzen von Terschelling harrt, der sie aus ihrer Noth erlösen soll, worein der Wasserkönig von Wangeroog sie stürzte. Aber nichts Märchenhaftes taucht zu dieser Stunde aus den Wellen auf. Alles Oede, Wilde, Unfruchtbare an diesem Strande ist die nackte, kalte Wirklichkeit.

Fest und unerschüttert steht auf diesen zusammengewehten und angeschwemmten Dünen der Thurm von Neuwerk und trotzt dem Sturm der Jahrhunderte. Als innerhalb seiner starken Mauern die Helme und Harnische rasselten, als die Humpen und Becher zusammenklirrten und wilde Lieder gegen die Wände schlugen, war hier eine blutige Zeit. Ein fliegendes Lager — rasch entstanden und eben so schnell verschwunden — dehnte sich zu beiden Seiten des steinernen Kolosses längs dem Strande aus und auf der Fluth schaukelten sich die Schiffe, auf deren Decken die eisernen Kanonen lagerten und von deren Mastspitzen die Blutflagge der Piraten mit dem Todtenkopfe wehte.

Das war in den Schreckenstagen der Vitalienbrüder, welche auf diesem Eilande ihr festes Lager bauten und von dessen Ufern aus ihre Streifzüge durch die nordischen Meere machten. Hier hauſete

Claas Störtebeker und sein Hauptmann, der Götke Michel, sammt dem Magister Wigbold, das blutige Kleeblatt, das im Kampfe kein Erbarmen kannte und von deren Orgien die sieben Fuß starken Mauern des neuwerker Thurmes sichtbare Zeugen sind. Oftmals in stillen Nächten, wenn die Wetter zu schlafen scheinen, oder wenn die Brandung wild über die Dünen jagt, fliehend vor dem Nordweststurm, stöhnt und heult es innerhalb jener Mauern, wie ein Echo aus vergangenen Tagen, oder es lacht hell auf, daß es durch Mark und Bein zittert und das alte Lied vom „Störtebeker und Götke Michel" hallt an den Wänden wieder.

In einem steinernen Gemache des oberen Geschosses glühte ein mächtiges Feuer, und ein Mann mit spitzem Kinn und zwei heimtückisch lauernden grauen Augen stocherte mit einer Schürstange in den glühenden Kohlen umher. Seitwärts von der Gluth stand ein im Sieden begriffener Kessel.

In der Mitte des Gemachs, welches nur von dem Kohlenfeuer erhellt ward, saß auf einem Holzschemel eine feste, gedrungene Gestalt und mit einem vom heißen Trunk glühenden Gesicht. Das war Hanke Lüder, der Strandvoigt von Neuwerk, und der Mann am Feuer war Jasper, der Jüte, der Erste unter den

Knechten und der Vertraute des Voigtes, den ſie den wilden Lüder nannten. Der Voigt that den letzten Zug aus dem vor ihm ſtehenden Kruge und ſchlug dann drei Mal den Deckel auf und zu.

Auf dieſes Zeichen kam der Knecht mit dem ſiedenden Keſſel, füllte den leeren Krug und ging zum Feuer zurück. Der Voigt blickte ihm mit gerunzelter Stirn nach und rief:

„Iſt der Narr ſtumm geworden?“

„Stumm und taub, oder doch nahe daran,“ entgegnete der Knecht mit eintöniger Stimme. „Geſtern um Mitternacht hat es im Marienwinkel geſeufzt und ſchon wiederum iſt Mitternacht nahe.“

„So vertrinke die Grillen und ſtimme ein Schelmenlied an!“ ſprach der wilde Lüder.

„Iſt mir nicht wie trinken!“ ſagte der Knecht Jasper, nach ſeinem Herrn ſchielend. „Die Marienſeufzer, die mein Ohr trafen . . .“

„Schweig!“ befahl der Voigt. „Marie hieß mein Weib. Du ſollſt ihren Namen nicht in meiner Gegenwart nennen. Reize mich nicht durch Widerſpruch.“

„Ich ſpreche nur vom Marienwinkel und das iſt die dunkle Kammer, in welcher ſie ihren Geiſt auf-

gab, aus Kummer über die Mißhandlung ihres Sohnes."

Der Voigt schwieg. Er bebte zusammen, als ob ein kaltes Frösteln seinen Rücken hinab rieselte. Die Hand streckte sich nach dem Kruge aus, aber er zog sie wieder zurück.

„Der junge Taugenichts erhob die Hand gegen den Vater!" sagte der Voigt mit dumpfer Stimme.

„O, nicht doch, Herr!" entgegnete der Knecht Jasper. „Er drängte nur die Faust zurück, die nach seiner Mutter schlug."

„Meine Härte hat mir leid gethan, aber ich konnte es nicht ändern!" sprach der Voigt. „Sie war mir überall entgegen und wollte stets nur Das, was ich nicht wollte. Da lief mir dann oft die Galle über."

„Bis zum Erschrecken!" murmelte der Knecht vor sich hin.

„Wir hätten uns nicht heirathen müssen," fuhr Jener fort. „Keines paßte zum Andern. Ihre Schönheit hatte mich verblendet."

„Ihr meintet, einen lustigen Schmetterling einzufangen und bekamt eine Betschwester."

„Meinethalben hätte sie beten mögen vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht!" warf der Voigt hin. „Aber sie wollte mich bekehren, wollte mich zum

Betbruder machen und was weiß ich! Da lief mir die Galle über . . ."

„Und der wilde Lüder ſchlug um ſich!" lachte der Knecht Jasper. „Das wollte der Bube nicht leiden."

„Erinnere mich nicht ſtets an den Buben!" fuhr der Voigt auf. „Ich habe ihn in die weite Welt gehen heißen und er iſt gegangen."

„Er war ein blaſſer, ſtiller Knabe!" ſagte der Knecht. „Er trübte kein Waſſer."

„Ein Waſchlappen war er!" fuhr der Alte auf. „Gut genug zu einem Dintenkleckſer, oder ſo etwas dergleichen. Wollte ihn zu einem rechten Strandmann erziehen; zu einem Helfer für meine Mannesjahre und zu einer Stütze für mein Greiſenalter. Aber er bebte bei jedem harten Worte zuſammen, wie die Blätter an den Weidenbäumen hinter dem Deich, wenn der Wind mit ihnen ſpielt. Warfen die Wellen eine Leiche an den Strand, ſchrie er laut auf . . ."

„Anſtatt nachzuſehen, ob ſie etwas Nennenswerthes an Geld und Gut bei ſich führte. Und wenn dies ſich vorfand und es blieb ein Zweifel, ob der Angetriebene wirklich todt ſei, dann . . ."

Der Knecht Jasper ſagte nichts weiter; aber er

machte mit der Rechten eine nicht mißzudeutende Bewegung nach seiner eigenen Kehle. Der Voigt sah es und sprang auf den Knecht ein:

„Satan von einem Kerl! Hast Du jemals Etwas von mir gesehen, daß ein solches Wort gesprochen werden darf?"

„Ihr seid ein so kluger, unerschrockener Mann, als jemals Einer dem Amte eines Strandvoigtes vorstand, sagte der Knecht ausweichend. „Habe es mir viele Mühe kosten lassen, Euch auf die Sprünge zu kommen; aber der Teufel muß gut Freund mit Euch sein; es hat mir nie gelingen wollen."

„Du hast um mancher Dinge willen einen Stein bei mir im Brett," sagte der Voigt nach einer Pause gelassen; „aber ich rathe Dir, nicht allzusehr darauf zu pochen, wenn Du fernerhin gute Zeit haben willst. Und von dem Jungen und von der Frau sollst Du nicht mit mir sprechen; nicht um Mitternacht."

„Der Junge lief in die weite Welt und die Mutter starb darüber aus Gram!" sagte der Knecht. „Meint Ihr, sie käme wieder, wenn ich auf das Gestöhn im Marienwinkel horche? Ich will mir die Ohren zustopfen."

Der Knecht zog sich in die Nähe des allmählich verglimmenden Feuers zurück. Er kauerte am Herde

nieder, zog sich die Kappe über das Gesicht und hüllte sich in die neben ihm liegende wollene Decke. Der wilde Lüder sah ihm zu und murmelte vor sich hin:

„Ist ein Jüte, der Kerl! Ohne Courage, Mann gegen Mann, aber voll Hinterlist und Tücke. Will auf meiner Huth sein, damit er nicht unversehends, wie ein falscher Hund nach meinem Beine schnappt. Pah! Ein erbärmliches Leben hier am Strande, wo man den Todten noch einen Bückling machen und um die Erlaubniß bitten muß, sie ehrlich begraben zu dürfen. Warum habe ich nicht in jenen Tagen gelebt, als alles Gut, was auf dem Strande gefunden wurde, dem Herrn des Strandes gehörte? Alles Gut! Das lebende, wie das todte! Eine ganze Heerde von Leibeignen konnte sich Einer anschaffen und wenn er die Aufsässigen vor den Kopf schlug, krähte kein Hahn darnach! Und man darf seinen Unmuth nicht einmal laut werden lassen, sondern muß ihn in sich verschließen und ein frommes Gesicht schneiden, wie neulich, da der Pfaff aus Ritzebüttel hier war. Ich will es verschlafen."

Der wilde Lüder warf sich auf die breite Bank, die dem Feuer gegenüber stand, und schloß die Augen. Mitten im Schlafe lachte er so laut auf, daß Knecht Jasper mit einem Schrei in die Höhe fuhr. Es

waren der Klaas Störtebeker und seine Genossen, die ihm im Traum erschienen und dies Lachen hervorriefen.

In der Kirche zu Döse war feierlicher Gottesdienst und die zahlreich versammelte Gemeinde lauschte den salbungsreichen Worten, welche von der Kanzel herabtönten. In dem Hauptgange, der Kanzel gegenüber, standen zwei Männer, die während des Gottesdienstes öfters Blicke wechselten. Der Eine war ein junger, frischer Bursche in der blauen Seemannsjacke, mit einem offenen, fröhlichen Gesicht und hellen, lachenden Augen. Er galt für einen Waisenknaben, hatte vom Deckläufer an das Seewesen durchgemacht und stand nun im Begriff, mit einem Dreimaster als Steuermann nach Brasilien zu segeln. Lüder Hein hieß der junge Seemann, der fest und sicher auftrat, wie Männer aufzutreten pflegen, die Alles, was sie sind, der eignen Kraft verdanken.

Sein Nachbar war ein alter Mann mit ergrauem Kopfe und wankenden Knieen. Er hielt einen Stock zwischen den Händen, auf den er sich stützte. Seine Kleidung war äußerst dürftig, von den schadhaften Schuhen an bis zu dem fadenscheinigen Oberrock, der nicht weit genug war, die magere Figur ein-

zuhüllen. In dem Gesichte war etwas Unruhiges und die Augen funkelten in einem unheimlichen Glanze. Christoph Blacker war ein Mann, der von einem Handel mit Gegenständen aller Art lebte, wie solche von einer Gemeinde auf dem Lande gebraucht werden. Man sagte ihm nach, daß er ein schmutziger Geizhals sei und sich um die Art eines Geschäftes nicht viele Sorge mache, wenn sich nur etwas Namhaftes dabei verdienen lasse.

Diese beiden Männer waren vor nicht gar langer Zeit mit einander bekannt geworden und standen, trotz ihres ganz verschiedenen Alters und ihrer sich völlig entgegenstehenden Gesinnungen in einem lebhaften Verkehr. Lüder Hein bedurfte zu seiner Ausrüstung einiger Kleinigkeiten, die er in dem Hause des Christoph Blacker zu finden hoffte. Das Gesuchte ward gefunden, und während Beide um den Preis der erhandelten Waare feilschten, trat Grete, die Tochter des alten Blacker, ein. Der Anblick derselben verwirrte den jungen Seemann so sehr, daß er seinen Geldbeutel auf den Tisch warf und dem Kaufmann freistellte, so viel als die Waare kostete, aus demselben zu nehmen. Begierig steckte Christoph Blacker die Hand nach dem Gelde aus; aber ein Blick aus den Augen seiner Tochter bestimmte ihn, nicht mehr davon zu nehmen, als

ihm wirklich zukam. Seit jenem Tage, da er den Geldbeutel des jungen Matrosen sah, in welchem sich auch mehrere ausländische Goldmünzen befanden, faßte er eine gewisse Zärtlichkeit für den jungen Mann und suchte jede Gelegenheit auf, in seine Nähe zu gelangen.

Die Predigt war zu Ende und der Pastor bereitete sich vor, das Kirchengebet zu sprechen. In gewohnter eintöniger Weise verlas er die einzelnen Bitten. Er beugte das Haupt auf die Bibel herab und sagte nach einem kurzen Schweigen:

„Herr, himmlischer Vater, höre und erhöre auch unser demüthiges Flehen um einen gesegneten Strand. Laß nicht verloren gehen die Güter, die aus den geborstenen Schiffen fallen, sondern befiehl den Wellen, daß sie solche auf ihren Rücken nehmen und auf unsern Strand niederlegen, damit sie geborgen werden von treuen Händen und Denen nützen mögen, die ihrer bedürfen. Amen!"

Der junge Mann fühlte sich durch diese Worte an dieser Stätte schmerzlich berührt und sah sich nach seinem Nachbar um. Dieser schmunzelte wohlgefällig und der junge Seemann wendete sich unwillig ab.

Der Pastor verließ die Kirche und die Orgel spielte den Schlußchoral. Die Gemeinde stürmte in's

Freie. Der Alte und der Junge traten zu gleicher Zeit auf den Kirchhof hinaus und gingen neben einander her. Endlich sagte Lüder Hein:

„Der Pastor betete um einen gesegneten Strand heute.“

„Er thut es alle Sonntage,“ entgegnete Christoph Blacker. „Und warum sollte er nicht?“

„Es ist eine heidnische Bitte und ich habe nicht Amen dazu gesagt.“

„Ihr thut immer Etwas, was Andere nicht thun,“ bemerkte der Alte verdrießlich. „Und wenn nur die Grete nicht wäre, die nun einmal Macht über mich hat . . .“

„Dann würdet Ihr mich zur Thür hinauswerfen, statt sie mir zu öffnen und an Euerem Tische essen zu lassen,“ lachte der junge Matrose. „Wenn ein Tag kommt, an welchem, so es Gottes Wille ist, der Pastor mich und die Grete zusammen giebt, darf er das heidnische Gebet nicht sprechen; das mache ich mir aus. Es ist ja beinahe, als ob wir um Krieg, Pestilenz und theuere Zeit beten wollten. Beten um reichlichen Schiffbruch, damit der Strandvoigt und seine Genossen an sich raffen können, was ihnen wohlgefällt.“

Bei der Erwähnung des Strandvoigts flog eine

dunkle Wolke des Unmuths über sein Gesicht. Er sah vor sich hin und hörte nicht, wie der Alte sagte:

„Die Schiffbrüchigen, welche ertrunken sind, können es nicht mehr brauchen, und besser ist es, wenn es der Menschheit zu Gute kommt, die der irdischen Güter bedarf, als daß es im Wasser umkomme und die Fische es zernagen."

Die Beiden langten in dem Hause des Christoph Blacker an. Die Diele bot ein wüstes Durcheinander von Gegenständen aller Art, die der Inhaber dieses wunderlichen Geschäftes auf mancherlei Weise an sich brachte und die nun des Käufers harrten. Rohe Holzlatten liefen längs den Wänden. Die darin befindlichen langen Nägel waren an mancherlei Stellen mit Kleidern, Haus- und Ackergeräthen drei- oder vierfach behängt, und nur ein schmaler Weg führte in mehrfachen Krümmungen nach der Wohnstube, wo Grete bereits ihrer Mittagsgäste harrte.

Es war ein frisches, dralles Ding, diese Grete, mit hellen Augen und blühendem Kindergesicht. Ihr Wesen war offen und frei, soweit es sich in einem Hause entfalten konnte, das nach den Grundsätzen seines Besitzers geleitet wurde. Die Grete fügte sich nur mit Widerstreben in das Armselige und Kärgliche des Haushaltes. Im Gegensatze zu dem Geize

des Vaters hatte sie einen leichten Hang zur Verschwendung, zu dessen Befriedigung ihr fast jede Gelegenheit fehlte. Sie hatte den jungen Seemann gesehen, der in dem freudelosen Hause erschien, wie ein Sonnenstrahl, der durch die Herbstnebel bricht, wenn die Brandung um die Baak von Scharhörn toset. Sie kam ihm freundlich entgegen, drängte ein stilles Fürchten zurück, daß der Vater diesen Umgang verbieten würde, als Lüder Hain fast täglich erschien, und blieb staunend, mit offenem Munde vor dem Vater stehen, als dieser für den nächsten Sonntag den jungen Seemann zum Essen bat und seiner Tochter befahl, tüchtig aufzuschüsseln, um einen solchen lieben Kundmann nach Verdienst und Würden zu bedienen.

Das einfache Mahl war bald vorüber. Grete hatte sich weise zu beschränken gewußt. Christoph Blacker schmunzelte, stopfte seine Pfeife aus dem Tabacksbeutel seines jungen Gastes, füllte sein Glas aus der Flasche, die dieser aus dem nahen Kruge hatte herbeiholen lassen, und setzte sich behaglich zu seinem großen Rechnungsbuche, dessen Inhalt bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die jungen Leute blieben bei einander. Ihre Herzen öffneten sich. Es war der erste junge Mann, den der Vater in der Nähe seiner Tochter duldete.

Sie hörte mit der lebhafteſten Theilnahme auf ihn und vernahm Dinge, von denen ſie ſich in ihrer Einſamkeit nichts hatte träumen laſſen. Eine neue Welt ſtieg vor ihr auf; ein friſches, fröhliches Seeleben. Eine reiche Handelsſtadt mit großen prächtigen Häuſern; ein ſtattliches Schiff mit blendend weißen Segeln und wehenden Flaggen, welches durch die See dahin brauſete, und ein ſonnenhelles, blüthenduftendes Land, das aus den Wogen auftauchte, zogen nach und nach an ihr vorüber. Und in den reichen, prächtigen Häuſern, am Bord des raſchbeſchwingten Schiffes, ſah ſie ſich ſelbſt und neben ihr ſtand jedes Mal der junge Seemann, von deſſen Lippen alle dieſe Herrlichkeiten floſſen.

„Das muß wahr ſein, Steuermann Hein," ſagte Grete aufathmend. „Ihr wißt zu erzählen, daß Einem das Herz im Leibe lacht. Was habe ich in dieſer einen Stunde nicht ſchon gehört! Und das Alles habt Ihr mit Euern eigenen Augen geſehen und ſeid ganz gewiß dabei geweſen, Steuermann Hein?"

„Das bin ich!" antwortete er. „Aber ich habe Dich ſchon vorhin gebeten, den Steuermann nach Backbord abfallen zu laſſen. Lüder Hein heiße ich, und wenn Du mir nur ein wenig gut biſt, merkſt Du Dir dieſen Namen."

Die Grete antwortete nichts darauf; aber ihre Wangen brannten und die Augenwimpern senkten sich.

Christoph Blacker stopfte die Pfeife zum zweiten Male, füllte das Glas bis zum Rande und sprach leise vor sich hin:

„Ich glaube, er sieht das Mädchen gern und sie hat auch keine Furcht vor ihm. Glaube, das wäre eine passende Gelegenheit, die Grete an den Mann zu bringen. Hierorts bekommt sie keinen. Das Volk ist mir auffässig, weil ich das Meinige zu Rathe halte. Sie fürchten, wenn ich die Grete verheirathet habe, würde ich den Schwiegersohn für ein Kapital ansehen, das mir gute Zinsen bringen müsse."

Er schlürfte sein Glas zur Hälfte aus und fuhr in seinen Betrachtungen fort:

„Er trägt feine Kleider und hat Gold in den Taschen. Dazu hat er, wie ich höre, etwas Nützliches gelernt und kann in kurzer Zeit Capitain werden. Was bringt so ein Capitain nicht Alles mit aus fremden Landen. Und was er mitbringt, kann mir leicht zu gute kommen, wenn die Grete ihre Schuldigkeit thut und mir meine Wohlthaten vergilt, die ich ihr von Jugend auf erwiesen habe. Ich will es mir noch einmal genau überlegen."

Und die Hand am Kinn, den Kopf auf die Brust

gesenkt, sann er so ernst und tiefsinnig nach, bis die Augen sich unwillkührlich schlossen und die Pfeife seinen Händen entsank.

„Nun, Grete?“ fragte Lüder Hein mit schmeichelndem Tone. „Woran hast Du die ganze Zeit gedacht, da Du kein Wort sprachst?“

„An Euch, Steuermann . . .“ Sie schlug die Augen auf und ihre Blicke begegneten sich. Sie stockte und sagte dann in fliegender Hast:

„An Dich, Lüder Hein. Du willst mir gar nicht mehr aus den Gedanken.“

„Halte mich nur recht fest, Grete, und siehe zu, daß der Platz nicht wieder leer wird.“

„Nein! Nein“ entgegnete sie und barg das Gesicht an seiner Brust.

Er streichelte sie, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte weich:

„Es soll Dich nicht gereuen. Was ich habe, ist nicht viel; aber ich gebe es Dir aus vollem Herzen und will keinen Theil mehr daran haben. Ich bin jung. Ein ganzes Leben liegt vor mir . . .“

„Ja!“ fiel Grete ein. „Und eine ganze Welt von Geld und Gut, darin man leben und schaffen kann nach Herzenslust. Das soll eine Freude werden.“

„Du leichtfertiges Ding!“ schalt halb im Scherze

Lüder Hein. „Denkst an Geld und Gut und bunten Tand, während ich Dir ein volles Herz entgegentrage. Mir soll der Reichthum willkommen sein um Deinetwillen, denn ich will Dir gerne gönnen, was Dein Leben erheitern und erfreuen kann. Mir selbst genügt das Einfachste und Bescheidenste, wenn es mir von einer lieben Hand geboten wird. Ist das die liebe Hand, welche ich in der meinigen halte, Grete?"

„Ja!" entgegnete diese rasch, von der Treuherzigkeit des Geliebten hingerissen. „Arm oder reich, voll oder leer; sie faßt die Deinige und wird sich daran mit aller Liebe halten."

„Sie ist etwas hart und schwielig geworden im Dienst zur See; aber sie ist stark und hält über Wasser. Du sollst nicht untergehen. Sind wir Beide einig?"

Grete schmiegte sich fest an ihn und lispelte fast unhörbar. Aber sein Ohr erfaßte den willkommenen Laut und fröhlich rief er:

„So bist Du nun meine Braut und jetzt soll es der Vater wissen."

Christoph Blacker schreckte aus seinem kurzen Schlummer auf und rieb sich die Augen. Er mußte sich erst besinnen, ehe es ihm beifiel, daß er einen Gast habe, auf dessen Kosten er sich einen kleinen

Rausch anhängte. Langsam erhob er sich und sah seine Grete mit dem jungen Steuermann Hand in Hand vor sich stehn.

„Was bedeutet das?“ fragte er.

„Das bedeutet ein junges Brautpaar, welches sich verlobte und nun zu Euch kommt und um Eure Einwilligung bittet,“ antwortete Lüder Hein. „Jetzt wißt Ihr Alles und wenn es Euch möglich ist, verliert nicht viel Zeit, sondern gebt Euer Wort und damit ist Alles in's Reine gebracht.“

„Ho! Ho!“ rief Christoph Blacker. „Das geht ja im Galop, wie ein Brautwagen, der mit vier Pferden bespannt zur Kirche fährt. Laßt erst hören, wer Ihr seid und woher Ihr kommt. Man will doch wissen, wer es ist, der auf diese Weise mit der Thür in's Haus fällt.“

„Ich bin ein Waisenknabe,“ entgegnete Lüder Hein,“ und weiß von meiner Herkunft nichts. Was ich bin, das bin ich durch mich selbst und habe Fremden Nichts zu danken. Laßt die Vergangenheit ruhen und begnügt Euch mit Dem, was die Gegenwart bietet. Es ist genug, um zwei Menschen glücklich zu machen, und mehr bedarf es nicht.“

Christoph Blacker zwinkerte mit den Augen, als wollte er sagen: „Das weiß ich besser. Dir fehlt es

nicht; aber Du bist schlau und willst nicht mit der Sprache heraus. Ich werde Dir schon Deine Geheimnisse abfragen. Laut aber sprach er:

„Wenn Ihr Euch wollt und mit einander auszukommen denkt, sollt Ihr Euch haben; allein erst dann, wenn Lüder Hein von der großen Reise zurückgekehrt ist."

„So meine ich es!" erwiederte dieser. „Ich werde dann nach einer langen, mühseligen Fahrt in den ersehnten Hafen einlaufen."

„Dann aber," schob Christoph Blacker ein, „habe ich ein paar Bedingungen zu stellen, auf deren Erfüllung ich bestehen muß."

Grete wollte Einsprache thun, aber Lüder Hein hielt sie davon zurück und sagte:

Nennt sie und wenn es mir irgend möglich ist werde ich sie erfüllen."

„Sie sind nicht schwer!" fuhr der Alte fort. „Zuerst gelobt Ihr, die Grete zur Frau zu nehmen, wie sie geht und steht. Ihr dürft keine Aussteuer von mir fordern, noch viel weniger eine Mitgift, sondern müßt Euch ganz allein mit der jungen Frau begnügen, was doch auch die Hauptsache ist. Ich bin ein armer Handelsmann, der von der Hand in den Mund lebt, und von den wenigen Schillingen, die auf Gewinn und Verlust stehen, nicht einen einzigen entbehren kann."

„O, Vater!“ sprach die Grete; allein Lüder Hein beruhigte sie und sagte:

„Das verspreche ich Euch. Von Euerm Gelde will ich keinen Pfennig haben und nach Eueren übrigen Herrlichkeiten trage ich auch kein sonderliches Verlangen. Es scheint mir nicht zum Besten damit bestellt zu sein. Was verlangt Ihr noch?“

Der Alte stockte einen Augenblick und sagte darauf:

„Was ich noch fordere, geschieht um Euretwillen und zugleich von wegen meiner Tochter, mit der Ihr nun doch Eins seid; ich habe nichts davon. Seht, Lüder Hein, Ihr geht weit von uns weg, in ein fremdes Land. Jahre können vergehen, bis Ihr heim kommt. Da ist man großen Gefahren ausgesetzt auf den weiten Fahrten zu Lande und zur See. Junges Volk wagt viel, ohne sonderlich vorher nachzudenken. Da ist es gut, daß man sich nicht zu sehr mit irdischen Gütern belastet . . .“

Lüder Hein lachte laut auf: „Deshalb, meint Ihr, soll ich meine gegenwärtige Habe zu Hause lassen, damit in den Taschen mehr Raum ist für den neuen Verdienst? Mein Geld hülfe Euerm Geschäft auf die Beine und Ihr brauchtet dafür keinen Zins zu zahlen. Das ist doch Euere Meinung, Christoph Blacker?“

Der Alte war einigermaßen verlegen, als der

junge Seemann ihm seine Gedanken gerade in's Gesicht sagte; allein er faßte sich bald und sprach:

„Es ist Euer eigener Nutzen. Kommt Ihr nach zwei oder drei Jahren wieder, findet Ihr Euer Kapital verdoppelt, vielleicht verzehnfacht vor. Wer kann wissen, wie das Glück uns wohl will? Sollte, was der liebe Herrgott verhüten möge, Euch ein Unglück zustoßen und Ihr kämt nicht wieder . . ."

„Beunruhigt Euch nicht," sagte Lüder Hein. „Darum sterbe ich nicht eine Minute eher, als es Gottes Wille ist, und wenn Ihr in allen Kirchen täglich drei Mal um einen gesegneten Strand bittet. Ihr sollt mein Geld bekommen, um es mir redlich aufzubewahren nach Eurer Weise, und wenn ich außerhalb Landes bleibe, wie Ihr es fürchtet, ist die Grete meine Erbin."

„So meinte ich es!" sagte Christoph Blacker erleichtert." Nur um das arme Kind ist es mir zu thun."

„Ich weiß, Ihr seid ein umsichtiger Vater!" lachte der junge Steuermann. „Da nun aber unser Geschäft in Ordnung ist, laßt mich ungestört von der Grete Abschied nehmen. Morgen früh muß ich fort und wir haben uns noch Vielerlei zu sagen. Setzt Euch in Euere Lieblingsecke und rechnet nach, wie viele

Procente Ihr von zwanzig holländischen Ducaten und vierzig blanken Species im Laufe eines Jahres zu ziehen im Stande seid."

Christoph Blacker zog sich schmunzelnd zurück und ließ die jungen Leute allein. Als Lüder Hein am späten Abend aufbrach, um am andern Morgen zur Hand zu sein, sprach er zur Grete:

„Höre, Grete; es steckt in Dir ein kleiner Hochmuthsteufel, den Du nicht aufkommen lassen darfst. Laß Dich nicht von ihm verblenden. Es thut nicht gut, in Gedanken die Frau eines reichen Capitains zu spielen, wenn man in Wahrheit nur die Braut eines armen Steuermannes ist. Du mußt mir das versprechen, Grete; dann reise ich noch ein Mal so ruhig ab."

„Ich verspreche es Dir!" sagte das Mädchen. „Ich will den kleinen Unband schon zähmen. Er soll keine Gewalt über mich haben. Das bunte Seidenband, welches Du mir verehrtest, stecke ich nur des Sonntags an."

Sie sprach es mit lachendem Munde und doch hörte es sich an, als zwinge sie sich, dies Versprechen zu geben. Der junge Steuermann war vollauf zufrieden. Die Freude leuchtete ihm aus den Augen und, ihr einen herzlichen Kuß gebend, sprach er:

„Mit diesem guten Worte wollen wir scheiden. Lebewohl, mein herziges Gretchen, und denke nur halb soviel an mich, als ich an Dich denken werde, dann wirst Du mich nicht vergessen. Trage diesen Ring von mir, den ich in Ritzebüttel für Dich kaufte. Es ist ein goldenes Herz darauf; das ist mein Herz. Und in der Mitte des Herzens steht ein Anker. Der Goldschmied sagte, es sei der Anker der Treue. Dir soll er es sein. Lebe viel tausend Mal wohl. Den letzten Gruß sende ich Dir durch Deinen Vater, der mich wohl noch aufsuchen wird. Wir wollen uns das Herz nicht schwer machen und auseinander gehen, so schnell wir können."

„Noch eine Umarmung, noch einen Kuß und Lüder Hein war draußen. Lautlos, die Augen voll Thränen, starrte die Grete ihm nach.

Am Fuße des Neuwerker Thurmes standen mehrere Männer beisammen und flüsterten. Zwei unter ihnen gehörten zu den Knechten des Voigts; die übrigen waren vom Festlande herüber geholt, um bei dem Bergen eines Wracks hülfreiche Hand zu leisten. Die Arbeit war gethan und sie warteten auf die nächste Ebbe, um als ächte Wattengänger den Heimweg anzutreten.

Plötzlich ſtand der Voigt Hanke Lüder mitten unter ihnen. Sie wußten nicht zu ſagen, woher er ſo ſchnell kam. Alle ſchwiegen und fühlten ſich bedrückt. Das wilde, unheimliche Weſen des Voigtes laſtete auf Jedem, der in ſeine Nähe kam:

„Was macht Ihr hier? Warum [redacted] Ihr nicht mit der vorigen Ebbe aufgebrochen, wie Euch geheißen ward? Doch wohl nur, um Euch zur Nachtzeit auf Kundſchaft zu begeben, ob nicht etwas an das Land geſpült wird, womit Ihr Euere Taſchen füllen könnt. Nehmt Euch in Acht! — Unſere Neuwerker Rolle verbietet, nach Sonnen-Untergang ſich ohne des Voigtes Wiſſen und Willen am Strande zu zeigen. Wer es dennoch thut, iſt dem Geſetz verfallen und wird dem Stranddiebe gleich beſtraft. Geht in Euern Schuppen und verlaßt ihn nicht. Der Jasper ſoll ein wachſames Auge auf Euch haben. Fort!“

Die Männer entfernten ſich murrend. Nur die Rückſicht auf den gehabten Verdienſt und die Furcht, des Voigtes Kundſchaft zu verlieren, hinderte den lauten Ausbruch ihres Unwillens. Knecht Jasper wechſelte einen Blick des Einverſtändniſſes mit ſeinem Herrn und folgte den Männern. In der Thurmſtube ließ er ſich nicht blicken. Der Voigt blieb den Abend allein.

Es war eine Herbſtnacht, wie ſolche, hundertfach wechſelnd, jeden Augenblick eine veränderte Scenerie bietet. Bald hob ſich der Wind und jagte die einzelnen Wolken vor ſich her, die verſtürmten Seglern gleich von Norden nach Süden flogen. Ein vereinſamter Stern blickte auf die öde Waſſerwelt herab, um gleich darauf wieder zu verſchwinden. Als die Fluth bis zur Mitte geſtiegen war und ein Kranz weitleuchtender Brandung das Eiland wie mit einem Rahmen umſchloß, hörte der Wind plötzlich auf und die Wellen fielen klatſchend in ſich zuſammen.

Der Voigt ſtand an dem Fenſter, welches zum Lugaus diente, und ſah auf das wechſelnde Spiel der Wolken und der Wellen. Sein Auge war in langen, dunklen Nächten geübt und nicht das Geringſte blieb ihm verborgen.

„Sie gehorchen!“ ſprach er vor ſich hin. „Keiner wagt es, den Strand zu betreten; auch der Jasper nicht. Ich fürchte den Kerl mit ſeinen ſchielenden Augen. Trotz aller hündiſchen Treue, die er mir zeigt, iſt mir immer, als ſchiebe er mir einen Stein in den Weg, über den ich ſtolpern ſoll. Ich will mich von dieſem jütiſchen Schuft losmachen. Pah! Er wird auch einmal einen einſamen Gang zur Nachtzeit wagen und dann . . . .“

Ein verſtürmter Nachtvogel flog gegen das Fenſter und ſtörte den weiteren Gedankengang des Voigtes. Der Wind hatte ſich wieder aufgemacht und brach ſich pfeifend an der Mauer des Thurmes. Die Brandung ziſchte und brodelte und leuchtete heller auf. In weiter Ferne glimmte es, wie ein ſchwimmendes Feuer. Es war das Beginnen des Seeleuchtens.

„Will einen Gang längs dem Strande machen. Wenn irgend etwas Unrechtes geſchieht, bin ich gleich ſelbſt zur Hand. Und wenn ſich etwas Unverhofftes naht, warum fremde Hülfe? Was man mit eigener Kraft erringen kann, hält man doppelt feſt.“

Der Voigt ſtieg die Treppe hinab. Bei ſeinem Erſcheinen im Freien trat eine abermalige Aenderung des Wetters ein. Die Nebel der See und die Wolken am Himmel hatten ſich zu einer undurchdringlichen Maſſe verdichtet. Es war ſo finſter geworden, daß man kaum einen Schritt vor ſich hinſehen konnte. Es gehörte die Unerſchrockenheit und die genaue Kenntniß des Bodens dazu, wie der Voigt ſie beſaß, um mit ſicherm Tchritt weiter zu gehen. Er trat feſt auf in dem Gefühl der Macht auf dieſem ihm unterthänigen Gebiet.

Dort ging der Voigt — und fünf Schritte hinter ihm bewegte ſich ſein Schatten. Er ſtand ſtill — und

der Schatten blieb gefesselt stehen. Nun wandte er sich um. Es war ihm gewesen, als höre er hinter sich auf dem Sande etwas kuistern. Fort war der Schatten, als sei er in sich zusammen gefallen.

„Es ist Nichts," sagte der wilde Lüder und setzte seinen Weg fort. Sein Schatten wuchs rasch aus dem Boden auf und schwebte lautlos hinter ihm drein.

Von fernher erscholl ein Gesang. Er kam aus dem Schuppen, wo die fremden Tagelöhner untergebracht waren.

„Sie schreien ihren Aerger in die vier Winde hinaus!" lachte der Voigt in sich hinein, „weil sie fort müssen mit leeren Schnappsäcken. Die Lust hätte ich ihnen versalzen."

In den letzten Stadien der einsetzenden Fluth brauset diese am stärksten und mächtigsten. Es scheint, als wolle sie noch einmal ihre ganze Kraft entfalten, bevor sie ohnmächtig schweigt. Eine breite und hohe Schaumwelle stürzte sie zu den Füßen des Voigtes nieder und bedeckte ihn über und über mit ihrem weißen Gischt. Vom Schuppen her ertönte es:

„Um die Süd ist die Beut',
Matrose, noch ist es Zeit!
Morgen verwäschet die Fluth
Nächtlich vergossenes Blut!"

Den Voigt ſchauerte. Er kannte das wilde Lied der Strandpiraten und Strandiebe, das oft die Watten entlang, oder in den nahen Herbergen erſcholl, wo die verwegenen Räuber ihre Beute gegen Geld und Branntwein den jüdiſchen Gaunern verhandelten.

„Was iſt dies?“ ſchrie der Voigt unwillkührlich auf, als er mit dem Fuße gegen Etwas ſtieß. Er bückte ſich und tappte mit den Händen vor ſich hin:

Es iſt ein Menſch! Die See warf ihn aus. Ein Schiffbrüchiger!“

Unwillkührlich ergriff er den Körper und zog ihn höher auf den Strand, um ihn der Fluth zu entziehen, die jetzt nicht mehr ſtieg:

„Er iſt kalt und ſteif. Das Leben iſt aus dieſer eiſigen Hülle entflohen.“

Der Voigt blieb einen Augenblick unbeweglich, dann murmelte er vor ſich hin:

„Morgen mit dem Früheſten wird er gefunden und unterſucht. Vielleicht findet ihn ein ſpitzbübiſcher Knecht und behält für ſich allein, was nur der Geſammtheit gehört. Warum ſoll ich morgen einem Knechte gönnen, was ich jetzt allein . . .“

Er unterſuchte den Todten und ſchrie plötzlich auf:

„Geld! Ein Ledergurt iſt um den Leib geſchnürt, ſo voll geſtopft, daß er ein Kapital enthalten muß.

Das wäre ein Fund für mich, wenn ich mir ihn aneignete. Und warum soll ich nicht? Ich oder ein Anderer. Mir kann es nützen und wer sieht mich hier?"

Mit zitternder Hand versuchte er den Gürtel zu lösen. Als es nicht gelang, nahm er sein Messer zu Hülfe. Je tiefer er sich neigte, desto tiefer neigte sich auch der Schatten, der ihn nie verließ.

Von dem Schuppen her erklang es:

„Morgen verwäschet die Fluth
Nächtlich vergossenes Blut!"

„Mein!" rief der Voigt, als sein Werk gelungen war, und, sprang rasch auf, das schwere Beutestück in der Rechten. Sein Schatten trat so nahe heran, daß er mit ihm fast Eins ward, und eine widerwärtige Stimme kreischte:

„Gute Verrichtung, Hanke Lüder!"

Es war die Stimme des jütischen Knechtes Jasper. Der Voigt erschrak vor derselben so sehr, daß seine Zähne wie im Fieberfrost aufeinander schlugen und ihm das Wort im Munde erstarrte.

„Ihr versteht Euern Vortheil," sagte Jasper höhnend. „Man muß es Euch lassen."

Nach einigen Augenblicken faßte sich Hanke Lüder und flüsterte dem Knechte zu:

„Du hast Nichts gesehen. Wenn wir zu Hause sind, theilen wir."

„Ich will nichts von dem Blutgelde!“ ſagte der Knecht abweiſend.

„Wie kommſt Du hierher und was kannſt Du mir thun?“ rief der Voigt, der ſich zu ſammeln ſuchte. Bin ich nicht der Herr hier und iſt Jemand auf dieſer Inſel, der mir zu befehlen hat?“

„Wenn ein Mann ein Beuteſtück findet, ſoll er es vor der ſteigenden Fluth in Sicherheit bringen, alſo, daß ſie es nicht fortſpüle, dann aber erſt einen Zeugen herbeirufen, bevor er es weiter anrührt. Habt Ihr das gethan, Hanke Lüder?“

„Du biſt jetzt hier als Zeuge. Da, nimm meine Flaſche und thue einen herzhaften Zug; dann wollen wir dieſen ſtillen Mann in die Elbe zurückſchieben. Die Ebbe nimmt ihn mit ſich fort und morgen iſt Alles vergeſſen.“

„Du ſollſt das Crucifix in Ehren halten!“ ſteht in der Neuwerker Rolle geſchrieben. Das Crucifix ſteht am Eingange unſeres Kirchhofes und dort findet dieſe Leiche ihre Ruhe. Ihr werdet das nicht hindern.“

„Es iſt gut, Knecht Jasper,“ entgegnete tonlos der Voigt. „Wir wollen ihn begraben. Warum ſoll auch der Todte noch länger ruhelos umhertreiben?

Laß uns heimgehen. Mich friert. Deinen Antheil wollen wir gleich abzählen."

„Bis jetzt war't Ihr mein Herr," sagte Jasper. „Machte ich nun mit Euch gemeinschaftliche Sache, würdet Ihr mein Tyrann. Hanke Lüder, ich nehme Nichts und damit habe ich Dich in Händen. Jetzt bin ich Dein Tyrann und Du mußt nach meiner Pfeife tanzen, wenn ich auch nur Jasper der Knecht bin. Auf diese Stunde habe ich lange gewartet."

Er verschwand von der Seite des Voigtes. Das Leuchtfeuer auf der Spitze des Thurmes war sein Wegweiser.

Der wilde Lüder von Neuwerk war zahm, verschüchtert wie eine verstürmte Taube, die im Nebel umher flattert und den Habicht über sich spürt. Die bleiche Gespensterstunde war längst vorüber, als er in seiner Thurmstube anlangte.

Verworrenes Geräusch schreckte ihn mit dem anbrechenden Tage aus einem wüsten Traumschlafe. Jasper, der Knecht, erschien und sagte, am Eingang stehen bleibend:

Die erste Runde ist abgethan. Wir finden Nichts als einen männlichen Leichnam mit zerschnittenen Kleidern, die um den Leib schlottern. Ein spaßhafter

Kerl, der Denen, die ihn auffischen, seinen ganzen Anzug nicht gönnt."

Der Voigt entgegnete Nichts darauf, sondern fragte:

„Was ist es für Einer nach Eurer Muthmaßung?"

„Wir haben es nicht heraus bekommen," sagte der Knecht, „denn der Gurt ist zerschnitten und die Taschen sind leer."

„Und wo habt Ihr ihn untergebracht?"

„Da wir fest überzeugt sind, daß kein Funken von Leben mehr in ihm ist, haben wir ihn am Fuße des Crucifix niedergelegt. Die Andern graben sein Grab und ich kam, Euch abzuholen, denn Ihr müßt dabei sein, wenn wir ihn hineinlegen."

Der Voigt und sein Knecht gingen fort. Unterweges versuchte der wilde Lüder das Gespräch auf das Ereigniß der letztverwichenen Nacht zu bringen. Aber der Jüte hörte nicht, sondern ging festen Schrittes bis zur Kirchhofspforte vor dem Voigte her.

Bald nachher kam Botschaft vom festen Lande. Es war ein Schreiben des Amtmanns von Ritzebüttel an den Voigt, dem befohlen wurde, sich dem gestrengen Herrn zu stellen und sich gegenüber mehreren Beschwerden zu vertheidigen, die wider ihn vorgebracht waren. „Und sehet zu," hieß es am Schlusse dieses

Schreibens, „daß Euch dies wohl gelingt, ansonsten Ihr gewärtig sein müßt, daß Ihr um der Ungebühr willen, die man Euch zur Last legt, scharf angesehen werdet; denn die Klagen über Euere Härte und Grausamkeit mehren sich jeden Tag, und Ihr müsset nicht der Meinung sein, daß für Euch allein ein Gesetz nicht vorhanden ist, womit Ihr Andere so oft bedroht. Wornach Ihr Euch zu achten und Euer Amt während Eurer Abwesenheit dem ältesten und erfahrensten Eurer Leute anzuvertrauen habt."

„Das bist Du!" sagte der Voigt zu dem Knecht Jasper, der ihm das Schreiben vom Amtshofe einhändigte und ihn nicht wieder verließ.

„Will thun, was ich vermag!" sprach der Knecht. „Wann wollt Ihr hingehn?"

„Morgen mit dem Frühesten. Der Amtmann soll mich um die Mittagszeit sehen."

„Er wird Euch zur Tafel einladen, spottete der Knecht. „Ihr seid ein schlauer Fuchs, Hanke Lüder. Morgen ist Sonntag. Der Amtmann ist ein frommer Herr und versäumt keine Predigt. Wenn er aus der Kirche kommt, ist er freundlich und milde. Ihr kommt mit einem leichten Verweise davon und erhaltet an der Tafel wohl gar Euern Platz neben der Frau Amtmännin. Nun, gesegnete Mahlzeit!"

Er entfernte ſich. Als aber am andern Morgen mit dem erſten Tagesgrauen der Voigt zur Abreiſe gerüſtet war, ſtand er mit den Uebrigen an dem Fuße des Thurmes, zum Abſchiede bereit. Der Voigt ſprach wenig und verwies Alle an Jasper; darauf ſagte er zu dieſem:

„Nun ſeid Ihr der Herr.“

„Darum nennt Ihr mich auch nicht Du. Glückliche Reiſe, Herr. Uebernehmt Euch nicht in des Amtmanns Rothwein und bringt friſche Karten und Würfel mit. Ich will Euch gern das Geld abgewinnen, das Ihr in der vergangenen Nacht zum Geſchenk erhalten habt. Die Elbe iſt doch eine großmüthige Dame. Ich will Euch ein Stück Weges begleiten.“

Der Voigt wechſelte mehrere Male die Farbe. Die Worte des Knechtes trafen wie Nadelſtiche. Allein er entgegnete Nichts, ſondern ſagte:

„Auf meinen Tiſch habe ich einen Krug von dem alten Meth geſtellt, damit Du nicht Mangel leideſt, wenn Du heute Nacht meinen Poſten einnimmſt. Sei klug und wachſam; ich werde es im Voraus auf dem Amtshofe zu rühmen wiſſen.“

Der Voigt beſchritt bei dieſen Worten die Furth, welche von der Inſel nach dem Feſtlande führt, und

wo der Wagen ſeiner harrte. Der Knecht machte ihm eine tiefe Verbeugung und ſchrie ihm nach:

„Gott ſegne Euch um Eurer Großmuth willen. Und verliert Euer Geld nicht; es iſt keine Speiſe für die Fiſche. Ihr habt doch den Gurt recht ſtramm gezogen?“

Aber Hanke Lüder hörte nicht, oder wollte nicht hören und ſchritt entſchloſſen in den Strom hinein.

Es war Sonntag. Das junge Volk in Döſe ließ es ſich nicht nehmen, in der großen Scheune, die zur Schenke gehörte, aufſpielen zu laſſen und fröhlich zu tanzen.

Auch Greten ſchlug das Herz. Sie hatte Luſt an Spiel und Tanz. Die bunten Bänder, das ſaubere Tuch, womit Lüder Hein ſie vor der Abreiſe beſchenkte, ſowie die goldene Münze, die er ihr mit einer Seidenſchnur um den Hals hängte, wollten gezeigt ſein. Die Leute kannten ihr Glück nur vom Hörenſagen; ſie ſollten es mit eigenen Augen ſehen. Die jungen Mädchen, die von Gretens Brautſchaft hörten, zuckten die Achſeln und ſagten: „Es mag Einer darnach ſein. „Sie wollte ihnen zeigen, was ein Steuermann, wie

Lüder Hein, an eine schöne Braut zu wenden vermöge und sie sollten bei dem Anblick von so viel Gold und Seide vor Neid krank werden. Der Vater mochte sich sträuben, so viel er wollte; es half ihm nichts. Wollte er in der Woche Frieden haben, mußte er die Grete am Sonntage zur Schenke begleiten und mit dem jungen ledigen Volke tanzen lassen.

Niemand hatte sich bisher viel um die Tochter des alten geizigen Christoph Blacker bekümmert, die wenig oder gar nicht zu den Leuten kam. Jetzt, wo sie öffentlich erschien, wurde das frische, zierlich aufgeputzte Mädchen allgemein bemerkt und erregte Gefallen. Die jungen Männer drängten sich in ihre Nähe und sie hatte die besten Tänzer, die in Döse zu finden waren. Brummend schlurfte der Alte verdrossen hinter dem muntern Mädchen her.

Während Alles sich in Döse zum fröhlichen Tanze rüstete, hatte der Voigt von Neuwerk seine Strafpredigt auf dem Amte ausgehalten. Je mehr er versuchte, sich zu vertheidigen, desto kälter blieb der Richter. Er befahl dem Voigt zu schweigen, da er guten Grund hatte, die bei ihm angebrachten Klagen für wahr zu halten, und gestattete keine weitere Verantwortung, die nur auf ein leeres Wortgefecht hinauslief.

„Nehme Er in der Stille hin, was ich Ihm ſagte, und laſſe Er es ſich eine Warnung ſein!“ ſchloß der Amtmann. „Es geſchieht, damit er die Autorität vor den Leuten nicht einbüßt. Fortan werde ich ein wachſames Auge auf Ihn haben und bei dem kleinſten Uebergriff . . . nun, Hanke Lüder, Er kennt das Geſetz und es ſoll ſeiner ganzen Strenge nach auf Ihn Anwendung finden.“

Der Voigt entfernte ſich voll Grimm und Zorn. Alle Nerven bebten. Der Kampf im Innern war um ſo gewaltiger, je weniger er denſelben laut werden laſſen durfte. Aber kaum war er jenſeits des Schloßhofes, als der Zorn maßlos hervorbrach und alle Schranken überfluthete. Er ſtürmte wie ein tollgewordener Stier durch den Flecken und das benachbarte Cuxhaven und kam erſt auf der einſamen Wegſtrecke, die zwiſchen dem letzten Orte und dem Kirchdorfe Döſe liegt, zur Beſinnung.

Noch in voller Erregung betrat er das Dorf und hörte bald darauf den Klang einer halbverſtimmten Geige und einer quäkenden Flöte, die zum Tanze aufſpielten. Er hörte das fröhliche Juchhei und ſah die rothe Flagge mit den drei weißen Thürmen, die von dem Giebel der Scheune herab ihm zu winken ſchien.

„Will da hinein gehen!“ ſagte er zu ſich ſelbſt,

und mit einem vollen Kruge den Groll hinunter spülen, den ich auf dem Amtshofe in mich hineingefressen habe. Besser hier, als in Duhnen bei dem tauben Strandvoigt und seiner noch tauberen Alten auf Wind und Wetter lauern. Hier bin ich mein eigener Herr und habe es dazu."

Er gedachte des Geldes, das er von der Insel mit sich nahm. In Cuxhaven hatte er es unterbringen wollen und vergaß es im aufbrausenden Zorn. Nun mußte er es wieder mitnehmen, oder umkehren. Beides war ihm unangenehm, und verdrießlich näherte er sich der Schenke, an deren Eingang er mit einem Manne zusammen traf. Es war Christoph Blacker, der nach seiner Tochter sehen wollte. Er trat vor dem Voigt zurück und sagte:

„Nur immer frisch vorwärts, Herr Hanke Lüder. Ihr habt den Vortritt überall, wo wir zusammen treffen; denn ich bin nur ein kleiner, armseliger Händler, während Ihr . . ."

„Wer ist da?" fuhr Hanke Lüder auf und sah den Geizhals im fadscheinigen Oberrock vor sich stehn. „Was wollt Ihr von mir? — Aber sehe ich recht? Seid Ihr nicht Christoph Blacker?"

„Der bin ich, Herr Voigt. Und wenn wir uns auch Jahre lang nicht von Angesicht zu Angesicht sahen,

müßt Ihr mir doch das Zeugniß geben, daß alle Geschäfte, so weit sie durch meine Hand gingen, auf das Beste besorgt wurden."

„Ihr war't der Fuchs, der uns für gut genug hielt, die Kartoffeln in die glühenden Kohlen zu schieben und sie wieder herauszuholen, wenn sie geröstet waren. Zum Dank dafür erhielten wir die verbrannten Schalen."

Herr Hauke Lüder will spaßen und das ist ihm bei seinen ernsten Geschäften zu gönnen," kicherte Christoph Blacker vor sich hin. „Aber wollen wir nicht hineingehen und in der Dönse einen kräftigen Schluck nehmen? Was trinkt Ihr am liebsten, Herr, und womit kann ich aufwarten?"

Der wilde Lüder folgte der Aufforderung nicht ungern. Er hatte vielen Aerger und Verdruß hinunter zu spülen und noch keine Gelegenheit gehabt, es zu thun. Christoph Blacker verwandelte seine ganze Natur. Er war freigebig bis zum Uebermaß und nötigte dem unvermutheten Gast Glas auf Glas ein. Der Fuchs roch die Füchse in der Börse des Strandvoigtes.

Plötzlich ging eine seltsame Veränderung mit dem wilden Lüder vor. Er entfärbte sich, stierte nach einer Stelle und das Glas in der rechten Hand zitterte

so heftig hin und her, daß er den Inhalt desselben fast ganz verschüttete. Christoph Blacker sah diese Veränderung und sagte erschreckt:

„Um Gott, Herr, was ist Euch? Seht Ihr ein Gespenst?"

„Dort!" sagte der Strandvoigt und deutete mit der Hand nach der Thür.

Christoph Blacker folgte der angegebenen Richtung und sagte, zwischen Furcht und Staunen getheilt:

„Das ist meine Tochter, die Grete. Ich weiß nicht, was Euch bei dem Anblick des Kindes durch den Kopf fährt. Jedermann sieht sie gern und Ihr . . ."

Grete war gekommen, um nach dem Vater zu sehen, über dessen langes Ausbleiben sie sich wunderte. Als sie sich unvermuthet dem wilden Lüder gegenüber sah, blieb sie erschrocken stehen; als sie aber die Veränderung gewahrte, welche ihre Erscheinung auf ihn hervorbrachte, und er sich von dem Tisch entfernte, um ihr entgegen zu gehen, schrie sie laut auf und verschwand aus dem Rahmen der Thür.

Hanke Lüder that einen tiefen Athemzug und sah eine Zeitlang wie abwesend vor sich hin; dann fuhr

er mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich auf Etwas, und fragte hastig:

„Das ist Euere Tochter?"

„Ich sagte es Euch und begreife noch immer nicht, wie der Anblick eines hübschen jungen Mädchens einen solchen Eindruck auf Euch hervorbringen konnte."

„Ihr braut einen starken Grog hier im Dorfe," sagte der Voigt ablenkend. „Der heiße Trunk und die dicke Luft haben mich betäubt. Wir wollen auf den Hof hinaustreten."

Die Beiden gingen draußen neben einander auf und ab. Nach einer längeren Pause sagte der Voigt:

„Als das junge Ding durch die Thür trat, war es mir, als . . . Sagt mir, Christoph Blacker, ob Ihr wißt, daß ich ein Weib gehabt habe?"

„Ja, Herr. Ein schmuckes, junges Weib. Sie war nicht von hier und man sagt, sie sei am Heimweh gestorben. Ich weiß nicht, ob es wahr ist."

„Nun seht! Als ich die Dirne vor mir stehen sah, war es mir gerade, als träte meine selige Frau durch die Thür und sähe mich mit dem Leidensgesicht an, das sie stets zur Schau trug, wenn ein schweres Gebresten auf ihr lastete. War es ein Blendwerk, das mein Gehirn umdüsterte, oder ist Euer Kind in Wahrheit meinem seligen Weibe so ähnlich, daß ich

ſie mit einander verwechſeln konnte? Ich muß mich davon überzeugen. Laßt uns nach der Scheune gehen, wo das junge Volk tanzt. Wir wollen ſie unbemerkt beobachten. Ich muß Gewißheit haben."

Der Vater Gretens machte einige Schwierigkeiten. Er fürchtete ſeine Tochter ohne Noth noch mehr zu erſchrecken. Allein Hanke Lüder ließ ſich nicht abhalten, ſondern trat in die Scheune und der Vater folgte ihm mit einigem Zagen. Beide ſtanden dicht neben einander und betrachteten Grete, welche mit einer harmloſen Rundjacke einen luſtigen Hopſer tanzte. Es war, als wol[illegible] der Voigt das Mädchen mit den Augen verſchlingen; dann aber ergriff er den Arm des alten Blacker und zog ihn wieder mit ſich hinaus in das Freie.

„Nun, Herr?" fragte der Alte und ſuchte ſich von dem eiſernen Druck zu befreien, den die Finger des Voigtes ihm verurſachten.

„Ich habe ſie angeſehen!" ſagte Hanke Lüder leiſe.

Wer ihn genau anſah, mußte ſich über die Veränderung wundern, die mit dem wilden Bären vorging. Er ſchien von einem ſchweren Schlage getroffen und erholte ſich von demſelben nur allmählich.

„Ich habe ſie genau angeſehen, und wenn ſie auch

meiner Frau nicht so ähnlich sieht, wie zwei Blumen, die auf einem Stengel wachsen, ist doch so Vieles, was sie mit einander gemein haben, das für den Augenblick ein solcher Irrthum möglich war. Sie hat die ganze Art und Weise meines verstorbenen Weibes. Ihr müßt viele Freude an dem Kinde haben, Christoph Blacker."

„Das habe ich auch, Herr, und sorgte bis jetzt gewissenhaft für ihre Zukunft, wenn ich einmal plötzlich auf und davon müßte. Nun freilich, da sie Braut ist . . ."

„Braut!" fiel der Voigt hastig ein und die dunkle Röthe stieg in das vorhin bleich gewordene Gesicht.

„Ja, Herr. Aber Ihr wißt das wohl nicht? Freilich, was kümmert sich ein Herr wie Ihr um uns kleinen Leute."

„Und an Wen habt Ihr ein so hübsches Ding weggeworfen, Mann?"

„Nun, weggeworfen wohl nicht. Es ist ein junger Steuermann, Lüder Hein genannt; zwar nur ein Waisenkind, aber ein kräftiger Bursche, der das Seinige lernte und viele Hoffnungen hat."

„Was Hoffnungen! Ein solches Mädchen darf nicht auf Hoffnungen angewiesen werden, sondern muß Gewißheit haben. Ihr alter Narr, warum habt Ihr

nicht gewartet, bis ein gesetzter Mann mit den nöthigen Mitteln bei Euch anpochte?"

Christoph Blacker wußte nicht, wie ihm geschah. Diese Frage des Strandvoigts setzte ihn in eine maßlose Verwirrung. Hundert Gedanken, toll und kraus, kreuzten sein Gehirn und er stotterte nur die Worte hervor:

„Was meint Ihr damit?"

„Ich meine nichts, gar nichts!" entgegnete hastig der Voigt, als daß es spät ist und ich alle Ursache habe, an den Heimweg zu denken. Gute Nacht, Christoph Blacker, gute Nacht und macht nicht wieder solche dumme Streiche."

Mit schnellen Schritten entfernte sich der Voigt. Der alte Blacker sah ihm lange nach und rief dann:

„Teufel, was ist das? Ich glaube, der alte Sünder hat sich in meine hübsche Grete verliebt, und wenn er sie haben könnte, griffe er mit beiden Händen zu. Aber die hat sich ohne Noth verplempert, und mir geht ein Goldfisch sonder Gleichen aus dem Netze. Was für schöne Summen hat dieser Satan zusammen gerafft und wie könnte ich mit beiden Händen im Golde wühlen, wenn . . . Aber sie soll es mir entgelten. Ich will es ihr anstreichen, daß sie

mich um meine schönsten Hoffnungen bringt! — Grete! He! Grete!"

Aber Grete kam nicht. Die jungen Bursche, mit denen sie tanzte, ließen sie nicht fort und Christoph Blacker mußte polternd und scheltend allein den Heimweg antreten. Er ging in der Stube auf und ab, entschlossen, ihr tüchtig den Text zu lesen, wenn sie heimkomme; allein die Natur war mächtiger, als sein Wille, und mit einigen halblauten Verwünschungen auf den Lippen schlief er auf der Ofenbank ein.

Verstört erwachte er am andern Morgen und fuhr von der harten Lagerstätte in die Höhe. Es war außergewöhnlich spät. Er beeilte sich, die Hausthür zu öffnen, wenn etwa ein Käufer käme. In demselben Augenblicke schlug es gegen die Thür, und als der Riegel zurückflog, stand der wilde Lüder auf der Schwelle vor ihm.

„Woher kommt Ihr?" war Alles, was er hervorzubringen vermochte.

„Von Duhnen!" war die kurze Antwort. Ich kam zu spät, um den Weg durch die Furth zu wagen, und blieb dort über Nacht. Nun bin ich hier, um mit Euch zu reden."

„Stehe zu Euern Diensten, Herr. Wollt unbeschwert näher kommen."

Der Voigt trat ein. Als er, um in die Stube zu gelangen, am Herdfeuer vorüber mußte, sah er Grete, welche dort stand, um die Frühkost zu bereiten. Er schaute ihr einen Augenblick zu und warf einige Worte hin, worauf sie schüchtern erwiederte; dann wandte er sich zu dem Alten und sagte:

„Hier soll gefrühstückt werden? Das kommt mir gelegen, denn ich bin noch nüchtern. Lege Sie einen Löffel mehr auf den Tisch, Jungfer. Ich esse mit."

Der Vater wollte Einwendungen machen, indem ein einfacher Mehlbrei keine Kost für einen verwöhnten Magen sei; allein der Voigt ließ sich nicht abweisen und ging in der Stube auf und ab, bis die dampfende Schüssel auf den Tisch gesetzt ward.

Während des Essens saß der Voigt dem jungen Mädchen gegenüber und suchte sie zum Sprechen zu bringen, was ihm aber nicht gelang. Sie fürchtete sich vor dem Manne und brachte nur einige unzusammenhängende Worte hervor; dann entfernte sie sich unter einem nichtssagenden Vorwande und kam nicht wieder.

Die beiden Männer saßen sich gegenüber. Christoph Blacker sah seinen Gast forschend an; er ahnte bereits, was Jener ihm sagen wollte, und erschrak doch, als der Voigt plötzlich sagte:

„Hört, Chriſtoph, laßt den jungen unbärtigen Steuermann laufen und gebt mir Euere Tochter zum Weibe.“

„Herr, was ſagt Ihr? Wie kann ich . . . Der Verſpruch! Das Gelöbniß! Und dann . . . Ein Mann in Euern Jahren. Es kann Euer Ernſt nicht ſein.“

„Es iſt mein Ernſt. Hört mich an. Ich will Euch in mein Herz ſehen laſſen. Meine verſtorbene Frau — Gott habe ſie ſelig! — hat ſchlechte Tage bei mir gehabt. Ich war ein wilder, unbändiger Burſche. Sie wollte mich durch Sanftmuth und Frömmigkeit leiten. Das nahm ich übel auf. Habe mein Lebtage nicht viel von Singen und Beten gehalten. Mein Junge glich ihr auf ein Haar. Ich mochte anfangen, was ich wollte, ich prügelte keine Courage in ihn hinein, wie ein ächter Strandläufer ſie haben ſoll. Da hieß ich ihn in meinem Zorn ſich zum Teufel ſcheeren. Der Junge nahm es nach dem Buchſtaben. Wir ſahen ihn nicht wieder. Das koſtete meinem Weibe das Leben.“

Der Voigt hielt inne. Die mächtig arbeitende Bruſt gab Zeugniß von der Bewegung, die in ſeinem Innern vorging. Chriſtoph Blacker hing mit großer

Spannung an den Lippen ſeines Gaſtes, der nach einer Pauſe fortfuhr:

„Ich war der wilde Lüder geweſen bis dahin und wurde es nun erſt recht. Die alten Mauern des Neuwerker Thurmes wiſſen davon zu erzählen. So blieb es bis zum geſtrigen Tage, da ich Euere Tochter ſah. Es ward mir zu Sinnen, wie in jener Stunde, als meine Selige mir zum erſten Male begegnete. Wenn Etwas an mir zu ändern iſt, kann es nur durch Euere Grete geſchehen. Ich fühle es, daß ich ein ordentlicher Kerl würde, wenn ich ein ſolches Weſen um mich hätte. Bis jetzt hat der Teufel mehr Anwartſchaft auf meine arme Seele, als der liebe Herrgott; nun wird es umgekehrt ſein. Darum gebt mir die Grete zum Weibe und von allem Geld und Gut, was ich beſitze und noch erwerbe, ſoll die Hälfte Euer ſein."

Chriſtoph Blacker ſchrie laut auf. Ein ſolches Wort ſtachelte ſeine Habgier:

„Der verdammte Kerl! Was hatte er ſich an das Mädchen zu hängen und ihr den Kopf zu verdrehen? Nun iſt er außerhalb der rothen Tonne und ſie hat ſeinen Ring am Finger."

„Pah!" entgegnete der Voigt. „Ringe ſind rund und rollen in den Winkel."

„Was ſoll das?“ fuhr Chriſtoph Blacker auf. „Meint Ihr, es nütze Etwas, wenn man der Grete den Ring ſtiehlt?“

„Nein, Ihr alter Narr! Sie muß ihn ſelbſt wegwerfen.“

Der Alte ſah den Voigt mit offenem Munde an. Dieſer verzog das Geſicht zu einem ſpöttiſchen Lächeln und ſagte dann:

„Sie wird es thun, weil . . .“

„Nun? Weil? . . .“

„Weil kein vernünftiges lebendiges Weſen einem Todten das Verlöbniß hält.“

„Herr Jeſus!“ ſchrie Chriſtoph Blacker erbleichend. „Ihr wollt doch nicht . . .“

„Was fällt Euch ein?“ erwiederte der Voigt, ſich erhebend. „Doch es iſt die höchſte Zeit, daß ich gehe. Ihr könnt mich ein Stück Weges begleiten; vielleicht gelingt es mir, Euch Vernunft beizubringen.“

Draußen ſtand die Grete. Der Voigt legt ihre Hand in die ſeinige und ſagte:

„Dank für Ihre Frühkoſt. Es hat mir gut geſchmeckt. Wenn ich heimkomme, werde ich ſuchen, wie ich die Mühe, welche ich Ihr verurſachte, wett mache. Guten Tag, Jungfer Grete. Am beſten, Sie kommt einmal mit dem Vater zu uns in unſere Einſamkeit.

Vielleicht gefällt es Ihr dort. Es ist nicht so schlimm auf dem Eilande, als es die Leute machen. Nun kommt, Christoph Blacker. Ich habe keine Minute zu versäumen."

Die Beiden entfernten sich rasch. Grete blieb mit schwerem Herzen zurück. Der Blick, den der Voigt beim Abschiede auf sie warf, that ihr weh. Sie fuhr unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen.

Es wehte frisch. Der Nordwest war im Kampfe mit den Wellen, die ihm nicht gehorchten. Er jagte sie mit unerbittlicher Hast in die Ebbe hinein; die Ebbe jagte sie vor sich her in die See hinaus. Sie gährten, zischten und stürzten brausend über- und ineinander.

Aber wie sehr sie auch brausten, sie vermochten doch nicht, den Lärmen zu übertönen, der am Eingange des Thurmes tobte. Dort stand Jasper der Knecht, der während der Abwesenheit des Voigtes dessen Stelle einnahm. Er focht mit den Armen um sich und rief den übrigen Knechten zu, die ihm drohend gegenüber standen:

„An die Arbeit! An die Arbeit!"

„Wir wollen nicht!“ ſchallte es zurück. „Hört Ihr das, Ihr Jüte? Ihr Leuteſchinder! Wir wollen nicht! Wir rühren Nichts an, bevor Ihr uns nicht gerecht werdet.“

„Ich habe Nichts mit Euch zu ſchaffen!“ chrie Jasper ihnen zu. „Gleich legt Hand an, oder . . .“

Er hob drohend die geballte Fauſt. Ein wildes Geſchrei war die Antwort und der erſte der Rädelsführer rief:

„Was? Ihr droht mit der Fauſt? Ihr, der Ihr nichts Anderes und nichts Beſſeres ſeid, als wir? Ihr Knecht des neuwerker Voigts? Ein hergelaufener Jüte ſeid Ihr, den ſie drüben im Däniſchen als einen Nichtsnutz wegjagten und der jetzt bei uns die Barmherzigkeitsſuppe ißt.“

„Nimm Deinen Schädel in Acht!“ entgegnete Jasper giftig. „Ein Schlag und er ſpringt wie Glas.“

Er war nahe daran, den Schlag zu führen. Ein Anderer hielt ihm den Arm feſt und ſagte:

„Stopp, Mann! Ihr geht weit über Eure Ordre. Ihr habt gethan, was Ihr nicht thun dürft. Zur Nacht waret Ihr allein am Strande. Ihr glaubt dazu ein Recht zu haben, weil Ihr dem Poſten des Hanke Lüder vorſteht. Aber Euer Recht geht nicht ſoweit, ein Gut, das die See auswirft, unter Euerm

Kittel zu bergen, und heimlich über Seite zu bringen. All' dieser Lärmen wäre nicht entstanden, wenn Ihr offen und ehrlich gesagt hättet, das habe ich gefunden. Wir wollen sehen, was es ist."

Die Uebrigen harrten, was Jasper auf diese Ansprache erwiedern werde. Aber dieser schwieg tückisch und Jener fuhr fort:

„Es ist nicht wohlgethan und alle Verantwortung trift Euch allein, wenn der Voigt zu Hause kommt!"

„Pah! Der Voigt! Was scheere ich mich um den Voigt!" rief Jasper verächtlich.

Ein Ausruf des Staunens folgte diesen Worten. Die Männer sahen sich unter einander an. Sie verstanden nicht, was damit gemeint sei. Nur Einer von ihnen zog sich kopfschüttelnd zurück. Ihm war es längst verdächtig gewesen, daß der Hanke Lüder stets nur den Jüten Jasper in seiner Nähe litt; nun glaubte er den Grund zu wissen und er schloß seine stillen Betrachtungen mit den unwillkührlich laut gesprochenen Worten:

„Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!"

Dies Wort war wie ein Funken, der in eine Zunderbüchse fiel.

„Ich kenne die Krähen!" rief Einer.

„Wir auch! Wir auch!" riefen Andere nach.

„Du haſt einen ſonderlich großen Schnabel," ſagte der Erſtere wieder, „womit ſich tüchtig aufpicken läßt, und wenn Du Dich nicht an Deinen Krähenbruder wagſt, ſind die Tauben und anderes fliegendes Volk in deſto größerer Gefahr. Wo bleibt der Voigt, damit er Dich in die Schule nimmt?"

„Hier iſt der Voigt!" rief dieſer mit ſeiner gewaltigen Stimme. „Was ſoll es mit mir und warum revoltirt Ihr? Redet! Ich will es wiſſen, denn ich komme mit neuer Vollmacht vom Amtshofe und habe die Gewalt, Euch für Euere Vermeſſenheit zu züchtigen. Was giebt es hier?"

„Herr!" entgegnete der Aelteſte und Beſonnenſte in dem Haufen. „Wir thun Nichts gegen das Geſetz; wir ſind nur dem Jasper aufſäſſig, der uns tribuliren und den Herrn ſpielen will."

„Euch ſoll Gerechtigkeit werden, gegen wen es auch ſei!" antwortete der Voigt. „Sprecht, worüber habt Ihr Euch zu beklagen?"

Der Mann ſagte es mit aller Ausführlichkeit und die Uebrigen ſtimmten ihm bei. Der Voigt fuhr den Jasper an und befahl ihm im ſtrengen Ton, ſich zu verantworten. Allein der Jüte drehte ſich auf dem Abſatz herum, und ohne dem Voigt eine Silbe zu

antworten, entfernte er sich, indem er mit seiner krächzenden Stimme sang:

„Morgens verwäschet die Fluth
Nächtlich vergossenes Blut."

„Was bedeutet das?" fragten die Knechte unter sich und sahen auf den Voigt, aus dessen Gesicht alle Farbe verschwunden war. Hanke Lüder stand eine Weile wie festgewurzelt, dann nahm er sich zusammen und sagte mit eintöniger Stimme:

„Euch soll Euer Recht werden!"

Nach diesen Worten ging er in den Thurm.

Die Leute zerstreuten sich erst nach und nach. Der Knecht Jasper, der am Strande mit ihnen zusammen traf, that, als ob Nichts vorgefallen sei. Die Tage schlichen in der einförmigsten Weise bleischwer vorüber. Mißtrauisch sah Einer den Andern an. Der Voigt kam nicht anders aus seinem steinernen Bau, als wenn es der Dienst erforderte, und sprach nur das Nöthigste. Den Knecht Jasper hielt er geflissentlich von sich entfernt, duldete auch nicht, daß in seiner Gegenwart von demselben gesprochen ward. Jasper ging seine eigenen Wege und bekümmerte sich um Keinen. Es war jetzt sehr schweigsam auf dem Eilande.

Desto lebhafter war es in Döse, wo das Geschwätz kein Ende nahm. Das letzte Gespräch, wel-

ches Christoph Blacker mit Hanke Lüder führte, blieb nicht ohne Frucht. Die blanken Ducaten, welche der Voigt bei'm Abschiede dem Alten in die Hand drückte, trugen nicht wenig dazu bei, diese Früchte zu zeitigen.

Die alten Weiber, welche ihre Schafe zum Grasen nach dem Deiche trieben und sie dort an dem bestimmten Pflock festbanden; die Mädchen, welche hinaus zum Melken gingen, oder nach vollbrachter Arbeit die schwere Tracht mit den herabhängenden Eimern auf den Schultern balancirten und den schmalen Fußpfad deichabwärts stiegen, wußten davon mitzusprechen.

„Beckchen, ich sage Dir," sprach eine Alte und gab ihrem Thiere einen leichten Schlag. „Wünsche Dir keinen solchen Bräutigam."

„Was für einen solchen, Mutter Dreiersch?" fragte die Dirne, die unten angelangt war und die vollen Eimer vorsichtig von der Tracht ablöfete.

„Einen solchen, wie ihn die Grete Blacker hat, und den sie in die weite Welt gehen ließ," sagte die Alte.

„Ist ja seine Hanthierung!" antwortete Beckchen. „Ein Seefahrer muß in di Welt."

„Freilich!" sprach Mutter Dreiersch. „Aber er muß auch hübsch wiederkommen und das thut der Lüder Hein nicht."

„Spaßt nicht!“ rief Beckchen erschreckt. „Ihr jagt Einem die Gänsehaut über den ganzen Leib. Es wäre zu traurig. Woher wißt Ihr es denn?“

„Sie sagen es Alle im Dorfe, und mein Alter zuerst. Er treibt das Schneiderhandwerk, wißt Ihr und hat es von des Schulmeisters Jacob, dem er aus des Vaters abgelegtem Wamms eine Sonntagsjacke gemacht hat. Der Steuermann Lüder Hein kommt nicht wieder.“

„Und warum nicht? Das sagt zuerst.“

„Weil er mit Mann und Maus geblieben ist,“ sagte Mutter Dreiersch, und Beckchen, die nicht recht verstand, was damit gemeint war, entgegnete:

„Ist schade um so ein junges Blut, und die Grete Blacker thut mir auch leid, wenn sie es gleich nicht um mich verdient hat, denn sie ist ein hochmüthiges Ding, die sich für etwas ganz Besonderes hält. Aber das ist immer so, daß sich die Leute das Meiste einbilden, wenn sie am wenigsten Ursache dazu haben. Die Grete ist weder hübsch, noch hat sie etwas in Kisten und Kasten. Dazu ist ihr Vater ein anrüchiger Kerl, dem man lieber aus dem Wege geht . . .“

„Das magst Du wohl noch einmal sagen, Kind!“ fiel die Alte redselig ein. „Dieser Christoph Blacker ist der leibhafte Satan, der auch meinen Alten bestiehlt,

denn er gönnt ihm seine Kundschaft nicht, sondern flickt seinen abgetragenen Rock und sein durchlöchertes Wamms selbst aus. Nun, Gott ist gerecht, hat Pastor Kieff neulich gesagt, und er wird es auch dem boshaften Blacker heimgeben, daß er uns das liebe Brod nicht gönnt. Ist das da nicht des Matthes Kley seine Elsbeth? Die Dirne treibt sich auch den lieben langen geschlagenen Tag umher. Wenn ich der Matthes Kley wäre! Aber der Kerl ist selbst ein Nichtsnutz!... He! Elsbeth! Kind! Hast Du es denn so eilig? Weißt auch wohl schon von dem Unglück, was der Grete Blacker widerfahren ist?"

„Na! Wenn ich das nicht wüßte!" sagte diese, den Kopf in den Nacken werfend. „Wozu wäre ich denn da?"

„Das glaube ich!" brummte Beckchen vor sich hin und sah die Elsbeth, die hübscher war, als sie, mit einem giftigen Blicke an. „Was sagt denn die Grete zu dem Unglück?"

„Sie weiß es noch gar nicht!" rief Elsbeth und die alte Dreiersch fiel ihr in's Wort:

„Sie weiß es nicht?"

„Der Vater hat sich nicht getraut."

„Hat sich nicht getraut?" wiederholte das alte Weib. „Nun sehe mir Einer diesen hinterlistigen Fuchs,

diesen gewissenlosen Vater. Das arme Kind! Sie weiß es noch nicht einmal, daß ihr Bräutigam mit Mann und Maus geblieben ist. Was kann er davon haben, ihr eine Sache zu verschweigen, welche sie so nahe angeht? Dahinter steckt Etwas und ich werde nicht ruhen, bis ich es an's Licht gebracht habe. Den Schaden wollen wir bald ausbessern. Ihr könnt mitkommen; wir wollen es alle Drei thun."

Das alte Weib und ihre beiden jungen Trabanten schritten tapfer aus. Sie kamen keuchend in die Nähe des Blackerschen Hauses und erschraken nicht wenig, als der Besitzer unerwartet hinter dem Gartenzaun hervortrat und fragte, wohin sie wollten? Mit einem boshaften Lächeln hörte er die verworrenen Entschuldigungen an und sagte darauf:

„Dank für den guten Willen; aber was in meinem Hause zu verkündigen ist, das besorge ich selbst und brauche dazu weder eine alte, noch eine junge Klatschbase. Verstanden, Frau Dreiersch? Zum Dank für Ihre Nachricht kann ich Ihr sagen, daß sich hier auf Martini ein zweiter Flickschneider setzen wird, der das Seinige in Hamburg lernte und es um die Hälfte thut. Das wird Ihrem Alten auf die Beine bringen."

Damit ließ er die drei Weibsbilder stehen und zog sich in sein Haus zurück, wo Grete in einem

Winkel der Diele zwiſchen all' dem Plunder ſaß, den ihr Vater um ſich her aufthürmte, und ſagte:

„Kind, was hilft es, daß Du da ſitzeſt und Dich um etwas grämſt, das nicht wieder zu erreichen iſt? Thut mir ſelbſt leid um den wackern Jungen, den ich Dir gerne zum Manne gegeben hätte, aber da es nun einmal nicht Gottes Wille iſt . . .“

„Sprecht nicht dergleichen, Vater! Ich werde ihn niemals vergeſſen.“

„Das ſind leere Worte, Grete. Der Menſch vergißt Alles; Freude und Leid, Vater und Mutter; alſo vergißt auch die junge Dirne einen jungen Kerl, mit dem ſie ſich kaum verlobte. Weit ſchlimmer, wenn Ihr ſchon verheirathet war't und Du ihn dann verlorſt. Man muß nur tüchtig gegenan gehen, und dazu will ich Dir behülflich ſein.“

„Ich mag nichts und ich kann nichts thun, als meinen Bräutigam beweinen.“

„Weine, Kind, ich will Dich nicht ſtören. Aber Du biſt es Dir ſelbſt ſchuldig, Dich zu faſſen, und mir, dem alten, hülfloſen Manne, biſt Du es ſchuldig, denn Du ſollſt meine Stütze vorſtellen. Ich denke eine kleine Reiſe zu thun und Du ſollſt mich begleiten.“

Grete ſah den Vater groß an. So lange ſie denken konnte, hatte ſie ein ſolches Wort nicht aus ſeinem

Munde gehört. Aber sein Mittel war gut. Grete war dadurch wirklich auf andere Gedanken gekommen, und darum fuhr er fort:

„Ich will nach Neuwerk. Als der Hanke Lüder neulich hier war, ließ er ein Wort fallen, daß ich ihn besuchen möchte. Wenn solche Herren Unsereinem Etwas anbieten, muß man es nicht ausschlagen; das brächte Unheil. Du kannst mit mir kommen."

„Zu dem wilden, trotzigen Manne?" fragte Grete erröthend. „Wenn ich seine Stimme höre, fahre ich zusammen und seine Augen versengen mich."

Christoph Blacker that, als höre er nicht, und sprach weiter:

„Kein Mensch hat eine Ahnung davon, was der Hanke Lüder Alles in seinem Thurm zusammen häuft. Er hält geheim damit vor den Leuten und thut recht daran. Wir aber bekommen es zu sehen und werden auf das Beste empfangen werden. Er will gut machen, was wir neulich an ihm gethan. Das lohnt schon die Mühe der Ueberfahrt. Morgen früh, denke ich, wird es sich thun lassen."

Grete hatte noch Vieles einzuwenden; allein der Vater ließ nicht nach. Er wußte stets von neuen Herrlichkeiten zu erzählen, die der Voigt in seiner Behausung habe, bis Grete, welche den Dingen dieser

Welt sehr zugethan war, aufmerksamer hin hörte, auch wohl eine Nachfrage hielt, wenn sie Etwas nicht recht verstand, und damit endete, daß sie allmählich zusammen zählte, was sie mitnehmen müsse, um ein paar Tage von Hause wegbleiben zu können. Und als die Wahl entschieden war, fand es sich, daß sie das Beste hervorsuchte, was sie in ihrem Vermögen hatte.

Sie kamen auf Neuwerk an. Hanke Lüder empfing seine Gäste und räumte ihnen seine beste Kammer zur Wohnung ein, und hier fand Grete so vielen Putz und Bänderkram, als sie in ihrem Leben nicht beisammen gesehen hatte. Er stellte ihr frei, sich damit zu schmücken und sich davon zu nehmen, was ihr gefiel. Eine alte Magd mußte ihr bei Allem behülflich sein und sie bedienen. Grete Blacker, die stets nur Andere bediente, war zur Herrin geworden, sie wußte nicht wie.

Zu Mittag und Abend kam Alles auf den Tisch, was Küche und Keller vermochten. Der Voigt hatte es dazu und für Vorrath war gesorgt. Christoph Blacker schwelgte in Wonne und fand nicht Worte genug, einen solchen freigebigen Herrn zu rühmen. Hanke Lüder that auch für seine Person Alles, sich beliebt zu machen. Er bezwang seine Wildheit und war freundlich und zuvorkommend gegen Grete Blacker.

Knecht Jasper goß seinen Spott über ihn aus, wenn sie allein waren. Hanke Lüder hielt die Probe aus und sagte gelassen:

„Das Mädchen hat einen andern Menschen aus mir gemacht, sonst säße Dir meine Faust schon im Nacken. Wenn ich sie zum Weibe bekomme, will ich ein neues Leben beginnen und was ich zur Zeit meiner ersten Ehe sündigte, soll in der zweiten gut gemacht werden."

„Und wenn Euch auf Euere alten Tage der Himmel nochmals ein junges Söhnlein bescheerte," fuhr Jasper boshaft fort, „werdet Ihr es zu einem frommen Kinde erziehen, das Euere Sünden wegbetet, und Ihr werdet es nicht in die weite Welt schicken, weil es keine Leichen plünderte."

„Knecht Jasper!" unterbrach ihn der Voigt mit erhobener Stimme. „Ich sagte Dir schon, daß ich ein Anderer wurde. Aber Alles hat seine Gränzen und Du sollst den wilden Lüder nicht reizen. Ich will Etwas von dem verlornen Sohne in die Zeitungen setzen lassen. Vielleicht liest er es selbst, oder es sagt ihm Jemand, was darin stand und er kommt . . . ."

„Todt oder lebendig!" schob Jasper ein.

„Ich will Dich nicht weiter hören! Wenn Du zu fordern hast, so fordere, und wenn Du klagen mußt,

ſo klage; Du weißt, wo Dein Recht zu finden iſt. Aber nimm Dich in Acht und hindere nicht das gute Werk, das ſich in mir vorbereitet; es wäre Dein Unglück und das meine.“

Der Voigt ging und wandelte einſam am Strande auf und ab. Der Knecht ſah ihm nach und verſtummte vor dem ſeltſamen Blick, der ihn bei'm Scheiden traf. So hatte er Hanke Lüder noch nicht geſehen.

Drei Tage waren im Wohlleben vergangen. Chriſtoph Blacker fühlte ſich in ſeinem Element und nur die Furcht, er könne daheim beſtohlen werden, oder ſonſt an ſeinem Eigenthum Schaden nehmen, dämpfte ſeine Luſt. Grete verlor allmählig ihre Furcht. Sie antwortete, wenn ſie gefragt wurde, und ſprach von Dieſem und Jenem aus freiem Willen, auch wenn ſie nicht gefragt wurde. Der Voigt verlor ſein Abſchreckendes und ſie konnte ihn ohne Zittern anſehen, wenn er in dem kleinen Thurmgemache vor ihr ſtand, das ſeine verſtorbene Hausfrau bewohnte, oder wenn er mit ihr an dem Strande auf- und abging und von den Seltſamkeiten und den Launen des Stromes ſprach, deſſen Wellen ſich zu ihren Füßen brachen. Und wunderbar war es zu ſehen, wie ſich dieſer wilde, ungebändigte Löwe vor der zarten Jung-

frau beugte. Er lauschte ihren Worten, er folgte ihren Winken und schien an sie gebannt zu sein gleich ihrem Schatten.

Es war Abend. Der letzte Schimmer des scheidenden Tages wurde von dem Strome, der glatt wie ein Spiegel da lag, aufgefangen und zurück geworfen. Die Grete und ihr Vater standen am Ufer, vor ihnen der Voigt mit einem aufgeschlagenen Briefe in der Hand.

„Das ist der letzte Beweis," sagte Hanke Lüder und faltete den Brief zusammen, welchen er vorgelesen hatte. „Ihr wißt nun, daß an eine Wiederkehr nicht zu denken ist. Grete ist frei und kann über sich bestimmen. Ihr wißt meine Absicht und was ich gelobe, halte ich. Morgen früh will ich mir Euere Antwort holen."

Vater und Tochter blieben noch eine geraume Zeit bei einander. Christoph Blacker beschwor sein Kind, ein so vortheilhaftes Anerbieten nicht von der Hand zu weisen. Grete antwortete Nichts; sie suchte nur in allen Ecken und Enden, damit Nichts zurückbleibe, denn sie wollten anderen Tages in der Frühe aufbrechen. Aber wenn sie auch nicht sprach, wogte es in ihr auf und ab, wie eine stürmische See und ihr Herz schlug so mächtig, daß sie es mit der Hand bedeckte, um es zur Ruhe zu zwingen.

Da erschien der Voigt. Seine ganze Erscheinung war eine bewegte. Er trat zu ihnen und das zitternde Licht, welches die von oben herabhängende Lampe auf die drei Gestalten warf, gab ihnen ein phantastisches Ansehen.

„Ich kann es nicht bis morgen bei mir behalten," sagte der Voigt in fliegender Hast. „Es ließ mir keine Ruhe in der Kammer und das Fieber der Erwartung schüttelte mich. Was die Jungfer Blacker morgen früh sagen kann, kann sie auch jetzt sagen und mir mit einem Worte den Frieden geben, oder die ewige Verdammniß. Grete, was soll ich hören? Will Sie den Hanke Lüder zu einem ordentlichen Kerl machen und ihn zum Manne nehmen? Bringe Sie es zu Ende."

Und hingerissen von der Gewalt des Augenblickes streckte sie dem Voigt die Hand entgegen und flüsterte ein kaum hörbares Ja."

„Ja und Amen!" sprach der Vater.

„Ja! Ja! Tausendmal Ja!" rief der Voigt. Er hielt die dargereichte Hand fest und zog das zitternde Mädchen an sich. Einen Augenblick lag sie mit dem Kopfe an seiner Brust wie bewußtlos, dann aber schreckte sie auf und blickte verstört um sich.

„Hilft Dir nichts, Kind, daß Du Dich losreißest!"

ſagte Chriſtoph Blacker im plumpen Scherz. Biſt doch gebunden durch Dein Wort und durch den Kuß, den Dir der Bräutigam gab. Wir wollen Dir aber Zeit laſſen, Dich in Dein neues Glück zu finden, das hoffentlich lange Beſtand haben ſoll. Kommt, Schwiegerſohn. Die Zeit verſtreicht ſchnell und wir haben noch Manches zu beſprechen. Ihr ſeid kein Jüngling mehr und werdet mit der Hochzeit nicht allzu lange warten wollen. Kommt, ſage ich. Ihr könnt die Grete noch genug anſehen, wenn ſie erſt Euere Frau iſt."

Mit dieſen und ähnlichen Worten führte der Alte den Hanke Lüder fort. Grete ſtand wie betäubt auf einer Stelle. Als die Thür hinter den beiden Männern zufiel, ſchreckte ſie zuſammen. Sie ſank in die Kniee und, in einen Strom von Thränen ausbrechend, rief ſie ſchluchzend:

„Was habe ich gethan!"

Dumpfgrollend gab die See von fern her die Antwort auf dieſe Frage.

Der Abſchied am andern Morgen war kurz. Eine Helgolander Snigg, welche hier widrigen Windes halber anlegte, ward auserſehen, die Gäſte des Voigtes mitzunehmen und in Cuxhafen abzuſetzen. Die Fluth neigte ſich dem Ende zu und es war kein Augenblick

zu verlieren. Der Vater war zuthunlich und gesprächig; der Voigt sehr ernst. Grete schwieg. Sie duldete beim Abschiede den Kuß und die Umarmung des Verlobten, allein sie erwiederte Beides nicht und kein Wort ging über ihre Lippen. Der Voigt schien ein Abschiedswort zn erwarten und hatte die Hand auf den den Dollbord gelegt; allein sie sprach es nicht. Der Schiffer trieb zur Eile an und hob die Steuerpinne. Die Segel fielen voll und das Fahrzeug, von einer günstigen Brise getrieben, sauste durch die aufschäumende Fluth.

Der Voigt sah den Scheidenden nach. Knecht Jasper stand unfern von ihm, und als der Voigt das Fahrzeug aus dem Gesicht verlor, rückte er die Mütze und sagte:

„Vergnügten Brautstand! Werde auch meinerseits zu einer fröhlichen Hochzeit beitragen."

Hanke Lüder gab keine Antwort.

In dem Hause des Christoph Blacker ging nach der Rückkehr von Neuwerk eine große Veränderung vor, wie es überall zu sein pflegt, wo für eine junge Braut eine Aussteuer gefertigt wird. Der alte Mann

war rührsam, wie sonst nie. Er wirthschaftete gar zu gern mit fremdem Gelde.

Dies neue Verhältniß hatte die Köpfe noch mehr verdreht, als das frühere. Ganz Döse stand in Flammen, als die Kunde kam: „Grete Blacker hat sich mit dem Voigt Hanke Lüder versprochen und schon in vier Wochen soll die Hochzeit sein.“ Klein und Groß, Beweibte und Unbeweibte kamen herbei, um zu hören, ob das Unglaubliche wirklich geschehen sei. Und als der Alte mit lachendem Munde versicherte, es sei so und kein Titelchen davon abzuhandeln, gab es ein Handschlagen und ein Kopfschütteln. Alle wollten die Braut sehen, die sich so schnell getröstet und eine so kluge Wahl getroffen habe. Man wollte Glück wünschen und sich der künftigen reichen Frau empfehlen; allein Grete wollte Niemand hören und sehen, sondern blieb in ihrer Kammer, so daß die theilnehmenden Freunde abziehen mußten und von aufgeblasenen Dirnen sprachen, denen der Hochmuth zu Kopfe gestiegen sei und die in ihrer Hoffährtigkeit mit er Stirn gegen die Wand laufen würden.

Der Hochzeitstag rückte heran. Christoph Blacker erschien in der Kammer seiner Tochter und sagte:

„Dein Bräutigam läßt sagen, daß er morgen zur rechten Zeit hier sein werde, um Dich zur Kirche ab-

zuholen. Er hat auch die Ringe besorgt und schickt Dir den Deinigen. Halte ihn fest, Grete . . ."

Der Vater legte ihr denselben in die halb offene Hand und fuhr fort:

„Du hörst und siehst Nichts und bist so schweigsam, als ob Alles, was doch nur um Deinetwillen geschieht, Dich gar nichts anginge., Was grübelst Du und was soll der stille Jammer bedeuten, der auf Deinem Gesichte liegt? Wenn Dich der Hanke Lüder so sähe! Er müßte einen absonderlichen Begriff von seiner künftigen jungen Frau bekommen."

Grete hörte den Vater nicht. Sie war ganz und gar mit ihren Gedanken beschäftigt und leise, wie ein Hauch, ging der Name Lüder Hein über ihre Lippen.

Der Alte erschrak. Nun war ihm der Grund ihres stillen Leidens mit einem Male klar:

„Der verdammte Steuermann! Er spukt noch immer in ihrem Kopf. Glaubte ihn längst abgethan und nun steht er wieder leibhaftig da. Wären wir nur erst über den morgenden Tag weg. Grete! Wache auf, Mädchen! Du sollst nicht länger träumen und Grillen fangen! Komm herunter! Es giebt vollauf zu thun und eine Braut darf am Abend vor

der Hochzeit die Hände nicht müssig in den Schooß legen."

Er versuchte es auf alle Weise, ihre Aufmerksamkeit zu wecken. Von der Hausdiele aus ward nach ihm verlangt; mehrere Stimmen nannten seinen Namen. Er durfte nicht länger säumen. Der Geduldsfaden riß ihm endlich und, dem mahnenden Rufe Folge leistend, sagte er, sich in der Thür umwendend:

„Wenn Du mir morgen Schande machst; wenn Du den reichen Schwiegersohn vor den Kopf stößt; Grete, dann genade Dir Gott! Dann kenne ich kein Erbarmen."

Mit einem unterdrückten Fluche auf den Lippen polterte er die Treppe hinab.

Es war ganz dunkel. Einzelne Sterne blitzten durch die fliegenden Wolken. Bald hatte der Wind die letzten Spuren derselben vertrieben und der Mond trat in voller Klarheit hervor. Durch das Kammerfenster drang sein magisches Licht. Es fiel gerade auf das Gesicht des in wachen Träumen dasitzenden Mädchens und zog sie in seinen magischen Bann.

Mit weitgeöffneten Augen starrte sie vor sich hin. Ihre Lippen bewegten sich und mit leise zitternder Stimme sprach sie:

„Lüder Hein, ich sehe Dich deutlich. Du kommst, um mich zu schelten, daß ich Dir untreu werde. Ach, ich armes, unglückliches Kind habe es verdient und will geduldig Deinen Zorn ertragen. — Du schüttelst mit dem Kopfe? — O, wie traurig siehst Du aus, Du armer Lüder Hein! Dein Gesicht ist vor Kummer bleich geworden. Die Furchen in Deiner Stirn habe ich hineingegraben. — Komm mir nicht näher! — Ich kann nicht sehen, daß Du weinst. Die Thränen, welche Dir über die Wangen rollen, brennen wie Feuer. — Was blitzt da in Deiner Hand? — Ist es ein Messer und willst Du mich tödten? — Nein! Es ist mein Ring, den ich Dir bei unserm Verlöbniß gab. Was soll der Ring, Lüder Hein?"

Ein lauter Schrei erstickte jedes fernere Wort. Der Schleier riß und völlig erwacht richtete sie sich auf und blickte um sich:

„Was war das? Und was halte ich da in der Hand?"

Sie erblickte bei dem Schimmer des Mondes den goldenen Ring, welchen der Vater ihr in dieselbe legte und schrie im entsetzensvollen Tone:

„Er war hier und hat mir meinen Ring zurückgebracht."

Der Klang der Glocken weckte die Gemeinde am

folgenden Sonntag-Morgen. Von allen Seiten zogen die Andächtigen dem Gotteshause zu. Christoph Blacker trat aus seinem Hause, die Tochter an der Hand. Der Voigt, stattlich angethan, ein Bouquet von Gold- und Silberzindel auf der Brust, schritt ihm zur Seite und blickte in seiner hochmüthigen Weise auf das neugierige Volk herab, das sich ihm in den Weg drängte. Es fehlte nicht an spitzen Reden und hingeworfenen halben Worten, die auf den hochmüthigen Bräutigam und auf die wandelbare Braut gemünzt waren; allein Grete Blacker hörte sie nicht und Hanke Lüder war viel zu stolz und hochfahrenden Sinnes, als daß er auch nur eine dieser Redensarten hätte auf sich beziehen mögen.

Der Gottesdienst verstrich in der gewohnten Weise, und der Pastor verließ die Kanzel, um gleich darauf vor dem Altar zu erscheinen und die Trauung zu vollziehen.

Das Brautpaar stand vor ihm; hinter diesem die Zeugen und darauf alle Diejenigen, welche sich berufen fühlten, dieser Handlung beizuwohnen. In dem Benehmen der Braut ging während der feierlichen Ansprache keine Veränderung vor; allein als nun der Pastor sich an sie besonders wandte und mit deutlicher Stimme sprach:

„Grete Blacker, willst Du gegenwärtigen Hanke Lüder zum ehelichen Gemahl haben, so bekräftige dies durch ein lautes und deutliches Ja!“

Da flog es wie brennende Gluth über das Angesicht der Jungfrau und ein lautes „Nein!“ erklang von ihren Lippen.

Ein allgemeiner Ruf des Staunens und des Schreckens hallte von dem einen Ende der Kirche bis zum andern wieder. Hanke Lüder erbleichte und Christoph Blacker streckte unwillkührlich die Hand nach seiner Tochter aus, nicht wissend, was er sagen oder thun solle. Der Pastor überwand die bittere Empfindung, welche ihm dieser Auftritt verursachte und er sprach mit mildem Ernste:

„Besinne Dich, meine Tochter. Fasse Dich und erinnere Dich, weshalb Du an dieser Stätte erschienen bist. Noch einmal frage ich Dich . . .“

„Nein, fragt mich nicht!“ unterbrach ihn die Jungfrau leidenschaftlich. „Ich gebe Euch keine andere Antwort. Mein Herz ist schwer bedrückt und ich vergehe vor Gram. Hört meine Beichte, ehrwürdiger Herr! Laßt mich vor dieser Versammlung aussprechen, wessen ich mich schuldig fühle, damit ich mich demüthige und den Frieden wiederfinde.“

„Sprich, Jungfrau!“ sagte der Geistliche. „Und

bedenke wohl, daß Du hier im Angesichte Gottes und vor dem verordneten Diener seines göttlichen Wortes stehst."

Grete Blacker war in die Kniee gesunken und sprach in fliegender Hast. Sie redete von ihrer Verlobung mit dem jungen Steuermann Lüder Hein, von der Todeskunde, welche eingetroffen sei, und von dem Besuche in dem Thurme zu Neuwerk, wo sie, verblendet von allen reichen Gaben, welche man um sie aufhäufte, sich einem Manne verlobte, für den sie im innersten Herzen Nichts empfinde.

Und als sie bis hierher gekommen war, steigerte sie unwillkührlich ihre Stimme und rief:

„Das war mein Elend und ich war entschlossen, das Loos, welches ich mir selbst bereitete, zu ertragen. Da erschien mir in der verwichenen Nacht mein Bräutigam, den ich treulos verließ. Ich blickte mit Angst und Schmerz auf ihn. Er trat mir ganz nahe und sah mich mit einem strafenden Blicke an. Dann war er verschwunden und der Ring, den er von mir trug, lag in meiner Hand."

Sie hielt den Ring zwischen den Fingern, den der Pastor in seine Hand nahm. Grete wurde bewußtlos. Einige Frauen traten mitleidig hinzu und führten sie zur Seite.

Alle Schranken der Ordnung und Sitte waren durchbrochen. Man drängte nach dem Altar hin, wo dieser Auftritt stattfand. Man stieß und schob sich durch die Masse und manches böse Wort wurde laut. Der Voigt trat nahe an den Pastor heran, und nachdem er einen Blick auf den Ring geworfen hatte, rief er lachend:

„Das ist der meinige. Da der alte Geizhals nicht zu bewegen war, seiner Tochter einen Verlobungsring zu schenken, gab ich ihm diesen, damit er ihr denselben am Vorabend der Hochzeit bringe. Das ist der ganze Gespensterkram."

„Er spricht die Wahrheit!" sagte zitternd der Vater. „Ach Gott, wer hätte gedacht, daß die Hochzeit ein solches Ende nehmen würde."

„Mein ist die Grete und bleibt es!" schrie der Voigt laut auf. „Und wenn Himmel und Erde zusammenbrechen . . ."

„Verstummt, Ihr Frevler!" entgegnete der Pastor und edler Zorn flammte aus seinen Augen. „Entfernt Euch von dieser heiligen Stätte, die Ihr auf eine so sündhafte Weise entweiht. Entfernt Euch Alle und bittet daheim auf Euern Knieen Gott die Beleidigung ab, welche Ihr ihm anthatet. Wehe Denen,

durch die das Aergerniß kommt! Sie werden vergehen vor seinem Zorn."

Die Kirche ward leer. Die Zeugen der unterbrochenen Trauung zerstreuten sich nach allen Seiten hin und die Kunde davon trug sich entstellt und vergrößert von Haus zu Haus. Hanke Lüder und Christoph Blacker geriethen in einen heftigen Streit miteinander und der Erstere rief:

„Ich war auf dem Wege, ein Anderer zu werden, als ich bin, und Euere Tochter hätte aus mir machen können, was ihr gut däuchte. Ich sah in ihr mein verstorbenes Weib auferstehen, gegen die ich mir mancher Uebelthat bewußt bin und wollte an ihr gut machen, um die Hingeschiedene zu versöhnen. Aber sie hat mich vor Gott und aller Menschen Augen verworfen und das soll ihr von mir mit jeder Qual, die ich ersinnen kann, vergolten werden."

„Ihr sollt Ihr kein Haar krümmen!" fuhr der Vater auf, bereit sein Kind zu vertheidigen und zugleich voll Scheu zu dem furchtbaren Gegner aufblickend. Ich will als Schutz an ihrem Lager stehen! Ich rufe die Obrigkeit gegen Euch auf."

Grete ward zu Hause gebracht und der zufällig in der Nähe befindliche Dorfarzt ging freiwillig mit. Dieser, das Schlimmste befürchtend, befahl, den Vater in

Kenntniß zu ſetzen. Der abgeſendete Bote traf denſelben in dem Augenblicke, als dieſer die Drohungen des Voigtes erwiederte, und rief ihm von Weitem zu:

„Chriſtoph' Blacker! Geht nach Hauſe! Euere Tochter liegt im Sterben."

„Herr Jeſus!" ſchrie dieſer laut auf und ſtürzte nach Hauſe. „Grete! Grete!" rief er im Eintreten; aber der Arzt trat ihm entgegen und ſagte:

„Haltet Euch ſtill! Keinen Laut oder Ihr bringt ſie um."

Schweigend ſetzte ſich der Alte an dem Lager ſeines Kindes nieder. Er ließ ſie nicht aus den Augen. Seine Lippen waren in ſteter Bewegung. Er betete.

Drei Tage gingen unter ſteter Furcht vorüber. Als am Morgen des vierten der Arzt die Kranke aufmerkſam betrachtet hatte, ſagte er zu der Frau, welche das Amt einer Wärterin verſah:

„Ich gebe jede Hoffnung auf. Hier iſt alle Kunſt verloren. Sie ſtirbt noch vor Sonnen-Untergang."

Der Vater lag in der anſtoßenden Kammer, den Schlaf ſuchend und ihn nicht findend. Ihm ging kein Wort von Dem verloren, was der Arzt ſprach, und von ſeinem Lager aufſpringend, rief er verzweifelnd:

„Er hat ſie umgebracht und von ihm will ich ſie

fordern. Hanke Lüder! Gieb mir meine Tochter wieder. Ich will mein Kind, oder Dein Leben."

Umsonst suchte die erschrockene Wärterin ihn aufzuhalten. Er eilte aus dem Hause und schlug den Weg nach Duhnen ein.

Friedlich und still leuchteten die Feuer von Neuwerk in die Nacht hinaus. Aber in das Gemach mit dem Herde voll glühender Kohlen war von dem Frieden nichts gekommen. Seit seiner Flucht aus der Kirche zu Döse war der Voigt wilder und unbändiger, als je vorher. Der Methkessel dampfte am Feuer; allein Knecht Jasper stand nicht daneben, des Winkes seines Herrn gewärtig, wenn dieser den Deckel des leeren Kruges auf- und zuklappte, damit dieser neu gefüllt werde. Er saß dem Voigt breit und behäbig gegenüber, den Kopf zwischen den Händen und die Ellnbogen auf den Tisch gestützt. Und der Voigt mußte es leiden, denn Jasper war Zeuge, wie er die Leiche bestahl, und hatte sich geweigert, von dem Raube seinen Theil zu nehmen. Von der Stunde ab war er der Herr seines Meisters. Der Voigt schwieg, wenn der Knecht aufbegehrte und mehr aus Hohn, denn aus Lust und Neigung ihm die besten Stücke aus der Schüssel nahm

und den letzten Abendtrunk in die eigene Kehle goß. Aber Hanke Lüder ward immer wilder und ungezügelter. Hunderte von schweren Flüchen wetterten von seinen Lippen und Tod und Verderben lagen in seinen Augen, wenn er den übermüthigen Knecht damit anblitzte.

Da polterte es auf der Treppe. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen drang in das Gemach der wüsten Zecher. Der Voigt taumelte von seinem Sitze auf und rief dem Knechte zu:

„Siehe zu, wer es ist!“

„Die Reihe ist an Dir!“ war die trockne Antwort des Jasper.

„Satan! Hüte Dich! Ich will es wissen!“

„Und ich kann es abwarten!“

Eine schwere Verwünschung folgte der frechen Antwort. Aber in demselben Augenblicke flog die Thür auf und einer der Knechte trat ein, einen Mann hinter sich herschleppend, der sich gewaltig sträubte.

„Was giebt es?“ fragte der Voigt.

„Voigt,“ entgegnete der Knecht, „diesen Mann haben wir aufgegriffen, weil er in der Dunkelheit am Strande umherlief, den nach Sonnen-Untergang kein fremder Fuß betreten soll. Ihr werdet wissen, was mit ihm zu thun ist.“

„Näher mit ihm!“ befahl Hanke Lüder, und der

Knecht ſchob ſeinen Gefangenen dicht an die Tafel, wo die Gluth des Herdes und die von der Decke herabhängende Lampe ſein Geſicht beleuchteten.

Hanke Lüder ſchlug ein lautes Gelächter auf: „Chriſtoph Blacker!“

Der Unglückliche war es. Als er vernahm, daß ſeine Tochter nicht zu retten ſei, flog er zum Hauſe hinaus. Bereits fieberhaft erregt, weil durch die fehlgeſchlagene Heirath ihm Geld und Gut entzogen ward, das er ſchon als ſein Eigenthum betrachtete, ſteigerte ſich dieſer Zuſtand bis zur größtmöglichſten Höhe.

„Der Voigt verſchuldet Alles! Der Voigt ſoll es büßen!“ Das war der einzige Gedanke, der ihn beherrſchte. Von dieſem getrieben, ſtürmte er durch das Dorf, auf keinen Zuruf achtend. Wie er bis zum Neuwerker Thurm gelangte? Keiner wußte es und er ſelbſt hätte es nicht zu ſagen vermochte. Allein er ſtierte den Voigt mit ſeinen verglaſeten Augen an. Er hob die Hand gegen ihn auf und ein heiſerer Schrei begleitete dieſe Drohung. Der Voigt lachte laut auf und ſagte:

„Chriſtoph Blacker, was fällt Dir ein? Biſt Du ein Stranddieb geworden und obenein ſo dumm, Dich greifen zu laſſen?“

„Er macht es wie Du, mein Junge!“ kicherte Jasper in ſich hinein.

Hanke Lüder that, als höre er es nicht, und ſagte:

„Die Neuwerker Rolle iſt ſtreng. Es geht Dir an den Hals.“

Der alte Mann gewann ſo viel Ruhe, daß er des Wortes mächtig wurde:

„Sie ſtirbt! Die Grete ſtirbt! Sie iſt wohl ſchon geſtorben und Du haſt ſie getödtet.“

„Das wird immer bunter!“ rief Jasper und rieb ſich die Hände.

„Willſt Du mich zum Todtſchläger machen?“ fragte der Voigt erbleichend, denn ſeine Vergangenheit ſtieg in den lebhafteſten Farben wieder vor ihm auf.

„Ich bin ein Bettler geworden durch Dich, der Du mir mein irdiſches Gut und mein Kind ſtahlſt. Gieb Deinen Raub heraus und wecke die Grete von den Todten auf, oder ich ſchlage Dich todt.“

Bei der Aufregung, worin ſich Alle befanden, hatte Keiner auf die Veränderung geachtet, welche draußen ſtattfand. Mit der beginnenden Fluth kam der Wind von Norden und trieb eine Wolkenſchicht vor ſich her, welche die ohnehin finſtere Nacht noch undurchdringlicher machte. Die Bewohner des Eilandes, ſowie Mehrere, welche ſich als Helfer in der Noth vorübergehend hier aufhielten, fanden ſich zuſammen und traten gemeinſam an den Strand, Botſchaft

auf den Thurm sendend, damit der Voigt erfahre, was er billig mit eigenen Augen zuerst hätte erkunden sollen.

Die Botschaft langte an und Hanke Lüder rief:

„Frischauf zur neuen Jagd mit Wind und Wellen. Wir wollen ihnen die Beute schon abjagen. Nun, Christoph Blacker, Du alter Geizhals, der Du mit Deinen gierigen Händen nach Allem greifst, was Dir in den Weg kommt, merke auf. Gehe mit an den Strand und das Erste, was die grollende See uns vor die Füße wirft, soll Dir gehören."

Alle polterten die Treppe hinab, daß es an den Wänden dumpf wiederhallte. Die starke Kühlte war zum schweren Sturm geworden. Drohend streckten die Wellen ihre weißen Häupter aus der Tiefe. Ueber die Banken von Scharhörn und Klein-Vogelsand breitete sich die Brandung aus, wie ein weißschimmerndes Leichentuch, ohne Ende und ohne Lücke.

„Hollah und Ahoi!" rief der Voigt, der den Uebrigen voran war. „Was wißt Ihr?"

Die Männer, an welche diese Worte gerichtet waren, machten ihm Raum und Einer sagte:

„Herr Hanke Lüder, es muß ein Schiff in der Nähe sein. Mir war es, als hätte ich einen Schim-

mer in der Luft gesehen und gleich darauf folgte ein dumpfes Rollen."

„Es waren Donner und Blitz!" sprach ein Zweiter, der Beides ebenfalls wahrnahm.

„Ein Schuß war es, ich bleibe dabei!" entgegnete der Erste. „Hei, da ist es wieder!"

Alle merkten auf. Ein schwaches Leuchten erhellte für einen Augenblick die Finsterniß an einem Punkte. Gleich darauf rollte es donnerähnlich durch die Luft, nur einem scharfen Ohre vernehmbar.

„Ein Schiff in Noth!" rief der Voigt. „Von welcher Richtung her kam der Schall, meint Ihr?"

„Von derther, Herr!" antwortete der Mann, der zuerst die Kunde brachte. „Doch war das Leuchten schwächer und das Rollen matter, als das erste Mal. Das Schiff muß seine Steuerkraft verloren haben und treibt nun auf den Steert von Klein-Vogelsand los, meine ich."

„Dort ist es verloren!" sagte Hanke Lüder. „Von dort bringt Keiner ein Wrack ab."

„Ihr sagt recht, Herr. Wenn der Tag anbricht, werden wir das Wrack nahe genug vor uns sehen."

„Und die Blankeneser, die sich wie hungrige Raben auf ihre Beute herabstürzen, dazu. Heran, alle Mann!

Biet Biet!
Hier is Büet!"

„Ich ſehe ſchon ihre weißen Segel leuchten!" rief Hanke Lüder laut.

Nochmals leuchtete es auf. Es flog wie ein feuriger Schweif jählings in die Höhe, drehte ſich ein paar Mal im Kreiſe und erloſch.

„Was iſt das?" rief es hier und dort.

„Eine Rakete!" entgegnete Knecht Jasper raſch. „Und da es von unten herauf kam, denke ich, es iſt ein Boot, das von dem Wrack abſtieß und ſich die Straße erhellen wollte. Dummes Volk!"

Alle Augen blickten nach der Richtung hin, von welcher her man die Rakete ſteigen ſah.

„Da! Da!" rief es hier. „Seht auf dem weißen Giſcht der Brandung die dunkle Geſtalt."

„Nein dort! Dort!"

„Ueberall und doch nirgends. Wer ſieht Etwas?"

„Es iſt fort!"

„Da kommt es wieder! Es ſteigt in die Höhe, wie der Tummler am Frühmorgen, wenn er den Sturm wittert."

„Das iſt das Boot!" rief der Voigt über die Andern hinaus. „Friſch auf, alle Mann! Laßt ein

lautes Hurrah ertönen, zum Zeichen, daß wir alert sind. Vielleicht hören sie es!"

„Hurrah!" rief es in langgezogenem Tone. Die brandenden Wellen und der fliegende Sturm verschlangen das wilde Rufen. Als es verhallt war, horchten sie mit vorgebeugtem Leibe, ob eine Antwort erfolge. Umsonst. Es ward Nichts vernommen.

„Da steigt es wieder!" rief Einer. „Es scheint nahe heran zu sein."

„Ich sehe es nicht mehr!" rief Hanke Lüder. „Der weiße Gischt hat es begraben. Gebt Acht, wenn es wieder kommt!"

„Es kommt nicht wieder!" entgegnete Jasper, der in seiner Nähe stand. „Es ist hin."

„Und meine Grete ist auch hin!" heulte Christoph Blacker. „Mein armes Kind, das so bleich ist, als die See da vor uns."

„Halte das Maul, Du alte Eule!" sagte der Voigt schauernd. „Du bist ärger als der Todtenvogel, der auf dem Fenstersims der Sterbenden niederhockt."

Das Boot kam nicht wieder. Die Brandung hatte es hoch gehoben und dann mit einem gewaltigen Schlage niedergeschmettert auf den hartgeschlagenen Sand.

Der erste Schimmer des neuen Tages zitterte

über die Wellen hin. Das scharfe Auge vermochte hier und da die in einander verschwommenen Gegenstände zu trennen. Der Sturm hatte die dicken Wolken auseinander gerissen und ein Stück blauer Himmel ward sichtbar, woran ein erblassender Stern hing.

„Da taucht Etwas auf!" rief Jasper laut. „Das erste Beutestück des Tages. Hierher trägt es die Welle! Hierher!"

„Das erste Beutestück gehört dem Christoph Blacker," sagte der Voigt. „Ich habe es ihm versprochen."

Jedes Auge blickte nach dem dunklen Gegenstande. Die Welle, die ihn trug, rollte heran und heller begann der Tag zu leuchten.

„Eine Leiche!" rief einer der Knechte. „Das nächste Seerollen bringt sie hierher."

Eine Secunde lang war es, als erhole sich das wüthende Element von dem gewaltigen Kampfe, dann kehrte es mit verdoppelter Macht zurück und warf den erstarrten Körper dem Voigt vor die Füße

„Das ist Deine Beute!" sagte Hanke Lüder, unwillkührlich zurücktretend. Christoph Blacker bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Jasper hatte sich auf den Körper geworfen und sprang gleich wieder auf. Er hielt dem Voigt eine Uhr dicht vor das Gesicht und sagte:

„Hörst Du das? So lange die Uhr in der Tasche des Ertrunkenen tickt, ist Leben in ihm. Den da darfst Du nicht verschenken."

Zwei der Männer hatten sich des an den Strand geworfenen Mannes bemächtigt und ihn vollends auf das Trockene gebracht. Sie wandten jede Hülfe an welche ihnen zu Gebote stand, das entflohene Leben zurückzurufen.

Knecht Jasper, der seine Lust daran hatte, alle Menschen zu quälen, die in seine Nähe kamen, näherte sich dem Christoph Blacker und sagte:

„Die Beute ist hin; Mann und Uhr, Beide zugleich. Aber Du kannst Dir doch wenigstens in der Nähe ansehn, was Du verloren hast. Vielleicht wird er auch wieder lebendig und bläut Dich dafür tüchtig durch, daß Du in Gedanken schon die Hand nach ihm ausstrecktest. Vorwärts, alter Geizhals! Noch tickt die Uhr!"

Er trieb den alten Mann mit Stößen der Stelle zu, wo die Männer beschäftigt waren, das erstarrte Leben zu wecken. Zögernd wandte er sich um, aber kaum hatte er den ersten Blick dahin gethan, als er laut ausrief:

„Jesus und Du, allmächtiger Gott und Vater! Das ist der Lüder Hein, der Verlobte meiner Grete!"

Fast bewußtlos sank er mit diesen Worten neben dem Erstarrten hin.

„Ich habe Dich todt gelogen!" stöhnte Christoph Blacker bang, „und darum kommst Du jetzt als Leiche zu mir. Die Grete ist auch todt und da steht der Mann, der sie getödtet hat."

Er blieb zerknirscht neben dem gefundenen Geliebten seiner Tochter liegen. Seine Hände falteten sich zusammen; seine Lippen bewegten sich. Es schien, als ob er bete.

Mit dem steigenden Tage entstand ein immer regeres Leben am Strande. Mehrere der Schiffbrüchigen wurden angetrieben und in Sicherheit gebracht. Auf dem Steert von Klein-Vogelsand wurde das Wrack des Schiffes bemerkt, welches in der Nacht geschossen hatte. Zwei Blankeneser Ewer hielten mit raumen Schooten darauf ab. Die Trümmer des Bootes schlugen krachend auf den Strand nieder.

Seit der Minute, daß der Steuermann Lüder Hein geborgen war und, mit dem Gesicht der Tageshelle zugekehrt, auf dem Sande lag, war der Voigt Hanke Lüder nicht mehr er selbst. Er sprach nicht; er achtete auf Nichts, was seine Leute thaten und was um ihn her vorging. Nur mit einer ängstlichen Scheu blickte er seitwärts nach dem bleichen, jungen Manne und

fuhr, wie vom Blitz getroffen, zusammen, als der Mann, dessen Pflege der Steuermann anvertraut war, plötzlich ausrief:

„Er schlägt die Augen auf!“

Als hätte dieser Ruf allen Erstarrten neues Leben verliehen, erhob sich Christoph Blacker und hing sich an Lüder Hein, der sich zu regen begann und einen Versuch machte, sich zu erheben.

Christoph Blacker wimmerte in seinem Schmerz. Er konnte keine Worte finden, um die Gefühle kund zu thun, die ihn bestürmten. Der junge Mann richtete sich langsam auf und blieb am Boden sitzen. Er sah den Alten vor sich und rieb seine Stirn, als wolle er sich besinnen.

„Ich kenne Dich. Du bist meiner Grete ihr Vater!“ sagte er nach einer Pause.

„Wehe, daß ich es bin und neben Dir stehen muß, als ein armer Sünder. Dich habe ich todt gelogen und nun kommst Du als ein Lebendiger, um Dich zu rächen. Gnade, Lüder Hein! Ich habe das Deinige nicht verpraßt und Du sollst es bei Heller und Pfennig wieder haben.“

Die Magd des Voigtes kam mit einem dampfenden Kruge, worin heißes Bier glühte, das mit Honig und Ingwer angemacht war. Begierig ergriff Lüder

Hein denſelben und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Gekräftigt richtete er ſich vollends auf und fragte:

„Wo ſind wir?“

„Schau um Dich!“ ſagte Chriſtoph Blacker „Wir ſind auf Neuwerk und da vor Dir auf dem Steert von Klein-Vogelſand ſitzt das Schiff, zu dem Du gehörſt.“

‚Das iſt entſetzlich!“ rief der junge Mann erſchüttert. „Ich bin zu Hauſe.“

„Beſinne Dich, Lüder Hein,“ ſagte Chriſtoph Blacker und begann ſich vor dem Ausdruck des Schreckens zu fürchten, der ſich in dem Geſicht des jungen Mannes zeigte. „Du haſt mir ſonſt geſagt, Du hätteſt keine Heimath.“

„Höre, Vater Blacker!“ ſprach der junge Steuermann. „Haſt Du nie von dem wilden Lüder gehört, der in dem Piratenthurm auf dieſem Eilande wohnte?“

„Er wohnt noch darin!“ murmelte der Alte leiſe vor ſich hin.

„Das Weib des wilden Lüder ſtarb aus Gram, weil er ihr einziges Kind, einen unmündigen Knaben, in die weite Welt jagte.“

„Ich weiß davon.“

„Nun, Vater Blacker; dieſer Knabe, Hein Lüder,

ging als ein Bettelkind von der Insel fort und lebte als Waise unter Fremden, heimathlos und von Niemandem geliebt, bis er endlich in Dein Haus trat und unter Deinem Dache eine Heimath und ein Herz fand."

„Die Heimath ist verödet und das Herz ist gebrochen!" sagte Christoph Blacker tonlos.

„Was wollen diese Worte sagen?" fragte der junge Steuermann entsetzt.

„Mein Kopf! Mein Kopf!" jammerte der Alte. „Er droht zu zerspringen. Wehe mir und Dir, der Du unschuldigerweise von dem Strudel fortgerissen wirst, der mich verschlingt."

„Barmherzigkeit, alter Mann! Ich liege auf der Folter! Sprich deutlich!"

Der alte Blacker war nicht dazu im Stande. Er gab sich jede erſinnliche Mühe, allein der Brustkrampf, der ihn am Reden hinderte, preßte ihm nur einen Schrei der Angst und des Entsetzens aus.

Der Voigt, der ein Zeuge dieser Unterredung gewesen war, trat jetzt vor den jungen Mann hin und sagte:

„Ich will für ihn eintreten."

Lüder Hein taumelte auf und, den Voigt mit bangem Erwarten anstarrend, rief er:

„Wer seid Ihr?"

„Kehre Deinen Namen um, Lüder Hein, und sieh mich scharf an, dann wirst Du errathen, wer ich bin."

„Vater!" stammelte er nach einer Pause.

„Das ist ein Name, den ich nicht verdiene," sagte Hanke Lüder. „Aber Du bist ein Mann geworden und ich will Dir nicht die Rechenschaft vorenthalten, die Dir gebührt. Komm' mit mir. Ich will Dir Alles offenbaren. Dieser neue Morgen hat ein Licht um mich her verbreitet, wie ich nie eines gesehen habe. Ich wi mit Allen Frieden machen und zuerst mit Dir. Damals stieß ich Dich wildfluchend hinaus in die Welt, jetzt führe ich Dich in mein Haus, um Dir zu beichten. Es giebt eine Gerechtigkeit, das fühle ich in dieser Stunde."

„Hein Lüder, tief erschüttert, entgegnete Nichts, sondern ging mit seinem Vater in das Innere des Thurms. Christoph Blacker folgte ihnen in der vollen Aufregung, worin er sich noch immer befand. Es war eine Scene voll wunderbarer Schauer, diese drei Männer neben einander sitzen zu sehen, wie Zwei aufhorchten, wenn Einer sprach, bis nun am Ende Alles gesagt war und sie sich bei der Hand hielten und sich lange ansahen, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Voigt Hanke Lüder war der Erste, der sich erhob. Er schüttelte die Hand des Sohnes und sagte

mit einem Tone in der Stimme, die seine große Erregtheit verrieth:

„Wir haben uns gefunden, mein Sohn, und scheiden, um uns nicht wieder zu begegnen. Deine Wege sind die meinigen nicht und überdies stehe ich bald am Ziel. Was ich Dir mit gutem Gewissen von dem Meinigen übergeben darf, wird Dir werden; das Uebrige hat seine Bestimmung und steht auch wohl Dein Verlangen nicht darnach. Und nun noch einen Kuß auf Dein blasses Gesicht, das so sehr Deiner Mutter ähnelt, und dann fort."

Der Voigt ging aus dem Thurm und sah seine Leute mit denjenigen Schiffbrüchigen beschäftigt, die sich, dem Steuermann gleich, erholt hatten. Unter dem Crucifix lagen zwei Leichen.

„Knecht Jasper," befahl der Voigt. „Schirre sogleich den Wagen an und halte Dich zur Abfahrt nach der fasten Wall bereit. Der junge Seemann und der alte Blacker sollen hinüber."

„Können bleiben bis Morgen!" brummte der Knecht. „Paßt mir jetzt nicht."

„Hollah, Knecht Jasper! Hast Du gehört, was ich Dir befohlen habe?"

„Will es nicht thun. Muß es durchaus angeschirrt sein, bemüht Euch selbst."

„Rebell! Meine Hand kommt über Dich!“

„Ha! Ha! Ha! Ihr dürft mir nichts thun. Ihr werdet Euch wohl hüten, mir etwas zu thun! Was kümmern mich das Gefährt ſammt den Kerlen, die darauf herum cariolen ſollen! Was meint Ihr?“

Mit dieſen letzten Worten wollte Jasper die ſtutzig gewordenen Leute gegen den Voigt aufhetzen.

„Halt!“ rief dieſer mit ſeiner mächtigen Stimme, die ſo oft über die Brandung hinaus tönte. „Wer ſich von der Stelle rührt, iſt ein Rebell, wie Jener dort. Greift ihn und ſchnürt ihm die Arme auf dem Rücken zuſammen. Er ſoll ſeiner Strafe nicht entgehen.“

„Das wird Dein Letztes!“ kreiſchte Jasper vor Zorn und ſuchte ſich umſonſt der Männer zu erwehren, die das Gebot des Voigtes vollzogen. „Ich will reden und Alles wird an den Tag kommen! Du ſollſt dem Galgen nicht entlaufen.“

„Es iſt ſchon Alles geſagt und es bleibt Dir Nichts zu verrathen mehr übrig!“ entgegnete der Voigt mit erzwungener Ruhe. „Werft ihn in einen Winkel des Thurmes hin und laßt ihn dort liegen bis zum folgenden Tage. Einer von Euch halte den Wagen bereit.“

Unter fortdauernden Verwünſchungen ward Jasper von den Knechten in den Thurm geſchleppt. Hein

Lüder und Chriſtoph Blacker verließen denſelben und beſtiegen den Wagen, der bald darauf bereit ſtand. Die Ebbe lief raſch und legte die Furth trocken, die durch das Watt nach dem Dorfe Duhnen auf das Feſtland führt.

Mehrere Tage waren verſtrichen. Steuermann Hein Lüder war nach Hamburg gegangen, um ſeine Verklarung zu belegen, und die mit ihm geretteten Leute begleiteten ihn. Als dem Geſetze genügt war, kehrte er nach Cuxhafen zurück.

Auf dem Landwege nach Döſe traf er mit dem Arzte zuſammen. Der junge Mann ſchloß ſich an ihn an und fragte nach dem Befinden ſeiner Grete.

„Der Leib iſt geneſen", war die Antwort, „allein die Seele iſt krank und ich weiß nicht, woher die Heilung kommen ſoll. Iſt Euch Alles bekannt?"

„Alles!" ſagte Hein Lüder. „Das arme Ding! In einem Augenblicke der Verblendung hat ſich ihr Herz von mir abgewendet und nun ſoll ihr ganzes Leben verſtört ſein. Das ertrage ich nicht, denn meine Liebe zu ihr iſt eben ſo redlich und treu, als vorher. Ihr müßt Rath ſchaffen, Doktor. Der Grete muß Hülfe werden, ſie mag kommen, woher ſie will."

„Ich bin es schon so sehr gewohnt, daß man von mir Unmögliches fordert, daß ich mich auch in diesem Falle nicht wundere," entgegnete der Arzt. „Und oft sind die Gesunden ärger, als die Kranken selbst, die hart darnieder liegen und denen das Leben eine Last geworden ist."

„So ist denn Alles vergeblich," sagte Hein Lüder traurig. „Lebt wohl, Herr. Ich will Euch nicht länger belästigen."

Der Arzt hielt den jungen Mann auf und sagte, halb im Ernst, halb im Scherz:

„Immer in voller Fahrt, ohne Rast und voller Hast. Seid Ihr ein Seemann und wißt nicht, daß der günstige Wind ein Geschenk ist, das uns vom Himmel herab in die Segel fällt? Wenn es die Nothwendigkeit befiehlt, muß man laviren, bis der Wind wieder räumt. Kommt! Kommt! Seid nicht so kurz angebunden und laßt Euch bedeuten. Wir wollen diesen Feldweg einschlagen, der uns bis an den Deich führt. Ein Blick auf die Elbe und ein freies Wort vom Herzen herunter gesprochen, macht Vieles wieder gut."

Hein Lüder folgte, wenn auch mit Widerstreben. Als sie oben auf dem Kamme des Deiches standen, wo die frische Seeluft brisete, schwand der düstere Zug

aus dem Geſicht des jungen Mannes. Und als er eine Stunde ſpäter mit dem Arzte nach dem Dorfe zurückkehrte, ſprach er froh:

„Das lohne Euch Gott! Ihr habt mich geheilt. Jetzt hoffe ich Alles für Gretens Geneſung.“

Um dieſelbe Zeit war es, wo Chriſtoph Blacker aus der Kammer ſeines kranken Kindes kam, noch niedergedrückter, als bisher. Auf alle ſeine Fragen erhielt er keine Antwort. Sie ſaß auf ihrem Stuhle, ſah unverwandt nach derſelben Stelle und ſprach ab und zu die Worte:

„Er brachte mir ſeinen Ring!“

Zögernd verließ er ſein Kind und ging hinaus.

„Warum habe ich mich nun ein langes Leben hindurch gequält?“ ſprach er traurig vor ſich hin. „Vor der Welt habe ich den Geizhals geſpielt, habe mich ſchinden und mit Füßen treten laſſen, damit ſie die Fülle habe, wenn ich die Augen ſchließe, und die Leute ſagen müßten: Er war doch ein guter Kerl, der Chriſtoph Blacker, und es iſt uns leid, daß wir ihm Unrecht thaten. Hätte auch luſtig leben und mein Geld verthun können, wie es die Andern machen. Nun iſt mein Leben ein Jammer ohne Ende.“

Die Dämmerung brach herein und ließ die Gegenſtände nicht mehr genau unterſcheiden. Es kam

Jemand die Diele entlang und Christoph Blacker rief ihm entgegen:

„Wer kommt so spät?

„Ich bin's; der Doctor. Haltet Euch still und wenn Ihr dazu im Stande seid, betet das Vater-Unser her, oder die zehn Gebote und den Glauben."

„Was habt Ihr vor? Was soll geschehen?"

„Das steht in Gottes Hand. Aber in einer Stunde ist klarer Himmel, oder es bleibt für immer finstere Nacht."

Der Arzt ging an dem alten Manne vorüber, der unwillkührlich die Hände faltete und die Lippen bewegte.

Grete saß an ihrem gewohnten Platze. Die Finsterniß, welche sie bis dahin umgab, schwand und das Mondlicht fiel durch die Scheiben. Der magische Schimmer umgab den Rahmen der Thür mit einem ungewissen Scheine. Eine Gestalt erschien auf der Schwelle und betrachtete das junge Mädchen mit stiller Rührung.

Still war es in diesem Raume. Da seufzte das Mädchen und sagte:

„Lüder Hein!"

„Was willst Du von mir, Grete Blacker?" erfolgte als Antwort.

Bei dieſer Anrede bebte ſie zuſammen. Ihre Augen öffneten ſich weit und irrten umher, allein ſie vermochten Nichts zu unterſcheiden und traurig ſenkte ſie das Haupt. Noch einmal tönte der Name des Geliebten von ihren Lippen.

„Ich bin hier, Grete Blacker!“ ſagte die Geſtalt in dem Rahmen der Thür und trat vollends ein. „Warum rufſt Du mich?“

Sie ſchauerte zuſammen und ſah mit Furcht und Bangen zu ihm auf.

„Ich erkenne Dich. Du kommſt, um mich zu ſchelten und zu ſtrafen.“

„Ich komme, um mich mit Dir zu verſöhnen.“

„Biſt Du der Geiſt des armen Lüder Hein, den ich treulos verließ und der mir den Verlobungsring, den er von mir trug, vor die Füße warf?“

„Das that ich, weil Dein Herz ſich von mir wendete. Aber ich ſah Deine Reue und ich komme, wieder zu fordern, was mir gehörte. Grete Blacker, gieb mir meinen Ring zurück.“

„Sie ſtieß einen lauten Schrei aus. Die Geſtalt näherte ſich. Sie fühlte ſeinen Athem um ihre Stirn wehen; er zog ſie an ſein laut ſchlagendes Herz und rief:

„Grete Blacker! Gieb mir meinen Ring wieder!“

„Lüder Hein!“ ſchrie die Jungfrau auf und die Röthe des Lebens flog über das todtenähnliche Geſicht. „Du lebſt? Du kommſt?“

„Ich lebe und komme!“ antwortete er ſchnell. „Und Du lebſt mit mir und in mir. Gieb mir meinen Ring und Alles iſt, wie es vordem war. Du biſt meine Braut.“

„Ja! Ja!“ rief ſie aufjauchzend und ſtreifte den Ring von ihrem Finger und reichte ihn dem Freunde; dann aber ſchwanden im Uebermaß des Glückes ihre Kräfte und bewußtlos ſank ſie in die Arme des Freundes.

Der Arzt eilte herbei und Beide trugen das junge Mädchen auf ihr Lager, wo ſie bleich, mit geſchloſſenen Lippen lag. Gleich darauf trat der Vater ein und fragte mit bebender Haſt:

„Iſt dies der Tod?“

„Nein!“ entgegnete der Arzt. „Es iſt der Schlaf; der geſunde, ſtärkende Schlaf der Geneſenden. Laſſen wir ſie ruhen. Morgen iſt ſie unſer.“

Abermals läuteten die Glocken auf dem Kirchthurm zu Döſe; abermals wurde in dem Hauſe des Chriſtoph Blacker einer jungen Braut der Kranz aufgeſetzt. Dieſes Mal indeſſen geſchah es unter

Scherz und Frohsinn und das Herz pochte lebhaft in der jungen Brust; die Augen schwammen in Thränen der Lust.

So fröhlich hatte lange keine Rundjacke drein geschaut, als der junge Seefahrer Lüder Hein mit dem Capitainspatent in der Tasche in dem Augenblicke aussah, da er in das Haus des alten Blacker trat, um Grete zur Kirche abzuholen. Es stand vieles Volk vor der Thür, dem er einen heiteren Tag wünschte, wie ihm einer geworden, was mit gleicher Herzlichkeit erwiedert ward, nur nicht von der alten Mutter Dreiersch und ihren nächsten Nachbarinnen, der Elsbeth und dem Beckchen. Die Letzteren rümpften die Näschen und spotteten über den Bräutigam, den sie gar zu gern für sich selbst gehabt hätten, und die Elsbeth sagte:

„Hm! Sollte mir fehlen, mit einem Bräutigam durch das Dorf zu ziehen, dessen Vater . . ."

Beatchen ließ die Freundin nicht ausreden, sondern setzte ihre Rede fort:

„Schämte mir die Augen aus dem Kopfe, wenn ich einen Schwiegervater bekäme, der kriminalisch sitzt."

„Gesessen hat, Kind!" sagte die Alte. Mit dem Sitzen hat es ein Ende. Er liegt!"

„Sind sie ihm an's Leben gegangen?"

„Hat es selbst gethan, Kind! Hat sich den Hals abgeschnitten."

„Und das Volk macht Hochzeit und will tanzen und jubiliren!" schrie Elsbeth entrüstet. „Ist denn dem alten Blacker das letzte Bischen Christenthum verloren gegangen?"

Das Alles hatte ein alter Mann gehört, der ein entfernter Verwandter der jungen Elsbeth war und zürnend zu dieser sagte:

„Schäme Dich, daß Du so harte Worte von einem jungen Mädchen sprichst, die erst ein so schweres Leid bestanden hat und nun zu dem lange ersehnten Frieden eingeht. Wenn irgend Jemandem in der Gemeinde das Christenthum verloren ging, bist Du es, der es abhanden kam. Sie aber, Frau Dreiersch, sollte ich als Gerichtsmann zur Verantwortung ziehen, weil Sie absichtlich solche Schändlichkeiten ausbreitet. Der Hanke Lüder hat die ihm auferlegte Strafe redlich verbüßt und ist, als Gott der Herr ihn anrührte und ihn der Schlag traf, aufrichtig seine Sünden bereuend, gottselig verstorben."

„Was brauche ich mir von Ihm vorpredigen zu lassen!" grollte das alte Weib. „Packe Er sich zum Teufel!"

„Da gehört Sie hin, Frau! Und wenn Sie

wohlbehalten dort ankommt, findet Sie Gesellschaft, die für Sie paßt. Ich meine den treulosen Knecht Jasper, der sich vor dreien Tagen aufhing, als sie kamen, um ihn zu greifen."

„Sie kommen! Sie kommen!" rief es rings umher und heraus traten Grete Blacker und Lüder Hein, glückselig und froh den gemeinsamen Gang durch das Leben beginnend. Hinter ihnen drein schritt Christoph Blacker im stattlichen Festkleide, blitzende silberne Spangen auf den blanken Schuhen. Die Glocken läuteten hell und klar und von der Elbe her erklang das Rauschen der wallenden Fluth, so ernst und gemessen, daß es sich anhörte wie ein von den Unsichtbaren gesungener Choral.

Im Moor.

Im Moor.

Allmählich bricht der Abend herein. Die frische Briſe des Tages läßt nach und ein leiſer Hauch gleitet über die kaum bewegte Elbe. Das lebhafte Treiben des Tages verliert ſich. Die Ruhe der Elemente übt ihren Zauber auf den Menſchen aus.

Kein reger Verkehr mehr auf der alten Liebe. Der hart vor dieſer Brücke liegende Blankeneſer Ever ſchaukelt ſich auf der Fluthwelle. Der Knecht klart das Deck und gießt einen Waſſerſtrom darüber hin. Der Junge ſchmort am Kochfeuer mit der Bratpfanne um die Wette. Der Herr des Evers ſteht an dem Rande der Brücke, die kurze Thonpfeife im Munde, und ſieht behaglich dem Scharwerken ſeiner aus zwei Perſonen beſtehenden Schiffsequipage zu. Behilft ſich auf einem kleinen Raume der Mann und hat doch früher auf einem der größten Dreimaſter als Deckoffizier ein ſcharfes Regiment geführt.

Der Blankeneſer iſt beidlebig. Auf dem Lande weilt er nur vorübergehend. Das Waſſer iſt ſeine eigentliche Heimath und die Rund- und Plattfiſche, die darin ſchwimmen, ſind ſeine Beute.

Der Hafenmeiſter macht ſeine letzte Runde. Er ſchreitet bis zu dem äußerſten Punkte der Duc d'Alben vor, legt die Hand über die Augen und ſchaut ſtromauf und ſtromab. Er nickt den umher lungernden Jollenführern zu, drängt ſich durch eine Schaar von Knaben, die ſich fröhlich umhertummeln, und geht nach Hauſe, wo ihn die Theemaſchine mit lautem Geſumme begrüßt.

„Wer es auch ſo haben könnte!“ brummte einer der Jollenführer vor ſich hin. „Er geht nach Hauſe und ißt ſeinen Braten zum Grog, während Unſereiner den getrockneten Butt mit einem dürftigen Schluck hinunterſpült. Kein Leben ſo geplagt, als das eines Jollenführers.“

„Könnte es auch nicht loben!“ ſagte ſein Maat, „am wenigſten an einem Tage, wo der Verdienſt für uns Beide mit einem Doppeltmark viel zu reichlich zu Buch gebracht wird. Aber ſieh' einmal den Jochen. Macht ſich an den Blankeneſer und ſtopft ſeine Pfeife aus deſſen Beutel.“

„Dafür muß er dem Kerl bei ſeinen Lügengeſchichten aus Oſtindien zuhören und ihn nachher dafür

beloben," war die Antwort. „Wollen doch auch einmal zuhören und ihm den Kopf zurecht setzen, wenn er wieder aufschneidet. Können ja auch Eins mitrauchen. Haben es Gottlob noch und brauchen nicht zu betteln, wie der Jochen. Hollah, Ihr dummen Jungen! Was kollert Ihr mir vor den Füßen herum, wie eine leere Boje auf dem Wasser tanzt? Wollt Ihr machen, daß Ihr nach Hause kommt?"

Kreischend stäubten die Jungen auseinander, um sich gleich darauf wieder zusammen zu finden.

Die beiden Jollenführer gingen auf den Blankeneser zu und mischten sich in das Gespräch. Die Knaben trollten weiter. Ein alter Mann, der unfern von ihnen saß, blickte mit wehmüthiger Trauer auf die lebensfrohe Gruppe und winkte Denen zu, die in seine Nähe kamen. Aber die Buben schüttelten mit dem Kopfe, und als er die Arme nach ihnen ausstreckte, liefen sie schreiend davon. Der alte Mann ließ die Arme sinken und sagte:

„Meiner ist nicht dabei. Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, der Gottfried. Wäre nun schon ein ganz tüchtiger Bursche und könnte mir zur Hand gehen. Habe ihn weggegeben und Glück und Stern sind mit ihm gegangen."

Er blickte den Knaben nach, welche dem Deich

entlang nach Hause liefen, und sagte, indem er sich erhob:

„Vielleicht kommt er wieder und sagt: Vater, ich vergebe Dir, daß Du mich wegschenktest. Ich bin da, Vater, und will Deine Stütze sein.“

Seine Stimme ging in ein unverständliches Gemurmel über und er sagte dann zu sich selbst:

„Da sind Leute! Die wissen vielleicht, ob eines jener Schiffe Nachrichten gebracht hat. Es ist voll von Fahrzeugen auf der Rhede und eines könnte doch.... Sie werden mich wieder ausschelten und auslachen; aber es thut nichts. Ich frage ja nach meinem Gottfried.“

„Und damit Hollah!“ sagte der Blankeneser, indem er die Pfeife ausklopfte und in die Tasche schob. „Es muß Feierabend sein. Meine Fische sind verkauft und heute Nacht mit Hochwasser gehen wir in See. Wollt Ihr zum Abschied einen Schluck? Braucht nicht zimperlich zu thun. Habe es dazu. Deck ahoi! Viet! Die Geneverkruke!“

Der Junge langte die Kruke dem Schiffer zu und dieser sagte ansetzend:

„Wer das Kreuz hat, der segnet sich. Wohl bekomme es, erst mir, dann Euch. He! Wer ist der Mann, der so ängstlich auf uns zukommt?“

„Heißt Claas Tamm," sagte der Zollenführer, „und wohnt dahinten auf dem Moor. Ist nicht recht richtig im Kopfe mit ihm. Müßt Euch mit ihm nicht abgeben. Thut Eure Kruke weg!"

„Warum?" fragte der Schiffer. „Hat es Euch geschmeckt und wollt Ihr nun einem Andern Nichts gönnen? Jetzt gerade soll er seinen Theil haben. Heda, Alter, wollt Ihr einen Schluck?"

Der Alte nahm den Krug, nippte daran und sagte, ihn zurückgebend:

„Da Ihr so gut seid, werdet Ihr mir auch sagen, ob mein Junge, der Gottfried, vielleicht heute binnen gekommen ist?"

„Was fragt Ihr da, Mann?" entgegnete der Schiffer, und der Zollenführer sagte:

„Habe Euch gewarnt. Er fragt Jahraus, Jahrein nach seinem Sohn, von dem kein Mensch etwas weiß, wenn sie ihm auch schon neun und neunzig Male die Wege wiesen. Scheert Euch nach Hause, Claas Tamm und -molestirt die Leute nicht. Wer heißt Euch hier herumlungern?"

„Die Brücke ist für Jedermann!" antwortete Claas Tamm mit einem Anfluge von Hast und fuhr dann zu dem Schiffer gewendet fort:

„Als der Gottfried verschwand, reichte er mir eben

über das Knie und jetzt würde er mir über den Kopf wegsehen, wenn ich ihn hier hätte. Was macht er nur so lange außer Landes?"

„Ich weiß es nicht! Und die Andern wissen es auch nicht!" sagte der Schiffer. „Faßt Euch in Geduld, Mann, und stellt dem lieben Gott Euere Sache anheim. Hoffnung ist ein fester Anker, vor dem sich in Frieden liegen läßt. Gute Nacht beisammen und Ihr da, spottet nicht über den Mann, den ein Herzeleid zu beugen scheint, das uns Alle treffen kann. Habe auch Einen draußen liegen, von dem ich gewiß weiß, daß er nicht wieder binnen kommt."

Der Schiffer stieg von der Brücke in den Ever. Die Zollenführer gingen heim, und Claas Tamm wanderte seine einsame Straße, die an Ritzebüttel vorüber auf die Geest und von da hinab in das Moor führte.

Der neue Tag brach an. Flammend goß die Morgenröthe ihre Strahlen auf die vorüberfließenden Wellen. In der Luft ward es lebendig. Hunderte von Möven und Seeschwalben schwirrten durcheinander und schossen senkrecht hinein in die Fluth. Aus der Tiefe hob sich der Tummler und sprang über die nächste Welle hin. Fisch und Vogel im Kampf. Die

Fluth machte ihre letzte Kraftanſtrengung und warf ihre Wellen gegen die Bollwerke der alten Liebe.

Am äußerſten Rande ſtand ein wettergebräunter Lootſe. Er hielt ein armlanges Fernrohr in der Hand und ſchaute unverwandt nach der Richtung der Kugelbaak.

„Siehſt Etwas?“ fragte Einer in ſeiner Nähe, der ſich mit bloßen Augen vergeblich abmühte, Etwas zu entdecken.

„Sollte meinen, es müßte gleich um die Ecke der Kugelbaak herumkommen,“ war die Antwort. „Wir werden dann ſehen, was für ein Landsmann es iſt. Halte es für eine Brigg.“

„Ein Collier vermuthlich?“ ſagte der Andere.

Es verging einige Zeit. Die Sonne ſtieg höher. Auf der Brücke ward es lebhafter und auch am Fuße des Leuchtthurmes ſammelten ſich Menſchen. Der Blankeneſer lag nach der See zu und ein Anderer nahm deſſen Stelle ein. Die leichte Schaluppe eines Kauffahrers ruderte von der Rhede nach binnenwärts. Das Proviantboot der Feuerſchiffe rüſtete zur Abfahrt.

„Hollah Ahoi!“ rief der Lootſe mit dem Fernrohr und von allen Seiten ſchallte es zurück:

„Was giebt's? Was giebt's?“

„Die Flagge ist da. Zwei lange rothe Streifen oben und unten und ein gelber in der Mitte.“

„Das ist ein Spanier! Einen Spanier haben wir lange nicht hier gehabt!“ sagte einer der Jollenführer. „Die Kerle haben stets Piaster und Doublonen.“

Der neue Ankömmling beschäftigte Jedermann, weil er in diesem Augenblicke der Einzige war. Plötzlich stieg von seinem Deck eine Rauchwolke auf und ein Schuß hallte dumpf über den Spiegel des Stromes weg.

„Das bedeutet etwas!“ rief es von mehreren Seiten, und der Lootse mit dem Fernrohr antwortete, dasselbe vom Auge nehmend:

„Es bedeutet, daß von dem Vortopp der Brigg eine grüne Flagge weht.“

„Die grüne Flagge! Ein Zeichen, daß das ansegelnde Schiff von einer Küste kommt, die zu den verdächtigen gehört.“

Die grüne Flagge! Diese drei Worte brachten eine außerordentliche Aufregung hervor.

Die Brigg lag vor ihrem Anker. Von der Gaffel wehte die Staatsflagge; vom Vortopp das grüne Quadrat. Das Proviantboot verließ den Hafen und fuhr, einen Bogen machend, im Lauf an der verdäch-

tigen Brigg vorüber, damit kein Hauch von deren Deck es berühre.

Auf dem Dache des Quarantainehauses erschien die grüne Flagge. Ganz Cuxhafen und Ritzebüttel wußte es nun, daß ein verdächtiges Schiff in der Nähe lag, und konnte sich vor Schaden hüten.

Die Thüren des Quarantainehauses öffneten sich und die Wächter desselben eilten geschäftig hin und her. Unten am Bollwerk stand der Hafenmeister und rief den Leuten zu, die das große Quarantaineboot zur Abfahrt klarten. Ueberall ward es sichtbar, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbereite.

Mehrere Fahrzeuge steuerten aus See heran. Große und kleine Ever kamen aus allen Buchten und Prielen hervor; bunter wurde das Panorama der Elbe mit jeder Minute. Aber die Menge am Strande hatte nur Augen für das spanische Schiff mit der grünen Flagge am Vortopp.

Auf dem Verdeck desselben ward es allmählich ruhig. Die Arbeiten, welche das Ankern eines Schiffes bedingen, waren vorüber. Die Halbmatrosen räumten alles Ueberflüssige beiseite. Es ward klar Deck gemacht. Die Officiere standen vor der Kajütskappe und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

„Kann Pedro aufstehen?" fragte der Capitain leise.

„Er macht den Versuch," antwortete der Steuermann. „Aber wenn er auch in Reihe und Glied steht, werden sie auf seinem Gesicht die Spuren des Fiebers lesen und wir kommen von der Küste von Guinea."

„Alles gesund am Bord!" fiel der Capitain ein. „Auch der Pedro ist in der Besserung. Es wäre hart, wenn wir, um eines Mannes willen, die gute Gelegenheit verstreichen lassen müßten. Nutzlos auf einer Rhede zu lungern!"

„Nicht der Pedro allein, Herr," sagte der Steuermann leiser. „Ihr auch . . ."

„Pah! Was Ihr schwatzt! Ich bin gesund! Ich will es sein! Hört Ihr es?"

„Schon gut, Herr. Wünsche, daß Ihr die Wahrheit sagt."

Ein junger Mann, völlig reisefertig, betrat das Verdeck. Er sah sich nach allen Seiten um und sagte in erregtem Ton:

„Sennor Padrone, laßt mich baldmöglichst an's Land bringen."

„Unmöglich, Sennor Godofredo."

„Warum unmöglich? Es ward bei der Passage ausgemacht, daß ich ohne Verzug in Cuxhafen an das Land gesetzt würde."

„Damals wußte ich nicht, daß Jemand unterweges

erkranken würde. Die Quarantaine-Geſetze ſind ſchwer und ehe die Herren von der Geſundheits-Commiſſion nicht am Bord geweſen ſind, darf ſich hier nichts von der Stelle rühren."

„Da kommt das Boot!" rief der Steuermann lebhaft. „Alle Mann zu Deck! Sie ſollen ſich am Lufbord aufſtellen."

„Fangleine für das Boot, Sennor?" fragte einer der Matroſen.

„Nichts da, Ihr Einfalt. Sie würden Nichts anrühren, was von dieſem Deck kommt und uns obenein Ungelegenheiten für unſere ſogenannte Höflichkeit machen!" entgegnete der Steuermann. „Sennor Godofredo! Hierher, wenn es beliebt!"

Der Paſſagier bequemte ſich nur widerwillig, in Reihe und Glied einzutreten. Alle ſahen auf das Quarantaineboot, welches im Luf der Brigg beilegte und ſich ſoweit als möglich von derſelben fernhielt.

Die erſten Fragen wurden an den Capitain gerichtet. Dieſer gab klare und beſonnene Antworten. Der Arzt ſtand aufrecht am Maſte des Bootes und ſah der vor ihm ſtehenden Mannſchaft feſt in das Geſicht:

„Iſt das die ganze Beſatzung, Herr?"

„Dreizehn Mann, Herr. Dieſen Sennor mitge-

rechnet, der sich als Passagier am Bord befindet. Hier sind die Papiere."

Vom Boot aus ward eine lange Stange auf das Verdeck gereicht, an deren Ende sich eine Gabel befand. Der Capitain steckte die Papiere daran und die Stange ward zurückgezogen.

Ein Mann, mit Wachshandschuhen angethan, ergriff die Papiere und tauchte sie in ein Gefäß mit Essig, dann hielt er sie über ein Kohlenbecken, aus welchem ein starker Dampf emporstieg. Als sie gehörig durchgeräuchert waren, erhielt sie der Vorsitzende der Commission.

Die Herren schlugen die Papiere auseinander und unterwarfen diese einer sorgfältigen Prüfung. Als Alle einig waren, erhob sich der Vorsitzende und sagte:

„Vierzehn Tage außerhalb des Fahrwassers zur Beobachtung. Und hütet Euch, die Quarantaine zu brechen. Wenn Ihr Etwas bedürft, genügt ein langer Wimpel am großen Topp. Ein Boot wird stets in der Nähe sein zu Eurer Bewachung, wie zu Euerm Beistande. Lootse von der Admiralität!"

„Herr Commandeur?" antwortete Dieser, der draußen bei der rothen Tonne an Bord gekommen war, um seine Schuldigkeit zu thun und dadurch in eine unfreiwillige Gefangenschaft gerathen war.

„Lichtet den Anker und legt die Brigg außerhalb des Fahrwassers, so, daß sie von jeder Berührung mit andern Schiffen fern bleibt. Behütet die grüne Flagge und sorgt, daß mit der ersten Dämmerung die Laterne angezündet wird. Ihr seid für jedes Versehen verantwortlich. Volle Segel!“

Der letzte Befehl galt dem Steuermann des Quarantainebootes. Es verließ den Luf der Brigg und steuerte dem Hafen zu. Der Steuermann der Brigg commandirte die Matrosen an die Ankerspille und bald darauf steuerte dieselbe dem ihr zugewiesenen neuen Ankerplatze zu.

Der Tag verstrich in gewohnter Weise. Deich und Brücke wurden nicht leer von Besuchern. Jeder wollte das Quarantaineschiff sehen. Alle Fernröhre waren auf dasselbe gerichtet, als ob sich dort jeden Augenblick etwas Besonderes ereignen müßte. Es blieb Alles ruhig am Bord.

In jüngern Jahren war er ein anderer Gesell, der Claas Tamm, als jetzt, in dieser Hinfälligkeit. Er hatte ein kleines Gehöft mit ausreichendem Kornlande und zwanzig Bienenkörben, der Hütte im Moor nicht zu gedenken, wo er jetzt hauste. Seine Frau war

eine rüſtige Arbeiterin und es würde ihnen gut gegangen ſein, wäre nicht ein Gegenſtand der Zwietracht im Hauſe geweſen, der eigentlich ein Pfand des doppelten Glückes hätte ſein müſſen.

Ihr Sohn war es, der blondgelockte, blauäugige Gottfried, ein luſtiger, munterer Knabe. Die Mutter verzog ihn aus mißverſtandener Zärtlichkeit und war nahe daran, ihn mit ihrer Affenliebe von Grund aus zu verderben. Das ärgerte den Vater und er ſetzte der verkehrten Liebe eine verkehrte Strenge entgegen. Von der Zeit an ſtieg der Zwieſpalt in dem Hauſe bis zur Unleidlichkeit. Um ſeinen Groll hinunter zu ſpülen, lief Claas Tamm in das Wirthshaus und griff nach dem Branntweinglaſe. Liderliche Burſchen fanden ſich zu ihm und bald hatte Claas Tamm keine andere Heimath, als die Schenke im Kruge zu Altenwalde.

Der Gottfried blieb ein Burſche, luſtig und guter Dinge. Er war überall oben an und jederzeit bereit, die verwegenſten Streiche auszuführen. Er ſchlug die Großen, wie die Kleinen, und wenn ſie ihn greifen wollten, kletterte er zum Entſetzen Aller auf die höchſten Spitzen der Häuſer, oder der Bäume, daß man ihm tauſend gute Worte geben mußte, um ihn nur wieder auf dem glatten Boden zu haben.

Da begab es ſich einſtmals, daß eine Truppe, beſtehend aus Kameeltreibern, Bärenführern und Seiltänzern, die ſich zu einem Sommerzuge durch das platte Land vereinigt hatten, von dem Lande Wurſten herauf kam und dicht vor Altenwalde hielt, um auch hier ihre Künſte ſehen zu laſſen. In dem Dorfe gab es ein Rumoren und Hälſerecken, denn dergleichen war ſeit Menſchengedenken hier nicht geweſen. Die Alten vornehmlich ſchüttelten bedenklich mit dem Kopfe; denn es kam ihnen ein ſtilles Fürchten an, wegen der Hexen und Zauberer, und die Truhen und Spinden wurden ſorglich verwahrt. Die Kinder ſprangen und jubelten und konnten ſich an dem bunten Flitter nicht ſatt ſehen, womit die Springer ſich aufputzten. Allen voran war der Gottfried und bald ſteckte er in dem dichteſten Haufen. Er begnügte ſich nicht damit, einen ſtummen Zuſchauer abzugeben; er verſuchte nachzuahmen und es fehlte bald nicht viel, daß er es dem kleinen Springervolke gleich, wenn nicht zuvor that. Die Jungen in der Bande betrachteten ihn mit heimlichem Neide; der Führer derſelben aber ſchaute den derben, geſunden Burſchen mit prüfenden Augen an und wechſelte einen vielſagenden Blick mit der Altmutter der wandernden Horde.

„Komm', Söhnchen, komm'!“ ſagte der Führer und zog den Knaben an ſich, dem er die Haare aus

dem Geſicht ſtreichelte. „Du mußt nicht Alles auf einmal lernen wollen. Morgen iſt auch ein Tag. Aber weil Du ſo fleißig geweſen biſt, ſoll Dir auch Dein Lohn werden und Du darfſt eine halbe Stunde lang auf dem Kameel reiten.“

Er hob ihn auf den Rücken des Thieres, ſetzte ſich zu ihm und während des Rittes wußte er ſo Vieles zu fragen und der Knabe wußte ſo Vieles zu erzählen, daß der Führer, als Jener von dem Rücken des Kameels herabglitt, die halbe Chronik des Dorfes auswendig wußte.

Außer ſich vor Freuden über ſeine Erfolge, eilte Gottfried nach Hauſe und ſchüttete ſein Herz vor der Mutter aus, welche bei jeder neuen Heldenthat um einen Zoll zu wachſen ſchien und ihn mit den zärtlichſten Worten zum weitern Sprechen aufforderte. Die Sonne des Glückes ſtrahlte im höchſten Zenith, als ein finſteres Gewölk heraufzog. Claas Tamm ſtand in der Thür und hörte Alles mit an. Er kam aus der Schenke, wo er mit einem ſeiner Gläubiger hart zuſammen geweſen war. Das Geſicht glühte von Zorn und Branntwein. Sein Auge ſprühte Feuer; er griff nach dem Jungen und eine ſchwere Züchtigung wäre erfolgt, wenn nicht die Mutter ſich abwehrend dazwiſchen geſtellt und den Alten ſo lange zurückgehal-

ten hätte, daß der Knabe ſich ſeinem Grimme entziehen konnte.

„Laufe nur!“ kreiſchte er ihm nach. „Ich hole Dich doch ein und dann ſollſt Du dreifach haben, was ich Dir jetzt ſchuldig bleiben muß.“

„Du wirſt machen, daß der Junge auf und davon geht und nicht wieder kommt!“ jammerte die Mutter.

„Laß ihn laufen, dann bin ich den Aerger los!“ ſchrie der Vater und that noch ungebührlicher, als zuvor. „Es wird doch nicht eher Frieden in Hauſe, als bis der Junge zu allen Teufeln gegangen iſt.“

Zwiſchen dieſen Zänkereien hindurch, die noch eine Weile fortdauerten, hörte man von fern das Schnarren einer Trompete und das Quieken einer geborſtenen Flöte, die beiden Hauptinſtrumente in dem Orcheſter der wandernden Horde, welche durch das Dorf und der Elbniederung zuzog.

Die Ergrimmten hörten nicht darauf, allein eine Nachbarin eilte herbei und ſagte im vorwurfsvollen Tone zu Beiden:

„Ihr ſchwört und flucht Euch noch um Seele und Seligkeit. Und während Ihr Euere Ruchloſigkeiten treibt, läuft Euer Taugenichts, der Gottfried, hinter den Luftſpringern her und tobt mit ihnen um die Wette.“

„Was mein Junge thut, iſt wohl gethan,“ fuhr

Frau Tamm die Nachbarin an. „Was habt Ihr Euch darum zu bekümmern?“

Die beiden Weiber geriethen aneinander. Während dessen war Claas Tamm in die Kammer getreten, wo die Frau den Branntwein-Vorrath aufbewahrte, und that einen herzhaften Zug. So gestärkt, jagte er Beide auseinander und die Nachbarin sagte im Scheiden:

„Solcher Frevel findet seinen Lohn. Was Ihr jetzt unbeachtet von Euch stoßt, darnach werdet Ihr vor Angst und Kummer vergehen und in Eurer letzten Stunde nicht sterben können.“

Claas Tamm schritt zum Hause hinaus und rief seinem Weibe zu:

„Daß Du Dich nicht von der Stelle rührst! Ich will der Geschichte ein Ende machen und komme nicht eher wieder, als bis es vorbei ist.“

Er zog hinter den Luftspringern her. Sein Schritt war rasch und drall. Aber nur kurze Zeit. Als er die Truppe nicht fand, wurde sein Gang allmählich schwächer und er stand endlich ganz still.

„Ich kann lange in der Irre umherlaufen, wenn ich nicht weiß, welchen Weg sie einschlugen. Der Wirth muß es wissen; der soll es mir sagen.“

Der Vorwand zur Einkehr war gefunden. Glücklich saß er wieder in der Schenke hinter dem braunen

Tiſche und klappte mit dem Deckel ſeines Bierkruges. Erſt auf wiederholte Mahnung brachte der Wirth das volle Glas und ſagte dann:

„Ein Wirth ſoll nicht über ſeine Gäſte ſprechen, die ihm das Geld in's Haus bringen; aber Ihr treibt es doch ein ‚wenig zu arg. Es iſt Niemand hier und zudem ſind wir von früher her gute Bekannte, alſo darf ich es ſagen. Wenn das ſo fortgeht, kommt Ihr in Schimpf und Schande. Warum lauft Ihr in Euerem Zuſtande im Dorfe umher und allarmirt alle Mann?“

„Ich ſuche meinen Jungen, den Gottfried!“ fuhr Claas Tamm auf. „Das geht Keinen etwas an und wer ſich in meine Häuslichkeit miſcht, dem ſoll der Teufel das Licht halten.“

„Vorwitz plagt mich nicht!“ ſagte der Wirth. „Es war mir nur um der alten Freundſchaft willen, daß ich ein Wort fallen ließ.“

„Meinen Junge ſuche ich!“ fuhr Claas Tamm nochmals auf. „Und wenn ich ihn gefunden habe ...“

Die Worte verloren ſich im Barte; allein die Bewegungen der Arme ließen keinen Zweifel, was dem Jungen bevorſtand, wenn dieſe Arme ihn ergriffen.

„Es iſt ſchon gut!“ ſagte der Wirth. „Da kom-

men Leute, mit denen man beſſer fertig wird, als mit Euch. Guten Abend beiſammen."

Mit den letzten Worten wandte er ſich den Neueintretenden zu.

Es dunkelte allgemach und die Mägde brachten einige eiſerne Drahtleuchter, deren Talglichter eine ungewiſſe Dämmerung verbreiteten. Die Stube füllte ſich mit ſtets neuen Gäſten und einer derſelben trat dem Claas Tamm mit in einander geſchlagenen Armen gegenüber, indem er ſagte:

„Alſo zechen könnt Ihr und dem Wirthe die Pfeifen zerbrechen und den theuern Taback verſchütten; aber mich bezahlen könnt Ihr nicht. Seht Ihr nicht, wer ich bin? Heiße Jacob Markmann und bekomme von Euch funfzig Stück Kaſſen-Drittel."

„Schiert mich nicht!" antwortete Claas Tamm. „Will Euch die Lumperei geben . . .!"

Er griff in die Taſche und zog die Hand langſam zurück. Sein Gläubiger, der Jacob Markmann, ſah es und ſagte höhniſch:

„Das wußte ich vorher. Geſchrei macht Ihr genug, aber ein Vierſchillingsſtück habt Ihr nicht in der Taſche, als nur, um es zu verthun. Merkt es Euch aber; Morgen komme ich mit mehreren Andern, um

Geld zu holen und wenn Ihr es nicht zahlen könnt, wird es gerichtlich beigetrieben."

Claas Tamm spottete hinter seinem Gläubiger her, aber es war ihm bei den Spotte nicht wohl um das Herz. Da fühlte er, daß ihn Jemand an der Jacke zupfte, und als er sich umsah, gewahrte er einen Mann, welcher trotz seiner Vermummung den Seiltänzer nicht verleugnen konnte. Er setzte sich neben ihn in den dunkelsten Winkel, holte eine Flasche, welche er verborgen unter dem Rock trug, hervor, und sagte im Einschenken:

„Laßt Euch das nicht kümmern und trinkt lieber ein Glas mit mir."

„Wer seid Ihr?" fragte Claas Tamm, nahm aber das dargebotene Glas und leerte es in einem Zuge.

„Einer, der in der Welt Etwas erfahren hat und es nicht leiden kann, wenn reputirliche Leute öffentlich beleidigt werden," sagte der Luftspringer. „Ihr sollt das Geld von mir haben und könnt es dem Kerl an den Hals werfen. Das ist nun abgemacht und hier sind fünf Thaler auf Abschlag."

Während dessen hatte der Seiltänger das Glas des Claas Tamm nochmals gefüllt und dieser war kaum noch seiner Sinne mächtig.

„Her mit den harten Thalern!" lallte er.

„Hier ſind ſie!“ entgegnete Jener, mit dem Gelde klappernd. „Aber für Etwas gehört Etwas.“

„Verſteht ſich,“ ſagte Claas Tamm mit ſchwerer Zunge. „Wollt Ihr einen Schuldſchein?“

„Ich meine das nicht,“ flüſterte ihm der Seiltänzer zu. „Aber hört: Wenn mir etwas zuläuft, was ein Anderer fortgejagt hat, kann ich es behalten, wäre ich der Meinung.“

Claas Tamm nahm ſeine Gedanken zuſammen und antwortete:

„Das könnt Ihr. Wenn es Euch zuläuft . . . ſage ich . . freilich . . .“

„Gut, daß Ihr meines Sinnes ſeid. Behalte alſo den Jungen, der nicht wieder von dem Kameel herunter zu bringen iſt. Aber Ihr vergeßt Euer Glas. Der Stoff iſt doch gut?“

„Herzſtärkend. Greift an die Nieren und drückt auf die Augen. Gebt nur her! Schenke mir ſelbſt ein. Will er nicht herunter, ſagt Ihr?“

„Wohl bekomme es. Behalte alſo, was mir zuläuft. Iſt aber gegen mein Gewiſſen, Etwas zu nehmen, ohne dafür Etwas wieder zu geben und darum gab ich Euch vorhin das Geld, welches in Eurer Taſche klingelt. Will einen tüchtigen Springer aus ihm machen. Gilt es?“

„Es gilt!“ ſagte Claas Tamm lallend und nahm die Hand des Seiltänzers, welcher dieſer alsbald fahren ließ und, indem er ſich entfernte, noch ſagte:

„Bekommt bei uns einen andern Namen und wenn Ihr nicht oft Nachricht von ihm erhaltet, müßt Ihr Euch nicht ſo ſehr grämen. Es war ein ehrlicher Kauf.“

„Ehrlicher Kauf —“ murmelte Claas Tamm vor ſich hin, unfähig, Weiteres zu ſagen. Er ſank mit dem Kopfe auf den Tiſch.

Es ward ſpät. Die Gäſte gingen nach und nach. Die Lichter waren dem Verlöſchen nahe. Nur Claas Tamm hielt auf ſeinem Poſten aus.

„Laßt ihn nur liegen,“ ſagte der Wirth zu den aufräumenden Mägden. „Sonſt kann ihm draußen noch ein Leid paſſiren und das möchte ich nicht auf dem Gewiſſen haben. Es iſt ein Kreuz mit dem Manne.“

Der neue Morgen weckte ihn aus ſeiner Betäubung. Die Mägde, welche ſchon früh auf dem Platze waren, kicherten und ſtießen ſich unter einander an. Der Wirth befahl ihnen, ſich hinaus zu ſcheeren und ſagte dann zu dem halb und halb Vernüchterten:

„Nun packt auf und wenn es möglich iſt, geht in Euch. Zu bezahlen habt Ihr Nichts, denn Ihr habt ja mit dem fremden Kerl gezecht.“

„Fremder Kerl!“ fuhr Claas Tamm auf. „Was für ein Kerl?“

„Weiß ich's? Hat einen Krug Bier gefordert und bezahlt. Weiter geht er mich nichts an. Bin kein Landreiter.“

Es dämmerte etwas auf in dem Kopfe des Mannes, der sich in einer Nacht um den Frieden seines ganzen Lebens brachte, und er sah wirr um sich her:

„Ja, es ist so! — Und der Jacob Markmann stand auch hier, dem ich die fünfzig Thaler schuldig bin. — Und der Kerl, welcher mir tüchtig einschenkte, wollte die Summe zahlen . . .“

Er fuhr mit der Hand in die Tasche und zog die Geldstücke heraus, welche er von dem Seiltänzer erhielt:

„Da! Da! Wo kommt das her?“

„Weiß nicht, was es für ein Sündengeld sein mag,“ sagte der Wirth. „Macht nur, daß Ihr fortkommt. „Euer Weib, sehe ich, läuft die Dorfstraße entlang, wahrscheinlich, um Euch zu suchen, und ich will den Lärmen nicht in meinem Hause haben.“

Claas Tamm schlich hinaus. Sein Kopf war von einem dichten Nebel umhüllt. Die Frau stürzte ihm entgegen und rief zitternd vor Angst:

„Wo ist Gottfried?“

Da riß der Nebel, welcher ſeinen Geiſt umdüſterte, mit einem Ruck, und das Geſpräch des vergangenen Abends tauchte wieder in ſeinem Gedächtniſſe auf:

„Er hat ihn mir abgekauft und ich halte das Sündengeld in der Hand. — Es brennt wie Feuer, Weib! Ich will es ihm wiederbringen.“

Die Mutter ſtand erſtarrt vor ihm. Claas Tamm brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und fiel zu Boden.

Nachbarn kamen auf das Geſchrei der Mutter herbei. Es dauerte lange, bevor Claas Tamm ſeine Beſinnung wieder erhielt; aber dieſe blieb mangelhaft und nur in langen Zwiſchenräumen vermochte er zu ſagen, was in der verhängnißvollen Nacht geſchah.

Alle Nachforſchungen waren vergebens. Ein Jollenführer ſagte aus, daß die Springer auf der alten Liebe erſchienen wären und ſich in zwei bereit liegenden Fahrzeugen, die hierorts nicht bekannt wären, eingeſchifft hätten. „Sie haben die Straße ohne Spur eingeſchlagen“, ſchloß er. „Wer ſoll ſie dort finden?“

„Ich ſuche ihn und finde ihn!“ rief der Vater in ſeiner Herzensangſt und begann ſeine Wanderung.

Jahre kamen und gingen. Ein Beſitzthum nach dem andern ging verloren. Das Gehöft, der Viehſtand und die Bienenſtöcke, — nichts blieb ihnen, als

die armſelige Hütte und der noch armſeligere [illegible]ich im Moor. Sie härmten ſich und ſuchten, wenn die ſchwere Arbeit des Tages gethan war, in allen Richtungen der Windesroſe; aber der Gottfried ward nicht wieder gefunden und Claas Tamm ſchwankte, von Angſt und Verzweiflung gejagt, durch den unter ſeinen Füßen ſchwankenden Moorgrund.

Die Wellen auf der Rhede von Cuxhafen glitzern auf im Mondlichte. Die ſpaniſche Quarantainebrigg wiegt ſich auf demſelben. Am Topp des Fockmaſtes ſteckt die hellbrennende Leuchte. Unfern davon befindet ſich ein Boot, in welchem zwei Quarantainewächter einen ſcharfen Lugaus halten. Die Brigg mit der verdächtigen grünen Flagge, die auch zur Nacht nicht abgenommen wird, iſt der Gegenſtand ihrer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit.

Am Bord des Fahrzeuges iſt Alles ruhig. Der Matroſe, der die Wache hat, ſitzt vorn auf der Ankerſpille und hält ein harmloſes Zwiegeſpräch mit dem Lootſen, welches darin beſteht, daß der Sohn der biscayiſchen Küſte und das eingeborene cuxhafener Kind einige aufgefiſchte engliſche Brocken gegen einander austauſchen.

Kurz vor Mitternacht erscheint der Steuermann auf dem Deck, um eine Runde zu halten. Als seine Pflicht erfüllt ist, wendet er sich wieder der Kajütskappe zu, aus welcher ihm der Passagier entgegentritt.

„Ah, Sennor Godofredo! Seid Ihr noch nicht zur Koje, oder steht Ihr schon wieder auf?"

„Mich läßt die innere Unruhe nicht schlafen," entgegnete dieser. „Sagt mir, ob es wirklich wahr ist, daß wir vierzehn Tage auf dieser Stelle liegen bleiben müssen?"

„Gewiß und wahrhaftig."

„Und ist keine Hoffnung, auf die eine oder die andere Weise von Bord zu kommen?"

„Keine. Seht Ihr dort das Boot, welches gerade jetzt vom Monde hell beschienen wird? Darin befinden sich die Quarantainewächter, die jedes Haar auf unserm Haupte bewachen."

„Schrecklich!"

„Ich gebe zu, daß es langweilig und verdrießlich sein mag, hier müssig zu liegen. Wir empfinden es Alle. Was aber gerade Euch dabei so entsetzlich scheint, begreife ich nicht. Was kümmert Euch, den Spanier, jene traurige, nordische Landschaft —"

„Weil — setzt Euch hierher, Mann, und hört mir zu. Ich muß Jemand haben, dem ich mein Herz

ausschütten kann, sonst zersprengt es mir die Brust. Hört mir zu. Ich will Euch Alles sagen, dann werdet Ihr mich begreifen."

Der Steuermann der Brigg und Sennor Godofredo, der unstäte Passagier, setzten sich neben einander und Letzterer sagte:

„Was scheltet Ihr mich einen unruhigen Gesellen? Es ist meine eigenste Natur. Wißt Ihr nicht, daß die Seiltänzer Quecksilber statt Blut in den Adern haben?"

„Sennor Godofredo, Ihr treibt Euern Scherz mit mir. Ein so angesehener junger Mann . . ."

„Nein, nein, ich spotte nicht. Von meiner Kindheit weiß ich nur, daß ich sie unter Seiltänzern und Luftspringern hingebracht habe. Auch habe ich einige dunkle Erinnerungen von einer Frau, die mich herzte und küßte, sowie von einem Manne, der stets mit mir schalt und nach mir schlug. Aber das ist Alles wirres, unzusammenhängendes Zeug und ich kann mir kein Bild daraus zusammensetzen. Mir schimmert es aus jenen Tagen wie Eis und Schneegestöber vor den Augen und als ich zum ersten Male den Schnee auf der Sierra Nevada erblickte, glaubte ich einen alten Bekannten zu sehen. Das wäre dem eingeborenen Spanier nicht begegnet."

„Das klingt seltsam", sagte der Steuermann, den

jungen Mann mit einer Mischung von Scheu und Neugier anschauend.

„Es ist auch seltsam," fuhr Godofredo fort. „Mein Leben ging hin, wie das Leben eines Vagabonden zu verstreichen pflegt. ‚Bald hatte ich diesen Herrn, bald einen andern. Da hielt mich eines Tages ein dicker Bajazzo an und sagte, ich sei ihm entlaufen. Er habe ein Recht ân mich, behauptete er, denn er habe mich von meinem Vater gekauft, und wolle dies Recht geltend machen. Ich lachte, warf den dicken Kerl zu Boden und lief davon. Das glaube ich! Hätte einen guten Kauf mit mir gemacht, denn ich stand in der Blüthe des Talents und war ein gesuchter Springer."

„Es klingt wie ein Märchen!" murmelte der Steuermann vor sich hin.

Godofredo saß einen Moment in Gedanken versunken da, dann sprach er rasch:

„Ihr sollt nicht allzulange auf den Schluß warten. Ich befand mich in Barcellona. — Gott weiß, wie ich dahin gerathen war. Mein Principal hielt mich gut, denn er hatte durch mich bedeutenden Zulauf. Da geschah es eines Tages, daß ein toller Hund in den offenen Circus drang. Alles gerieth in Aufruhr und ein alter Herr schwebte in der augenscheinlichsten Gefahr, von dem wüthenden Thiere an-

gefallen zu werden. Ich befand mich oben auf dem Seil, eine Leine in der Hand, die ich über den Kopf warf und dann mit den Füßen durch dieſelbe ſprang. Es war ein halsbrechendes Stück Arbeit, das mir ſtets raſenden Beifall eintrug. Allein heute nahm das wüthende Thier ausſchließlich die Aufmerkſamkeit der Menge in Anſpruch. Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf. Der alte Herr, der von dem Thiere bedroht war, ſtand mit zitternden Knieen da und konnte nicht von der Stelle. Es war weit von ihm zu mir, aber ich wagte den gewaltigen Sprung. Ein lauter Schrei des Staunens und des Schreckens ſchlug an mein Ohr. Ich ſah mich dem Thiere gegenüber und warf ihm die Leine, worin ſich eine Schlinge befand, über den Kopf, dann verlor ich die Beſinnung."

„Allerheiligſte Jungfrau!" ſagte der Steuermann, ſich bekreuzigend.

„Sie iſt mir gnädig geweſen. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, ſah ich mich von glückwünſchenden Menſchen umringt. Ich hatte dem tollen Hunde glücklich die Leine über den Kopf geworfen und dieſe ſcharf angezogen. Andere hatten dann das Thier vollends getödtet. Man drückte mir die Hände, rühmte meinen Muth und beſchenkte mich reichlich. Am meiſten bemühte ſich der alte Herr um mich, den ich von einem

ſichern Untergange rettete. Er ließ nicht nach, bis ich ihm das Verſprechen gab, ihn am andern Tage in ſeinem Hauſe aufzuſuchen. Sennor Bernardello war auf das innigſte bewegt."

„Das glaube ich!" ſagte der Steuermann. „Wer wäre es in ſolcher Lage nicht geweſen?"

„Ich will kurz ſein!" drängte Godofredo. „Sennor Bernardello ließ es nicht bei bloßen Worten bewenden. Er nahm mich von der Horde fort, mit der ich umherzog. Was ich brauchte, erhielt ich von ihm, und als er ſah, daß mir darum zu thun war, Etwas zu leenen, hielt er mir Lehrer, die mich unterrichteten. Mein Wohlthäter betrieb ein ſchwunghaftes Geſchäft an der Küſte von Afrika. Ich warf mich, um ihm dankbar zu ſein, auf dieſes Feld und machte reißende Fortſchritte. Sennor Bernardello war außer ſich vor Freuden. Er liebte mich wie einen Sohn und da er keine Kinder hatte, ſetzte er mich zum Erben ein. Er vertraute es mir in ſeiner Sterbeſtunde und übergab mir die Schenkungsakte. So kam ich, als mein eigener Herr, an die Küſte von Gorée. Dort fand ich, ſeltſam genug, einige Seiltänzer, die verſprengten Trümmer einer großen Geſellſchaft . . ."

„Ich weiß, Sennor," ſagte der Steuermann. „Wir

haben sie auch getroffen. Es war nichts Sonderliches damit . . ."

„Und doch gab diese Truppe meinem Leben eine unerwartete Wendung. Bei dem Anblick dieser Leute wurde mir warm um das Herz. Ein unbestimmtes Etwas zog mich in ihre Nähe. Ich fand sie in Verzweiflung. Ihr Führer hatte einen ungeschickten Fall gethan und das Bein gebrochen. Auf den ersten Blick erkannte ich ihn. Es war der dicke Bajazzo, der mich einst anhielt und mich für sein Eigenthum erklärte, weil er mich von meinem Vater gekauft habe. Ich bestürmte ihn mit Fragen und versprach ihm goldene Berge, wenn er mir die Wahrheit sage, denn bei dem Anblick dieses Mannes ward meine ganze Vergangenheit in mir lebendig und die seltsamsten Bilder zogen im steten Wechsel an mir vorüber. Der alte Sünder beichtete. Sein gutes Gedächtniß hatte jede Einzelheit wohl aufbewahrt und er bekräftigte mit einem heiligen Eide seine Aussage. Er nannte mir meinen Namen und das Dorf, in welchem ich geboren bin. Dort liegt es vor uns. Dort hinter jenen grünen Wällen stand meine Wiege. Als ich Alles wußte, hatte ich keinen Sinn mehr für etwas Anderes, als wie ich schnell zu meiner nordischen Heimath käme. Glücklicherweise fand ich Euer Schiff. Wir

durchfuhren mit Windeseile die See, und nun wir hier liegen, das verheißene Land vor Augen, soll ich vierzehn lange Tage warten. Das ertrage ich nicht."

„Es mag wohl hart sein, Sennor," sprach der Steuermann. „Allein Ihr müßt Euch darein ergeben, denn wir kommen von einer verdächtigen Küste und die Quarantainegesetze sind strenge."

Ein Schiffsjunge kam und meldete, daß der Capitain sich unwohl fühle und den Steuermann zu sprechen wünsche. Dieser erhob sich rasch und sagte, ehe er in die Kajüte hinabstieg:

„Hoffentlich ist diese Krankheit nicht von Bedeutung, sonst könnte sie für unsere Lage sehr nachtheilig wirken und unsere Beobachtungs-Quarantaine mehr als verdoppeln."

„Das wäre schrecklich!" rief Godofredo, von der Bank aufspringend, und ging mit raschen Schritten das Verdeck auf und ab. Endlich blieb er stehen und sah nach dem Lande hinüber:

„Es ist ein weiter Raum und der Strom geht stark. In diesem Augenblicke fließt er nach der See zu und es wäre ein Tollmannswerk, wenn ich mich der brausenden Ebbe entgegen würfe. Aber wenn die Fluth kommt, welche bald eintreten muß, darf ich es wagen. Sie triebe mich nach binnenwärts und ich

käme doch irgendwo an das Ufer. Meine Arme sind stark und Alle, die mich kennen, halten mich für einen tüchtigen Schwimmer. Vierzehn lange Tage! Ich komme um zwischen diesen Brettern. Und doch . . . Es ist ein mächtiges Wagestück und das Leben hängt an einen seidenen Faden."

Nach einiger Zeit kam der Steuermann zurück und sagte im Vorübergehen zu Godofredo:

„In diesem Augenblicke sieht es mit dem Capitain sehr bedenklich aus. Ich habe ihm aus dem Medicinkasten eine kräftige Mixtur gegeben und hoffe, daß diese ihn herstellt. Sollten wir das Unglück haben ...."

Godofredo schrie laut auf.

„Faßt Euch, Sennor. Ich gehe, den Bootsmann zu wecken, und kehre dann in die Kajüte zurück. Wir wollen noch nicht verzweifeln."

Der Steuermann sprang in das Zwischendeck hinab. Godofredo sah sich um:

„In diesem Augenblicke bin ich allein. Wenn erst der Bootsmann kommt .... ich wage es! Hier ein langsamer Tod, dort ein schneller; oder auch siegreich in dem Kampfe mit den Elementen. Dort liegt das Boot, welches uns beobachtet. Pah! die Wolke, die gerade den Mond verdeckt, ist mir günstig. Ich wage es . . ."

Mit einem Sprunge enterte Godofredo das Bugſpriet und verſchwand im Galion.

Gleich darauf kam der Steuermann mit dem Deckoffizier zurück.

„Nehmt die Deckwache wahr an meiner Statt und laßt die Matroſen ihre Ruhe haben; ſie ſind ſehr erſchöpft. Ich bleibe wach bei dem Capitain. Unſer Paſſagier hat ſich, wie ich merke, auch unter Deck verloren. Iſt ein unruhiger Geiſt und machte uns manchen Moleſt während der Reiſe. Nun, gute Wacht!“

Die beiden Männer in dem Quarantaineboote hatten Mühe, ſich auf dem Strome zu halten. Sie warfen ein ſtarkes Tau um eine der ſchwimmenden Bojen und hielten ſich ſo dem Schiffe gegenüber, daß ſie nicht aus den Augen ließen.

„Daß auch juſt die Wolke über den Mond weggeht!“ brummte der Eine.

„Der Mond lag in ihrem Cours, Maat, und ihr fehlt das Steuer. Sie muß gehen, wie der Wind ſie treibt.“

„Das weiß ich ohne Dich. Aber mir benimmt es die Ausſicht. Und ich ſah kurz vorher . . .“

„Was ſahſt Du?“

„Einen Kerl, der aus dem Bugſpriet herauszuwachſen ſchien und dann plötzlich wieder verſchwand.“

„Habe Nichts gesehen.“

„Weil Du wieder die Augen voll Schlaf hattest. Das Bugspriet war leer, aber unten am Wasserstage krabbelte Etwas, und ich komme nicht von dem Gedanken los, daß Einer mit Willen über Bord sprang.“

„Du bist nicht klug! Bei diesem Stromgange! Was hätte er davon?“

„Weiß nicht und schiert mich auch nicht; allein ich bleibe bei meiner Meinung. Sieh' dort hin. Ist es nicht, als ob ein menschlicher Körper auftauchte?“

„Narr, das war ein Tummler.“

„Die Tummler springen nicht zur Nacht. Sie warten den Morgen ab. Wirf die Fangleine los!“

„Muß es thun, weil Du mich sonst verklagen kannst; aber es ist Thorheit, sage ich Dir.“

„Das Boot kam in's Treiben und die beiden Schiffer setzten die Ruder ein.

„Wenn ich es wieder sehe, schieße ich darnach!“ sagte der Erste nach einer Pause und schielte nach dem Gewehr, das neben ihm auf der Ducht lag. „Frischweg, im langen Zuge!“

„Geht es so fort, können wir von Glück sagen, wenn wir bei der Altenbrucher Schleuse an's Land kommen. Der Teufel hole Deinen Querkopf! Was

haben wir nun davon? Und die Brigg, die wir beaufsichtigen sollen, ist uns fast aus Sicht gekommen."

„Beide arbeiteten sich ab, bis die Fluth nachließ. Als der Strom kenterte, trieben sie wieder abwärts und mit dem anbrechenden Tage fanden sie sich unweit der alten Liebe.

„Was nun?" fragte der zweite Bootführer. „Wenn sie uns sehen, lachen sie uns aus und der Commandeur nimmt uns wohl gar in Strafe."

„Mag er!" entgegnete der Andere. „Ich habe meine Schuldigkeit gethan. Bleibe Du jetzt bei dem Boote; ich gehe und mache meine Meldung."

Die Hütte des Claas Tamm stand in dem Moorgrunde von Altenwalde. Ein armseliges Ding, das Wind und Wetter keinen Widerstand leistete. Mitten auf der Diele, die zugleich als Wohngemach diente, glimmte ein schwaches Torffeuer. Ein Schornstein war nicht vorhanden, und der Rauch zog durch die vielen Risse und Spalten in's Freie.

Auf einem Schemel am Feuer hockte Frau Trina, das Spinnrad neben sich. Sie sah bleich und elend aus. Das Moorfieber hatte sie schon längere Zeit geschüttelt und wollte sie nicht wieder lassen. Ihre

Arme hingen schlaff herab und ihre Augen standen voll Thränen.

Vor ihr saß ein junges Mädchen. Aus den lichtblauen Augen strahlten Sanftmuth und Milde. Sie hieß Liesbeth und war das Pflegekind des Dorfes. Die Jungfrau war die einzige Tochter des verstorbenen Pastors Weiland. Der Vater hatte zum Segen der Gemeinde länger als dreißig Jahre gewirkt und zum Dank dafür nahm die Gemeinde sich der Verwaiseten an. Sie wohnte auf dem Pastorenhofe und galt als Mitglied der Familie des jetzigen Pastors. Liesbeth war eine treue Helferin aller Nothleidenden und Elenden. Wo der Jammer wohnte und das Herzeleid, war sie zu finden und pochten Krankheit oder gar der Tod an eine Thüre, trat sie als der Barmherzigkeitsengel durch dieselbe ein.

Sie war auch hier erschienen bei der kranken Frau Trina, hatte ihr eine stärkende Suppe und ein weißes Brod gebracht und manches herzige Wort mit ihr gesprochen. Jetzt reichte sie ihr zum Abschiede die Hand und sagte:

„Habt guten Muth. Die Gesundheit kommt wieder."

„Wenn sie kommt, danke ich es Dir, Du Engel der Barmherzigkeit!" entgegnete Frau Trina.

„Ihr müßt das nicht sagen," bat Liesbeth. „Gott

der Herr ſchickt uns Freude und Leid. Wir armen Menſchenkinder ſind nur die Werkzeuge in Seiner mächtigen Hand."

„Ich halte ihm ſtille, mehr vermag ich nicht," ſagte Frau Trina. „All' mein Jammern und Klagen iſt vergebens geweſen; meine Bitten werden nicht erhört. Ich bin verſtoßen."

„Euch fehlt der Glaube," entgegnete Liesbeth mit mildem Ernſt. „Wer den rechten Glauben in der Bruſt trägt, dem kommt auch die Erfüllung."

„Nein, nein!" rief Frau Trina mit Heftigkeit. „Mir wird keine Barmherzigkeit zu Theil, denn ich habe ſelbſt keine geübt."

„Was meint Ihr damit?" fragte Liesbeth und ſetzte ſich wieder zu ihr. „Habt Vertrauen zu mir und ſchließt Euer Herz ganz auf."

„Zur Sommerzeit war es und kurz vor der Ernte", antwortete Frau Trina. „Es iſt ſchon lange her, aber es ſteht ſo deutlich vor mir, als ſei es vor einer Stunde geſchehen. Die große Thür ſtand weit auf und ich hatte vor derſelben zu ſchaffen. Ging mir nicht von der Hand, denn ich hatte mich kurz vorher mit meinem Alten gezankt, der mehr in der Schenke, als bei der Arbeit ſaß, und ich war noch in der vollen Aufregung. Da hörte ich plötzlich eine Stimme in

meiner Nähe, die gar jämmerlich klagte, und als ich mich umsah, gewahrte ich eine alte Frau, die sich kaum aufrecht hielt. Sie trug ein abgemagertes Kind auf den Armen, das vor Schmerz und Hunger wimmerte. Die Alte bat flehentlich um einen Bissen Brod und einen Tropfen Milch; sie müsse sonst mit dem armen Würmchen, das ihr Enkel sei, am Wege umkommen. Sah aus wie eine, die weit herkommt, wie eine Zigeunerin, oder so etwas dergleichen. Ihre Kleidung bestand aus Fetzen und ihre nackten Füße bluteten. Es war wirklich ein Anblick zum Erbarmen, aber ich empfand keins. Zornig, wie ich war, überschüttete ich die Alte mit Schimpfworten und drohte, den Hund von der Kette zu lösen, wenn sie nicht mache, daß sie weiter komme. Da schlich sie von dannen. Aber als sie jenseits des Hofthors war, hob sie dräuend ihre Hand gegen mich auf und kreischte: „Sei verflucht dafür in alle Ewigkeit! Du sollst auch irren und wandern und kein Arm soll sich helfend nach Dir ausstrecken. Und wenn es geschieht, soll der Tropfen Balsam, den man Dir reicht, zu Gift werden, denn Du wirst Dein Bestes verlieren und nicht wiederfinden."

Liesbeth schauderte bei diesen Worten. Sie wollte reden, allein sie vermochte es nicht, sondern hörte mit Beben, wie Frau Trina fortfuhr:

„Der Fluch ging in Erfüllung. Wir waren ſchon in unſerer Wirthſchaft zurückgekommen, allein wir hielten uns noch immer aufrecht. Von dieſem Tage an wichen Glück und Stern. Das Erſte war, daß wir kurz vor der Ernte durch einen Hagelſchlag Alles einbüßten. Kein Halm blieb ſtehen. Dann kam das Unheil über unſere Bienen. Sie ſtarben hin und es wollte ſich keine junge Zucht wieder einfinden. So ging es Schlag auf Schlag. Wir mußten von unſerm Hof herunter und flüchteten hierher in das Elend. Das war der Fluch des braunen Weibes."

„Euere Zaghaftigkeit war es und weil Ihr das Vertrauen zu Euch ſelbſt verloren hattet!" ſagte Liesbeth.

„Hätte es überbracht, Kind!" ſagte Trina nach einer Pauſe," wenn ich nur meinen Gottfried behalten hätte. Und ſelbſt, wenn er ſtarb, und ſie legten ihn in das kühle Grab, ſo hätte ich doch dahin gehen und mich ausweinen können. Wäre er auch nicht mehr um mich, wüßte ich doch, wo er ruhte. Aber weg, aus dieſer Welt verſchwunden, ohne Zahl und Zeichen, vielleicht geſtohlen von dem Weibe, nach der ich ſchlagen wollte; vielleicht auf noch ärgere Weiſe in die weite Welt geſchleppt, wo er — Kind, wenn ich daran denke, und es geſchieht täglich und ſtündlich, treibt es

mich ſelbſt unſtät umher und das Herz will mir ſpringen vor Angſt und Noth. Das iſt der Fluch, der mich jagt! Das iſt der Fluch!"

Liesbeth ergriff die Hände der zitternden Alten und ſah in das Geſicht derſelben:

„Läſtert nicht, Frau. Hört mich an. Ich will Euch einen Spruch ſagen, den ich im Gedächtniß trage und an den ich glaube, wie an das ewige Leben. Prägt ihn Euch ein für Freude und Leid. Mein Vater hat ihn mir hinterlaſſen und ich habe mich oft daran gelezt."

„Sprich, Kind!" bat Frau Trina und ſah verlangend zu dem tröſtenden jungen Mädchen auf. Dieſe aber ſprach:

„Des Menſchen Sünde iſt allein ſein Fluch;
Drum kennt ihn nur der Menſch, Gott kennt ihn nicht.
Wem ſein Bewußtſein tiefe Wunden ſchlug,
Der meint, der Herr geh' mit ihm in's Gericht.
Gott aber iſt die Liebe und Geduld,
Er ſpendet Jedem Sonnenſchein und Regen;
Sei Du nur rein und frei von aller Schuld,
Erſteht aus Menſchenfluch Dir Gottes Segen."

„Erſteht aus Menſchenfluch Dir Gottes Segen!" ſprach Frau Trina ihr nach. „Ach, wer ſich frei fühlte von aller Schuld."

„Euch wird die Erkenntniß kommen!" ſagte Liesbeth, ihr zum Abſchiede die Hand ſchüttelnd. „Ich muß

nun fort. Morgen bin ich wieder da und bringe Euch die Tropfen, die Euch stets so wohl thaten. Verzaget nicht, Frau Trina. Die Hülfe ist da, wenn die Noth am größten ist."

„Frau Trina blieb allein. Die Minuten schlichen bleischwer vorüber. Halb wachend, halb träumend stocherte sie in dem Feuer umher, bald den Namen ihres Sohnes, bald ein vereinzeltes Wort des Spruches, den die Jungfrau ihr vorsagte, auf den Lippen.

Da knarrte die Thür und Claas Tamm trat ein. Er schob den hölzernen Riegel vor und sagte dann, zu seinem Weibe tretend:

„Ich habe ihn nicht gefunden."

„Und wirst ihn nie finden," gab sie zur Antwort und fuhr dann fort, in ihrer unzusammenhängenden Weise zu sprechen.

Draußen klagte und stöhnte es. Wenn in nebelfeuchten Nächten in dem Moor das Irrlicht auf dem Sumpfe zu tanzen beginnt, wenn der Uhu darüber hinweg schwebt und die Unke im Haidekraut krächzt: dann klagt und stöhnt das ganze Moor, dessen Boden unsicher hin und her schwankt. Wehe dem Wanderer, der sich hierher verirrt, der den gespenstischen Lichtern folgt und nach den Nebelstreifen die Arme ausstreckt,

die ihn anschauen, wie abgestorbene Weiden an der Landstraße.

„Schier Dich in's Bette!“ sagte Claas Tamm. Du hast es nöthig. Es wird vielleicht hartes Wetter geben und das verschläft man am besten.“

„Ich kann nicht schlafen, Mann. Mir liegt es schwer auf dem Herzen. Und der Gottfried . . .“

„Was ist es mit ihm?“ fragte er hastig.

„Weiß nicht, Vater. — Aber die Liesbeth sagt, wir sollen vertrauen. Ich will es auch, damit die Sünde von uns genommen und der Segen in diesem Hause offenbar werde. Hilf mir Claas. Meine Füße tragen mich nicht mehr. Wie soll ich stark sein?“

Da schlug es gegen die Thür, daß die beiden Alten hell aufschrieen und sich aneinander festhielten.

„Hollah! Hollah!“ rief eine Stimme.

Claas Tamm ermannte sich zuerst und fragte:

„Wer ist draußen?“

„Ein Verirrter. Macht auf! Macht auf!“

Der Alte war unschlüssig. Er murmelte Etwas von Dieben und Raubgesindel. Frau Trina sagte im bittern Unmuthe:

„Wollte den Dieb auslachen, der hierher käme, und Etwas zu finden dächte. Aber da pocht es schon wieder.“

„Macht auf, um Gotteswillen!“ rief es draußen in steigender Angst.

„Er bittet um Gotteswillen!“ sagte Frau Trina. „Da wollen wir es doch thun. Eile Dich, Mann. Du siehst ja, ich kann nicht fort.“

Zögernd schob Claas Tamm den hölzernen Riegel weg. Ein Mensch schwankte an ihm vorüber und fiel in der Nähe des Feuers nieder:

„Ich kann nicht mehr.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Claas Tamm kurz und barsch. „He, hollah! Antwortet!“

„Morgen!“ sagte der Fremde athemlos. „Laßt mich ausruhen.“

„Ei was!“ polterte der Alte. „Hier ist keine Herberge für hergelaufenes Volk.“

„Habt Erbarmen!“ stöhnte der Fremde.

„Damit sich der Fluch in Segen verwandele!“ sprach halblaut Frau Trina.

„Wer hat mit uns Erbarmen?“ fuhr der Alte unwirsch dazwischen. „Halte kein Wirthshaus.“

Der Fremde wollte sich erheben, fiel aber wieder zurück. Seine Kleider trieften. Die Haare hingen wirr um den Kopf; das Gesicht war verstört. Er suchte in den Taschen und brachte eine Börse zum Vorschein Als er sie öffnete, flimmerte es wie

Sonnenlicht. Er nahm ein Goldstück heraus und hielt es dem Alten hin:

„Auch nicht für dies?“

Claas Tamm griff darnach mit gieriger Hast. Er ballte die Hand, die es hielt, fest zusammen und sprach:

„Weil Ihr es seid, Mann. Mutter, ich trage ihn drinnen auf unser Bett. Wir behelfen uns hier am Feuer. Auf da und die nassen Kleider vom Leibe.“

„Gott lohne es!“ flüsterte der Fremde und schwankte, von Claas Tamm gestützt, in die einzige Kammer. Nach einer Weile kam der Alte wieder heraus und sagte:

„Er liegt fest, wie ein Block. Muß weit herkommen, denn er ist arg zugerichtet. Wollte ihn noch Etwas fragen, aber er antwortete nicht. Das da aber soll uns zu Gute kommen.“

Er zeigte ihr das Goldstück.

„Sollst es um der Barmherzigkeit willen thun,“ sprach Frau Trina. „Nicht wegen des Lohnes.“

Seitdem das Goldstück in der Hand des Claas Tamm brannte, war ein anderer Geist in ihn gefahren. Er fühlte das Blut in seinen Adern glühen und fuhr seine Frau an:

„Wischi waschi! Wäre mir etwas mit der Barm-

herzigkeit. Mit ſo einem Dinge kann ich mir gute Tage machen. Und wenn ich . . ."

Als er ſtockte, ſah die Frau zu ihm auf. Ein böſes Ahnen flog ihr durch den Kopf und ſie fragte mit gehobener Stimme:

„Und wenn . . . was willſt Du damit ſagen?"

„Ich meine nur", entgegnete er zögernd. „Iſt ein fremdländiſches Goldſtück und mehr werth, als bei uns eine Piſtole. Wenn wir ſeine Brüder hätten!"

„Seine Brüder?"

„Der da drinnen hat ſie. Eine ganze Taſche voll! Mehr als nöthig iſt, um unſere Hofſtelle wieder zu kaufen."

„Es iſt ſein Geld, Mann."

„Jetzt noch. Aber er könnte doch — zum Dank dafür, daß wir ihn aufgenommen haben — es uns leihen."

„Der fremde Mann?"

„Und wenn er es uns nicht leihen wollte!" fuhr Claas Tamm nach einer Pauſe fort und ſeine Augen leuchteten, „dann könnte man . . ."

„Vater!" rief Frau Trina erſchreckt. „Das ſprichſt Du nicht ſelbſt. Das iſt der Verſucher, der an Dich herantritt und Dich zum Diebe machen will."

„Was ſagſt Du, Trina? Was unterſtehſt Du

Dich, von mir zu denken?" entgegnete er, und seine Stimme zitterte.

„Und wenn Du Deine Hand nach seinem Gelde ausstrecktest und er setzte sich zur Wehre, dann käme der Versucher nochmals und sagte: Schlage ihn todt, sonst verräth er Dich und die Diebe kommen an den Galgen."

„Laß los, Weib! Laß los!" stöhnte er.

„Nein!" entgegnete sie fest. „Das ist der Geist, von welchem die Liesbeth sprach, der jetzt über mich kommt. Ich bin Dein Weib und soll zu Dir stehen in Noth und Tod. Ja, ich will glauben! Glauben an Gottes Barmherzigkeit und an Frieden und Versöhnung."

Sie ergriff seine Hand und hielt sie krampfhaft fest:

„Herr Gott, sei uns gnädig und barmherzig und behalte dem alten Manne seine bösen Gedanken nicht. Vater, Du hast mir vielen Gram bereitet und dieses Herz gequält, mehr als ich sagen kann. Du hast mir mein Kind genommen, das in der Welt gestorben und verdorben ist. Aber ich will Alles vergessen und vergeben, wenn Du Deine bösen Gedanken fahren läßt."

„Laß los, Frau! Laß los! oder es kommt über Dich!"

„Mag es kommen! Du kannſt mich mißhandeln und tödten, aber ich halte Dich feſt, wenn Du nicht den Gedanken fahren läßt, welchen der Teufel in Dir wach gerufen hat. Wirf das Goldſtück weg. Es iſt Blutgeld, wie das, was Du für unſern Gottfried bekommen haſt.“

„Unſer Gottfried!“ ſagte zitternd der Alte. „Er iſt nicht wiedergekommen.“

Ein krampfhaftes Schluchzen erſtickte ſeine Stimme. Frau Trina bemerkte die Wandelung, welche in ihm vorging, und ſprach:

„Sprich mir nach, Vater. Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Er that es mit bebenden Lippen.

„Und führe uns nicht in Verſuchung!“ ſagte Frau Trina inbrünſtig, und als klinge es im Echo wieder, ſprach er ihr nach: ... „nicht in Verſuchung.“

„Sondern erlöſe uns von dem Uebel; denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen!“

„Amen!“ wiederholte Claas Tamm. „Mit dieſem Worte fällt eine ſchwere Laſt von meiner Bruſt. Mir iſt wunderlich zu Sinn, Frau. Laß mich niederſitzen.“

„Hier ſetze Dich her, Vater. Ich ſchüre das Feuer an und will bei Dir bleiben. Gott ſchütze uns, wie

es draußen über die Haide wegfegt! Das ist der Sturm! Schließe die Augen, Vater, und versuche zu schlafen. Du kannst es, denn Du hast keine bösen Gedanken mehr. Gute Nacht und Amen!"

Und auf Beide senkte sich der erbarmende Schlaf herab.

Der neue Morgen brach an. Auf der alten Liebe, wie am Fuße des Leuchtthurmes entstand eine unruhige Bewegung. Das Boot, welches die Aufsicht über das Quarantaineschiff hatte, landete und die Männer sagten aus, was ihnen begegnet war.

Wie im Fluge verbreitete sich die Kunde von Mund zu Mund: „Von dem Deck des Quarantaineschiffes ist Jemand in's Wasser gesprungen und die stationirten Wächter waren nicht im Stande, ihn aufzufinden."

Ein Fischer, der sich in der Nähe des Leuchtthurmes befand, wollte bemerkt haben, daß eine menschliche Gestalt aus dem Wasser auftauchte. Sie sei den Deich hinaufgeklommen, habe auf seinen Zuruf nicht geachtet, sondern sich in der Richtung nach dem Flecken in der Dunkelheit verloren. Der Nachtwächter in Ritzebüttel sagte aus, es sei in der Finsterniß Jemand so dicht an ihm vorbeigelaufen, daß er beinahe über den Hau-

fen gerannt wurde. Da der Flüchtling auf seinen Zuruf nicht achtete, habe er seinen Stock nach ihm geworfen, aber ihn nicht getroffen. Derselbe habe, so viel er bemerkt, die große Straße nach Altenwalde eingeschlagen.

Die verschiedenen Gerüchte wurden zusammengestellt und daraus ein Ganzes geformt. Ist jener Mensch, welcher aus dem Strome auftauchte und sich dann nach binnenwärts verlor, Einer von der Besatzung der spanischen Brigg oder nicht? Die Quarantaine-Commission ward berufen, dies zu ermitteln.

Versehen mit allen Vorsichtsmaßregeln, steuerte das Fahrzeug auf die Rhede hinaus und legte sich in den Luf der Brigg. Neugierig schauten die Gefangenen auf dem freien Strom diesem Beginnen zu und vernahmen den Ruf:

„Deck ahoi!"

In diesem Augenblicke erschien der Capitain auf dem Deck, gestützt auf seinen Steuermann. Er trat auf die Galerie und zog zum Gruße den Hut.

„Alles wohl am Bord?" rief es aus dem Boote.

„Alles wohl!" entgegnete der Capitain, den Schmerz gewaltsam unterdrückend.

„Mannschaft noch vollzählig?" fragte es weiter

in dem Boote, und als die Antwort einen Augenblick warten ließ, ertönte der Befehl von unten herauf:

„Alle Mann auf den Fallreep!“

Dieſe Worte brachten die Mannſchaft in eine nicht gewöhnliche Aufregung. Während die Leute ſich rüſteten, dem Befehle nachzukommen, rief es aus dem Boote:

„Iſt während der Nacht Jemand vom Schiffe deſertirt? Die Wächter haben Verdacht.“

Der Capitain verneinte es, aber dem Steuermann fiel die Unterredung mit ſeinem Paſſagier bei und unwillkührlich rief er:

„Godofredo! Wo iſt Sennor Godofredo?“

„Achtung, Capitain! Sind Alle an ihrem Platze?“

„Alle, Herr. Keiner mehr unter Deck.“

„Dann fehlt Einer. Geſtern zählten wir dreizehn und heute ſind es nur zwölf. Seht Euch vor, Herr, daß Ihr Euch nicht in's Unglück bringt.“

Der Capitain betheuerte, daß er von Nichts wiſſe und unſchuldig ſei. Es ward ſofort eine genaue Unterſuchung angeſtellt. Von der Beſatzung der Brigg fehlte Keiner, aber der Paſſagier derſelben, Sennor Godofredo, war nirgends zu finden.

Der Commandeur des Quarantainebootes gab ſeine gemeſſenen Ordres und kehrte alsbald an das Land zurück. Alles nur Denkbare ward in Bewegung geſetzt,

um den Flüchtling zu ermitteln und die Folgen, welche durch seine Flucht entstehen könnten, möglichst unschädlich zu machen. Die Aussage des Fischers und des Nachtwächters lenkte die Aufmerksamkeit auf die Höhen der Geest.

Abwärts von derselben, in der Hütte im Moorgrunde, wurde es Tag. Claas Tamm und seine Frau erhoben sich. Das Feuer war längst erloschen und ein leises Frösteln rieselte über ihren Rücken herab. Der Alte schüttelte sich, und nach der Kammerthüre blickend, sprach er:

„Drinnen ist noch Alles still."

„Das arme Blut!" sagte Frau Trina. „Er war ganz herunter und mag den Schlaf nöthig haben. Könnte ich ihm nur einen Tropfen Warmes bieten; aber es ist Nichts im Hause."

„Für dieses da," sagte Claas Tamm und zeigte auf das Goldstück, gäbe es bei dem Krämer im Dorfe, oder in der Schenke genug. Ob ich hinaufsteige?"

Er öffnete die Thür. Der helle Tag fiel in die Hütte, deren Eigner heraustrat:

„He! He! Da ist der Schäfer! Ihr seid früh bei Wege mit Euern Schafen. Was giebt es Neues?"

„Was soll es geben! Haben vielleicht die Pest im Lande und ich möchte ihr gern aus dem Wege gehen."

„Was ſagt Ihr? Die Peſt?“

„Freilich. Wißt Ihr es denn nicht? Bei Cuxhafen liegt ein fremdes Schiff, welches die Peſt am Bord hat. In der letzten Nacht iſt ein Kerl von demſelben deſertirt und an das Land geſchwommen.“

„Jeſus!“ rief Claas Tamm und der Schäfer ſagte im Weitertreiben:

„Ihr erſchreckt Euch? Ja, es iſt auch darnach, ſich zu erſchrecken. Ein Kerl, der die Peſt hat, läuft hier unter uns herum und vergiftet Land und Leute. Müßte niedergeſchoſſen werden, wie man einen tollen Hund niederſchießt. Nun Adjes und ſeht Euch vor, daß Ihr nicht mit ihm zuſammenrennt.“

Der Schäfer zog weiter. Claas Tamm wußte ſich nicht auf den Beinen zu halten und erſchrak, als ſeine Frau mit den Worten zu ihm trat:

„Vater, ich habe in die Kammer hinein geſehen. Der junge Kerl liegt im vollen Fieber. Was fangen wir an?“

„Ich habe das Unglück in mein Haus genommen!“ rief der Alte. „Es wird mich verderben.“

Da erſchien Liesbeth, wie ſie es der Frau Trina verheißen. Sie grüßte Beide und ſagte:

„Was iſt mir denn das? Ihr ſteht hier draußen

und die Thür ist weit aufgesperrt? Geht Ihr so mit Euerer kranken Frau um, Claas Tamm?"

„Es ist nicht meine Schuld!" entgegnete dieser zögernd. „Sie hat es gewollt und ich habe nachgegeben. Nun liegt Einer drinnen, der hat das Fieber und ist wohl gar . . ."

„Was meint Ihr? Ich verstehe Euch nicht," sagte Liesbeth. „Ihr wendet Euch ab? Sprecht Ihr, Frau Trina. Was ist geschehen und warum steht Ihr hier im Morgennebel?"

Frau Trina bekannte, was zur Nacht geschah und wie sie den jungen Mann fand. Liesbeth hörte sie an und sagte unwillig:

„Er suchte Schutz bei Euch und Ihr verlaßt ihn in der Noth? Ist das der Glaube, der in Euch lebendig geworden ist? Geht in Euch, Frau, und laßt Euern Gast nicht in Noth und Elend umkommen."

Frau Trina stand unschlüssig da. Sie blickte bald auf die Jungfrau, die zürnend auf sie niedersah, bald auf ihren Mann, der sie beim Arm ergriff und festhielt.

„Sie soll nicht. Drinnen hauset die Pest!" rief Claas Tamm. „Wer wird so toll sein und sich in den Höllenrachen stürzen, wenn er weiß, daß er darin umkommt?"

„Ich!" sagte Liesbeth. „Und der mir den Muth

giebt, meine Chriſtenpflicht zu üben, wird mir auch die Kraft verleihen, ſie zu erfüllen."

„Habt Ihr nicht gehört, was zur Nacht geſchah?" fragte Frau Trina. „Und kann nicht jener junge Menſch derſelbe ſein, der die Krankheit in das Land trug."

„Mag es!" ſagte Liebeth. „Darum trieb es mich alſo mit dem erſten Tagesſchimmer hierher. Daran erkenne ich, daß ich berufen bin, als demüthige Magd, das Gebot des Herrn zu erfüllen. Sein Wille geſchehe."

Und ſie trat in die Hütte, wo der junge Flüchtling beſinnungslos im Fieber lag.

„Vater!" ſagte die Frau nach einer Pauſe. „Laß uns ihr nachgehen. Wir können ſie in der Noth nicht allein laſſen."

„Daß ich bei Sinnen wäre!" entgegnete Claas Tamm abwehrend. Er führte ein nacktes, erbärmliches Leben, aber er wollte es doch nicht daran wagen.

„Wenn ihr ein Unglück bei uns zuſtößt."

„Sie hat es ſo haben wollen!" ſprach mürriſch der Alte.

„Das ganze Dorf wird uns aufſäſſig. Sie ſchauen auf dem Paſtorenhofe die Liesbeth wie ein Heiligenbild an", ſagte Frau Trina. „Ich verwinde es im Leben nicht."

„Sie ist von selbst hineingegangen," brummte er vor sich hin. „Wir sind nicht schuld."

„Wohl sind wir schuld. Hätten es nicht leiden müssen. Und wenn ich mir denke, wie der arme Junge aussah, als er ausgestreckt da lag und wirres Zeug durcheinander sprach. Es ging mir durch Mark und Bein. Mich reut es, daß ich ihn verlassen habe und ich will es wieder gut machen."

Von dem Sandhügel herab schlängelte sich der Weg von dem Dorfe Altenwalde nach dem Moorgrunde. Dieser bedeckte sich mit Menschen. Es waren die Wächter der Quarantaine, die nach dem Flüchtling suchten. Neugierige zogen hintendrein. Die meisten derselben gehörten zu der Gemeinde von Altenwalde.

Bei diesem Anblick schwiegen die beiden Hüttenbewohner und blickten die Kommenden mit scheuer Neugier an. Der Führer schritt gerade auf die Alten zu und rief:

„Habt Ihr einen Flüchtling bemerkt? Hollah, Mann! Gebt Antwort."

„Ich weiß nicht!" stotterte Claas Tamm.

„Sage nicht wissentlich eine Lüge, Mann," sprach warnend Frau Trina. „Ja, Herr, hier ist ein flüchtiger Mann zur Nachtzeit angekommen. Wir haben ihm die Thür

geöffnet, ohne zu fragen, woher und wohin? Nun liegt er drinnen auf dem Strohsack und hat das Fieber."

„Das ist unser Mann," sagte der Führer." Laufe Einer und sage es auf dem Amte und bei dem Doctor an. Welchen Verkehr habt Ihr mit dem Ausreißer gehabt? Es wird ein schweres Wetter über Euch kommen, Ihr unvorsichtiges Volk."

„Haben wir etwas Böses gethan?" fragte Frau Trina, sich ermannend. „Wir haben Barmherzigkeit geübt."

„Dann übt sie auch ferner," sagte der Führer spöttisch. „Ihr seid verdächtig und dürft nicht mit andern Menschen zusammen treten. Zurück in die Hütte mit Euch."

„Laß uns gehen, Mann! Wir thun unsere Christenpflicht. Gott wird uns nicht verlassen und wir brauchen nicht vor Schaam zu vergehen vor dem jungen Kinde, das da drinnen als eine barmherzige Samariterin schafft."

Frau Trina ging der Hütte zu. Die Thür derselben öffnete sich und Liesbeth erschien auf der Schwelle:

„Zurück! Hier ist die Pest!"

Diese Worte brachten einen furchtbaren Eindruck hervor. Viele schrieen laut auf und liefen nach allen Richtungen hin auseinander. Der Führer des Trupp

ſuchte umſonſt die aufgelöſte Ordnung wieder herzuſtellen. Er ſtellte ſeine zuverläſſigſten Begleiter ſo auf, daß jeder Zugang zu der Hütte verſperrt wurde, und ſann nach, wie in dieſem ſchwierigen Falle weiter zu handeln ſei.

Die Bewohner von Altenwalde, welche ſich eingefunden hatten, geriethen bei dem Anblick ihres Schutzengels außer ſich. Sie machten ihrer Aufregung durch lautes Geſchrei Luft und beriethen haſtig mit einander, was in dieſer Lage zu thun ſei.

„Wir laſſen ſie nicht dort," ſagte ein junger Burſche, der Allen voran war. „Sie ſoll dort nicht umkommen. Sie gehört zu uns und wir werden ſie mit uns nehmen, geſchehe, was da wolle."

„Verſucht es!" rief der Führer und ſchwang die Waffe. „Ich ſpalte Euch den Kopf, wenn Ihr nur einen Schritt näher geht."

„Da muß ich auch dabei ſein!" war die Antwort des Burſchen. „Wir können leicht aneinander gerathen, aber das Auseinanderkommen wird ſchwerer halten. Kommt an!"

„Halte an, Franz Eberhard," rief Lisbeth, die einige Schritte näher ging. „Du ſollſt an dieſen Mann keine Hand legen, der in ſeinem Rechte iſt und ſeines Amtes wartet. Ich bin einmal in dieſes Haus ge-

kommen und kein Anderer soll es betreten. Auch Ihr nicht!" fuhr sie, gegen die beiden Alten gewendet, fort. „Franz Eberhard, ich vertraue Dir die alten Leute an. Du wirst sie beschützen."

„Das thue ich, Jungfer Liesbeth," sagte der junge Bursche, der diesen Namen führte. „Was Sie mir befiehlt, das thue ich gern und müßte ich bei lebendigem Leibe durch Feuer und Wasser gehen. Kommt, Vater Tamm, ich bringe Euch sammt Euerem Weibe nach unserm Hofe und Ihr sollt es so gut haben, als wir selbst."

„Und ihr Andern geht ruhig nach Hause," fuhr Liesbeth fort. „Seid getrosten Muthes und ängstigt Euch nicht. Und Ihr, Herr, der Ihr der Erste zu sein scheint, gönnt mir die Freistatt an dem Schmerzenslager des Kranken. Sorgt dafür, daß uns das Nothwendige nicht mangele und vertraut vor Allem auf Gottes Vatergüte, die ihre schützende Hand über uns ausbreitet."

„Aber Sie, Jungfer Liesbeth! Will Sie allein bei dem Pestkranken zurückbleiben? Bedenke Sie es wohl. Niemand wird zu Ihr kommen und ich darf Sie nicht über diese Linie gehen lassen. Denkt Sie nicht an sich selbst?"

„Mein Leben steht in Gottes Hand. Ich folge

dem Triebe, den Er mir in's Herz gelegt hat, und erfülle Seine Gebote. Ihm habe ich vertraut und will es ferner thun. Er wird mich behüten und ich weiß, daß ohne Seinen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt."

Mit dieſen Worten ging ſie in die Hütte zurück. Der Führer ließ den Franz Eberhard mit den beiden Alten ungehindert ziehen und ſtellte ſeine Poſten auf. Die Uebrigen, welche Neugier hierher gelockt hatte, verloren ſich nach und nach. Ein Eilbote war nach Cuxhafen gegangen, um das Quarantaine-Amt von allem zuletzt Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen und um weitere Verhaltungsbefehle zu bitten.

Es trat auf dem Platze, der noch eben Zeuge einer ruheloſen Bewegung war, eine augenblickliche tiefe Stille ein.

Weit über eine Woche war verſtrichen. Die Jungfrau, welche ſich freiwillig zum Dienſt der Menſchheit und des Erbarmens geopfert hatte, ward mit Allem, was ſie für ſich und ihren Kranken bedurfte, reichlich verſehen. Sämmtliche Gegenſtände wurden an einen beſtimmten Ort gelegt und wenn die Männer, welche ſie brachten, ſich zurückgezogen hatten, trat Liesbeth

aus der Hütte und nahm sie in Empfang. Dann blieb sie einen Augenblick im Freien, sah zur blauen Himmelsdecke auf und grüßte freundlich die Wächter und die Andern, welche sich auf dem nahen Hügel einfanden. Kein Tag verging, wo nicht mehrere Dorfbewohner erschienen und so weit vorgingen, als sie durften, um das Kind der Gemeinde zu sehen, das so opferbereit sich in den Rachen des Todes wagte und selbst aus Cuxhafen und Ritzebüttel fanden sich Neugierige ein, die mit eigenen Augen schauen wollten was sie nicht zu begreifen vermochten.

Die spanische Brigg wurde unabläſſig beobachtet. und genaue Nachforschungen angestellt, während man für die Bedürfnisse der Mannschaft in umfassender Weise sorgte. Die Krankheit des Capitains und des Matrosen Pedro war vorübergehend. Die Beobachtungen des Arztes führten zu dem Resultat, daß hier keine ansteckende Krankheit vorliege und daß es kein Bedenken haben werde, dem Schiffe nach beendeter Quarantaine die freie Pratica zu ertheilen.

Diese günstige Wendung der Dinge ließ einen Blick auf den Verbannten in der Hütte auf dem Moor werfen. Der Arzt beschloß, sich an Ort und Stelle zu begeben und der Dorfarzt von Altenwalde, welcher um das zarte Gemeindekind in großer Sorge war

und in der Hütte einige Besuche abgestattet hatte, welches nur verstohlen geschehen konnte, erbot sich, ihn zu begleiten. Mit dem Beginn des nächsten Tages, der für die Aufhebung der Quarantaine angesetzt war, sollte dieser Besuch stattfinden.

Aber in der Nacht vorher begab sich eines jener rührenden Ereignisse, welche den Menschen, der sie erlebt, weit über die irdische Alltäglichkeit erheben.

„Seid nun getrosten Muthes, Freund," sagte Liesbeth mit freudestrahlenden Blicken, als Godofredo aus der Kammer trat, die ihm bisher eine Folterkammer gewesen war und die er jetzt fast hergestellt verließ. „Euch ist großes Heil widerfahren, denn das böse Fieber hat Euch verlassen und Ihr geht Eurer völligen Genesung entgegen."

„Und wem danke ich dieses Glück?" entgegnete er lebhaft. „Wem anders, als Euch . , ."

„Nicht mir!" unterbrach ihn Liesbeth, „sondern dem gütigen Vater im Himmel, der das Geschick eines jeden Sterblichen mit milder Hand leitet. Ihm allein schuldet Ihr Euern Dank."

„Ja, ich will Ihm danken aus vollem Herzen und Ihr wißt nicht, wie sehr ich dazu Ursache habe. Ich kam hierher, um eine heilige Pflicht zu erfüllen, und

weil die Quarantaine mich daran hinderte, wagte ich die verzweifelte Schwimmfahrt."

„Möge Euer Vorhaben Euch gelingen."

„Alle meine Kraft will ich daran setzen, eine Heimath, die ich als Kind verlor, als Mann wieder zu finden."

„Wie verstehe ich das?" fragte Liesbeth und Godofredo sagte:

„Ich will es Euch erzählen. Wie dürfte ich ein Geheimniß vor Euch haben, ohne die ich meinen Leiden hätte erliegen müssen. Hört mich an und habt Geduld mit mir, wenn ich, der Landessprache nicht gewohnt, mich Euch nur mangelhaft verständlich machen kann."

Godofredo erzählte. Liesbeth merkte auf; anfänglich nur mit freundlichem Wohlwollen, aber bald mit der lebhaftesten Theilnahme. Ein frohes Ahnen flog durch ihre Seele und ihr Herz begann zu schlagen, als Godofredo mit den Worten schloß:

„Ihr wißt nun Alles. Mein armer Vater ließ sich verleiten, aus Mangel und Noth mich in die Hände des Seiltänzers zu geben in einer Stunde, da er von seinen Gläubigern hart gedrängt ward. Als ich von der Wahrheit dieser Aussage mich überzeugt hatte, ließ es mir keine Ruhe, bis ich mich auf dem Wege hier-

her befand. Nachdem ich darauf die mir fremde Heimath vor mir sah und man mich hindern wollte, sie zu betreten, half ich mir selbst und wäre ohne Euern Beistand verloren gewesen."

Liesbeth hörte die letzten Worte nicht mehr. Sie war in großer Spannung und sagte:

„Herr mein Gott, vor welchem Geheimniß stehe ich? Wäre es wahr, was jetzt mein Herz ahnt, wie wunderbar unerforschlich sind dann Deine Wege."

Und sich zu Godofredo wendend, sprach sie mit der innigsten Theilnahme:

„Aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, wie der Ort heißt, wo Ihr heimisch seid, und welchen Namen Ihr führt. Erst dann können wir wissen, ob Euere Aeltern, nach denen Ihr Euch mit vollem Herzen sehnt, noch am Leben sind."

„Altenwalde heißt der Ort," sagte Godofredo, „und in meiner Fieberhitze glaube ich gehört zu haben, daß dieser Name in meiner Nähe genannt worden ist."

„Der Arzt hat ihn genannt, der dort, eben so wie ich, seine Heimath hat. Jenseits der Hügel, die hier vom Moor aufsteigen, liegt jenes Dorf und der Thurm der Kirche schaut weit in das Land hinein. So seid Ihr denn das verlorne Kind, welches die

Mutter ihr Leben lang betrauerte und welches der alte Vater noch immer ſucht und nicht finden konnte."

„Meine Aeltern leben!" rief Godofredo lebhaft. „Ihr ſagt es, daß meine Aeltern leben?"

„Wenn Euer Name Gottfried Tamm iſt!" entgegnete Liesbeth, fortgeriſſen von der Macht des Augenblickes, ebenfalls mit großer Lebhaftigkeit, „dann leben ſie und Ihr ſeid berufen, die Qualen eines Mutterherzens zu enden und das Gewiſſen eines Mannes von einer ſchweren Laſt zu befreien."

„Ich heiße Gottfried Tamm!" jauchzte Godofredo auf. „Der Mann, welcher mir beichtete, hat es geſagt und mit einem heiligen Eide bekräftigt. So bin ich denn an dem Ziele meiner Wallfahrt angelangt."

„Ihr ſeid es. Als ein Zeichen, daß ſich die Verheißung erfüllt, bringt der Lichtſtrahl des neuen Morgens in dieſe Kammer. Laßt mich ausſchauen, ob es die Witterung geſtattet, daß Ihr den erſten freien Athemzug thun dürft."

Sie trat in's Freie. Der Quarantainewächter, der eben im Begriff war, anzuklopfen, rief ihr zu:

„Freut Euch, Jungfer Liesbeth. Alle Noth hat ein Ende. Ihr könnt getroſt mit uns verkehren und Euer Pflegling kann es auch, wenn ſeine Beine ihn ſchon bis hierher tragen. Da kommt unſer guter

Doctor, den ich nie gesehen habe, wenn er heimlich hierher schlich, weil ich ihn nicht sehen durfte, und mit ihm kommt die ganze Gelehrsamkeit von Cuxhafen und das halbe Altenwalde zieht hinter ihnen drein."

Da eilte Liesbeth in die Hütte zurück, um den ängstlich Harrenden auf Das verzubereiten, was ihm bevorstände, und ihn in's Freie zu führen. Der Quarantainewächter aber, in der Freude, seines beschwerlichen Amtes enthoben zu sein, rief den sich Nähernden ein fröhliches Willkommen entgegen und sagte:

„Kann Euch sagen, daß die Liesbeth gesund und munter ist. Ihr Schützling ist es auch und Ihr sollt sie wieder haben, wenn erst die Doctoren, welche Ihr jetzt hineingehen seht, Ihre Schuldigkeit gethan haben. Da ist Sie ja auch, Frau Trina Tamm, und Ihren Alten hat Sie bei sich. Sehnt Euch auch wohl darnach, das alte Nest wieder in Besitz zu nehmen, was ich bisher nicht leiden durfte. Heute giebt es kein Hinderniß mehr und da kommt auch schon Jungfer Liesbeth gerade auf Euch los."

Als die Jungfrau sichtbar wurde, kamen ihr Alle mit der ungeheucheltsten Theilnahme entgegen und legten ihre Freude auf jede Weise an den Tag. Mit schaamhaftem Erröthen empfing sie die Zeichen der Liebe und sagte darauf:

„Laßt mich erst mein Werk ganz vollenden, dann gehöre ich Euch wieder, wie immer. Nun, Mutter Tamm? Ihr wollt Euer Haus in Besitz nehmen? Das sollt Ihr und Ihr werdet einen Schatz darin finden, welcher Euch für Euer ganzes Leben glücklich machen wird."

„Was ist das für ein Schatz, Kind?" fragte die Alte und Liesbeth sagte:

„Der Mann, den Ihr aufnahmt und der unter Euerm Dache genas, kommt aus fernen Landen und weiß viel von einem verlornen Gute zu erzählen, nach welchem Ihr so lange suchtet . ."

„O, Herr mein Gott!" rief Frau Trina ahnend, aber Claas Tamm sagte in großer Erregung:

„Sprichst Du von Gottfried? Ja, ja! Du sprichst von ihm. Du würdest sonst nicht so freudig darein schauen, wie Du thust."

„Ja, ich spreche von ihm," sagte Liesbeth, „und wenn Ihr Euch fassen wollt im Glücke, sage ich Euch, daß Euer Sohn gefunden ist und Ihr ihn wieder in Euere Arme schließen sollt."

„Gottfried! Gottfried!" rief der Vater mit bebender Stimme und die Mutter rief es ihm nach, und den beiden alten Leuten strömten die Thränen aus den Augen.

Godofredo, der ängstlich-harrend auf der Schwelle stand, vermochte sich nicht länger zu halten. Mit dem

Rufe: „Vater! Mutter! Hier ist der Gottfried!“ eilte er herbei und schloß die tief erschütterten Alten in seine Arme.

Mit inniger Rührung sahen alle Anwesenden auf ein Schauspiel, das keiner Erklärung bedurfte. Vater, Mutter und Sohn in einer innigen Umarmung, voll Dank und Freude schwelgend in dem Besitz des gewonnenen Glückes. Wohl schlug dem Vater bange das Herz, als er dem Sohn, den er so gewissenlos von sich stieß, gegenüber stand, und mit zitternder Stimme sprach er:

„Vieles bin ich mir gegen Dich bewußt . . .“ Aber der Sohn verschloß ihm den Mund mit einem Kusse und rief: „Vergeben! Vergessen! Vor dieser Freudenstunde verschwinden Jahre des Kummers wie ein Hauch.“

„Das spricht mein Sohn!“ sagte Frau Trina stolz. „Ja, Vater, es ist Alles vergeben. Wo ist Liesbeth, der wir dies Glück zu verdanken haben?“

Aber Liesbeth war nicht zu sehen, und Franz Eberhard sagte:

„Die ist längst nach Altenwalde. Ihr wißt es ja, sie mag nicht vor den Leuten gepriesen sein. Laßt ihr doch ihren Willen.“

Ein volles Jahr war seit diesem denkwürdigen Tage verstrichen. Die Hütte im Moor war nicht mehr

baufällig. Sorgsame Hand hatte sie ausbauen lassen, als ein sichtbares Erinnerungszeichen an eine verhängnißvolle Zeit. Aber bewohnt war sie nicht. Ihre bisherigen Insassen hatten sich nach Altenwalde zurück begeben.

Sennor Godofredo folgte der vorangesegelten Brigg nach Hamburg und nahm sein Hab und Gut daselbst in Empfang. Mit dem Fährmann kehrte er dahin zurück und ließ sich als Herr Gottfried Tamm in Cuxhafen nieder. Das Gehöft des Vaters kaufte er dem jetzigen Besitzer ab, versah es mit einem tüchtigen Wirthschafter und dort verlebten nun Vater Claas und Mutter Trina, wie auf einem behaglichen Altentheil, den Abend ihres Lebens in ungetrübter Heiterkeit.

Es war Morgen, aber kein Sonntag, und doch läuteten die Glocken auf dem Thurm zu Altenwalde, daß es weithin schallte. Die Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz. Am Altar erschien der Pastor im vollen Ornat und vor ihm standen Herr Gottfried Tamm und Jungfrau Elisabeth Weiland, die Hände zum ewigen Bunde ineinander gefügt. Segnend ruhte die Hand des Priesters auf ihren Häuptern. Die Orgel fiel in brausenden Accorden ein und die versammelte Gemeinde sprach andächtig: „Amen!“

Mein oder Dein?

Mein oder Dein?

Wer von seewärts her in die Elbe kommt und kein geübtes Lootsenauge mitbringt, der glaubt erst gar nicht, er sei darin. Nichts als Luft und Wellen. Auf den letzteren wiegt sich die rothe Tonne und nicht weit von ihr das Lootsgaliot. Erst wenn das heimkehrende Schiff an der Insel Neuwerk vorüber fliegt, wenn die Kugelbaak und der Leuchtthurm von Cuxhafen sichtbar werden, dämmert der Gedanke an eine Stromмündung in ihm auf.

Wenn aber bei Brunsbüttel die beiden Ufer zusammenrücken, zeigt sich die auf- und abströmende Elbe mit ihren zahllosen Schiffen auf dem Rücken und ihren hohen, eingedeichten Ufern zu beiden Seiten. Es ist eine großartige Einförmigkeit, nur unterbrochen durch eine Kirchthurmspitze, oder einen Hausgiebel, oder einen hohen Baumwipfel, welche über die grünen Umwallungen wegschauen.

Einige Meilen weiter aufwärts machen der Freiburger Außendeich zur Rechten und die rothen Dächer von Glückstadt zur Linken dieser Einförmigkeit ein Ende. Nun erscheinen die flachen Inseln, die man auf der Elbe Sande, auf der Weser Platen nennt. Die Erste ist Krautsand. Lang und schmal hebt es sich aus den Wellen empor. Ein breiter Elbarm trennt es von Holstein und statt des einen großen Stromes bieten sich die Nordelbe und Südelbe dem überraschenden Auge dar. Dem Krautsande folgt das Aßler-Sand und nach diesem kommen viele andere Eilande. Durch kürzere, oder längere Wasserstraßen getrennt, zwischen zwei Festlanden ein grünendes und blühendes Inselreich, das sich weit über Hamburg hinaus erstreckt und das die Elbe mit hundert Armen umschlingt, eine silberne Fassung für eben so viele Edelsteine.

Unter diesen Edelsteinen, so verschieden an Form und Gehalt, ist ein köstlicher Smaragd. Er liegt dem idyllischen Flottbeck gegenüber und heißt der Finkenwerder. Dies Eiland zeichnet sich dadurch aus, daß David Hansemann auf demselben geboren ist, daß es zur Hälfte einer Republik und zur Hälfte einem Königreiche gehört, und daß daselbst ein äußerst belebter und gemüthlicher Johannismarkt stattfindet, während dessen Dauer von den luftigen Zeltdächern und den

Maſtenſpitzen der Fiſcherever die Hamburgiſche und die Hannöverſche Flagge in traulicher Eintracht neben einander luſtig im Winde flattern.

Das Eiland iſt nur eine Stunde lang und kaum ein Drittheil ſo breit. Es iſt mit einem Deiche umgeben, auf welchem man es in drei Stunden bequem umgehen kann. Aber auf dieſem kleinen Raum liegen im Schooße der Erde der Reichthum und die Fülle. Der Pflug und der Spaten werben um ihn und auf dem Felde und im Garten, auf den Wieſen und im Röhricht ſteigt er vor unſern ſichtlichen Augen aus der Tiefe.

Das wußten die alten Herren von Bynken vom luſtigen Werder wohl, nach welchen dieſes Eiland den Namen hat; darum ermahnten ſie ihre Nachkommen, daß ſie der alten Sitte treu bleiben möchten. Dieſe hielten ſich an der Altvordern Gebot; ließen nicht von Spaten und Pflug, wehrten ab, daß kein neumodiſcher Flitter und kein werthloſer Tand über den Deich kann, denn der ehrſame Hinnerk Bynk ſagte zu ſeinem Sohne: „Schön Gewand, macht läſſige Hand“ und ſein Weib ſagte zu der Tochter: „Sammt und Seide löſchen das Feuer in der Küche.“ Beide Sprüche vererbten ſich von Kind auf Kindeskind, bis in die

neueste Zeit hinauf; dann freilich begannen sie allmählich in Vergessenheit zu gerathen.

Aber in vollen Ehren bestanden diese Sprüche noch in jenen Tagen, da der Wilken Sumfleth und der Gerd Hinsch in ihren Häusern das Regiment führten. Sie waren Nachbarn; so nahe Nachbarn, daß sie, Jeder auf seinem Grund und Boden stehend, sich die Hand geben konnten, ohne sich sonderlich vorüber zu beugen, wenngleich der Grund des Einen zu Churhannover und der Grund des Andern zur Republik Hamburg gehörte. Beide hatten von der Schulbank und der Gänsewiese an gute Freundschaft gehalten und waren mit irdischen Gütern so gleichmäßig bedacht, daß Keiner Ursache hatte, dem Andern um irgend etwas zu beneiden.

Der einzige Unterschied zwischen Beiden war, daß der Wilken Sumfleth einen Sohn und der Gerd Hinsch eine Tochter hatte. Allein dieser Unterschied sollte die Ursache einer noch größeren Gemeinschaft werden. Die müssigen Dirnen und die eben so müssigen Junkerle flüsterten es sich zu und kein Zweifel waltete darüber ob, daß es am nächsten Johannismarkte offenbar werden würde, denn in diesen glückseligen Tagen traten so manche Geheimnisse an das Tageslicht, die bis dahin im Verborgenen schlummerten.

Am Vorabend vor jenem gesegneten Johannistage was es, als der Wilken Sumsleth und der Gerd Hinsch einander, wie zufällig, auf dem Deiche begegneten. Bislang hatten sie gleich ein freundliches Wort zur Hand und tauschten Gruß und Handschlag. Heute begnügten sie sich damit, an die Mütze zu greifen und sich zuzuwinken.

„Möchte wissen, ob ich mir etwas vergebe, wenn ich ihn zuerst anrede," sagte der Wilken Sumsleth vor sich hin.

„Kann lange warten, bis ich ihm das erste Wort gönne!" sprach Gerd Hinsch in gleicher Weise.

„Bei alledem kann er nicht dafür," sagte der Erstere leise, und: „Es ist nicht seine Schuld!" meinte der Andere.

„Er dauert mich!" sagte Wilken Sumsleth und machte Miene umzukehren.

„Ich fühle ein rechtschaffenes Mitleid," sagte Gerd Hinsch und war im Begriff, dasselbe zu thun.

Was diese beiden Freunde bedrückte, war im Grunde derselbe Alp, welcher auf allen Hausvätern des gesegneten Finkenwerders lastete.

Bis vor kurzem war es den ehrbaren Leuten nicht in den Sinn gekommen, daß sie als zwei verschiedene Nationalitäten auf demselben Grund und Boden hau-

seten und kein Streit war entstanden, wenn in den Tagen der Aerndte zufällig die Hamburger Sense die hannöverschen Halme streifte, oder umgekehrt. Aber nun war ein Reisender erschienen, der ein Büchlein voll unerhörter Erlebnisse herauszugeben gedachte und um das zu können, mußte er eine Reihe solcher Erlebnisse zusammen treiben. Darum sagte er zu den Hamburgischen Insulanern: „Was gebt Ihr Euch mit Denen da ab, die nichts sind, als die unterthänigen Knechte eines strengen fürstlichen Gebieters? Ihr seid die freien Bürger eines freien Staates, darum tragt den Kopf höher; Ihr habt das Recht dazu."

Zu den Hannöverschen aber sagte er: „Das sollte mir fehlen, wenn ich zu Euch gehörte und ließe mir von denen da die Butter vom Brode nehmen. Ihr allein seid etwas Rechtes, denn Ihr habt einen gestrengen Churfürsten und Jene haben nur eine Magnificenz, der im Grunde nichts anderes ist, als ein Bürgermeister, was ein Jeder von Euch auch sein kann."

Darauf rüstete er sich zur Abreise und ehe er in das Boot stieg, schrieb er in sein Taschenbuch:

„Diese Finkenwerderschen sind sich ihrer verschiedenen Abstammung wohl bewußt. Sie kämpfen mit Entschlossenheit für die Aufrechterhaltung ihrer bürgerlichen und politischen Rechte, was bei verschiedenen

Anläſſen bedrohliche Conflicte herbeiführt, die eine endliche Auflöſung dieſer unnatürlichen Verbindung herbeiführen müſſen. Ob die feudale, ob die republikaniſche Parthei den Sieg davon tragen wird, liegt noch in dem Schooße der Zukunft begraben."

Und ſie liegen noch bis zur Stunde darin, denn die Inſulaner jener Zeit hatten von den Mittheilungen des fremden Reiſenden nur ſoviel begriffen, daß die eine Halbſcheid von ihnen vornehmer ſei, als die andere und daß man ſich nichts vergeben und den Kopf ſo hoch tragen müſſe, als nur immer möglich.

Das thaten ſie denn auch redlich und am Vorabend vor dem Johannismarkt wären ſogar der Wilken Sumfleth und der Gerd Hinſch in dem Gefühl des eigenen Werthes mit Geringſchätzung aneinander vorübergegangen, wenn nicht die Kinder es verhindert hätten. Der Berend und die Ilſabe hatten von wegen des morgenden Tages Abrede genommen. Es geſchah, indem Berend über die Hollunderhecke wegſchaute, die den Garten der Ilſabe einfriedigte und bei dieſer Gelegenheit fiel ihnen bei, daß ſie noch Manches zu verhandeln hätten, was mit dem Tanze nichts zu ſchaffen habe.

„Willſt Du mich denn?" fragte der Berend und die Ilſabe antwortete: „Ganz und gar!" und ſchlug

treuherzig in die dargebotene Rechte. Gleich darauf war der Berend über die Hollunderhecke weg, er wußte selbst nicht zu sagen, wie? und als sie sich nach längerer Zeit trennten, gewahrten sie die beiden Alten, welche eben an einander vorüberschoben.

„Die sind auch schon vom Hochmuthsteufel besessen," sagte Berend. „Geschwind, Ilsabe, wir müssen sie in das rechte Fahrwasser bringen, sonst ist es mit der Hochzeit auf Martini nichts."

Und schnell wie der Wind eilten sie zu den Alten und schmeichelten und hätschelten sie und gaben so lange gute Worte, bis endlich der Wilken Sumfleth sagte: „Wir wollen es beschlafen!" Dazu gab Gerd Hinsch seine Einwilligung und setzte hinzu: „Und morgen beginnt der Johannismarkt!" Ein Weiteres war aber nicht zu erlangen und die jungen Leute gingen ziemlich trübselig auseinander.

Der ersehnte Morgen brach an. Blaue Luft und Sonnenschein, grüne Bäume, bunte Blumen und lachende Gesichter, wohin das Auge nur schaute. Ueberall entfaltete sich ein fröhliches Leben, am meisten aber vor jenem stattlichen Hause, das mit den weißen Wänden und den hellen Fenstern über den Strom wegleuchtete. Es war die Fährstelle, wo die Jollen und die Ever landeten, welche die überelbischen Gäste brachten, die

fröhlich ſingend, mit wehenden Tüchern und bunten Flaggen das Ufer betraten. Aller Zwieſpalt war verſchwunden, jedes Standesvorurtheil verbannt. Der Hannoveraner trompetete den Hamburgern entgegen und die Hamburger antworteten mit einem endloſen Wirbel auf einer rieſigen Trommel. Von der Weſterweide bis hinüber zum Oſterende war in der Länge, wie in der Breite nichts als neutraler Boden.

Alle lachten und tanzten, am meiſten die Ilſabe und der Berend. Die Väter ſtanden von ferne, ſie tranken, ſchmauchten und nickten ſich zu. In hundert Gruppen wiederholte ſich dieſelbe Scene und Alle waren ſo ſehr mit ſich beſchäftigt, daß ſie nicht merkten, wie der allgemeinen Heiterkeit ein nahes und klägliches Ende bevorſtand.

Alle Geſichter glühten. Ob vor Freude? Oder vom ſtarken Punſch? Oder von der brennenden Johannisſonne, die hoch am Mittage ſtand? Oder von allen Dreien zugleich? Wer will es ſagen? Aber während dieſer dreifachen Gluth braute es auf im Weſten und im Oſten zugleich wie eine dichte Nebelbank. Der Wind, der in den Frühſtunden leiſe von Süden herüberwehte, ſtarb allmählich und die ſchwüle Luft ſenkte ſich erdrückend auf Strom und Land.

Drohend thürmten ſich die Wolken zu Bergen

empor und blickten herausfordernd über den Strom weg auf die bewaldeten Höhen von Nienstätten und Blankenese; allein die Ebbe floß abwärts, neckend und zerrend, selbst ruhelos und keinem die Ruhe gönnend. Die Gewitter wagten sich nicht an das jenseitige Ufer und zogen mit den Wellen. In den Schenken und auf den geräumigen Dielen der Scheunen fiedelte und trompetete die steigende Lust.

Aber wie gefesselt stand plötzlich die Ebbe, aufathmend und keinen Zoll breit weichend, ein minutenlanger Todesschlaf, aus welchem sie plötzlich mit einem lauten Stöhnen erwachte.

„Die Fluth! Die Fluth!" erschallte es hier.

„Die Fluth! Die Fluth!" erschallte es dort.

Die Wasser rauschten heran aus der Wedeler Bucht und schossen bei Schulau um die scharfe Ecke, die trocken gelaufenen Banken mit ihrem schäumenden Gischt bedeckend. Die Fluth hatte den Sturm in seinem nächsten Gefolge und die Wolken, die ihn trugen, warfen Ströme von Regen und scharfe Hagelböen auf die erschrockene Erde herab. Dichte Finsterniß umhüllte die Gegend. Die Blitze zischten wie feurige Schlangen durch die Luft und die rollenden Donner erschütterten die Wohnungen der erschrockenen Eiländer vom Giebel bis zur Grundfeste.

Lautes Angstgeschrei und stummes Entsetzen überall. Vorüber die Freuden des Johannismarktes mit Gedankenschnelle. Die Flaggenstangen knickten wie Binsen und die zerrissenen Flaggen flogen wie bunte Fetzen umher, fortgetragen vom Sturm, niedergeworfen vom Hagelschlag. Die luftigen Zelte wurden vom Boden losgerissen und fuhren wie halbgefüllte Montgolfièren in der Irre umher, bis sie vom Sturm zusammengeballt, klatschend in die Elbe geworfen wurden. So lange die Fluth stieg, nahm das böse Wetter überhand, und erst, als das Wasser seinen höchsten Stand erreichte, beruhigte sich der Sturm, die Donner schwiegen und der strömende Regen erreichte sein Ende. Aber nun war es finster und kein Auge vermochte zu ermessen, wie groß das Unglück sei, welches der Gewittersturm anrichtete. Zitternd und bebend schlichen die Einheimischen nach Hause, ungewiß, ob sie dasselbe auch auf der Stelle antreffen würden, wo sie es verließen. Die Fremden blieben dort, wo sie sich bei dem Ausbruche des Unwetters gerade befanden und erwarteten frierend den kommenden Morgen.

Er kam in der allertrübseligsten Gestalt. Der Sturm grollte noch von ferne und die Elbe ging hoch. Aus einzelnen vorüberfliegenden Wolken rieselte ein feiner Sprühregen herab. Ohne Sang und Klang

bestiegen die durchnäßten Fremdlinge ihre Jollen und Ever und kehrten nach Hause zum warmen Herdfeuer zurück. Die Einheimischen traten zagend hinaus in den Garten und auf das Feld; kehrten aber mit erleichtertem Herzen zurück. Das Unwetter war freilich ein entsetzliches gewesen; aber die Hand des Herrn hatte es von den eigentlichen Kornfeldern und Wiesen fern gehalten. An einer Stelle hatte der Sturm ein gutes Beutestück hingeworfen und die es gewahrten, begrüßten es mit einem Ausrufe des Staunens und fragten erst im Scherze, dann aber im vollen Ernste: „Mein oder Dein?"

Wilken Sumfleth und Gerd Hinsch traten zu gleicher Zeit aus ihren Häusern und gingen sich entgegen, um sich an den Landesgränzen einen guten Morgen zu bieten und sich zu vertrauen, was während der vergangenen Nacht über sie verhängt ward. Bevor sie sich so nahe kamen, um mit einander sprechen zu können, warfen sie einen Blick auf die Elbe, welche noch immer grollend und murrend nach überstandenem Kampfe nicht zur Ruhe kommen konnte. Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde standen sie da und staunten das Unglaubliche an.

Vor ihnen lag ein grüner Erdfleck, der risch aus dem Wasser emporgestiegen war. Er befand sich dem

Ufer so nahe, daß man ihn hätte springend erreichen mögen. Der Umfang war gering und die Lage so niedrig, daß die Wasser theilweise darüber hinflutheten. Allein Land war es; wirkliches, unbestreitbares Land; ein angeschwemmtes oder empergehobenes, wie es der Stromgeist in seiner Laune den Anwohnern wie einen lockenden Köder hinzuwerfen pflegt.

„Nachbar Hinsch, siehst Du das?" fragte Wilken Sumfleth und Jener entgegnete:

„Sehe es wahr und wahrhaftig. Ein Schlickhaufen, mit einer grünen Mütze auf dem Kopfe."

„Kann größer werden mit der Zeit und aus der Mütze wird ein grünes Kleid!" fuhr Wilken Sumfleth fort. „Wer weiß, ob sie nicht morgen früh ein Paar Ellen an jeder Seite zugenommen hat."

„Giebt eine gute Schafweide ab," bemerkte Gerd Hinsch nachdenklich.

„Kuhweide!" verbesserte Wilken Sumfleth „Für die Schafe ist das Futter zu hart, aber die Kühe gedeihen sichtlich dabei."

„Gut dann, Kuhweide," sagte Gerd Hinsch nachgebend. „Will mir ein Paar magere Holsteiner zulegen."

„Du?" fragte Wilken Sumfleth verwundert. „Hast ja kaum Futter genug für Deine beiden braunen und

für die gelbgraue, die drei Mal mehr frißt, als sie an Milch dafür wiedergiebt."

„Und was wird mit dem da?" fragte Gerd Hinsch, auf die Insel im Strom zeigend. „Siehst Du nicht, was das ist?"

„Das ist mein!" antwortete Wilken Sumfleth entschieden. „Das liegt meinem Acker zunächst und ich bin hannöversch."

„Du hast ein schlechtes Augenmaß," lachte Gerd Hinsch. „Der gelehrte Doctor, der neulich hier war, sagte, die Republik ist im Wachsen und nun wächst sie sichtbarlich, denn was da auf dem Wasser schwimmt, gehört mir als Hamburger."

Die Ilsabe und der Berend, von der Sehnsucht getrieben, sich einen guten Morgen zu bieten und beunruhigt über das ungewöhnlich lange Ausbleiben der Väter, kamen noch zur rechten Zeit, um den Ausbruch eines Kampfes um das Mein und Dein einer Sache zu verhüten, deren Vorhandensein sie bislang nicht ahnten.

„Es ist gut," sagte Gerd Hinsch, den Bitten der Tochter nachgebend. „Ich schweige jetzt still. Aber von meinem Rechte gebe ich nichts auf und wenn Du Dich nicht in Gutem fügst, mußt Du es mit Gewalt."

„Gewalt wird mit Gewalt vertrieben!" erwiederte

Wilken Sumfleth, der seinen Sohn zur Seite schob und eine herausfordernde Stellung einnahm. „Ich nehme mir einen Advocaten."

„Das thue ich auch!"

„Ich gehe damit an die Regierung!"

„Und ich supplicire an den Senat!"

Immer heller schlugen die Flammen zum Dache heraus, während das Inselchen, im Wasser schwankend, sich bald hob, bald senkte, als ob es nicht wisse, was es thun oder lassen solle.

Die Kunde von dem Länderzuwachs war indessen auf der ganzen Insel, sowohl im Chur-Hannöverschen, als im Hamburgischen Antheil ruchbar geworden und kaum war es den bittenden Kindern gelungen, die zürnenden Väter auseinander und nach Hause zu bringen, als die Neugierigen sich auf dem Deiche sammelten und das stattgehabte Ereigniß mit Handschlagen begrüßten.

Große Gedanken reifen nur allmählich, also auch diejenigen, welche unter der Hirnschale der beiden Nachbarn entstanden. Am ersten war Wilken Sumfleth mit den seinigen einig, als er seine Wohnung verließ und der kleinen Kathe zuging, die unter zwei hochaufgeschossenen Linden hart am Kirchenwege liegt.

Dort wohnte Dirk Külpel, ein Tausendkünstler in

seiner Art. Er zimmerte oder mauerte, wie es verlangt ward,' als ein zünftiger Gesell und wußte zur Noth auch mit dem Pinsel umzugehen, wenn es eine Hausthüre, oder eine Fensterlade anzustreichen galt, was er schillern nannte. Der Mann der drei Gewerke, wie er auf der ganzen Insel hieß, kam dem Wilken Sumfleth, der bei ihm anklopfte, mit der Mütze in der Hand entgegen. Er führte ihn in seine Wohnstube, die zugleich Werkstatt und Polterkammer war, schob ihm einen Schemel hin und fragte nach dem Begehr des werthen Gastes. Dieser brachte sein Anliegen vor und als es geschehen war, sagte Dirk Külpel:

„Soll pünktlich besorgt werden. Verlasse Er sich darauf. Und wenn Ihn Jemand fragt, warum? antworte Er nur: Darum! Der Dirk Külpel hat es gesagt, dann glaubt es alle Welt!"

So ging nun Wilken Sumfleth beruhigt seines Weges, das heißt, in die Krugwirthschaft des Claus Harms, um von dem Zuwachs zu reden und mit hochmüthigen Blicken auf den Gerd Hinsch herabzusehen, der dort ebenfalls sein Gläschen trank und gar nicht darnach aussah, als ob ihn das hochmüthige Wesen des Nachbars niederbeugte. Sie begehrten tüchtig gegeneinander auf und als die Mittagszeit herankam, ver-

ließen ſie den Krug, der Eine durch die Vorder-, der Andere durch die Hinterthür. Und da ſie nicht auf dem gebahnten Wege neben einander gehen wollten, gingen ſie über Wieſen und Aecker mit vielen Mühen und im weiten Bogen, ihrem nahen Ziele zu.

Gegen Abend fanden ſich die jungen Leute bei der Hollunderhecke zuſammen und Alſabe, die auf Alles wohl Acht gab, was in dem Nachbarhauſe vorging, fragte:

„Weißt Du nicht, was Dein Vater im Sinn hat?“

„Nichts weiß ich,“ entgegnete Berend. „Als ich ihn darnach fragte, antwortete er nur: Das wird ſich morgen finden. Was kümmert uns im Grunde heute ſchon, was wir erſt morgen finden ſollen? Beeile Dich nur, daß Deine Brautkiſten in Ordnung ſind, denn auf Martini iſt Hochzeit.“

Der neue Tag brach an und mit ihm begann ein Schauſpiel, das ſich am Tage vorher geheimnißvoll vorbereitete.

Mit dem erſten Morgengrauen begann die Vorſtellung, der es nicht an Zuſchauern fehlte. Dirk Külper hatte nicht reinen Mund gehalten und müſſiges Volk ſtrömte dem Deiche zu, um zu ſehen, was ſich daſelbſt begeben würde.

Wilken Sumfleth ließ nicht auf ſich warten. Er

trat in das Freie hinaus, bewaffnet mit einer Bohnenstange, die er im Arm trug, wie der Soldat sein Gewehr. Das obere Ende war sorgsam verhüllt. Jenseits der Hofthür sagte er zu seinem Sohne, der sich anschickte, ihm zu folgen:

„Du bleibst hier und denkst daran, daß wir heute mehr sind, als wir gestern waren. Daraus folgt von selbst, daß es mit des Nachbars Hinsch seiner Ilsabe nichts ist. Das kannst Du ihr nur sagen, wenn Du heute Abend wieder bei ihr über die Hollunderhecke guckst. Ich will höher mit Dir hinaus."

Mit diesen gewichtigen Worten schritt er fürbas.

Unter den Zuschauern, die sich mit jedem Augenblicke mehrten, befand sich auch Gerd Hinsch, der allen Bewegungen seines Nachbars folgte.

Wilken Sumfleth begab sich an die Außenkante des Deiches und stieg dort in einen Kahn, womit er nach der neu entstandenen Insel hinüberfuhr, welche seit gestern an Umfang und Höhe gewonnen hatte. Er trat an das Land, sah sich überall um, befreite die Spitze der Bohnenstange von der Umhüllung und stieß sie mit voller Kraft in das Erdreich. Darauf schwenkte er die Mütze um den Kopf und rief drei Mal nach einander Hurrah: ohne daß ein befreundetes Echo diesen Jubel wiederholte.

Die erſtaunten Zuſchauer erblickten an dem obern Ende der Stange eine weiße Tafel, die mit ſchwarzen Zeichen bedeckt war. Was dieſe vorſtellten, konnte Keiner erkennen, außer Jan Wriede, der lahme Steuermann, der ſeinen Kieker unter dem Arme trug, den er jetzt in die gehörige Lage vor das Auge brachte.

„Wie lauten die Worte?“ fragte der Krüger Claus Harms den lahmen Steuermann, der ſein fleißigſter Kunde war, und Jan Wriede antwortete nach einer Pauſe:

„Nun wiſſen wir es. Da ſteht es geſchrieben: Chur-Hannöverſches Gebiet! Wilken Sumfleth!“

„Das wäre der Teufel!“ rief Gerd Hinſch, der zu dieſer Gruppe getreten war, und fügte hinzu:

„Ich leide es in Ewigkeit nicht.“

Weiteres vermochte er nicht hervorzubringen, denn Wilken Sumfleth, der ſein Werk vollbracht hatte, kam mit ſeinem Kahne zurück und ward ob ſeiner Heldenthat begrüßt und von allen Anweſenden bis in ſeine Wohnung geleitet.

Ein Hurrah für Chur-Hannover!

Am Nachmittage empfing Dierk Külper, der Tauſendkünſtler, einen neuen Beſuch und das war Gerd Hinſch, der ein abſonderliches Anliegen hatte, das er vom Herzen herunter ſprach. Dierk Külper rieb ſich

vergnügt die Hände, versicherte hoch und theuer, daß Alles zur rechten Zeit fertig sein solle, und machte sich sofort an die Arbeit. Er gelobte, darüber nicht ein Wort aus dem Hause verlieren zu wollen, und um ganz sicher zu sein, gab er es seiner Hausmagd in Verwahrung, die es aber wohl nicht recht behütet haben mußte, denn am andern Morgen war der Kamm des Deiches mit eben so zahlreichen Besuchern angefüllt, als Tages vorher.

Als Wilken Sumfleth aus seinem Hause kam, wußte er nicht, was er sagen sollte, und sah geschwind nach dem Eilande, von welchem er gestern feierlich Besitz ergriff. Das Eiland war auch richtig da, allein die Stange schien ihm nicht da zu stehen, wohin er sie steckte, sondern mehr seitwärts und von seiner Gränzmarke möglichst entfernt. Er schüttelte mit dem Kopfe, allein ehe er noch seinem Bedenken Worte leihen konnte, berührte Gerd Hinsch seine Schulter und sagte:

„Das war nichts gestern, Nachbar. Heute ist es besser. Und nun es so steht, siehst Du wohl ein, daß Dein Behrend kein paßlicher Schwiegersohn für mich ist und daß ich höher mit ihm hinaus will, weil ich es dazu habe."

Er deutete dabei mit der Hand nach dem Eilande,

welches er sich durch einen kühnen Griff eroberte, und eilte nach Hause.

Das erste Meisterstück, welches Dierk Külper anfertigte, trugen die neckischen Wellen spielend davon, das zweite aber, daß an Schönheit und Grazie mit seinem Vorgänger wetteiferte, zeigte die Inschrift:

„Hamburger Gebiet. Gerd Hinsch."

Mein oder Dein! Der Kampf war im vollsten Gange.

Er war es. Anfangs zwischen zweien Nachbarn, die im guten Einverständniß mit einander lebten, bis das verhängnißvolle Mein oder Dein wie ein Zankapfel vor ihre Füße rollte. Aber wie im Gebirge die Schneeflocken sich zusammenballen und im Herabrollen zu einer Lawine anwachsen, die Alles mit sich fortreißt, bildeten sich auf dem Eilande zwei Partheien, die sich drohend gegenüberstanden.

Jan Wriede, der Steuermann, entschied sich für Chur Hannover. Er stemmte seinen Kieler als Marschallstab in die Seite und sammelte seine Getreuen um sich, die er wehrhaft machte zu Wasser und Land.

Claus Harms, der Gastwirth, vertheidigte die Rechte der Stadt Hamburg. Weniger kriegerisch gesinnt, als sein Gegner, zog er es vor, auf dem Wege der Diplomatie zu verhandeln, und ließ alle Versamm-

lungen in seiner Gaststube stattfinden, was zugleich eine sinnige Finanz-Speculation genannt werden konnte, denn er stand Denen am Tapfersten bei, die am meisten von seinem Biere tranken.

Von den Worten schritt man zur That. Reibungen fanden an den Gränzmarken statt und die neu entdeckte Insel, welche sich zweier Columbusse rühmen konnte, gerieth in Gefahr, der Schauplatz eines erbitterten Kampfes zu werden. Wilken Sumfleth schwur, nicht zu wanken, und leistete den Eid auf den Kieker des ihm verbündeten Steuermannes. Gerd Hinsch spottete seiner Ohnmacht und stützte sich auf seinen Bundesgenossen, den Krüger Claus Harms, der oft in die Lage gerieth, eine gleiche Hülfe für sich wünschenswerth zu finden. Auf beiden Seiten war guter Wille und großer Eifer; die vollen Köpfe und die leeren Kannen bezeugten es.

Ueber die natürlichen Gränzen der Insel war die Kunde von den daselbst stattgefundenen Ereignissen bald gedrungen. Das hochlöbliche Harburger Amt, sowie Ein Edler Rath der freien und Hansestadt Hamburg erfuhr von dem Vorhandensein einer neuen Insel in dem Elb-Archipel, sowie von den Aufregungen, welche das Erscheinen derselben unter den beiderseitigen Unterthanen hervorrief. Beide Staatsgewalten setzten sich

in Einvernehmen und nachdem die gehörige Menge Papier in dieser Angelegenheit vollgeschrieben war, einigte man sich über das Verfahren, welches gleich Anfangs vorgeschlagen, aber vielfach bemängelt ward.

Von Seiten des Harburger Amtes erschien der erste Justizbeamte desselben, begleitet von einem kundigen Ingenieur-Geographen. Von Seiten Hamburgs erschien derjenige Herr Senator, welcher die Würde eines Prätors der Marschlande bekleidete, in Begleitung des städtischen Wasserbau-Directors. Beide Herren wechselten die Vollmachten gegen einander aus, versprachen sich amicable Behandlung und sinceres Soulagement, verabredeten ein gemeinsames, vergnügliches Convivium und begaben sich dann an Ort und Stelle, um den Zankapfel in genauen Augenschein zu nehmen.

Aber es wehte nicht mehr die milde Johannisluft, wie in jenen Tagen, da die Insel, welche zum Zankapfel geworden war, nach einem heftigen Gewitter aus dem Strome an das Licht stieg, eine Mischung von Schlick und Kley, die sich mit einer grünen Decke bezog, als die Sonne darauf zu scheinen begann. Es war eine feuchtkalte October-Brise, die den gestrengen Herren den halbgefrorenen Nebel dermaßen in die Augen trieb, daß sie die Insel nur mit Noth und Mühe entdeckten, obgleich sie nahe davor standen.

Der Beamte von Chur-Hannover, Amtes Harburg, wollte dem Herrn Prätor aus Höflichkeit das erste Wort gönnen, allein Seine Wohlweisheiten nahm es nicht an, sondern behauptete, das Amt zu Harburg habe die gerechtesten Ansprüche darauf, vor allen Andern gehört zu werden, weil Chur-Hannover den größten Theil des nordalbingischen Archipels beherrsche. Das wollte Jener nicht gelten lassen, sondern behauptete, in allen Elb-Angelegenheiten gebühre Hamburg das erste Wort, dieweil die hochansehnliche Stadt um diesen Strom sich die unsterblichsten Verdienste erwerbe, indem sie alle Tonnen und Baaken, sowie alle Leuchtfeuer auf eigene Kosten unterhalte, was nie genug zu rühmen sei.

Bei diesen Worten flog über das verdrießliche Gesicht des Secretairs ein vieldeutiges Lächeln, denn derselbe dachte an das größte Hinderniß der Elbschifffahrt, vor welchem keine Baaken und Leuchtfeuer schützten, nämlich an die Hannoversche Zolljacht zu Brunshausen, die kein noch so geschickter Lootse von der Stelle zu bugsiren verstand.

Während die beiden Herren fortfuhren, sich in dieser Weise zu complimentiren und die Ungeduld der Umstehenden, die nicht dabei betheiligt waren, mit der Minute wuchs, begann der Himmel seine Schleusen

zu öffnen und es stürzte ein mit Schneeflocken und Hagelkörnern vermischter wolkenbruchartiger Regen herab, so heftig, daß die Gegend rings umher unter Wasser stand und die hohen Schiedsrichter froh waren, in der nahe gelegen Wohnung des Gerd Hinsch ein Unterkommen zu finden, wo Ilsabe zitternd des Ausgangs harrte und wenig Vertrauen zu den Trostsprüchen ihres geliebten Behrend hatte, der sie in dieser verhängnißvollen Stunde nicht verlassen wollte.

Gerd Hinsch öffnete die Hofthür so weit, daß der Senator und der Justizmann zugleich eintreten konnten und sich nicht erst um den Vortritt zu complimentiren brauchten. Wilken Sumfleth war ihnen dicht auf der Ferse, zum großen Verdruß des Nachbars. Er wollte die gestrengen Herren nicht einen Augenblick allein lassen, sondern drängte sich absichtlich vor, weil er sie durch seinen Anblick günstig für sich zu stimmen glaubte. Wilken Sumfleth hatte eine große Meinung von seiner Persönlichkeit.

Unter Dach und Fach waren die Herren; allein der Regen fuhr fort, in Strömen zu fließen, und der Weg nach dem Wirthshaus, wo der leckere Mittagsschmauß hergerichtet ward, war weit. Da entschloß sich Behrend, sich für die Gäste seines Schwiegervaters aufzuopfern und ein Fuhrwerk ausfindig zu

machen, womit die geſtrengen Herren ungefährdet weiter befördert werden könnten. Ehe er indeſſen ging, wechſelte er einige Worte mit ſeiner Geliebten, die kopfnickend zuſagte.

Milde geſtimmt durch die Ausſicht auf eine baldige Erlöſung wandten ſich die geſtrengen Herren an die Väter, von denen ſie wußten, wie ſehr ſie bei der Sache betheiligt waren. Allein bevor dieſe ſich einigen konnten, wer von ihnen zuerſt das Wort nehmen ſollte, faßte ſich die Ilſabe ein Herz und ſagte in fliegender Haſt:

Euer Geſtrengen, Herr Senator und Wohlweisheiten, Herr Juſtiz, das iſt Alles nichts. Wollte, die Inſel wäre gar nicht da, dann hätte ich meinen Bräutigam noch. Und wenn Wohlweisheiten, Herr Juſtiz, nicht Sein Wort dazu giebt, kriege ich ihn im Leben nicht wieder."

Lächelnd über die ſeltſamen Prädicate, welche ihnen beigelegt wurden, veranlaßte der Commiſſair für Chur-Hannover die Väter, die ſich dazwiſchen legen wollten, zum Stillſchweigen und der Prätor der Marſchlande forderte ſeinerſeits die hübſche Dirne freundväterlich auf, ihr Herz vollends auszuſchütten und auf einen milden Spruch zu hoffen.

Das that nun die Ilſabe rechtſchaffen, und den

gestrengen Herren wurde Nichts erlassen von der Idylle von Finkenwerder, worin die Hollunderhecke die größte Rolle spielte, nebst der Insel, die jeder der Väter für sich beanspruchte und sich dadurch für angesehener und für zu bedeutend hielt, um mit dem ärmeren Nachbar in Verwandtschaft zu treten.

Kopfschüttelnd hörten die Gestrengen diese Beichte. Mißbilligend blickte Alt-Hamburg auf die hochmüthigen Väter und Chur-Hannover rüstete sich zu einer salbungsreichen Rede über die Tugend der Uneigennützigkeit, was ihm besonders wohl anstand, als Behrend in großer Aufregung eintrat und laut aufschrie:

„Sie ist weg!"

„Die Kutsche?" riefen die Gestrengen, von der Bank auffahrend, und der junge Mann fuhr fort:

„Die Insel! Mit der Ebbe gerieth sie in's Treiben und dann hat der Strom sie verschlungen. Nun können sie sich nicht mehr streiten und es bleibt mit uns bei'm Alten."

Das Unwetter draußen ging allmählich zu Ende, aber hier drinnen begann es mit verdoppelter Kraft zu toben. Es endete mit einem allgemeinen Aufbruch, und von Regen triefend, langten allesammt auf dem Deiche an, um mit eigenen Augen zu schauen, was der Behrend ihnen verkündete.

Da wurden die Gesichter der Herren Commissaire noch einmal so lang, die sich von Sturm und Unwetter so arg gefoppt sahen, dann aber brachen sie in ein lautes Lachen aus und der Prätor der Marschlande sprach:

„Wir wollen gute Miene zum bösen Spiel machen, Herr College, und Euch, Ihr alten Querulanten, rathe ich dasselbe. Werft Euern Aerger der versunkenen Insel nach und legt die Hände der Kinder in einander, so ist Euere Dummheit wieder gut gemacht."

„Die Kutsche ist da!" rief Behrend. „Und der Krüger läßt sagen, daß die Mittagskost fertig ist."

Da verstummte die ermahnende Rede des Prätors und beide Commissarien waren mit einem Sprunge im Wagen.

Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob die Väter der Weisung des Prätors folgten und die Hände der Liebenden in einander legten; allein es ist aus dem Kirchenbuche zu ersehen, daß genau vierzehn Tage nach diesem Vorgange das Aufgebot bestellt wurde.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.